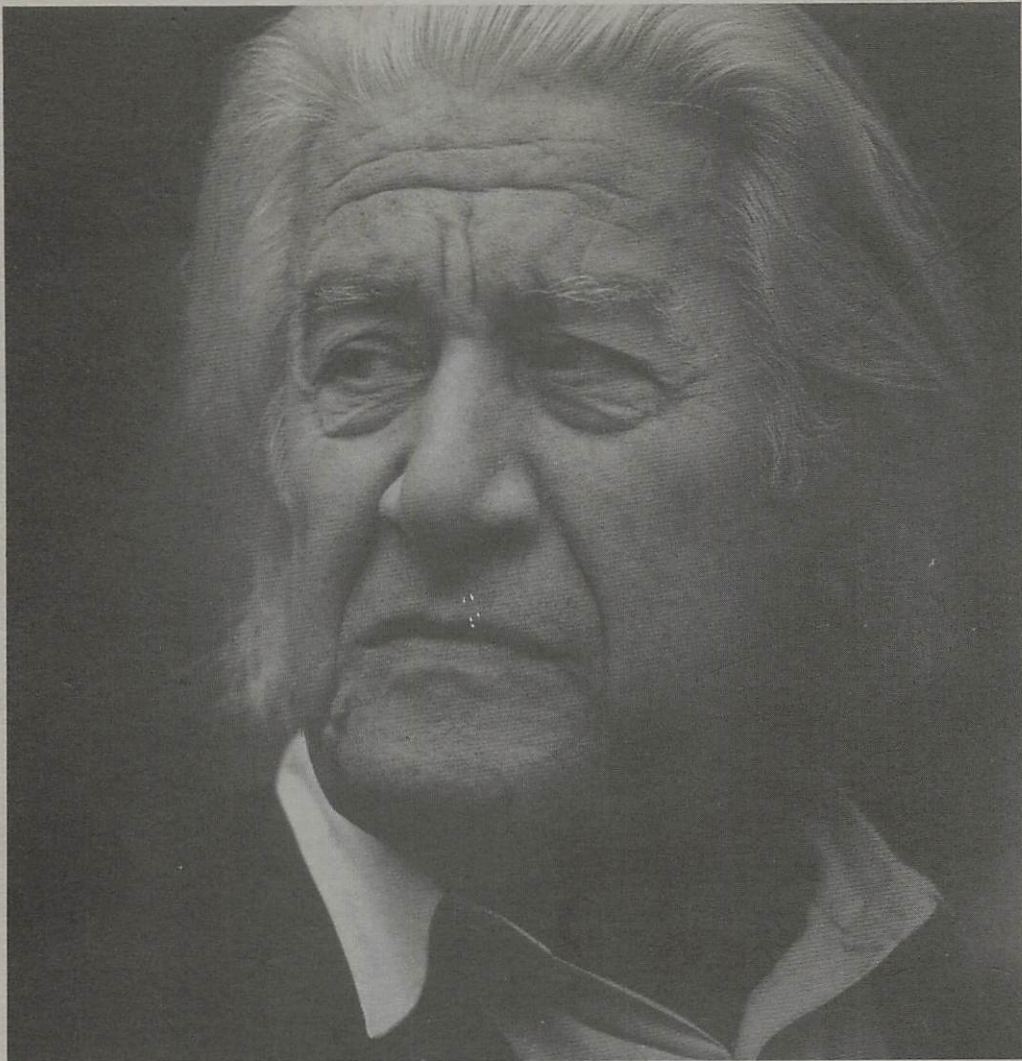


Münchner Philharmoniker



SERGIU CELIBIDACHE
(1912 - 1996)

Pressespiegel

Umschlagfoto: Konrad R. Müller

Die Landeshauptstadt München betrauert den Tod ihres Ehrenbürgers

Generalmusikdirektor
Sergiu Celibidache

Mit Sergiu Celibidache verliert München einen großartigen und außergewöhnlichen Künstler, der mit seiner unvergleichlichen Musikalität und seiner Leidenschaft zur Perfektion die Münchner Philharmoniker zu Weltruhm geführt hat. 17 Jahre lang stand der Maestro an der Spitze des städtischen Orchesters und prägte mit ihm eine neue Musikepoche. Mit seinem sensiblen und zugleich radikalen Musikempfinden lehrte er uns neues Hören. Die Musikstadt München hatte in ihm einen Repräsentanten und Botschafter, der in aller Welt sehr geschätzt wurde. Wir verneigen uns vor Maestro Celibidache in Hochachtung und Dankbarkeit und trauern um unseren herausragenden Chefdirigenten und Ehrenbürger der Stadt München.

Für den Stadtrat der Landeshauptstadt München,
für die Münchner Philharmoniker, den Philharmonischen Chor
und für alle musikinteressierten Münchnerinnen und Münchner

Christian Ude
Oberbürgermeister

Münchner Rathaus Umschau

Mittwoch, 9. Oktober 1996

Terminhinweise:

Meldungen:

Dank an Sergiu Celibidache

(9.10.1996) In der Gedenksitzung des Münchner Stadtrats für den verstorbenen Generalmusikdirektor Sergiu Celibidache führte Oberbürgermeister Christian Ude unter anderem aus:

„Daß Sergiu Celibidache nach seinen ersten Konzerten mit den Münchner Philharmonikern im Februar 1979 dem Ruf der Stadt folgte und im Juni des gleichen Jahres sein Engagement als Münchner Generalmusikdirektor begann, war für das Orchester und für die Musikstadt München ein Glücksfall, wie er sich auch hier nur selten ereignet.“

Der Ehrgeiz und das Ziel von Sergiu Celibidache waren es von Anfang an, aus den Münchner Philharmonikern wieder einen Klangkörper mit Weltgeltung zu machen. München, so sagte er, „verdient und muß ein Weltklasseinstrument haben, auf dem es sich ausdrücken kann“.

Die Münchner Philharmoniker zu einem solchen Weltklasseinstrument zu formen – Sergiu Celibidache hatte nicht nur den Mut, dies öffentlich zu versprechen, er hatte auch die Kraft, dieses Versprechen einzulösen, und das binnen kürzester Zeit.

Schon wenige Jahre nach dem Beginn seines Engagements haben die Münchner Philharmoniker tatsächlich den musikalischen Quantensprung zum Weltorchester geschafft, heute sind sie gefragt und gefeiert wie kaum je zuvor; und dabei haben sie sich ihr Renommee allein auf den Konzertbühnen erspielt, denn auf dem Schallplattenmarkt waren auch sie mit Sergiu Celibidache nicht präsent.

Die Münchner Philharmoniker sind unter Sergiu Celibidache zu einem glänzenden Botschafter der Musikstadt München geworden.

Mehr und mehr sind Sergiu Celibidache und seine Münchner Philharmoniker darüber hinaus aber auch in die Rolle eines kulturellen Repräsentanten der Bundesrepublik Deutschland gewachsen, der für die Bundesregierung und den Bundespräsidenten immer häufiger zur ersten Wahl wurde, wenn es darauf ankam, wichtigen Anlässen den richtigen musikalischen Rahmen zu geben.

Bewunderung und Verehrung aber fand er vor allem für die charismatische Ausstrahlung, die ihn als Künstler und Musiker ausgezeichnet hat. Für eine weltweit wachsende Gemeinde war Sergiu Celibidache ein wahrer Musik-Philosoph, ein genialer Klangzauberer, einer der letzten musikalischen Moralisten, ein Pädagoge, der aus einem Orchester und seinen Musikern mehr herauszuholen vermochte, als diese selbst für möglich hielten.

Und gerade der Pädagoge Celibidache, der mit einer unglaublichen Energie und Akribie daran ging, seine Vorstellungen von Musik seinem Orchester und seinen Schülern weiterzugeben, wird auch noch in die Zukunft wirken. „Ich möchte“, so sagte er in einem Gespräch mit Harald Eggebrecht während der Spanien-Tournee der Münchner Philharmoniker 1983 in Madrid, „daß (im Orchester) dieser Stil bleibt, auch wenn ich nicht mehr da bin.“

Die Landeshauptstadt München als Trägerin der Münchner Philharmoniker und das Orchester selbst werden alles tun, um den Stil und die Qualität, für die Sergiu Celibidache gearbeitet, gestritten und gekämpft hat, um den internationalen Rang, den das Orchester heute einnimmt, auch in Zukunft zu bewahren. „Er weiß, daß er hier geliebt wird.“ So lautete ein Musiker-Zitat in einer früheren

Ausgabe der Philharmonischen Blätter, und das war sicher nicht zu hoch gegriffen.

Zum anderen hat auch die Stadt Sergiu Celibidache alle Zeichen der Anerkennung gegeben, die sie geben konnte: 1982 war das die Medaille „München leuchtet – Den Freunden Münchens“ in Gold, 1987 folgte die Goldene Ehrenmünze und 1992 schließlich die höchste städtische Auszeichnung überhaupt, die Verleihung des Ehrenbürgerrechts durch meinen Vorgänger Georg Kronawitter.

Wir verneigen uns vor einem der großen Dirigenten dieses Jahrhunderts. Die Landeshauptstadt München wird ihrem Generalmusikdirektor und Ehrenbürger Sergiu Celibidache auch in Zukunft ein ehrendes und dankbares Andenken bewahren.“



Der große Celi ist tot

Chefdirigent der Münchner Philharmoniker starb mit 84

b.k. München
Der große Dirigent Sergiu Celibidache ist tot. Am Mittwoch starb er, 84jährig, auf seinem Landsitz bei Paris. Seit seinem Sturz vor zwei Jahren in Florenz, am Beginn einer Europatournee, bei dem er sich

einen Oberschenkelhalsbruch zuzog, hatte er sich nicht mehr richtig erholt.

Der gebürtige Rumäne Celibidache war seit 1979 als Generalmusiker der Stadt Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, die unter

seiner Leitung Weltgeltung erreichten. Das letzte Konzert unter „Celi“ fand am 2. Juni in der Philharmonie statt. Heute wird er in Frankreich beerdigt. Einen Nachruf und die ersten Stimmen zum Tod des Dirigenten lesen Sie auf Seite 7.

Sergiu Celibidache starb 84jährig bei Paris

Er hat uns das Hören gelehrt

Siebzehn Jahre mit Münchens Philharmonikern – eine Epoche ist zuende

Am 7. September wollte Sergiu Celibidache mit seinen Philharmonikern die Münchner Konzertsaison eröffnen. Eine Bruckner-Reise nach St. Florian sollte folgen: Auch der schon schwerkranke Celibidache hatte nicht aufgehört zu planen. Die Musik, sein Orchester waren sein Leben. Am Mittwoch ist er auf seinem Landsitz bei Paris im Alter von 84 Jahren gestorben. Seit sei-

nem Sturz vor zwei Jahren in Florenz, am Beginn einer Europa-Tournee, bei dem er sich einen Oberschenkelhalsbruch zuzog, hatte er sich nicht mehr richtig erholt. Er mußte auf seine geliebten Fernreisen verzichten, immer wieder Konzerte absagen, mußte sich wegen Herz- und Kreislaufproblemen im Krankenhaus behandeln lassen. Heute wird er in Frankreich beerdigt.

„München hat Sie ins Herz geschlossen“ – in diesem schlichten, aber gerade für einen besonderen Moment ganz unaufdringlich richtigen Satz gipfelte im Juni 1992 des damaligen OB Georg Kronawitters Rede, mit der er den achtzigjährigen Sergiu Celibidache als Ehrenbürger der Stadt München feierte. Und Celibidache darauf, sichtlich gerührt:

„Ich bitte Gott, daß er mir die Kraft gibt, die Menschen, die an mich geglaubt haben, nicht zu enttäuschen und danke für die brüderliche Umarmung“. – Hier kam Wärme von beiden Seiten. Entsprechend tief trifft der Abschied.

Unbequemer, der System-Räcker zum Stehen brachte. Als großer Störer wurde er gefürchtet („Genial zwar, aber...“).

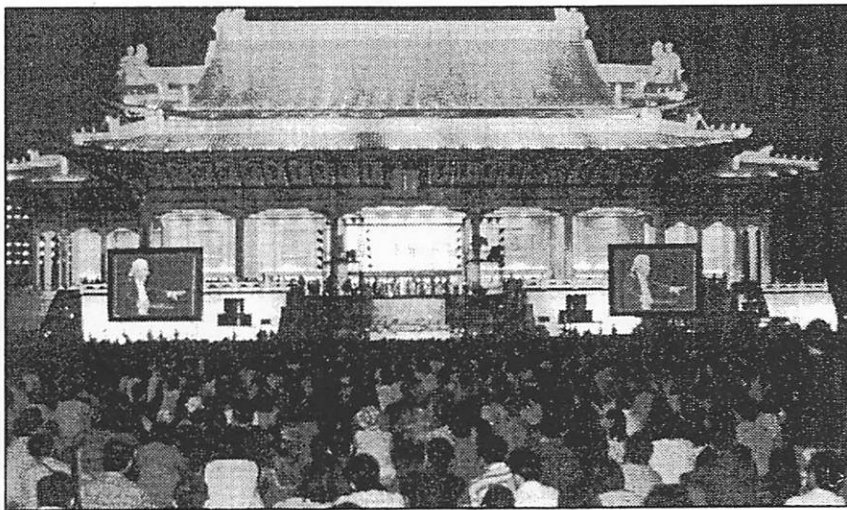
Trotzdem blieben Ruf und Ruhm unversehrt. Einer, der sich treu bleibt, sich nie und nimmer umbiegen läßt, rührt ja auch an einen tiefen Punkt im Gewissen selbst vieler Kompromißler. Man spürt, daß der Unbeirrbar recht hat, nicht der Mitmacher. Und daß es diesem Mann ernst war mit dem, was er als musikalische Wahrheit erkannt hatte, das haben selbst seine Gegner nicht geleugnet.

Wer sich dem Phänomen Celibidache von außen näherte, blieb immer bei dem hängen,

zu seinem Instrument formte („Weltklasse“ hatte er bei seinem Antritt versprochen, und er hat es wahr gemacht) über so viele Jahre hinweg wieder und wieder zu hören. Er hat uns Zuhörer und seine Musiker zusammen erzogen. Was das wirklich bedeutet: Aufeinander zu hören, sich in jeder Note als Teil eines Ganzen mit einer genauen Funktion zu fühlen – seine Musiker wissen es, zeigten es, und die Zuhörer nahmen es im gleichen Sinne auf.

Reiche Jahre, während derer bei Celis Konzerten die Philharmonie bis zum letzten Platz ausverkauft war, neue Abonnementreihen aufgelegt werden mußten, die Besucher in Scharen, auch aus dem Ausland, zu den Konzerten nach München reisten.

Die Philharmoniker, unter Celibidache so begehrt wie nie zuvor, führten mit ihm in die Welt, gastierten immer wieder – mit Bruckner vor allem – in Japan, waren in Taiwan, in Südamerika, natürlich auch überall in Europa. Bewegend die spontane Reise 1990 in das be-



Celibidache auf dem Bildschirm: Übertragung für 35000 in Taipeh

Foto: Zimpel

Celibidache und seine feste Bindung zu den Münchner Philharmonikern (seit 1979): Es waren seine konzentriertesten und künstlerisch ertragreichsten Jahre. Nur einem einzigen Ziel verpflichtet, „Bedingungen zu schaffen, unter denen Musik entstehen kann“, hatte er jahrzehntelang schroff überall dort die Arbeit abgebrochen, wo er die Sache der Musik gefährdet sah. Äußerlich schien er ein Unsteter, ein

was er *nicht* gemacht hat: Keine Schallplatten vor allem – offenbar ein Unding für Menschen im Medienzeitalter. Und doch hat er recht, wenn er erklärt, was die Platte nicht kann: „Die ursprüngliche Spontaneität wiederherstellen. Die göttliche Präsenz, die ist ganz ausgeschlossen“.

Umso größer war das Glück der Münchner, diesen Dirigenten und sein Orchester, das er sozusagen vor unseren Ohren

freite Rumänien, Celibidaches Heimatland.

Es gefiel ihm auch durchaus, daß „seine“ Philharmoniker oft die Funktion eines deutschen Repräsentationsorchesters erfüllen durften: Mit Kohl in Rußland, mit Weizsäcker in Spanien.

Und auf den Wunsch des damaligen Bundespräsidenten Weizsäcker hin dirigierte Celibidache 1992 auch noch einmal – nach 38 Jahren – die Berliner



Siebzehn ertragreiche Jahre in München: Sergiu Celibidache

Foto: Gebhardt

„Wir verdanken ihm viel“

Ministerpräsident

Stoiber: „Die musikalische Welt hat einen ihrer ganz großen Dirigenten verloren. In Celibidache haben sich interpretatorische Kraft und Kreativität mit äußerster Akribie und der charismatischen Ausstrahlung eines großen, mitreißenden Musikers verbunden“.

Kultusminister Zehetmair: „...einer der größten und souveränsten Dirigenten der Gegenwart. Wir alle verdanken ihm viel.“

SPD-Landesvorsitzende Renate

Schmidt: „...ein musikalischer Botschafter Bayerns in der ganzen Welt“.

Winfried Zehetmeier, ehemaliger Kulturbürgermeister, 1979 mit Kulturreferent Kolbe für die Verpflichtung Celibidaches verantwortlich: „Als ich ihm da mit einem Blumenstrauß zum erstenmal gegenüberstand... das sind schon große Feldherren... Celibidache hat uns das Musikhören neu erleben lassen.“

Philharmoniker, an deren Pult nach dem Krieg, als ihr Chefdirigent Furtwängler noch nicht entnazifiziert war, sein Stern aufgegangen war. Daß sich das Orchester 1954, nach Furtwänglers Tod, für Karajan als Nachfolger entschied, hat ihn bitter getroffen.

Die großen Jahre der Reife in München, die ihn, aller immer wieder einmal aufbrechenden Kräche zum Trotz, hier zu Hause sein ließen, mögen ihn reich entschädigt haben.

Uns bleibt die Dankbarkeit. Streng, unnachgiebig hat uns Celibidache an die Kandare genommen, uns Hören gelehrt, wie wir es zuvor nicht konnten, hat uns Musikerlebnisse beschert, die Kopf und Herz geweitet haben, und nun werden wir an ihn denken, wann immer uns einer bei Brahms, Ravel, Mussorgsky, Bruckner ein Placebo unterschiebt statt der Wahrheit.

BEATE KAYSER



Fein-Abstimmung vorm Orchester

Foto: Rick E. Schulze



Das Publikum dankt

Foto: Fiegel



Freitag, 16. August 1996

Der Tod des Maestro + Der Tod des



Der junge Celibidache: Brillant, gutaussehend, umschwärmt – und sehr erfolgreich.

Foto: Ullstein

Der große Celi ist tot



König der Sinfonie, Magier der Musik und Sphinx der Dirigenten: Sergiu Celibidache. Mit ihm leuchteten München und die Philharmoniker.

Foto: Reto Zimpel

● **Sergiu Celibidache starb mit 84** ● **Er galt als Genie** ● **Schon heute Beerdigung bei Paris**

München/Paris – Als Zauberer des Taktstocks wurde er international gefeiert und verehrt, das Publikum jubelte – mit ihm haben die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen ganz großen charismatischen Dirigenten verloren: Generalmusikdirektor Sergiu Celibidache (84) ist am Mittwoch in Paris, wo er einen Wohnsitz hatte, gestorben. Seit mehr als zwei Jahren war er

schwer herzkrank. Celi galt als einer der genialsten Dirigenten dieses Jahrhunderts. Musiker, die mit ihm arbeiteten, empfanden dies als höchste Erfüllung ihres Berufs. Die Philharmoniker, deren Chef er seit 1979 war, führte er auf Welt-Niveau. Als Celi starb, waren seine Frau Iona und Sohn Serge bei ihm. Schon heute wird der Maestro in Neuville-sur-Essonne bei Paris beerdigt. S. 2 u. 3

Er gehörte zu den Giganten wie Karajan und Klemperer

Trauer und Bestürzung nach dem Tod Celibidaches

Die Kulturwelt trauert, Münchens Musikszene ist ärmer geworden, Rumänien hat ein Idol verloren. Reaktionen auf den Tod von Sergiu Celibidache:

Ministerpräsident Edmund Stoiber: In Celibidache haben sich interpretatorische Kraft und Kreativität mit äußerster Akribie und der charismatischen Ausstrahlung eines großen, mitreißenden Musikers verbunden. Bayern ist stolz und dankbar, daß Celibidache den Freistaat zum Mittelpunkt seines Schaffens gemacht habe.

Oberbürgermeister Christian Ude: Celibidache hat sich die Liebe und Verehrung des Münchner Musikpublikums immer wieder aufs neue erobert. Die Musikfreunde fieberten seinen Auftritten im Gasteig entgegen, seine Konzerte werden der Musikwelt im Gedächtnis bleiben.

Kultusminister Hans Zehetmair: Celibidache ist einer der größten und souveränsten Dirigenten der Gegenwart. Er hat die Münchner Philharmoniker mit seiner begnadeten Kunst zu einem Klangkörper geformt,

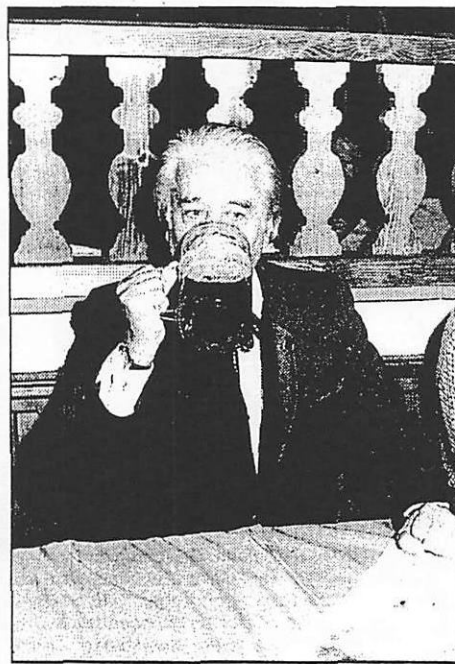
der zu den absoluten Spitzenorchestern gehört.

SPD-Chefin Renate Schmidt: Er war ein musikalische Botschafter Bayerns der Extraklasse in der ganzen Welt. Mit seinem Tod ist das kulturelle Leben Bayerns ärmer geworden.

Iosif Sava, Kritiker aus Bukarest: Die Musikwelt hat einen der größten Dirigenten aller Zeiten verloren. Er gehörte zur Generation der Kolosse wie Karajan und Klemperer. Im Februar 1995 sagte er mir in einem Interview, er wolle nach Rumänien zurückkehren.



AZ-Herausgeber Anneliese Friedmann mit Cell. Er bekam 1995 den „Ehrenstern des Jahres“.



Durstiger Gast auf Wiesen: Celibidache beim Oktoberfest 1981. Fotos: Zimmermann, Schütte



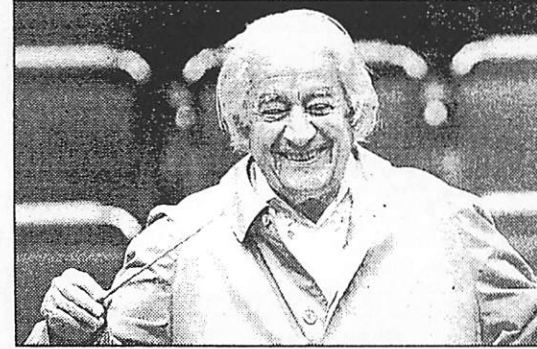
Ein seltenes Familienfoto: Celibidache mit seiner Frau Iona und Sohn Serge in Berlin. Foto: Neumeister

Maestro + Der Tod des Maestro + Der Tod des Maestro +

Der große Celi bei der Probenarbeit. Erst vergnügt ...



... dann mürrisch, unzufrieden, wild gestikulierend ...



... und dann wieder strahlend, wenn alles geklappt hat.

Er brachte Töne zum Leuchten

Der große Celi starb am Mittwoch in Paris – seine Frau und sein Sohn waren bei ihm

Von Marianne Reißing

Die traurige Nachricht kam aus heiterem Himmel: Sergiu Celibidache, Münchens gefeierter Generalmusikdirektor, ist mit 84 Jahren in Paris gestorben. Im September hätte er die neue Saison der Münchner Philharmoniker eröffnen sollen – erst letzte Woche wurden die Einladungen verschickt. Noch am 2. Juni konnte ihn das Münchner Publikum in der Philharmonie erleben, wo „Celi“ nun seinen letzten musikalischen Auftritt hatte. Wie immer seit seinem Ober-

schenkelhalsbruch vor zwei Jahren, ließ sich der auf einen Stock gestützte Maestro ganz langsam auf die Bühne führen – und zeigte sich dann mit Schubert, Mozart und Beethovens Zweiter Sinfonie in einer fast nicht mehr erwarteten Hochform, die jeden altersbedingten Pessimismus wegfegte. Der am 28. Juni 1912 in Rumänien geborene, charismatische Dirigent war einer der genialsten dieses Jahrhunderts. Als er nach mehreren Herzinfarkten am Mittwoch in Paris starb, waren seine Frau Ioana und sein Sohn Serge bei ihm.

„Celi“, seit 1979 an der Spitze der Münchner Philharmoniker, war in dieser Zeit der berühmteste Musiker Münchens. Er führte das Orchester auf ein Welt-Niveau. Musiker, die mit ihm arbeiteten, fühlten sich im siebenten Himmel, empfanden es als höchste Erfüllung, unter diesem Dirigenten spielen zu dürfen. Doch das hatte nicht

„Er haßt die Oper, und ich bin so froh, weil ich sie auch hasse. Ich war so froh, denn als ich ihn kennenlernte, dachte ich, mamma mia, wenn er Oper liebt, was mache ich dann?“
Ioana Celibidache über Gemeinsamkeiten

unbedingt mit Magie, sondern vor allem mit konsequenter, harter Probenarbeit zu tun. Eine Stunde lang konnte sich Celibidache mit acht Takten aufhalten – und das Ergebnis gab ihm recht: ein Orchesterklang von außergewöhnlicher Plastizität. Da leuchtete jede einzelne Stimme. Nur selten kamen die Münchner gerade in der letzten Saison in den Genuß dieses typischen „Celi“-Klangs. Denn der seit Jahren schwer herzkrankte Maestro hatte die meisten seiner Auftritte wegen Schwächeanfällen absagen müssen.

Sergiu Celibidache – ein Guru, ein Anhänger des Zen-Buddhismus, ein Fanatiker der Musik, ein Orchester-Erzieher,

-Dompteur und -Tyrann? Ein unergründbarer Mensch, ein Querulant, ein stiller Wohltäter und Mäzen, ein geheimnisvoll attraktiver Mann, der als Student in Berlin das weibliche Geschlecht magnetisch anzog und dem noch als weißhaarigem Greis die Damen jeglichen Alters und aller Herren Länder in kaum verhohlener Anbetung huldigten? „Celi“ war alles – und alles mit einer Intensität, einem Total-Einsatz seiner Körper- und Geisteskraft, für die ein Leben zu kurz sein mußte.

Die Musik-Welt ist arm geworden ohne diese Sphinx der Dirigenten, ohne diesen rumänischen Ahasver, der mit seinen Interpretationen noch bis zu persönlichen Feindschaften

„Natürlich ist er nervös, er hat eine große Verantwortung. Aber er kann nichts halb machen. Er ist ein vollkommener Mensch, wie ein Heiliger.“ Ioana Celibidache über ihren Mann

führende Diskussionen um ein Für oder Wider entfachen konnte. Einem Celibidache mußte man sich stellen – als Musiker, als Arbeitgeber, als Zuhörer, als Kritiker. Und wenn er gleich

mit allen wortgewaltig, spitzzünftig bis bissig haderte – vorbehaltlos geliebt hat er gewiß sein Publikum, dem er zum wahren Erfahren seines Musikverständnisses die Tür zu allen Proben öffnete.

Sergiu Celibidaches Leben begann am 28. Juni 1912 in Roman in der nördlichen Industrie-Provinz Moldau. 1990, als er nur wenige Wochen nach dem Sturz des Ceaucescu-Regimes mit seinem Orchester nach Bukarest reiste, besuchte er noch einmal Jassy (Provinz Moldau), die Stadt seiner ersten Musik-, Philosophie- und Mathematik-Studien. Nach dem Militärdienst entzog er sich der väterlichen Aufsicht nach Bukarest, war dort Pianist in einer Tanzschule, dann zog es den jungen Musiker mit den wilden schwarzen Locken nach Paris. 1936 immatrikulierte er sich in Berlin, 1945 dirigierte er erstmals die Berliner Philharmoniker.

Man liebte sich, das Orchester berief den 33jährigen 1946 zum Chefdirigenten – als Statthalter von Wilhelm Furtwängler. Sechs Jahre später war „Celi“ mit den Berlinern zwar hoffnungslos zerstritten, aber er räumte den Chefessel ja für ein zeit lebens hoch verehrtes Vorbild: Furtwängler. Tief verletzt hat es Celibidache, als Berlin 1955 Herbert von Karajan zum neuen Chef berief.

So konträr diese beiden Dirigenten zu sein schienen, in ihrem Wesen, ihrem Geltungsbedürfnis, ihrem Drang nach Anerkennung, ihrem fanatischen Perfektionswillen in und mit der Musik, in der Radikalität ihrer Interpretationen waren sie sich ähnlicher, näher als sie es sich vielleicht jemals selbst bewußt waren. „Karajan ist wie Coca Cola“, eine von „Celis“ legendären Kollegen-Verurteilungen, war nicht Haß, es war unheilbares Verletztsein.

Nach außen hin machte Celibidache Karriere, war auch ohne die Berliner Philharmoniker in der westlichen Hemisphäre ein anerkannter, begehrter Dirigent. Doch wenn er Chef wurde – ob beim Rundfunkorchester in Stockholm (1961) oder Stuttgart (1972) –, endete die künstlerischen Ehen im Streit ohne Versöhnungs-Aussichten.

Celibidache war kompromißlos, nicht nur in seinem Urteil über Dirigenten-Kollegen: „Mehrere Sachen stören mich bei dem Wort Kollege. Meine Kollegen sind die Orchestermusiker, und die tun, was ich tue. Aber die anderen Dirigenten – sind keine Musiker. Es ist ein kommerzieller Betrieb. Manchmal muß ich aus gesellschaftlichen Gründen in ein Konzert gehen, aber ich leide wie ein Wahnsinniger. Was da gemacht wird, ist Betrug. Junge Russen, junge Amerikaner – die größte Katastrophe. Die Standardisie-



Schlußaplaus: Maestro Sergiu Celibidache genießt den Beifall. Dann tritt er ab.

Fotos: Reto Zimpel

rung aller Reaktionen ist natürlich zum Teil durch die Platte gekommen.“

Die Platte, auch ein Reizwort für Celibidache. Wo Karajan sich hundertfach für die Ewigkeit dokumentieren ließ, verweigerte sich – Raubpressungen und Rundfunkmitschnitte konnte er nicht verhindern – der stolze Rumäne. Er wollte seine Musik unverfälscht von eigenwilligen Tonmeistern gehört und erlebt wissen; für ihn gab es nur *live*, den Konzertsaal.

Celibidaches Debussy, Ravel, sein Rossini, Sibelius, Beethoven, Brahms, Mozart, die späte Konfrontation mit Bachs „h-

AZ

Moll-Messe“, sein Bruckner – dieser Dirigent konnte Wechselbäder bereiten: Feinster Klangsinne, weite Melodiebögen, subtilste dynamische Nuancierungen, gleichsam bekenntnisthafter Ausdruck eines musikalischen Missionars entrückten an einem Abend in glückseligen Stimmungen, versetzten in Trance – und stürzten am anderen ins schale Gefühl manierter Selbstdarstellung eines Interpreten, dem sinfonische Werke in schöne Einzelteile von höllischer Länge zerfielen.

Das Tempo, Celibidaches Tempo, da teilten sich, je älter der Münchner Generalmusikdirektor wurde, die Geister. Es wurde oftmals schwer, sein Credo mitzubeten: „Wir hören mit der Zeit viel mehr, weil das Bewußtsein geläutert ist. Man hört noch mehr rein in die Mu-

sik denn als junger Mensch. Meine Aufnahme von Bruckners Vierter als junger Mensch, die war sehr ungeduldig. Jetzt höre ich alles sehr viel ruhiger, geduldiger.“

Ja, ruhiger war „Celi“ geworden in den 17 Jahren mit den Münchner Philharmonikern, Geduld hat er wohl bis zuletzt nur vorgetäuscht – um des lieben Friedens willen, des Strejens ein wenig müde. Die für seine Verhältnisse lange Ehe mit dem Orchester – nur seine bürgerliche Ehe mit der Rumänin (und Malerin) Ioana war dauerhafter – begann mit grenzenloser Liebe und spontan erbitterten Krächen. Wie oft ließ er sich erst am Flughafen besänftigen, wie oft schmollte er in seiner Pariser Wohnung an der Place Victor Hugo oder in seiner Mühle in Neuville? Ja er

ließ sich sogar von OB Georg Kronawitter persönlich entlassen (1984), um zwei Monate später – hätte er die Oper nicht so abgrundtief gehaßt – zu singen: Ritorna vincitor! Er kehrte als Sieger heim nach München, diktierte Geschäftsordnungen, Personal-Kündigungen, seine Millionen-Gagen, wer mit ihm und in seinem Orchester musizieren durfte.

Die „schwarze Liste“ für Dirigenten und Solisten funktierte – nicht immer zum Wohl des Orchesters –, der Stadtrat kroch zu Kreuz. Das über 30-Millionen-Unternehmen Münchner Philharmoniker ging auf Weltreisen, warf als Hauskapelle der Bundesregierung sogar die Berliner Philharmoniker aus dem Rennen. 1989 konnte „Celi“ sagen: „Ich hatte vor zehn Jahren mein Herz für die kleine, aber grüne Stadt München entdeckt und dachte als anerkannter Exzentriker: Was sie nicht ist, kann sie noch werden.“

Als Sergiu Celibidache 1979 an die Isar kam, um die seit Rudolf Kempes Tod (1976) verwaisten Philharmoniker zu „erziehen“, schrieb er sich in die Präambel seines künstlerischen Katechismus: Die Münchner werden ein Welt-Spitzenorchester, hoch über den Wiener und den Berliner Philharmonikern. „Celi“ war, spätestens seit der USA-Reise 1989, davon überzeugt, es geschafft zu haben. Ob es ihm dauerhaft gelungen ist, das müssen nun seine „Familie“, die Erben seines hohen Anspruchs beweisen – die Münchner Philharmoniker.

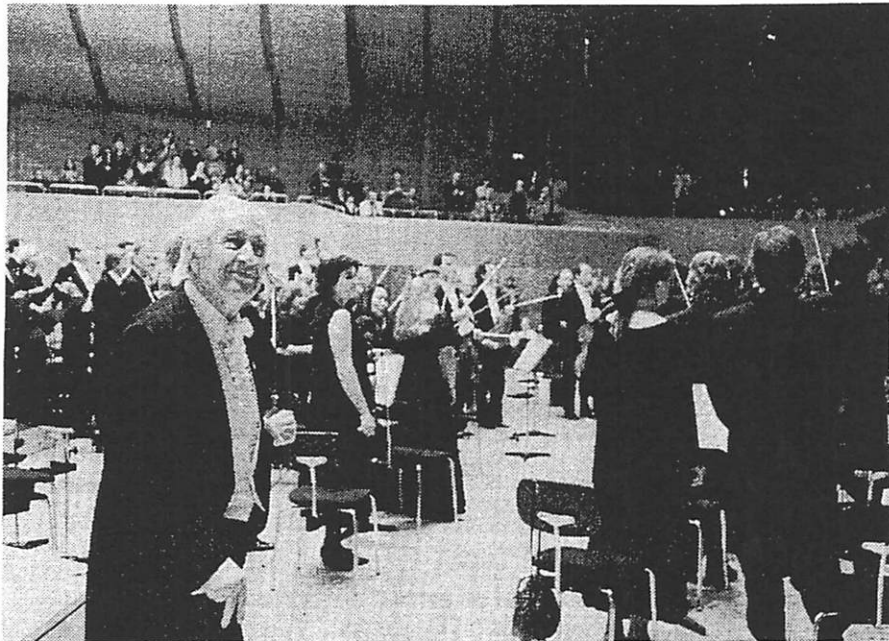


Der außergewöhnliche Dirigent, Zeit seines Lebens ein Mann der Frauen. Er liebte das Schöne und Anmutige. Foto: Burmeister

16. August 1996

Maestro Celibidache – von der Welt bewundert, von den Münchnern geliebt

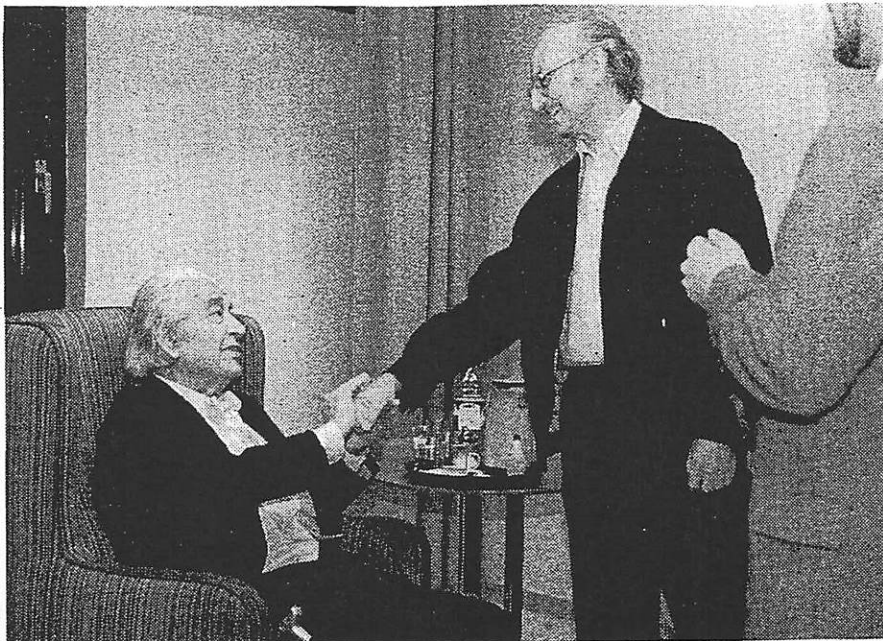
Kollegen und Freunde über einen Menschen und Musiker, der weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt war als einer der letzten großen Dirigenten unseres Jahrhunderts



CELIS LETZTES KONZERT in der Philharmonie. Der Münchner Photograph Jörg Oberheide begleitete den Maestro für eine Buch-Reportage.



BEGINN DER KARRIERE: Sergiu Celibidache bei einer Probe im März 1950 als vorläufiger Nachfolger Furtwänglers mit den Berliner Philharmonikern.



LEBEWOHL: Sergiu Celibidache verabschiedet sich nach seinem letzten Konzert von dem Fagottisten Richard Popp. Photos: Jörg Oberheide (2)/SZ-Archiv

Lorin Maazel ist Chefdirigent des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks.

„Mit dem Tod von Maestro Sergiu Celibidache hat die Musikwelt einen großen Freund und Verteidiger verloren. Denn in diesem Jahrhundert gab es niemanden, der einen heftigeren Kampf gefochten hätte, um die Kunst der Interpretation zu verteidigen und somit das höchste Niveau auf den Konzertpodien zu erhalten und zu fördern. Celibidaches Integrität, seine Echtheit, war für seine Kollegen beispielgebend, und seine Aufführungen gaben unschätzbaren Einblick in die Kunst der Musik. Eine unermessliche Zahl von Musikliebhabern, die seine Konzerte erleben und aus diesen schöpfen durften, wird ihn schmerzlich vermissen. Die Münchner Philharmoniker werden ihm stets aufs Tiefste verpflichtet sein für seine Hingabe zu ihnen und für den herausragenden Standard, den er gesetzt hat.“

★

Ingolf Turban war von 1985 bis 1988 Konzertmeister der Münchner Philharmoniker und lehrt derzeit als Professor an der Stuttgarter Musikhochschule. „Celibidache in Worten erfassen zu wollen, heißt für mich im Grunde, einen Widerspruch in sich aufstellen zu wollen.

Sein Einwirken fing ja eigentlich erst jenseits seiner Worte an. Diesen Giganten innerhalb unserer allzu oft so stromlinienförmig und halbherzig vor sich hinplätschernden Musikszene erlebte ich während der erfüllenden drei Jahre, in denen ich Konzertmeister seines Orchesters war, wie einen Fels in der Brandung. Unendliches Glück, wortlose Übereinkunft, das waren meine Empfindungen auch während der solistischen Auftritte mit ihm – unter ihm, klänge respektvoller. Aber ganz in seinem Sinne breche ich hier die förmliche Konvention. Das gemeinsame Entstehenlassen von Musik ließ zuweilen Sphären des Eins-Werdens in uns eindringen, die ein Geschenk bedeuten, ein ewiges und unverzehrbares. Ich bin Maestro Celibidache zutiefst dankbar.“

★

Helmar Stiehler gehört zum Vorstand der Münchner Philharmoniker.

„Celibidache war einer der letzten großen Dinosaurier der Musik, wenn ich das mal so salopp ausdrücken darf. Er war nicht nur bekannt durch seine Arbeit mit den Münchner Philharmonikern, sondern auch durch seine enorme Persönlichkeit, seine Ausstrahlung. Wir haben mit ihm praktisch die Welt erobert – und zwar ohne Medien, das darf man nicht unter-

schätzen. Celibidache war ja ein Plattenfeind; er hat keine Aufnahmen machen lassen, weil er meinte, man könne nicht auf Platten bannen, was man im Konzertsaal erzeugt. Das einzige, was er erlaubt hat, waren Live-Übertragungen und ein paar Bildplatten.“

Die Nachricht von seinem Tod kam jetzt doch sehr überraschend, obwohl man natürlich damit rechnen mußte. Celibidache war in der letzten Zeit ja sehr oft krank. Er hat sich aber, weil er so eine starke Natur war, immer wieder aufgegrafft, und auch das letzte Konzert bei uns noch wunderbar dirigiert.“

★

Peter Michael Hamel, Komponist.

„Er war mein Meister und Freund. Ich habe ihn geliebt und gefürchtet. Er hat uns viel geschenkt: Die Aufmerksamkeit für die bewußte Wahrnehmung dessen, was Musik denn sei – jenseits des Denkens. Obwohl wir alle mit dem nahen Ende des Meisters rechneten, bin ich doch schockiert von der Tatsache seines Todes. Ich habe bei seiner Familie angerufen, weil ich es nicht glauben wollte. Aber als ich am anderen Ende eine weinende Stimme hörte, da wußte ich: Es ist wahr. Heute nacht noch habe ich ein Band abgehört, auf dem Celi das Bartok-Kon-

zert für Orchester dirigiert. Ich wollte nur wissen, ob die Aufnahme komplett ist. Dabei merkte ich, daß genau an der leisen Stelle, bevor der Schluß-Rhythmus kommt, die Aufnahme plötzlich abbricht. Es war irgendwie gespenstisch. Ich habe das Bild von der Wand genommen, auf dem ich mit Celi abgebildet bin – das war ein seltsamer Moment. Und dann erfahre ich, daß er gestorben ist. Jetzt muß ich mich von ihm lösen, dachte ich, und ich dachte auch an vieles, was wir mit dem „Alten“ erlebt haben.“

★

Jörg Eggebrecht war langjähriger Orchestervorstand der Philharmoniker.

„Wir haben uns zum erstenmal im Pentahotel getroffen, als es darum ging, ob er nach München kommen würde. Celibidache war sehr gut gekleidet und war überhaupt von makelloser Erscheinung. Mein persönlicher Eindruck ging aber tiefer. Ich spürte seine ungeheure Ausstrahlung; ich dachte, wo der geht, ist hinterher ein Loch in der Erde. Dabei hatte man zuvor unglaubliche Dinge über ihn gehört, wie schrecklich er sich aufführe und wie ausgiebig er proben würde. Und dann stand ich ihm gegenüber und erlebte einen unendlich charmanten Mann, der auf mich zuing und sagte: Wie heißen Sie mit

Vornamen? Und dann: Jörg, von jetzt an sind Sie mitverantwortlich. Und dann saßen wir mit den übrigen Vorständen zusammen, und er sagte nur: Vielleicht geschieht ja ein Wunder. Der damalige OB Kiesel zeigte sich allerdings sehr kooperativ. Wir hatten einige Forderungen an die Stadt eingereicht, und dann kam Celi, und verlangte noch mehr. Neue Stellen vor allem, um auch die großen Werke spielen zu können. Er hielt das für unabdingbar, damit in Deutschland noch einmal ein Weltklasse-Orchester entsteht.“

Durch den Tod von Celibidache gibt es jetzt einen Bruch. Aber wir haben natürlich über die Nachfolge nachgedacht und stießen auf Simon Rattle, den Celibidache ausdrücklich befürwortete. Rattle ist noch jung genug, um eine längere Zusammenarbeit ins Auge zu fassen; er würde auch Maazel und Mehta sehr gut ergänzen. Wir müssen jetzt in die Zukunft denken, damit möglichst viel von dem erhalten bleibt, was wir mit Celibidache entwickelt haben. Aber für mich ist klar: Es ist eine Welt zu Ende.“

★

Christian Ude war als Oberbürgermeister Sergiu Celibidaches Arbeitgeber.

„Mit Sergiu Celibidache verliert München einen weltweit geachteten Ehrenbürger,

verliert die Musikstadt München eine herausragende und prägende Persönlichkeit, die mit ihrer unvergleichlichen Musikalität und einer Leidenschaft zur Perfektion sowie mit beispielhaftem pädagogischem Eros die Philharmoniker zu Weltruhm geführt hat. 17 Jahre lang stand der Maestro an der Spitze des städtischen Orchesters. Er hat sich in dieser Zeit nicht nur die Bewunderung, sondern auch die Liebe und Verehrung des Musikpublikums immer wieder aufs neue erobert. Seine Interpretationen vor allem der großen Symphonien der deutschen Klassik, der Romantik und der Spätromantik setzten Maßstäbe. Die Musikfreunde der Stadt fieberten seinen unvergeßlichen Auftritten im Gasteig entgegen. Seine großen Konzerte werden der Musikwelt im Gedächtnis bleiben. Die Musikstadt München hatte in ihm einen Repräsentanten und Botschafter, wie es ihn nur selten gibt. Obwohl wir um seine gesundheitliche Gefährdung wußten, hat uns die Nachricht von seinem Tod überraschend getroffen. Die Pläne, die er mit seinen Philharmonikern verwirklichen wollte, werden nun so nicht mehr in Erfüllung gehen. Die Musikstadt München ist um eine Künstlerpersönlichkeit ärmer geworden.“

cd/mau/fok



SERGIU CELIBIDACHE bei einer Orchesterprobe in München 1995

Photo: Regina Schmeken

Treu der Musik – und sich selbst

Sergiu Celibidache, einer der großen Dirigenten des Jahrhunderts, ist in Paris gestorben

Ein großer Künstler, der Dirigent Sergiu Celibidache, ist tot. Eine Musikepoche in München, wo Celibidache die Philharmoniker seit 1979 als Chefdirigent leitete – deren Physiognomie und Klang er unverwechselbar formte –, sie ist endgültig zu Ende gegangen. Die neunte, letzte Symphonie Anton Bruckners im oberösterreichischen Sankt Florian zu dirigieren, war ihm also nicht mehr gegönnt – Ende September hätte das Gastspiel des Orchesters unter Celibidaches Leitung stattfinden sollen. Der Weg in die barocke Stiftskirche, unter der in einer Gruft der Sarkophag des Komponisten steht, hätte wohl eine letzte Erfüllung, einen künstlerischen „Heimgang“ des 84-jährigen, nunmehr gebrechlichen Dirigenten bedeutet...

Bruckners symphonische Breite, seine musikalische Gedankentiefe, die so nur in Johann Sebastian Bachs Musik aufleuchtende Verwandtschaft von Schönheit und Geometrie, die Mischung von endlos langem Atem der musikalischen „Rede“ und phantastischer musikalischer Kombinatorik – ja, dieser alte Meister (der am 11. Oktober vor einhundert Jahren starb) war für Celibidache in den letzten Jahren der

musikalische Fixstern schlechthin. So hörten wir also Bruckners unvollendete Neunte im September 1995 auch als Celibidaches Testament, ohne es zu wissen, jedoch es ahnend. Was noch folgte, waren zwei Abgesänge: Mitte Januar das Mozartsche „Jeune homme“-Konzert und Beethovens „Eroica“, vor zweieinhalb Monaten Beethovens zweite Symphonie, dazu Mozarts düsteres d-Moll-Klavierkonzert. Kostbare Erinnerungen.

Celibidaches Wirken bedeutete etwas Besonderes. Für Tausende von Musikfreunden in München und in jenen großen Konzertsälen der Welt, in denen Celibidache (seit anderthalb Jahrzehnten übrigens nur noch mit seinen Münchner Philharmonikern) gastiert hat, ist eines evident: Da ist jemand gestorben, der nicht nur große symphonische Partituren brillant oder machtvoll erklingen lassen konnte, sondern einer, der die Musik selbst radikaler ernst nahm als sonst üblich, und der dafür zeitlebens gekämpft, immer alles gegeben, riskiert hat. Dieser Ernst, der gewiß aus der Liebe zur Musik und zu „seinen“ Musikern erwuchs, übertrug sich im Konzertsaal in der Regel auch auf die Zuhörer. Wie oft

spürten wir es – und waren ergriffen, gebannt. Ergriffen natürlich nicht vom Dirigenten (über den Celibidache oft genüsslich lästerte: aus dem Taktstock sei noch niemals ein einziger Ton gekommen), sondern allein von der Macht der Musik Beethovens oder Haydns, Tschaikowskys oder Bruckners, die unter seiner Leitung so plastisch erklingen konnte wie vielleicht nirgendwo sonst auf der Welt, so durchsichtig, geradlinig, aus ihrem Inneren so groß entfaltet – und nicht von außen dazu angetrieben, nur „gemacht“.

Celibidache, im rumänischen Roman am 28. Juni 1912 geboren, kam mit 24 Jahren nach Deutschland. Berlin, die deutsche Musik, Kunst und Philosophie haben ihn geprägt (er hatte bis fast zuletzt den Westberliner Paß). Soviel Musik (und Musikwissenschaft und Philosophie) hat Celibidache in Berlin studiert, und doch lernte er das Dirigieren hauptsächlich in der Praxis. Celibidache hatte das Glück des richtigen Moments, nachdem er Nazi-herrschaft und Krieg als „ewiger“ Student überlebt hatte: Weil Wilhelm Furtwängler (innerlich niemals Nazi) nach 1945 politisch kompromittiert und sein Orchester verwaist war, schleuderte es den jungen Rumänen mehr durch einen Zufall ans

Pult des Paradeorchesters. Hier fuhr er, Heißsporn wie Intellektueller; wie ein Tornado zwischen die Musiker und in die Musiklandschaft, die alten Photos eines genialischen Pultstars sind noch heute eindrucksvoll.

Furtwängler als Mentor

Mehr als vierhundertmal leitete der junge Celibidache die Berliner, er selbst ebnete Furtwängler die Rückkehr, selbstlos, dankbar – denn von ihm hatte er das Entscheidende, durch Live-Konzerte, gelernt: die unwiderlegbare Dynamik der Musik, das Lebendige des Klangs. Das Orchester jedoch entschied sich 1954 für Karajan als Furtwängler-Nachfolger – und Celibidache zog es in die Welt hinaus: Mexiko, Italien, Dänemark, Schweden.

Dort begann er, junge Musiker zu unterrichten, was ihn bis zu seinem Tode nicht mehr losließ (das Lehren hielt Celibidache für die wertvollste menschliche Tätigkeit). Er orientierte sich neu: Schluß mit dem die Musik oft nur durchrasenden Pultstar, hin zu einer vertieften Erkenntnis der Klangphänomene, Strukturgesetze. Sein alter Lehrer Heinz Tiessen hatte ihm, so erzählte es Celibidache lachend, die Leviten gelesen. 1975 holten ihn die Radiosinfoniker aus Stuttgart, dann riefen die Münchner Philharmoniker.

Es scheint tatsächlich so: Unser Musikhören, das Musikverstehen, das Klangbewußtsein – jedenfalls derjenigen, die sich den manchmal unbequemen Vorstellungen des Mannes nicht verschlossen – haben sich in diesen siebzehn Jahren, in denen Celibidache Generalmusikdirektor der Bayerischen Landeshauptstadt war, verändert; kaum merklich zunächst, dann immer stärker. Und die Münchner Philharmoniker wurden zu jenem „Weltorchester“, das „Celi“ – so wollte er freundschaftlich genannt sein in München – in Aussicht gestellt hatte, falls die Stadt bereit sei, die Bedingungen dafür zu schaffen: das Orchester quantitativ aufzustocken, qualitativ aufzuwerten. Er hat sein Versprechen gehalten.

Der Erfolg war hart genug erkämpft.

Denn Celibidache war nicht bloß am Beginn seiner Münchner Zeit leidenschaftlich umstritten. Gehörte er doch zu jenen, die, ohne es zu wollen, allein durch ihre hochgesteckten Ziele und ihre Kompromißlosigkeit polarisieren: bei Musikern, bei Kulturpolitikern und Kritikern, beim Publikum. Eine Figur wie Celibidache – unangepaßt, auf jede musikalische oder menschliche Schlamperei enttäuscht reagierend, manchmal zornig Schelte, auch gegen Kollegen, austeilend – versetzte immer in höchste Alarmbereitschaft: Celi begeisterte die einen, nervte die anderen.

Vielen ist die Krise, der große Krach von 1984/85 noch in lebendiger Erinnerung. Der „Maestro“, wie er von allen wie selbstverständlich angesprochen wurde, sah sich nach kurzer schwerer Krankheit und darauffolgenden Konzertsabsagen von der Orchesterleitung verraten, er grollte München, drohte mit Weggang. Wochenlang schien es hier nur ein kulturpolitisches Thema zu geben: Kommt er wieder oder nicht (ich durfte ihn schließlich in seiner Pariser Wohnung zu drei Gesprächsterminen aufsuchen), triumphal kam er Anfang 1985 wieder zurück in den Herkulesaal, nachdem der Orchesterdirektor so gut wie entmachtet worden war, Celi den glücklicheren Kulturreferenten wieder in die Arme schloß.

Dann wurde im Herbst desselben Jahres endlich die Philharmonie im Gasteig eröffnet (Celibidaches Programm des Festkonzerts exquisit, natürlich äußerst umstritten: Heinrich Schütz' „Exequien“ zum Gedenken an den Krieg und einen damals zerstörten Konzertsaal, Bruckners Fünfte als freudvolle Überwölbung). Und die große Zeit der Reisen, der Ernte von jahrelanger Aufbauarbeit, konnte beginnen: Japan mehrmals, Rußland, Rumänien, die Vereinigten Staaten und Kanada, wieder Südostasien, Lateinamerika, fast alle großen europäischen Musikstädte, außer – leider – London. Das Publikum – kein Plattenruhm war ihm irgendwohin vorausgegangen – war beeindruckt und jubelte, die Musikkritiker hatten oft genug ihre Hörkategorien neu zu ordnen, vielen gelang es auch: aufschlußreich noch immer die Lektüre...

War Celibidache schwierig? Und was war das Geheimnis seines Dirigierens, seiner Wirkung, der Faszination, die er ausstrahlen konnte? Sein Geheimnis lag zunächst so offen auf der Hand wie auch seine Proben offen waren für jedermann. Es ging Celibidache um die Musik, nicht um Macht oder Prestige, die man mit ihr erringen kann (daß er nicht weniger Gage haben wollte als jene Musiker, die es sich bequemer einrichten, gehört sozusagen zum Thema Gerechtigkeit, zum Stolz, den Celibidache sehr wohl besaß). Sein Ziel war es, auf direkte, natürliche Weise – nicht über den Umweg von Erklärungen, nicht durch „Denken“, wie er nicht müde wurde zu warnen – die Menschen zur

Musik hinzuführen. Andere *erleben* zu lassen, wie Musik *entsteht*.

Celibidache war beim Dirigieren ganz bei der Musik, im Augenblick präsent. Er kannte die Partituren und dirigierte – ein Geheimnis? – doch nicht aus dem Gedächtnis, routiniert, sondern aus dem Erleben. Eine kindliche Fähigkeit. Und dies war für ihn das Wichtigste: Musik, die merkwürdig flüchtige Zeitkunst, *ist* nicht, sondern sie *entsteht* und vergeht im Augenblick. Nichts anderes lag der Tatsache zugrunde, daß Celibidache keine Schallplatten aufnahm – für ihn unerlaubte Fixierungen einer Kunst, die vor allem eines ist: lebendig. Alles opferte er anscheinend dafür, daß er genügend Probenzeit erhielt, um die Musik richtig zu erarbeiten.

Des Maestros Hörbewußtsein

Andere Geheimnisse? Höchstens die Kraft seiner Persönlichkeit zur Intransigenz, der Mut zum Kampf für seine Musiker – um gute Bedingungen für die Musik. Aber vor allem seine besondere Fähigkeit, Musik nicht verdinglicht, sondern in ihrem Entstehen, als lebendigen Prozeß zu gestalten – sie *hörend* zu erfassen in allen ihren melodischen Linien, Rhythmen, Klangfarben und dynamischen Facetten einer großen symphonischen Partitur. Wer jemals in Celibidaches Proben saß, hat wohl nicht nur das Handwerk, das Gedächtnis, sondern vor allem das unglaublich wache Hörbewußtsein Celibidaches bewundern gelernt.

Der Tod Sergiu Celibidaches, so sehr er schmerzt, schafft in München nun klare, doch nicht leicht zu gestaltende Verhältnisse für die Zukunft. Celibidache war der gewiß interessanteste Außenseiter des kommerziellen Musiklebens, das er gnadenlos kritisierte, ein Figur wie aus Granit, der die Musik und ihre Würde kompromißlos verteidigte. Ein Glücksfall für München. Will die Stadt das Andenken dieses Mannes, dem sie soviel verdankt, hochhalten und ehren, dann muß sie dafür sorgen, daß Celis Orchester das erreichte Niveau halten kann, und daß es den Geist der Musik nicht an „Interessen“ verschleudert, an den omnipräsenten Kommerz verrät.

Die Plattenindustrie – der Markt ist schon gut bestückt mit Raubpressungen jeglicher Couleur und Qualität – macht gewiß Gewinn mit Celis Rundfunkbändern, wir aber, die wir atemlos in den Konzerten und Proben saßen, werden noch lange – und immer wieder – an diesen großen Dirigenten, einen Moralisten der Musik, denken. Was die Musikwelt verloren hat, das wird vielen erst im Lauf der Zeit deutlich werden. Was bei denen, die ihn in Konzerten und beim Unterrichten erlebt haben, bleibt, ist vor allem auch: Dankbarkeit.

WOLFGANG SCHREIBER

Celi startete als Tanzschulen-Pianist

Als Furtwänglers Assistent wurde der Rumäne schnell zum Star

Zunächst studierte er Mathematik und Philosophie, widmete sich dann aber bald schon ganz der Musik. Sergiu Celibidache begann als Pianist in einer Bukarester Tanzschule, bevor er nach Paris zog, um dort intensiv Musik zu studieren und zu promovieren. Schon als Student dirigierte Celibidache gastweise bei Hochschulkonzerten und im Rundfunk. Sehr schnell bekannt wurde er dann 1946 als Interimschef der Berliner Philharmoniker, die er als Assistent von Furtwängler übernahm, als dieser Auftrittsverbot hatte.

Als Furtwängler 1952 die Berliner wieder übernahm, widmete sich Celibidache diversen Gastdirigaten. Erst 1961 band er sich wieder fest: an das Schwedische Radio-Symphonieorchester. 1972 bis 1979 war er ständiger Gastdirigent des Stuttgarter Radio-Symphonieorchesters, danach Generalmusikdirektor der Münchner Philharmoniker als Nachfolger des 1976 verstorbenen Rudolf Kempe. Dabei gelang es ihm, die Philharmoniker bald zu einem international geachteten Orchester zu entwickeln, dessen Erfolge viele Kritiker verstummen ließen. Die Bindung zwischen Dirigent und Orchester war so eng geworden, daß auch ein ernsthafter Konflikt zwischen Celibidache, dem Orchesterdirektor und dem Kulturreferenten schließlich beigelegt werden konnte.

Unter den zahlreichen Tournées erregte die Reise nach Bukarest besonderes Aufsehen. Celibidache gastierte dort spontan mit den Münchner Philharmonikern, nachdem Ceaucescu gestürzt worden war. Ein weiteres historisches Ereignis war ein Gastdirigat bei den Berliner Philharmonikern auf Vermittlung des damaligen Bundespräsidenten von Weizsäcker. 38 Jahre lang hatte er den Berlinern nicht verzeihen können, daß sie nicht ihn, sondern Herbert von Karajan als Nachfolger Furtwänglers gewählt hatten.

Besonders in den letzten Jahren widmete sich Celibidache auch eigenen Kompositionen, unter anderem vier Symphonien, einer Suite für Orchester und einem Klavierkonzert. Aber auch als Komponist drängte sich Celibidache nie in die Öffentlichkeit, wie er auch Plattenaufnahmen scheute. Viele Schwarz-Mitschnitte kursieren deshalb unter Liebhabern, meist in Asien raubkopiert.

Zahlreiche Ehrungen bestätigten schon früh die internationale Bedeutung des Dirigenten, darunter das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern und der Orden Pour le mérite. Obwohl Celibidache in den letzten Jahren immer wieder Konzerte aus gesundheitlichen Gründen absagen mußte, gab es auch für die nächste Saison schon feste Programmpläne. HELMUT MAURÓ

Freitag, 16. August 1996

Abschied ohne Konzert

Wenn eine berühmte Persönlichkeit stirbt, schämt man sich manchmal fast ein bißchen für die erste Reaktion. Allenfalls Sätze wie „Schade – war ein toller Künstler“ oder „Kaum zu glauben, vor zwei Wochen sah er noch ganz gesund aus“ fallen einem ein, während seine Angehörigen und Freunde erschüttert und verzweifelt sind. Als gestern im Radio die Nachricht vom Tod Sergiu Celibidaches kam, war der erste Gedanke: Seine letzten Konzerte – alles verpaßt. Seit Jahren schon wußte man, daß Celibidache schwer krank ist, seit langer Zeit hatte man irgendwie im Gefühl, daß es nicht mehr lange dauern kann. Vielleicht sind Journalisten da ein bißchen realistischer, weniger sentimental; der Beruf bringt es mit sich, daß Todesnachrichten in erster Linie eben Nachrichten sind.

Ist das niederträchtig? Da stirbt einer der größten Dirigenten der Welt, und als erstes denkt man natürlich nur an sich selbst. Hätte man doch noch mal eine Bruckner-Symphonie von ihm gehört, wäre man doch noch einmal in einer seiner öffentlichen Proben gewesen! Erst so langsam wird einem bewußt, daß Celibidache für uns, die wir in dieser Stadt leben, mehr war als nur ein großer Künstler. Nicht nur, daß wir immer ein bißchen stolz darauf waren, daß „Celi“ (zu keinem paßte ein leutseliger Spitzname weniger als zu ihm) dieser Stadt eine Bedeutung verschafft hat, die jenseits von Wies'n und Deutschem Museum lag. Im Grunde war das Faszinierende an ihm, daß er so absolut unmünchenerisch war, wie man nur sein konnte; weder mischte er sich in politisches Gezänk ein (nicht mal in jenes um seine Gagen), noch sah man ihn auf Parties und bei rauschenden Festen. Der Mann war weltberühmt – doch er machte einfach nur Musik und arbeitete mit seinen Studenten. In einer Stadt, die Events so liebt, ist das schon ein Phänomen.

Man muß übrigens kein großer Musikkenner sein, um Celibidache schon jetzt zu vermissen. Wie er Photographen, Journalisten und auch städtische Honoratioren anraunzte, die bei Pressekonferenzen unbotmäßig dazwischenredeten, wie er zu laute Zuschauer bei seinen Proben auch mal aus dem Saal schickte – all das war so einmalig, so wenig mediengerecht, so un-stromlinienförmig, wie es bei großen Berühmtheiten, zumal im Konzertbetrieb, vermutlich nie mehr vorkommen wird.

Nur noch eine Bruckner-Symphonie von ihm... Vielleicht muß man sich für diesen Gedanken doch nicht schämen. (Nachruf und Berichte zum Tod von Sergiu Celibidache im Feuilleton und auf der Seite Münchner Kultur.) Arno Makowsky

Die Arbeit mit ihm war die Erfüllung

Trauer in München über den Tod von Chefdirigent Sergiu Celibidache. Hier einige Stimmen.

Oberbürgermeister Christian Ude: „Mit Sergiu Celibidache verliert München einen weltweit geachteten Erdenbürger, verliert die Musikstadt München eine herausragende und prägende Persönlichkeit, die mit ihrer unvergleichlichen Musikalität und ihrer Leidenschaft zur Perfektion sowie mit beispielhaftem pädagogischem Eros die Philharmoniker zu weltweitem Ruhm geführt hat. Diese Leistung und der kosmopolitische Mann wurden im Juni 1992 von der Landeshauptstadt mit der Ehrenbürgerschaft ausgezeichnet.“

Jörg Eggebrecht, Cellist: „Es war die Erfüllung, unter diesem Genie spielen zu dürfen. Da wußte man wieder, warum man Musiker geworden war.“

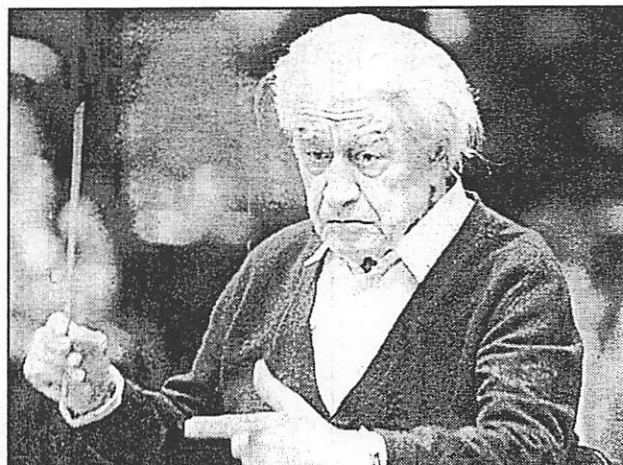
Winfried Zehntmeier, einer der Väter des Celi-Engagements: „Wir hatten zunächst gewisse Vorbehalte, weil Celibidache so ein ungemein schwieriger Mann war. Aber er hat sein Versprechen gehalten und aus den Münchner Philharmonikern ein ganz großes Orchester gemacht. Er hat

uns Musik völlig neu zu hören gelehrt.“

Hans Podiuk, Chef der CSU-Ratsfraktion: „Für München ist der Tod von Maestro Celibidache ein ungeheurer Verlust. Den Münchnern hat er große und unvergeßliche Stunden mit feinsten Musik beschert. Das ist durch nichts aufzuwiegen. Man kann seine Leistung für unsere Stadt gar nicht hoch genug einschätzen.“

Brigitta Roth, FDP-Stadträtin: „Das Besondere an Celibidache war eine ganz ungewöhnliche Individualität. Seine Leistung für München liegt nicht nur in seiner außerordentlich innigen Musikinterpretation. Sie liegt mindestens ebenso in dem Beweis, den er erbracht hat, daß eine höchstpersönliche Auffassung und Haltung zu großer Wirksamkeit gelangen kann, wenn sie glaubwürdig unkonsequent gelebt wird. So ist auch der Verlust dieses Menschen unersetzlich.“

Wolfgang Gaag, Solohornist: „Für uns Musiker ist er sehr lehrreich gewesen. Wir kannten die Stücke noch nicht so, wie er sie uns beigebracht hat. Ich bin sehr glücklich, daß ich das mitbekommen durfte.“



„Celi“ bei der Arbeit: eine seiner letzten Proben mit den Münchner Philharmonikern. Foto: Neumeister

Trauer um Celibidache



Sergiu Celibidache führte als Chefdirigent die Münchner Philharmoniker zu Weltruhm. Foto: dpa

„Sein Genius bleibt unvergessen“

München (mm/dpa) – Sergiu Celibidache, der Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, ist am Mittwoch im Alter von 84 Jahren in der Nähe von Paris gestorben. Die Nachricht vom Tode des Künstlers löste in der Musikwelt tiefe Trauer aus: „Wir sind erschüttert“, sagte der Orchestervorstand Helmar Stielor von den Münchner Philharmonikern.

Bundespräsident Roman Herzog würdigte in einem

Telegramm an Celibidaches Frau „einen Genius, der unvergessen bleiben wird“. Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber sagte, „die musikalische Welt hat einen ihrer ganz großen Dirigenten verloren“. Kultusminister Hans Zehetmair bezeichnete den Verstorbenen als einen der „größten und souveränsten Dirigenten der Gegenwart“. Münchens Oberbürgermeister Christian Ude erklärte, München verliere

einen „weltweit geachteten Erdenbürger“. Bayerns SPD-Chefin Renate Schmidt würdigte den Dirigenten als „musikalischen Botschafter Bayerns der Extraklasse“.

Der Intendant der Berliner Philharmoniker betonte, das Orchester gedenke mit großer Dankbarkeit „dieses der Musik bedingungslos hingeebenen Musikers und unerbittlichen Probierers.“ (S. Kommentar und Blickpunkte).

Celibidache entführte ins musikalische Paradies

Einer der ganz großen internationalen Pultstars ist gestorben –

Er verweigerte sich und die Seinen konstant der Schallplatte

Von Gabriele Luster

München – Unwiederbringlich – sein Bruckner, sein Brahms, sein Beethoven, sein Tschaikowsky, sein Haydn, sein Mozart – unwiederbringlich.

Sergiu Celibidache ist am vergangenen Mittwoch im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben. Über die genaue Todesursache ist noch nichts bekannt. Allerdings war Sergiu Celibidache in den vergangenen zwei Jahren mehrfach ernsthaft erkrankt. Neben einer Herzkrankheit litt der Stardirigent noch immer an den Folgen eines Oberschenkelhalsbruchs. Heute wird Celibidache in Paris beigesetzt.

Nicht nur München, die Musikwelt ist ärmer geworden. Er war ein Solitär. Gegen die Stromlinienform des Musikmarktes setzte er seine Ecken und Kanten: Er verweigerte sich. Er machte Musik, wie er sie in seinem tiefsten Innern für richtig hielt. Live und langsam und

stets seiner „Phänomenologie des Klanges“ verpflichtet. Damit irritierte er, verstörte er, trieb er seine Gegner auf die Palme und entführte seine Bewunderer ins musikalische Paradies. Celibidache schied die Geister. Ein Einfacher war er nie.

Am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien geboren, begann er an der Universität Jassy zunächst ein Studium der Mathematik und Philosophie, wandte sich aber rasch der Musik zu und setzte seine Studien in Paris, später in Berlin fort. Mathematik und Philosophie kamen wieder dazu, von zwei Dissertationen des besessenen, die Lehrer nur zu gern in ihre Schranken weisen den Studenten wird berichtet. Sie sind in den Endkriegswirren verschollen.

„Celi“ erringt auch ohne sie höchste philharmonische Würden. 1946 kürt das Philharmonische Orchester Berlin den jungen Rumänen zum Ersatzmann für Wilhelm Furtwängler, der, entnazifiziert, erst 1952 ans Pult zurückkonnte. Als Furtwängler 1954 starb, hegte Celibidache berechtigte Hoffnungen, doch Herbert von Karajan machte das Rennen und wurde Chef der Berliner Philharmoniker auf Lebenszeit. Erst 1992 kehrte der 80jährige Celibidache nach langem Groll zu „seinen“ Berlinern zurück – Bundespräsident Richard von Weizsäcker hatte ihn gebeten. Es wurde ein Triumph.

In den fünfziger Jahren arbeitete

Münchner Merkur

80336 München

Auflage (1t. STAMM '96)

(Sa: 248.5)

16.08.96



Sergiu Celibidache mit dem bayerischen Maximiliansorden. Foto: ap



So liebte ihn sein Publikum: Sergiu Celibidache in gewohnter Pose.

Foto: Werner Neumeister

Celibidache mit Orchestern in aller Welt und übernahm schließlich 1961 die Leitung des Schwedischen Radio-Symphonie-Orchesters. Von 1972 bis 1979 leitete er als Chef das Radio-Symphonie-Orchester Stuttgart.

Nachdem Celi seine besten Mannesjahre mit eher unspektakulären Orchestern und Auftritten zugebracht hatte – für Schlagzeilen sorgte damals mehr seine Kollegenschelte, die er vor jeder laufenden Kamera anbrachte – setzte er im Pensionistenalter zum fulminanten Endspurt an: Sergiu Celibidache wurde im Juni 1979 als Nachfolger von Rudolf Kempe zum Chef der

Münchener Philharmoniker berufen. Was aus dieser Liaison – der damalige Kulturreferent Jürgen Kolbe konnte bei der Berufung des Schwierigen nicht unbedingt von einem langen Verhältnis ausgehen – wurde, durften die Münchner in unzähligen Konzerten stauend erleben. Und auch die Welt hatte Anteil daran, denn zahlreiche Tourneen führten Celi und seine Philharmoniker durch Deutschland und Europa, in die USA, nach Südamerika und immer wieder nach Japan.

Musik und Politik verbanden sich auf besondere Weise, als Celibidache und seine Philharmoniker zu Beglei-

tern von Bundeskanzler Helmut Kohl wurden und bei dessen erstem Moskauer Besuch vor Michail Gorbatschow spielten. Nach dem Zusammenbruch des Ceausescu-Regimes in seinem Heimatland Rumänien kehrte Celibidache nach Bukarest zurück, um seinen Landsleuten mit seiner musikalischen Wahrheitsbotschaft Hoffnung zu machen. Und jüngst waren er und sein Orchester als musikalische Botschafter des vereinten Deutschland in Warschau mit dabei.

Die Qualität der Münchener Philharmoniker, die sich mit den Jahren zu einem sensiblen, in der symphoni-

schen Größtbesetzung doch immer kammermusikalisch aufeinander hörenden und reagierenden Edel-Instrument entwickelt haben, sind überall willkommen. Nur vor die Wohnzimmer der Zuhörer hat Celibidache einen Riegel geschoben: Konstant hat er sich und die Seinen der Schallplatte verweigert. Musik konnte für ihn keine Konserve sein, die auf Knopfdruck aus dem CD-Player strömt. „Musik ist nicht fixierbar. Wenn Sie die Fünfte von Beethoven spielen – es gibt sie nicht, aber sie entsteht jedesmal. Das ist die einzige Wahrheit.“ Nicht nur seine Musiker folgten ihm auf diesem

Weg, der Unsummen des Musikmarktes an ihnen vorbeifließen ließ. Auch seine Zuhörer begriffen immer deutlicher, wie recht der rigorose Lehrmeister (bei zahlreichen Dirigierkursen) hatte. Sie lernten – und durften es auch in allen öffentlichen Proben – von ihm, zu hören. Vieles nur allzu bekannte erschien da neu und unverbraucht wie etwa Beethovens oder Tschaikowskys Fünfte. Fasziniert bis hin zur Erschütterung erlebte das Publikum mit, wie Celibidache Anton Bruckners Klangdome in der Balance hielt. Oder wie er sehr spät doch noch zu einem Mozarttempo fand, das seiner Detail-Genauigkeit genügte und flotttere Gemüter nicht vergrätzte.

Und das Klavierkonzert Nr. 24 in C-Moll von Wolfgang Amadeus Mozart war auch das letzte Werk, das Sergiu Celibidache dirigierte. Am 2. Juni dieses Jahres stand er zum letzten Mal am Pult der Münchner Philharmoniker. Es sollte sein letzter öffentlicher Auftritt sein.

Celi „verführte“ viele. Nicht nur Musiker (sogar von den Berliner Philharmonikern) trieb es in seine Arme, auch Zuhörer verfielen ihm, litten, wenn die großen Meisterwerke der Klassik und Romantik ihnen von naßforschenden Taktschlägern um die Ohren gefetzt wurden.

Der große alte Mann mit den kleinen Gesten und dem sparsamen Lächeln ließ sich immer nur inmitten seiner Musiker feiern. Er brauchte sie und sie ihn. Seine Zuhörer hob Celibidache immer wieder hinein in den Prozeß des Werdens, der Spannung und Entspannung, der Wahrheitsfindung. Wer wird es nach ihm können?

Bild

UNABHÄNGIG · ÜBERPARTEILICH

MÜNCHEN

16. 8. 1996



Celi tot

Sein langer, qualvoller
Abschied und was er
für München bedeutete

Seite 3

Celi: Sein langer, qualvoller Abschied

Von CHRISTOPH ELFLEIN
München - Tiefgaragen-Einfahrt an der Frauenstraße, am Riegerblock: Ein BMW, dunkelblau, aus dem Fond schleppt sich ein betagter Herr, den leidenden Körper in hellbraunes Cashmere gehüllt. Ganz kleine Schritte bringen den Mann übers Trottoir zur Haustür.

Beerdigung heute bei Paris

Die letzten Bilder, die letzten Auftritte, die der große Sergiu Celibidache in München hinterließ. Heute, elf Uhr, wird er nahe seinem Hauptwohnsitz, 40 Kilometer

nördlich von Paris, zur letzten Ruhe bebettet.

Dort, in einer restaurierten Mühle, befand sich der private Lebensmittelpunkt des Künstlers, dort lebte seine Frau Ioana, dort traf er seinen Sohn Serge.

Es war das alte Herz, das kranke Herz, das am Mittwoch aufhörte zu schlagen.

Der Abschied von Sergiu Celibidache begann 1990. Damals erkrankte der 78jährige, der ein praktizierender Buddhist war, zum ersten Mal ernsthaft. Im März erlitt er einen Schwächeanfall, in der folgenden Zeit vergingen keine sechs Monate mehr, ohne daß nicht Celi, wie er respekt- und liebevoll genannt wurde, von

Krankheit geschlagen wurde: Kreislaufzusammenbrüche, Athrose, Herzinfarkt.

Zum 80. Geburtstag wurde Celi, der den Ruhm Münchens als Kulturstadt in bewegten Zeiten aufrechterhalten hat, zum Ehrenbürger ernannt. Aber in seinem Privatleben war Celi mit München nur wenig verbunden. Er lebte hier mit einer Freundin, einer Malerin, der er zu einer Villa in Krailling verhalf. Vor eineinhalb Jahren, als Celi schon schwerkrank war, ging diese Verbindung, die 1979 begonnen hatte, auseinander.

Nun wohnte Celi, wenn er in München arbeitete, im Hotel

Preysing, direkt neben dem Gasteig, dem Sitz der Münchner Philharmoniker. Trotz quälender Zustände arbeitete Celi unablässig weiter: Seine Auslandstourneen gliichen Triumphzügen, trotz verschiedener Streitereien (Geld, Führungsstil, cholerische Unuldamsamkeit) hielt das Orchester zu seinem Chefdirigenten. Ihm verdankte es seine Weltgeltung.

Zum Sterben in seine Mühle

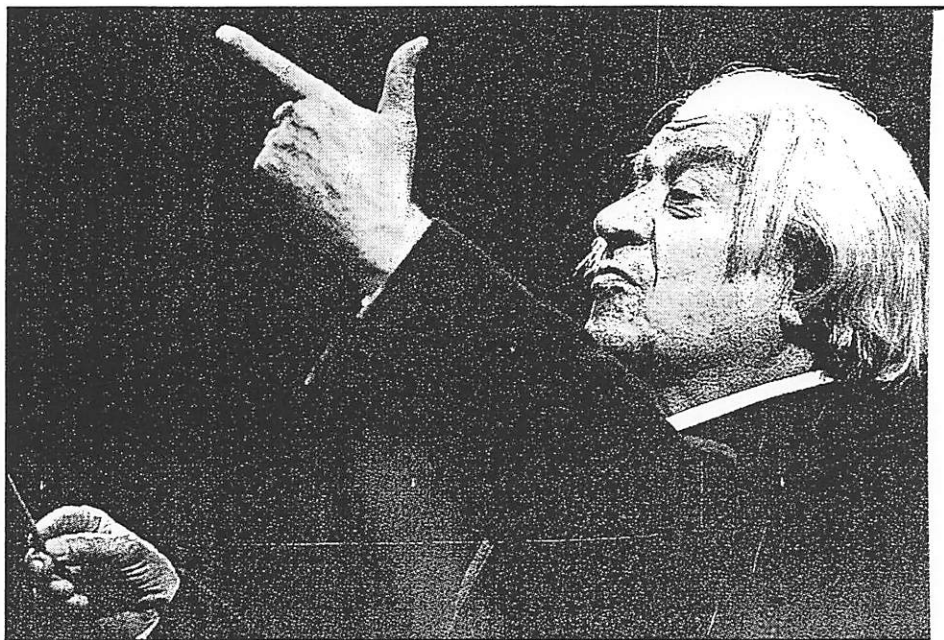
Am 2. Juni 1996 dirigierte der große Celi zum letzten Mal in München, zum letzten Mal in seinem Leben. Zum letzten Mal saß er, der Fuß-

ballfan, in diesem Jahr beim FC Bayern auf der Ehrentribüne.

Dann ging der Mann, der in der Welt zuhause war, zum letzten Mal auf

große Reise, heim in die Mühle in Neuville sur Essoime bei Paris zum Sterben. Er fühlte, daß er an seiner letzten Station angekommen war. Denn der gebür-

tige Rumäne, der dort wie ein Gott verehrt wurde, verfügte: Der erste, der von meinem Tod erfährt, soll mein rumänisches Volk sein.



Sergiu Celibidache – er galt als der Meister der Symphonie.

Foto: Reto Zimpel

Sonntag, 16. August 1996

Keine Platten – er haßte den „Geldbetrieb“

Von DR. DANA HORÁKOVÁ

Der Dirigent **Sergiu Celibidache** war einer der letzten Klassik-Titanen. Musik war für ihn rein – er haßte den „Geldbetrieb“. Daher weigerte er sich standhaft, Platten aufzunehmen: „Ich kann doch der Welt keinen Dreck hinterlassen.“

Er liebte sein Orchester. Hatte

einer Schulden, steckte er ihm ein Geldbündel zu. Bekam ein Musiker einen Sohn (z.B. der Solopauker Peter Sadlo), schenkte ihm „Celi“ einen Bauernschrank („für den Stammhalter!“). Sein eigener Sohn Serge (29) ist Filmregisseur („Gott sei Dank kein Musiker“), seine Frau Ioana Malerin.

Das einzige autorisierte Video

(mit Bruckners Siebter und Achter) gibt's bei Sony. Er widmete sie seinem Sohn.

Am 7. September wollte der grimmige, störrische Musik-Heilige seine 18. Saison eröffnen. Auf dem Programm: Rossinis Ouvertüre zu „Die diebische Elster“, Ravels „La Mère“ und Mussorgskys „Bilder einer Ausstellung.“

Was Celibidache für München bedeutete

Stimmen zum Tod von Sergiu Celibidache:

Edmund Stoiber: „Celibidaches Art zu musizieren war unverwechselbar. Die musikalische Welt hat durch seinen Tod einen ganz großen Dirigenten verloren.“

OB Ude: „Er hat sich nicht nur die Bewunderung, sondern auch die Liebe und Verehrung des Münchner Musikpublikums immer wieder aufs Neue erobert.“

Hans Zehetmair, Kultusminister: „Wir verlieren einen großen Künstler und sehr souveränen Dirigenten. Er hat die

Münchner Philharmoniker zu einem Spitzenorchester gemacht.“

Elmar Weingarten, Intendant Berliner Philharmoniker: „Unsere Musiker sind von Celibidaches Tod sehr betroffen. Nach dem Krieg hat er die Berliner Philharmoniker neu inspiriert. Seine Aufführungen waren wie von Feuer durchglüht.“

Josephine Roethe, Pressemanagerin Sony Classic Deutschland: „Sein Tod ist ein riesiger Verlust. Eine Legende hat sich verabschiedet, ein Stück deutscher Musikgeschichte.“

In Berlin unterlag er gegen Karajan

Von CHRISTOPH ELFEIN
München – Er war einer der Ausländer, die Deutschland in seiner schlimmsten Zeit, gleich nach dem Krieg, international hervorragend repräsentierten. Und dieses Deutschland war es, das dem großen Künstler die folgenschwerste Niederlage seines Künstlerlebens bereitete, die er nie mehr verwunden konnte. Erst 1992 war er, auf Drängen des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker, bereit, eine Geste der Versöhnung zu machen.

Sergiu Celibidache: In Roman (Rumänien) als Sohn eines Offiziers und einer Chemikerin geboren. Er studierte Mathe und Philosophie. Erst dann belegte er Vorle-

sungen in Musik. Danach schlug er sich als Pianist in Tanzschulen und als Dirigent von Studentenorchestern durch.

Am 29. August 1945 horchte die internationale Musikwelt auf. Unter der Leitung eines unbekannten Dirigenten namens Sergiu Celibidache, traten die Berliner Philharmoniker nach dem Krieg wieder an die Öffentlichkeit.

Es war der absolute Erfolg.

Sieben Jahre lang war Sergiu Celibidache Dirigent der Berliner Philharmoniker und trug wesentlich dazu bei, daß die Deutschen international wieder einen Namen bekamen. Auf Celi folgte in Berlin der große Wilhelm Furtwängler. Furtwängler hatte alte Rechte, seine

Entnazifizierung hatte so lange gedauert. Nach Furtwängler kam aber nicht der hochverdiente Celibidache zurück, sondern Herbert von Karajan.

Celi litt und ging. Er war Dirigent in Stuttgart, Rom, Kopenhagen, in Amerika, überall auf der Welt. 1979 kam er dann nach München. Seine Erfolge versöhnten ihn mit der Vergangenheit, 38 Jahre nach der Niederlage fuhr er noch einmal nach Berlin und dirigierte noch einmal (auf Wunsch von Weizsäcker) die Berliner Philharmoniker.

Bei seinem Dienstantritt in München versprach Celi: Ich Sorge dafür, daß die Münchner Philharmonie Weltruf genießen wird.

Er hat Wort gehalten.



Aufnahme: Heinz Gebhardt

Sergiu Celibidache wurde am 28. Juni 1912 in Roman/Rumänien geboren. Er studierte Mathematik und Philosophie und begann die musikalische Laufbahn als Pianist in einer Bukarester Tanzschule. Über Paris kam er nach Berlin, wo er Komposition, Dirigieren – immer aber Mathematik und Philosophie – studierte. Im Februar 1946 wählten ihn die Berliner Philharmoniker zu ihrem Dirigenten – weil Wilhelm Furtwängler noch nicht entnazifiziert war. Celibidache, ein hervorragender Orchester-Erzieher, konnte Furtwängler 1952 ein perfektes Ensemble übergeben. Daß nach Furtwänglers Tod 1954 das Orchester nicht ihn, sondern den durch Nazismus belasteten Karajan wählte, hat Celibidache nie verwunden. Seit 1979 war er nach vielen Gastspielzeiten, Chef der Münchner Philharmoniker. Und wieder hat er ein Orchester zum Weltrang geführt. Am 7. August ist Celibidache gestorben, 84 Jahre alt.

Gestalt gewordener Wille

Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache / Von Hans Zender

Hans Zender, 1936 in Wiesbaden geboren, hat schon als Vierzehnjähriger an den Darmstädter Ferienkursen teilgenommen. Seine ersten Kompositionen wurden schon vor dem Abitur gedruckt. Nach dem Studium war er Kapellmeister in Freiburg im Breisgau, Chefdirigent in Bonn, Generalmusikdirektor in Kiel. Als Chefdirigent hat Zender dem Sinfonieorchester des Saarländischen Rundfunks zu internationalem Ansehen verholfen. Nach kurzer Zeit als Generalmusikdirektor an der Hamburgischen Staatsoper arbeitet Zender, seit 1988 auch Professor für Komposition an der Frankfurter Musikhochschule, als Dirigent mit Orchestern in aller Welt. Die wichtigsten Werke des mit vielen Preisen geehrten Musikers: „Canto“, „Schachspiel“, „Zeitströme“, „Shir-ha-shirim“ und die Opern „Stephen Climax“ (1986), „Don Quijote“ (1993).

Ich war zu Besuch im Ferienhaus meines Freundes Heinrich Schiff, vor drei Jahren. „Ich habe Video-Aufnahmen von Celi: Bruckner“, sagte Heinrich. „Du *mußt* sie dir ansehen.“ – Videos? Von „Celi“? Das einzige, das ich bisher bei ihm wirklich ohne jede Einschränkung bewundert hatte, war seine Frontstellung gegen die Nutzung von Musik in den Medien. – Diese Aufzeichnungen seien die einzige Ausnahme von dieser Regel, sagte Heinrich, und mir würde dabei Hören wie Sehen vergehen... Ich hatte Celibidache vor allem in den sechziger Jahren erlebt, seine Schlagtechnik aufs tiefste bewundert, mich aber von seiner manieristischen, etwas eiteln Attitüde eher abgestoßen gefühlt. In der Erinnerung haften wunderbar ausbalancierte Aufführungen impressionistischer Musik, kontrastierend mit Klassiker-Interpretationen, die mir in ihrer marionettenhaften Präzision seelenlos erschienen. Außerdem: Er hatte die edelste Pflicht eines Dirigenten immer vernachlässigt – den Dienst an der Musik der eigenen Zeit. Soweit das die 2. Wiener Schule betraf, konnte ich es – in Anbetracht seiner Verhaftung in der französischen Tradition – noch nachvollziehen; aber warum ignorierte er auch Messiaen? Niemand wäre dirigentisch besser für diese schwierige Aufgabe qualifiziert gewesen als er.

Und nun also der alte Meister, im höchsten Stadium seiner Reife. Die Video-Aufnahmen vermittelten ein verändertes Bild; sie bannten mich – um es gleich zuzugeben – gegen meinen Willen fast drei volle Tage vor den Fernsehschirm. Die erste Reaktion auf diesen Bruckner war Verblüffung („Das kann doch nicht wahr sein!!“). Bis auf die Hälfte der (üblichen) Werte gedehnte Tempi; Abwesen jedes spontanen Ausdrucks, jedes spielerischen Impulses; über lange Zeitstrecken fast konstante Dynamik. Eigentlich hätte das nichts als Langeweile erzeugen dürfen; das Seltsame war, daß genau das Gegenteil der Fall war. Die Zeitdehnung setzte eine neue Qualität des Hörens frei: Man begriff die Brucknersche Makroform direkt über die Ohren und nicht über den Intellekt – und zwar sehr viel besser als bei den üblichen, viel schnelleren Aufführungen. Ein Paradox! Ebenso bewirkte die völlige Stilisierung aller Affekte durch den so entstandenen rituellen, fast liturgischen Aufführungscharakter eine Vertiefung des Hörvorgangs hin zu einer fast kontemplativen Haltung.

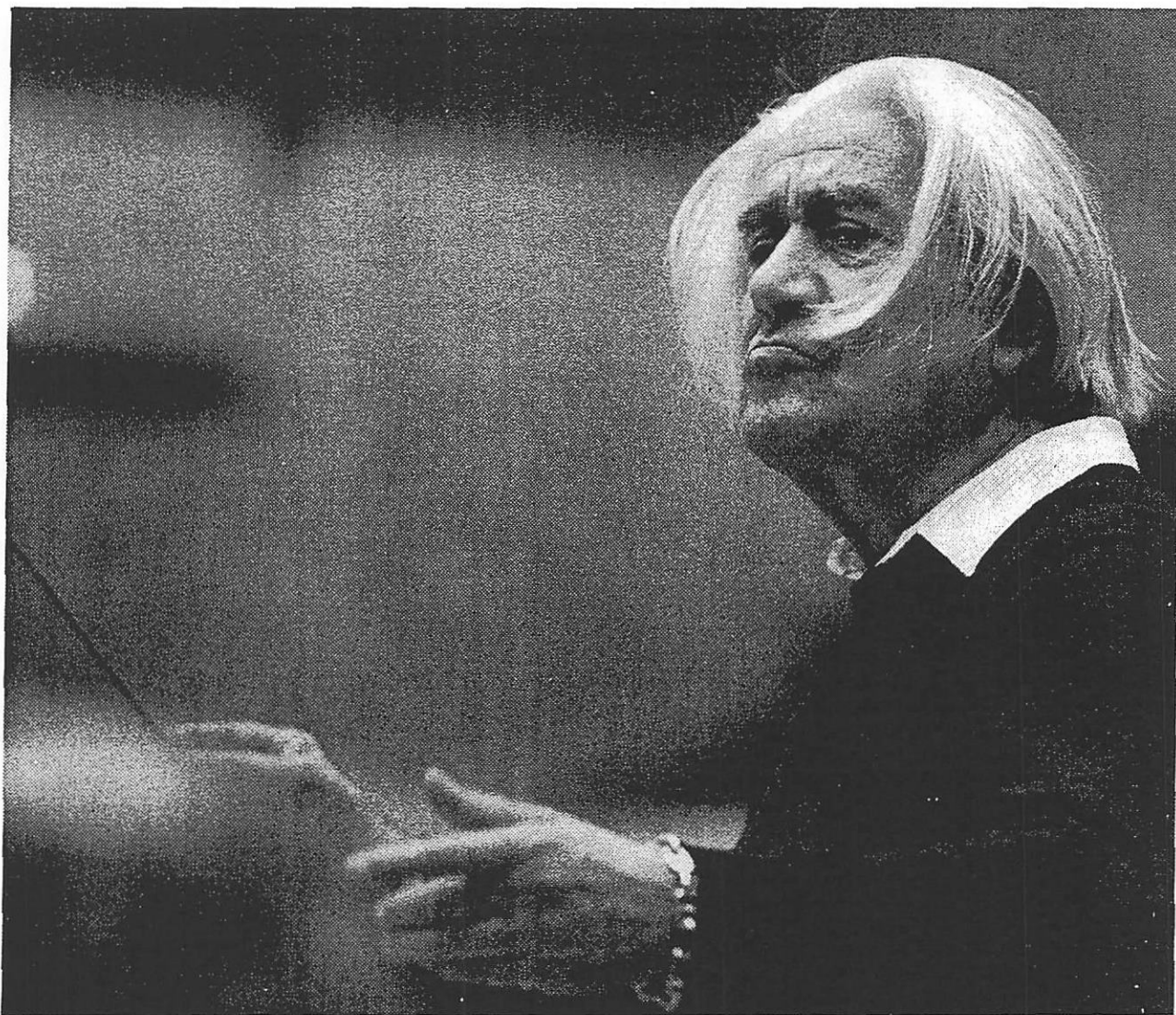
So mußte ganz von alleine als zweite Reaktion die Frage entstehen: „Wie zum Teufel kriegt der Kerl das hin?“ – Diese Art von Perfektion, die nicht mehr die zirkushafte Perfektion des großen Virtuosen, sondern die Perfektion einer völligen Bewußtheit, war, konnte nur – und das war die erste Antwort – durch das bekannte große Maß an Proben erreicht werden, das Celibidache sich, gegen den Widerstand eines ganzen Musikbetriebes, immer zu erobern wußte. Das, was eine gedankenlose, am reinen Fuktionieren und am kommerziellen Profit orientierte Konzertpraxis als „Spontaneität“, gar „Vitalität“ ausgibt, erscheint, verglichen mit einem solchen Niveau, als reiner Dilettantismus. Natürlich handelt es sich auch gar nicht um Spontaneität – niemand spielt ja vom Blatt oder improvisiert –, sondern um eine fatale Halb-Bewußtheit. Gerade bei sehr brillanten und gut trainierten Orchestern, in deren kollektivem Gedächtnis sich die Erinnerung an viele verschiedene Interpretationen der gleichen Stücke vermischt, kann nur eine exzessive Probenarbeit zu jener magischen Einheit von Dirigent, Orchester und Konzept führen, die durch ihre absolute Bewußtheit die höchste Wirkung hat. Und erst dann – siehe Kleist, „Marionettentheater“ – kann wieder eine neue „Spontaneität“ entstehen!

Aber die geduldigste Probenarbeit – und Celibidache unterwarf sich dieser Fron bis zuletzt – wird am Ende nichts fruchten, wenn nicht dazu die souveräne Verfügung des Dirigenten über sein eigenes „Instrument“ kommt. Sein Instrument ist der „Schlag“. Die körperliche Gebrechlichkeit, die jene Video-Aufnahmen zeigen, hatte – durch den erzwungenen Verzicht auf alle Äußerlichkeiten – diesen Schlag zu einer Impulsschrift reiner Zweckmäßigkeit reduziert. Das Erstaunliche war, daß dieser Schlag niemals „abstrakt“ wirkte. Er war ganz eindeutig ein Gestalt gewordener Wille; er saß exakt auf dem klingenden Ereignis auf – ganz im Gegensatz etwa zum Taktieren Karajans, das manchmal bis zu einer ganzen Schlaglänge vorauszeichnete. Er produzierte aber nicht jene Härte der Attacke, wie sie sonst für Präzisions-Dirigenten typisch ist, sondern enthielt alle Modulationsfähigkeit im Augenblick des Niederschlags: ein Höchstmaß an Plastizität und Differenziertheit.

Die Betrachtung der künstlerischen Mittel konnte aber letztlich nicht die wichtigste Frage unterdrücken, die nach der Ästhetik. Hier mußte ich ein weiteres Paradox akzeptieren: Trotz der extrem individuellen Lesart konnte man nicht von „Subjektivismus“ als Grundhaltung sprechen. Ganz im Gegenteil war hier in aller Konsequenz ein Weg eingeschlagen, der zu so etwas wie „klingender Architektur“ führte. Das (mir immer verhaßte) Wort von der Architektur als „gefrorener Musik“ schien hier in seiner Umkehrung bestätigt zu werden. Die Musik erhält fast Objektcharakter, der Klang wird zum „Zeit-Baustein“... Celibidache berührte den einen Pol der Musik, die Form; der andere, entgegengesetzte, wäre die glühende Lava des „Sich-jetzt-in-diesem-Augenblick-Ereignenden“: der Traum aller Romantiker.

In den letzten Jahren konnten die Musikfreunde gerade am Beispiel Bruckners erfahren, wie verschieden ein großer Interpret die Schrift der Partitur lesen kann. Die Zeichen der Partitur sind ja unendlich mehrdeutig. Hört man Günter Wand eine Bruckner-Sinfonie dirigieren und vergleicht sie mit einer Celibidache-Interpretation, so glaubt man manchmal, es handle sich nicht um das gleiche Stück. Jugendlich, feurig, dramatisch – gespannt fliegt die Zeit bei Wand dahin, wohingegen man bei „Celi“ schon manchmal das Gefühl hatte, daß Amfortas die Zeremonie des Grals zelebrierte. Aber das Wunderbare ist doch, daß beide Extreme nebeneinander möglich sind! Was für eine große und geheimnisvolle Sache ist doch die Musik; welcher Reichtum an Farben und Ideen schlummert schon in einer einzigen Partitur – und wieviel Partituren schlummern noch in den Köpfen der Komponisten...

Am Ende des dritten Tages meines Celi-Video-Rausches geschah etwas ernüchternd Seltsames. Mitten im langsamen Satz der 6. erstarrte Celi plötzlich, mit erhobenem Arm, dem aufschauenden Konzertmeister zugewandt. Der Fernseher streikte, und keine Überredungskünste konnten ihn wieder in Gang bringen. Die von „Celi“ so verabscheute Technik, sie schnitt in einer bösen Parodie dem künstlerischen Ideal der Objektivität eine Fratze. – Der Bann war gebrochen: Ich konnte mich wieder mir selbst zuwenden. Zurück blieb der neu gewonnene Respekt vor einer vollkommenen Meisterschaft, zu dem sich jetzt die Trauer um einen großen Verlust gesellt.



Dirigieren als tönende Philosophie und Ästhetik: Sergiu Celibidache beim Taktstock-Ritual

Foto Lutz Kleinhaus

Pfahl im Fleische der Musikkultur

Der große Schwierige: Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache

In den späten siebziger und achtziger Jahren schien nicht eben wenige, angeblich sogar auch Musikinteressierte, nur eine Frage umzutreiben: Wer wird Berliner Karajan-Nachfolger? Durch die meist müßigen Diskussionen zog sich als eine „idée fixe“ der Name eines Dirigenten: Sergiu Celibidache. Und regelmäßig, wenn der Name fiel, polarisierten sich die Reaktionen zwischen schier messianischem Augenverdrehen und entrüsteter Abwehr. Doch Anbetung wie Verdammung machten eines klar: Celibidache, Heiland oder Leibhaftiger, fungierte als Katalysator, wenn nicht gar als Pfahl im Fleische der Musikkultur. An ihm schieden sich die Geister wahrhaft fundamentalistisch: Da ging es kaum mehr um Musik, sondern um letzte Fragen der Ästhetik, Ethik, des alleinigen Heils reinster Tonkunst – auch als radikale Gegenwelt zum schnöden Kommerzbetrieb der Kulturindustrie samt ihrer Medienkonzerne.

Daß Celibidache eine immense Begabung war, ein Besessener, daran hat es seit seinen Anfängen nicht den geringsten Zweifel gegeben. Nicht minder indes war der Ruf, ein ganz besonders Schwieriger zu sein. Diese Spannung hat das Faszinosum Celibidaches ausgemacht. 1912 im rumänischen Roman geboren, zog es ihn zum Musikstudium nach Berlin. Schon damals fiel der hochgewachsene, gerten-schlanke, exotisch anmutende junge Mann mit den schwarzen Korkenzieherlocken, der eleganten Erscheinung und dem vulkanischen Temperament ungemein auf: eine Mischung aus Charmeur, Torero, Diktator und visionär entfesseltem Chagall-Rabbi – ein Fanatiker der Präzision und Klangschönheit, geliebt vom Publikum, von den Musikern nicht zuletzt seiner unberechenbaren Wutausbrüche wegen gefürchtet. 1946 schlug seine Stunde: Wilhelm Furtwängler, sein großes Idol, durfte

noch nicht dirigieren, die Berliner Philharmoniker bestellten ihn interimistisch zum Chefdirigenten. Bis 1952 leitete er das Orchester; und noch heute schwärmen nicht wenige von mancher Sternstunde. Als Furtwängler zurückkam, ging es nicht ohne Spannungen zwischen dem Altmeister und dem genialischen Feuerkopf ab.

Weitaus gravierender für Celibidache war 1957 die Entscheidung der Philharmoniker, Herbert von Karajan zum Furtwängler-Nachfolger zu küren. Für Celibidache wurde dies zum Trauma seines Lebens: Als Votum nicht so sehr gegen seine Person, sondern für ein falsches, verbrecherisches Zerrbild von Musik hat er diese Wahl zu rationalisieren versucht. Die Berliner Gründe waren sicher komplexer: Celibidaches überscharfer Tadel an den Musikern, Engpässe des Repertoires, allzu rigide Positionen gegenüber prominenten Solisten, auch die völlige Abstinenz gegen-

über der Oper – und nicht zuletzt die von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen unachgiebige Verweigerung gegenüber der Schallplatte. Celibidache, obwohl damals gerade fünfundvierzig, stand plötzlich in vieler Hinsicht als der große Unzeitgemäße da, Karajan als der smarte Oberflächenperfektionist und Medienstar, aber auch überaus flexible Sängerbegleiter. Bis heute sind Karajan- und Celibidache-Parteigänger einander spinnefeind geblieben; obwohl auch da vermutlich manche Gemeinsamkeiten bestanden.

Celibidache zog sich grollend zurück, dirigierte viel in den romanischen Ländern oder Skandinavien, auch in Lateinamerika, mied aber vor allem Berlin und Wien. Celibidache wurde zur Ein-Mann-Opposition gegen den Rest der Musikwelt. Und da sein satirisch-sarkastischer Witz wie seine Lust am rhetorischen Pointen-Feuerwerk hinter seinen musikalischen Fähigkeiten nicht zurückstanden, wurde er zur gefürchteten Diva verbaler Sforzati. In Celibidaches Ansichten, so leid- wie lustvoll überscharf formuliert, durchdrangen sich Hellsichtiges und Törichtes. Seine Äußerungen über Avantgarde, Berlioz oder Mahler, die akustischen Unmöglichkeiten der Oper, den musiktötenden Unfug der immer allmächtigeren Schallplatte, seine rabiaten Spitzen gegen eine Reihe von Dirigenten, aber auch prominenter Politiker – nie ließen sie kalt, so ungerecht, ja absurd sie oft im einzelnen waren. Ein unruhiger Wanderer und unbequemer Rufer in der Wüste ist er gewesen und geblieben.

Erst spät wurde er selbsthaft. Ausgerechnet an zwei Rundfunkorchestern hat sich der fanatische Gegner der Tonkonserve gebunden: in Stockholm und Stuttgart. 1978 erklärte er sich bereit, die nach Rudolf Kempe's Tod verwaisten Münchner Philharmoniker zu übernehmen. Er hat sie zu einem fabelhaften Orchester entwickelt, mit dem er exemplarisch seine Sicht von Musik an den großen Werken des deutschen, russischen und französischen Repertoires dokumentiert hat. Denn Dirigieren war für ihn nicht einfach Musikmachen, sondern tönendes Zur-Erscheinung-Bringen philosophischer, kompositorischer und akustischer Prinzipien. Eigene kompositorische Vorstellungen, Edmund-Husserlsche Phänomenologie, zen-buddhistisches Gedankengut und Ansichten vom elementaren Entstehen von Klang, vom naturhaften Wachsen von Musik aus sich selber heraus kamen da zusammen: quasi naturwissenschaftliches Kalkül und mystische Entrückung, nicht minder der oft despotische Dompateur, die eitle Pult-Primadonna und der heilige Franziskus der organischen Klangwerdung. An Widersprüchlichkeiten hat es Celibidache nie gemangelt.

Aber Celibidache hat es mit der Musik ernst gemeint. Er kannte die Partituren auswendig bis in die kleinsten Verästelungen, hielt sich nicht ans schlichte Schema von Melodie plus Begleitung, sondern tüftelte unablässig am Verhältnis von Linie und Klang, Horizontaler und Vertikaler, Rhythmus und Harmonik, Klang und Struktur, mikroskopischem Detail und schier unendlicher Großform. Viel gelästert wurde über Celibidaches langsame Tempi, ja manche Kritiker wollen gar den Hang zum *Schleppen* schon in den vierziger Jahren, allem Torero-Temperament zum Trotz, festgestellt haben. Doch die in

späteren Jahren mitunter quälend überbreiten Zeitmaße, elefantösen Aufführungsdauern resultierten nicht selten aus dem Willen zur Deutlichkeit: je komplexer eine Partitur, um so mehr bedarf sie des weiten Raumes zeitlicher Entfaltung. In seinen größten Momenten gelangen ihm Aufführungen, in denen Raum und Zeit mystisch, eben im Sinne des Zen-Buddhismus, ineinander aufgingen. Genau dies vermißte Celibidache an der Schallplatte: die Einmaligkeit der je einzelnen Wiedergabe im jeweils individuell auszulotenden Saal. Da hat er oft überperfektionistisch an der letzten Übereinstimmung aller Komponenten gearbeitet, indirekt also fast die Idealbedingung optimaler Studioproduktion avisiert. Doch um die stets neue dialektische Balance von Idee und Realisierung ging es ihm. Insofern steckten in ihm der zähe Bastler wie der spontane Improvisator.

Die elektroakustische Konserve hielt er für die Pest jeglicher wahrer Musikkultur: Daß alle Orchester wie alle Aufführungen aller Dirigenten virtuell immer austauschbar klingen, schrieb er primär diesem Grundübel zu. Er beharrte auf der deutschen Klang-Tradition: dunkle Grundierung, solides Baßfundament, organische polyphohe Schichtung, weicher Blechbläser-Ansatz, keine Knalleffekte, keine ober-tonreiche Brillanz um ihrer selbst willen. Kantabel differenzierte Phrasierung durch alle Stimmen war ihm wichtiger als schmetternder Schwung. Aber natürlich konnte er, zumal in jüngeren Jahren, das vitale balkanische Temperament weder zügeln noch leugnen; ebenso wenig den Klangsinn des Romanen, die Lust am kaleidoskopischen Spiel mit Ravelschen Valeurs.

Bruckner war immer mehr zu seinem Abgott geworden. Aufführungen sind ihm gelungen, die zur *creatio ex nihilo* bis hin zur schlechthin überwältigend überwölbten Totale wurden. Guruhaft thronte der einst so selbstverliebt-elegante Tänzer da auf seinem Stuhl vor dem Orchester, erzeugte mit minimalen Andeutungen maximale Steigerungen. Interpretation geriet nicht selten zur *individuellen Mythologie*; die Reaktionen wurden auch zur Glaubenssache – zumal Celibidache es gar nicht mochte, las man in der Partitur mit.

Gewiß hatte Celibidache seine Grenzen des Musikverständnisses wie im Umgang mit einzelnen Komponisten wie Werken. Mit Haydn, Mozart und Beethoven tat er sich schwer. Musik der raschen, schnellen Impulse lag ihm weniger; der frische Elan, das spitze staccato, auch die alerte Reaktionsschnelligkeit standen seinem Orchester nicht immer zur Verfügung. Die oft allzu (zeit)lupenhafte Versenkung in den Einzelvorgang führte manchmal zum sprichwörtlichen Den-Wald-vor-lauter-Bäumen-nicht-mehr-sehen-Können. Doch Celibidaches dialektische These, daß man um so mehr Proben brauche, je besser ein Orchester sei, hatte natürlich ihren Sinn: Hervorragende Musiker haben mehr Möglichkeiten, eine bestimmte Stelle zu artikulieren, und um so mehr Zeit fordere das Auskosten aller Kombinationen. Keineswegs zufällig waren seine Proben oft fast spannender als dann das Konzert: In ihnen begriff man, was für ihn Werk, Musik und Weltbild im Innersten zusammenhielt. In solchen Momenten stand er beeindruckend für das Ethos der Musik gegenüber dem *Fast-food*- und Wegwerfideal von

Reise- und Medienstars oder „Senkrechts-tartern“, die die Partituren nicht selten nach der Platte studieren.

Um Celibidache, auch ein Pädagoge mit charismatischer Autorität und Ausstrahlung, haben sich ganze konzentrische Kreise von Gemeinden gebildet, die nicht selten allzu gläubig auch recht dubiose Auslassungen ihres Idols kolportierten, auf evidente Schwächen mancher Interpretationen, nicht nur ihre überbreiten Tempi, mit sektiererischer Unbeirrbarkeit begegneten. Sie haben dem überragenden Musiker womöglich mehrfach größeres Unrecht getan als mancher Skeptiker, der dafür noch in den Beschränktheiten die Größe und innere Authentizität dieser Art, Musik zu machen, respektierte, ja gerade im Widerstreit bewunderte. In der Nacht zum 15. August ist Sergiu Celibidache im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben, wo er auch beigesetzt werden soll: ein Mann in seinem Widerspruch. Die Welt der Musik ist ärmer geworden.

GERHARD R. KOCH

Machtgesten wider die Macht

Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache

Frankfurter Rundschau

D - Ausgabe

60313 Frankfurt/Main

16.08.96

München war stets eine bedeutende Musikstadt; eine internationale Spitzenstellung nahm es freilich nicht immer ein. Von achtbaren Dirigentennamen wie Rudolf Kempe, Joseph Keilberth, Hans Knappertsbusch oder Eugen Jochum beherrschte Jahrzehnte müssen an weltweitem Nimbus gewiß einer Ära nachstehen, in der Sergiu Celibidache, Lorin Maazel und Zubin Mehta die Münchner Musikkultur prägen. Vor allem Celibidache, seit 1979 Chef der Münchner Philharmoniker, vermittelte mit seiner Arbeit etwas Unverwechselbares. Seine Autorität, seine *Magie*, machten ihn zur Kultfigur und Zentralgestalt eines wertbewußt-konservativen, dabei geistvollen und perfektionistischen Musikideals.

Als Celibidache das Orchester übernahm, war es ein solider, aber keineswegs erstrangiger Konzert-Klangkörper. In wenigen Jahren wurde es von „Celi“ zu einem einzigartigen Musikerkollektiv trainiert. Die verblüffende Leistungssteigerung hatte eine technisch-ökonomische Seite: verbesserte Arbeitsbedingungen, viel mehr Geld, mehr Proben, mehr Zeit zum Lernen, weniger Termindruck. Ebenso wirksam freilich die menschliche Beziehung zwischen Dirigent und Orchester: Celibidache erreichte ein unerschütterliches Vertrauensverhältnis, ein Selbstwertgefühl der Musiker, das mit „Dressur“ nichts mehr zu tun, vielmehr Geist und Stil des verehrten Maestro vollkommen verinnerlicht und als Signatur und Profil sich angeeignet hat — unverlierbar wohl bis weit über den Tod Celibidaches hinaus. Heute sind die Münchner neben den Berliner Philharmonikern dank Celibidache das *erste* Konzertsorchester Deutschlands.

Die gut anderthalb Jahrzehnte seit 1979 gehörten zu den Glücksfällen in der musikalischen Geschichte der Stadt sowie des Orchesters, aber auch in der Künstlerbiographie. Den wenigsten nachschaffenden Künstlern ist eine ähnlich reiche *Erntezeit* vergönnt, eine derart deutliche Krönung ihres Lebenswerks. Ohne das beständige Leuchten der Münchner Arbeit (die, trotz vieler Reisen und weiter Ausstrahlung, eine im wesentlichen *ortsgebundene* war, dem noch zu würdigenden medienkritischen, ja -abstinenter Aspekt Celibidaches entsprechend) wäre Celibidache eine furiose Sternschnuppe geblieben, eine ferne Berliner Erinnerung.

Neben München war Berlin nämlich die zweite (bzw. chronologisch die erste) Schicksalsstadt in der eigenartig steilkurven Laufbahn dieses Ausnahmemusikers.

Nach Berlin kam der junge Celibidache in den dreißiger Jahren aus Rumänien (wo er 1912 zur Welt geboren wurde). In Berlin studierte er weiter Musik, daneben Philosophie (er lernte die Husserlsche Phänomenologie kennen, der er lebenslang treu blieb), und er wartete auf seine Chance. Er durchlebte den grauenhaften Spuk der Berliner Kriegsjahre, und er erlebte die Berliner Philharmoniker mit seinem Idol Wilhelm Furtwängler; immer wieder. Seine Chance kam im August 1945, als der politisch belastete Furtwängler, mit einem Dirigierverbot belegt, nicht sofort die Leitung der Philharmoniker wieder übernehmen durfte (dies geschah offiziell erst wieder 1952 und war für den im November 1954 sterbenden Dirigenten nur

noch eine kurze Frist). Der 33jährige Celibidache konnte also immerhin sieben Jahre dem deutschen Renommierorchester den Stempel seiner südländisch-feuerköpfigen Genialität aufdrücken. Dabei empfand er sich stets nur als Statthalter des verehrten Furtwängler, der ab 1947 gastweise häufig erneut am Philharmonikerpult stand. Zweifelloso lenkte Celibidaches sensualistische Wiedergabekunst das Orchester aber auch bereits in Bereiche, die Furtwängler verschlossen waren.

Nach dem Tode Furtwänglers schien der publikumswirksame und in seiner überragenden Musikalität unbestrittene Celibidache der selbstverständliche Nachfolger. Doch es kam anders. Ein Teil des Orchesters hatte sich mit dem eigenwilligen jungen Maestro zerstritten. Bedenklicher noch fiel bei den erwerbsbewußten Philharmonikern Celibidaches prononciertes Desinteresse an Schallplattenproduktionen ins Gewicht. Als weitaus viel-

versprechendere Geschäftsbeziehung eröffnete sich eine Philharmoniker-Ehe mit Herbert von Karajan, der ohnedies seit der Nazizeit lebhaftes Interesse an Berliner Machtpositionen hatte. Karajan wurde Philharmonikerchef, Celibidache, ungeachtet all seiner Verdienste, in die Wüste geschickt.

Diesen mit schnödem Undank und notorischen Intrigen verbundenen Karriereknick hat Celibidache nie ganz verwunden. Es folgten „Wanderjahre“ mit diversen, nirgendwo sehr haltbaren Verpflichtungen in aller Welt, vor allem bei Rundfunkorchestern, die Celibidaches Streben nach Sorgfalt einigermaßen teilten. Mit den Stuttgarter Südfunk-Symphonikern ergaben sich in den sechziger Jahren regelmäßige Kontakte, die dem hierzulande fast schon Vergessenen (nun auch bereits mit Bruckner) erneute Aufmerksamkeit sicherten. Doch erst die Münchner Position wurde zum adäquaten Forum für Celibidaches auf Beständigkeit gerichtete künstlerische Intentionen.

So energisch er als Musikpolitiker und Orchestererzieher dort seit 1979 auch auftrat: Es war ein anderer als der Berliner Celibidache. Aus dem Feuerkopf war ein Bedächtiger geworden. Die Liebe zu Furtwängler hatte Früchte getragen: Celibidache verstand sich nun auch noch nachdrücklicher als Erbeverwalter der deutsch-österreichischen Musik, insbesondere als Brucknerdirigent. Die Monumentalarchitekturen dieses Meisters entsprachen vielleicht am besten seiner (vom Zen-Buddhismus inspirierten) Ästhetik des *Geschehenlassens*: einer gewaltfreien Wiedergabeintention, die das Detail folgerichtig aus der klaren Ziel- und Formvorstellung des Ganzen erstehen läßt und der Improvisation, dem „Zufall“, nur den Platz des „erfüllten Augenblicks“ zumißt. Den Begriff *Interpretation* lehnte Celibidache mit philosophischer Verve ab; stattdessen ging es ihm um genaue, kontrollierte *Wiedergabe* des kodifizierten Partiturtextes, der im konkreten Wiedergabeakt gegenständlich wird und mit ihm gleichsam vergeht. Seine *Reproduktion*, etwa als Schallplatte, ließ Celibidache kaum gelten. Das allenfalls Dokumentarische solcher Klangaufzeichnung usurpierte nach Celibidaches Ansicht zu Unrecht den Anspruch einer vollgültigen, an die Konzertsituation fixierten Werkwiedergabe.

Im Zeitalter der triumphierenden technischen Musikreproduktion und der überwiegenden Musikrezeption durch technische Medien war Celibidache damit ein Anachronismus, ein Ärgernis für die Musikverwerter, sicher aber auch wichtiges Korrektiv in einem Kontext bewußtlosen, korrupten Musikkommerzialisismus und -konsumismus. Musik als *Ereignis*, an Ort und Zeit gebunden: Mit dieser Idee und Praxis stemmte sich Celibidache gegen die billige Allgegenwart der Kulturgüter. Das flammende Ethos solcher Auffassungen war indes auch gesprenkelt von aristokratisch-snobistischer Gleichgültigkeit wider die Prämissen der Massengesellschaft.

Celibidaches Persönlichkeit hatte durchaus autoritäre Komponenten; Bescheidenheit und Maß waren „Celi“ Sache nicht, intellektuelle Überlegenheit und künstlerisches Charisma spielte er in herrenhafter Grandeur aus. Seine unverblühten Kollegen-Beschimpfungen waren teils erfrischend, teils abstoßend. Daß er die Oper nicht mochte, hatte mit seiner Idiosynkrasie gegen Kompromisse zu tun: Machtteilung mit gleichberechtigten Personen (etwa einem Regisseur) war ihm zuwider. Selbst im Konzertsaal verweigerte er sich nur mit wenigen ausgewählten Solisten-Partnern, darunter Arturo Benedetti Michelangeli. Ein Ergebnis seines Perfektionismus war wohl auch die Beschränkung auf ein kleines, stets auswendig dirigiertes Repertoire. Musik des 20. Jahrhunderts spielte er nur sehr wenig. Die Triftigkeit „unschöner“ Klänge war ihm existentiell fremd. Merkwürdig aggressiv und ignorant verhielt er sich daher auch zu Mahler.

Heroisch band Celibidache die *Vergänglichkeit* des Musikmachens in sein Weltbild ein. Doch widerspruchsfrei gestaltete sich auch sein eigenes Tun nicht. Perfektion und Kontrolle, akribische Probenarbeit — diese Tugenden der *technisch* bestimmten Musikära — benutzte er zur paradoxen Herstellung von *Unmittelbarkeit* (am Gegenpol zu Celibidache machte Glenn Gould die gleichen Tugenden zu Voraussetzungen ingenios bewerkstelligter Musikkonserven). Und der *Vergänglichkeit* versuchte er durch staunenswerte persönliche Wiederauferstehungen zu trotzen. Noch als Hinfälligem gelangen ihm mit den Münchner Philharmonikern grandiose Konzerte. Immer wieder gab es Zusammenbrüche und darauf folgende umjubelte Comebacks. Doch die vollendete buddhistische Weisheit richtiger Zeit-Erkenntnis blieb Celibidache gerade gegen Ende seines Lebens versagt. Ein Zeichen von ihm, und mit Zubin Mehta wäre rechtzeitig ein würdiger Nachfolger für die Münchner Philharmoniker gefunden worden. Dafür ist es nun vielleicht zu spät, ein geeigneter Erbe nicht in Sicht. Die bereits im Gilgamesch-Epos thematisierte Krone reifer Einsicht, der *Thronverzicht* im richtigen Moment: Nach diesem menschlichen Ehrentitel strebte Celibidache — ein von der Macht hinlänglich Verletzter und selbst auch mächtig Verletzender — nicht. Für Anfang September kündigten die Philharmoniker den Münchner Saisonauftakt mit ihrem verehrten Chef an. Vorletzte Nacht ist Celibidache an Herzversagen in Paris gestorben, wo er auch beerdigt werden soll.

HANS-KLAUS JUNGHEINRICH

Der Charismatiker ging keinem Skandal aus dem Weg

Sergiu Celibidache, Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, ist 84jährig auf seinem Wohnsitz bei Paris am Mittwoch gestorben. Er war seit Jahren schwer herzkrank.

■ Von Rudolf Jöckle

Ob der Rumäne Sergiu Celibidache der größte Dirigent unserer Tage war, darüber mögen Anhänger und Skeptiker streiten. Niemand zweifelt, daß er in die Kategorie „Superstar“ gehörte (wer ist noch einer? Solti? Abbado?). Einer, der Charisma besaß, die Aura des Außerwählten. Dabei weiß man eigentlich wenig von ihm, obwohl sich „Celi“, wie ihn die Münchner liebevoll-bequem nannten, nie vor anderen verschlossen hat. Er wirkte ja auch als Lehrer, in Bologna, Siena, Mainz.

Was ihn von allen unterschied, war sein beharrlicher Widerstand gegen jeden Druck der Medien. Keine Geschichten, keine Schallplatten, da war er stur. Schallplatten („tönende Pfannkuchen“), die führten nur zur Standardisierung von Empfindung und Ästhetik. So hoffen heute die Fans bang auf die Archive der Rundfunksender – von 1972 bis 1979 war Celibidache ja auch Chef des RSO Stuttgart –, um wenigstens ein paar Celi-Konserven daheim zu haben.

Freilich, Skandalen und Ärger ging der Hochgebildete nicht aus dem Weg. Auch bei deftiger Kollegenschelte hielt er sich nie zurück. Wenige blieben verschont (wie der

Pianist Arturo Benedetti-Micelangeli): Abbado ein „völlig unbegabter Mensch“, Anne-Sophie Mutter „eine Gans“, Toscanini der einzige, der keine Musik, sondern nur Noten gemacht hat. Die Liste läßt sich verlängern, man lese in Klaus Umbachs „Celibidache – Der andere Maestro“ (bei Piper) nach.

Vielleicht wurden solche Beschimpfungen durch die tiefste Wunde ausgelöst, die der Musikbetrieb Celibidache schlug. Als 33jähriger war er zeitweise Chefdirigent der Berliner Philharmoniker, weil 1946 Wilhelm Furtwängler noch nicht dirigieren durfte. Als Furtwängler dann starb, wählte man nicht ihn, sondern den smarten Karajan zum Nachfolger.

Celibidache hat dies nie vergessen. Daß er nach über 30 Jahren doch noch einmal am Berliner Pult stand, war nur den drängenden Biten von Bundespräsident von Weizsäcker zu danken. Gefallen hat es „Celi“ nicht.

Über seine Langsamkeit bei den Zeitmaßen ist viel geschrieben worden. Für ihn war es die Möglichkeit, Musik überhaupt werden zu lassen in der flüchtigen Zeit. Wie er dann diese Musik leben ließ, sinnfällig und leuchtend mit einem unfähligen Gespür für das Detail, das konnten schon Augenblicke des Unerhörten werden, auch wenn es um eine abgedroschene Tschaikowsky-Sinfonie handelte. Der Größte aber war Bruckner für ihn.

In 16 Jahren hat Celibidache seine Münchner Philharmoniker zur Weltspitze zurückgeführt. Nicht nur das Orchester wird sich jetzt sehr alleine fühlen.



Der Meister Sergiu Celibidache: In der letzten Zeit dirigierte er nur noch mit sparsamen Bewegungen. Nun starb der Chefdirigent der Münchner Philharmoniker im Alter von 84 Jahren.

Berliner Morgenpost
Berliner Allgemeine
10969 Berlin
Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 6 200,7
(So: 302,8)

16.08.96

Feuerkopf und Klangarchitekt

■ Zum Tode des Dirigenten
Sergiu Celibidache

Von Klaus Geitel

Er war der erste junge musikalische Himmelstürmer der Nachkriegsjahre. Berlin verfiel auf Anhieb dem Bann Sergiu Celibidaches, der wie aus dem Nichts sich ans Pult der Philharmoniker kata-pultiert hatte.

Ein Feuerkopf. Ein Wirbelwind. Ein Mann der großen musikalisch romantischen Gesten. Jetzt ist Celibidache im Alter von 84 Jahren gestorben.

Celibidache dirigierte damals in Berlin buchstäblich alles zum ersten Mal. Er sog die Weltmusik in sich ein, um sie gleich wieder auszuspeien. Er heizte der Musik ein und mit ihr seinem hungerissenen Publikum. Celibidache war ein Ereignis.

Er selbst sah sich nur als Statthalter für den verehrten Wilhelm Furtwängler. Der junge Rumäne hatte während des Krieges in Berlin studiert und war ganz einfach



Dirigent mit Herz: Sergiu Celibidache 1992 im Schauspielhaus beim Benefizkonzert für rumänische Kinder. Fotos: Ullstein

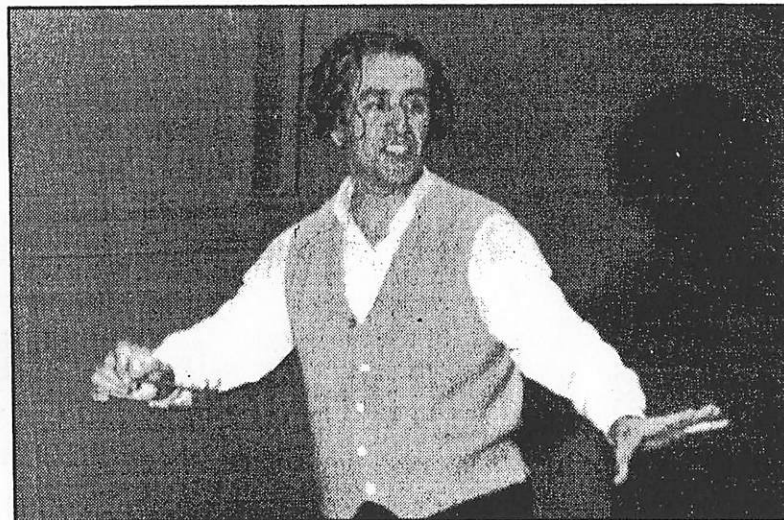
da, als Leo Borchards früher, tragischer Tod die Philharmoniker ihres ersten Chefs in Friedenszeit im bösen Nu wieder beraubte.

Zur rechten Stunde innerlich bereit und zur Stelle zu sein: Das ist auch eine Kunst, und Celibidache erwies sich als ihr Meister. Es gab in der Trümmerstadt kaum einen populäreren Künstler als ihn. Von Konzert zu Konzert standen dem Publikum immer neue Überraschungen ins Haus.

Dies Haus war vorzüglich der Titaniapalast in Steglitz, und dort auch hieß man Furtwängler nach seiner Entnazifizierung triumphal willkommen. Damit aber begann der offenbar unaufhaltsame traurige Abstieg Celibidaches, zumindest in die Berliner Versenkung. Erst spät im Leben, an der Spitze der Münchner Philharmoniker, ist er aus ihr wieder aufgetaucht und nahm regelmäßig die Liebeserklärungen seiner Berliner entgegen: ein alter Herr nun, schwergängig, ein Erfinder der musikalischen Langsamkeit, ein Dirigent, der gelernt hatte, was er liebte zu zelebrieren.

Er hatte sich vor manchen Orchestern erprobt, bevor ihn München einfiel. Er hatte in Italien gearbeitet, in Dänemark und Schweden, dann in Stuttgart. Er war zweifellos ein Exzentriker geworden, vielleicht war er es sogar von Anfang an gewesen. Er versagte sich der Industrie. Er piffte auf die musikalische, auf die optische Konservierung seiner Kunst. Er blieb stachlig, unversöhnt, widerspruchsvoll. Er ließ sich von keinem beeindrucken. Er lehrte ringsum Bewunderung und Zittern, aber er küßte den Damen in seinem Orchester gelegentlich chevaleresk zur Begrüßung die Hand: ein romanischer Kavalier alter Schule.

Die Franzosen standen seinem hochgezüchteten Klangsinn besonders nahe, Debussy und Ravel. Er wurde ihrer Werke niemals überdrüssig. Er haderte gern, aber nie mit anderen, die ebenso schwierig waren wie er, Benedetti Michelangeli, der einzelgängerische Pianist, zum Beispiel. Er schreckte vor Schönbergs musikalischer Revolution durchaus nicht zurück. Er



Die leidenschaftlichen Gesten eines musikalischen Wirbelwindes: der Dirigent bei einer Orchesterprobe im Jahre 1957.

nahm sich der hervorstechenden jungen Talente an, wie dem von Geiger Christian Tetzlaff.

Daß er sich aber ausgerechnet in die Sinfonik Anton Bruckners verschaute und nicht müde wurde, sie immer erneut in ihren monumenta-

len Formbögen aufzurichten, war von Anfang nicht vorauszusehen gewesen. Dennoch: mit Bruckners ragender musikalischer Architektur hat sich Celibidache aus Klang seine eigene unvergängliche Gedenk-Kathedrale erbaut.

16.08.96

Von einem Dämon besessen

Er war ein Zauberer des Taktstocks: Der große Dirigent Sergiu Celibidache ist tot

Von Peter Buske

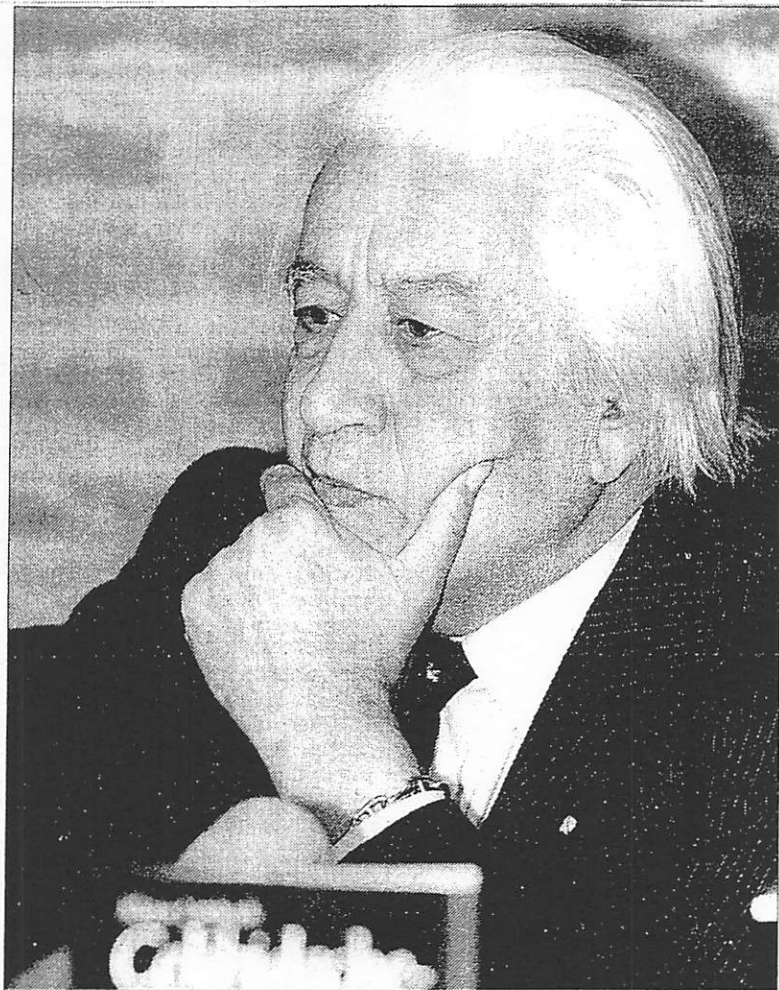
Selten verbanden sich analytischer Sachverstand mit Musiziertemperament und der Lust an der Selbstdarstellung so wie bei Sergiu Celibidache. Aus Eigenschaften wie diesen entwickeln sich bisweilen Kultfiguren. Er war eine. Am Mittwoch ist der langjährige Generalmusikdirektor und Chefdirigent der Münchner Philharmoniker im Alter von 84 Jahren bei Paris gestorben. Die Beerdigung soll heute in der französischen Metropole stattfinden. Celibidache besaß am Rande von Paris einen Wohnsitz.

Beifallsstürme

Seit über zwei Jahren war der Maestro schwer herzkrank gewesen und nach einem Oberschenkelhalsbruch zusätzlich gehbehindert. Immer häufiger hatten ihn Gastdirigenten am Pult der Münchner Philharmoniker vertreten müssen. Mit Celibidache verlieren das Münchner Orchester und die gesamte Musikwelt einen großen charismatischen Dirigenten, der Musik immer in ihrer geistig-sinnlichen Komplexität begriff. Seine Tourneen glichen Triumphzügen. Beifallsstürme brandeten auf, kaum daß er das Podium erklommen hatte. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde Celibidache weltweit verehrt.

„Dieser Mensch ist außer sich. Er ist von einem Dämon besessen. Wir wittern, daß in ihm Kräfte wirken, die stärker sind als er selbst. Was wir vor uns sehen, ist kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein Künstler in Augenblicken höchster Ekstase.“ So beschrieb ihn die Kritik am Anfang seiner Dirigentenlaufbahn nach dem Krieg. Aber bei aller Lust an Show und Glamour, am pantomimischen Bewegungsritual gingen den abendlichen Spontanitätsorgien stets langwierige, minutiöse Proben voraus. Akribisch tüftelte er die Wirkung von Klängen und Linien aus. Celibidaches orchestrale Alchimie machte dabei Repertoirestücke zu Juwelen.

Doch in den letzten Jahren schien der einstige exaltierte Pulttänzer sich immer mehr zum Mystiker zu entwickeln. Aufführungen von Bruckner-Sinfonien, einem Hauptgebiet seines Wirkens, kündeten davon. Seine Neigung zu breiten Tempi, die



Sergiu Celibidache

Foto: dpa

mitunter an die Grenze dessen ging, was das Werk im Innersten zusammenhält, und seine antirationalistische Haltung führten immer wieder in jene Bereiche, wo sich Komponistenabsicht und Dirigentendeutung in Seelenverwandtschaft treffen.

„Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, lautete sein Credo. Die frühzeitige Hinwendung Celibidaches zu den Lehren des Zen-Buddhismus hat ihm die Erkenntnis dafür vermittelt, wo die Grenzen des Denkens liegen und wozu Musik fähig sein kann – oder auch nicht.

Am 28. Juni 1912 im rumänischen Roman geboren, studierte Sergiu Celibidache an der Universität von Iasi Mathematik und Philosophie. Die

pianistische Tätigkeit in einer Bukarester Tanzschule gewöhnte ihm die Musikliebe nicht ab. Zu einer engeren Verbindung mit der Muse Polyhymnia kam es dann in Paris, vor allem aber in Berlin, wo er neben Mathematik und Philosophie auch Komposition und Dirigieren studierte, über die Kompositionstechnik des spätmittelalterlichen Meisters Josquin de Prés promovierte.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs schlug Celibidaches große Stunde. Nachdem er sich mit gelegentlichen Rundfunkauftritten in Berlin einen Namen gemacht hatte, wählte ihn das Berliner Philharmonische Orchester zum Chef – bis Furtwänglers Dirigierverbot aufgehoben sein würde. Der „phänomenal begabte junge

Rumäne“ nutzte die Chance. Sein Ehrgeiz peitschte das Orchester auf bislang ungekannte Höhen der Perfektion und der klangsinnlichen Suggestion. Er pflegte das klassisch-romantische Repertoire, erweiterte es mit Novitäten aus Amerika, England und Frankreich, führte Schostakowitschs 5., 7. und 9. Sinfonie auf.

Doch die Früchte seiner mit viel Lob bedachten Aufbauarbeit erntete nicht er, sondern Furtwängler, der 1952 an die Spitze des Orchesters zurückkehrte. Ein schwerer Schlag für „Celi“. Der zweite, jahrzehntelang nicht verwundene, folgte, als man nicht ihn, sondern Herbert von Karajan zum Nachfolger Furtwänglers bestellte. Erst 1992 kehrte Celibidache als Gast triumphal an das Pult des Berliner Philharmonischen Orchesters zurück.

1979 bereits hatte Celibidache die Münchner Philharmoniker übernommen – und seitdem trotz aller Dissonanzen in der Isar-Metropole Überragendes geleistet. „Wir müssen durch allerlei Wechselbäder hindurch, um diesen singulären Mann für die Musikstadt München zu halten“, sagte einmal ein Kulturreferent über den als schwierig geltenden Pedanten Celibidache.

Zuckerbrot und Peitsche

Bevor er nach München kam, hatte er ein unstetes Reiseleben zwischen Europa und Amerika geführt, mittelmäßige Orchester mit Zuckerbrot und Peitsche zum Ruhm trainiert. Den des Augenblicks, denn Celibidaches Medienabstinez war legendär. Er widersetzte sich dem kommerziellen Musikbetrieb, er haßte Oper, Plattenproduktionen und auch Festivalsauftritte.

Prominente Dirigentenkollegen wie Toscanini, Bernstein, Solti oder Böhm bezeichnete er als dumme, bössartige, gemeingefährliche Ignoranten. Zum Heile der Musik, so meinte er, hätte man sie alle aus dem Verkehr ziehen sollen. Größe und Grenzen eines Dirigenten, der mit seinen kompromißlosen Ideen, seinen Ansprüchen an künstlerische Perfektion oftmals sich selbst im Wege stand, aber gerade dadurch zu den Großen des Jahrhunderts zählte. Er bleibt eine Kultfigur – unvergessen und geliebt.

Ein einzigartiger Sinn für Klangraffinesse

Der Dirigent Sergiu Celibidache ist im Alter von 84 Jahren gestorben –

Esslinger Zeitung

Sternstunden in Stuttgart und München – Rache in Berlin

73730 Esslingen

Auflage (lt. St.)

16.08.96

Von Armin Friedl

Paris – Wer Sergiu Celibidaches Dirigat hören wollte, der mußte schon in die Konzerte gehen. „Celi“ war kein Plattenmillionär wie sein „Kollege“ Herbert von Karajan. Hinsichtlich derartiger Publikationspraktiken war er wie Carlos Kleiber oder der Pianist Arturo Benedetti Michelangeli eher eine Mimose: Der wahre Genuß von klassischer Musik fand für ihn ausschließlich im Konzertsaal statt mit allen Begleiterscheinungen und nicht in den heimischen vier Wänden. Seiner Popularität tat dies keinen Abbruch, im Gegenteil: Enthaltensamkeit gegenüber gängigen Marktpraktiken zahlte sich durchaus aus. Und seinen besonderen Ruf steigerte er auch dadurch, indem er kein Blatt vor den Mund nahm hinsichtlich seiner Urteile nicht nur über die „Kollegen“. Zwei Kostproben sollen genügen: „Karajan ist wie Coca-Cola“ oder „Kritiker sind Flaschen mit Sauerkraut-Ohren.“

Wie gestern bekannt wurde, ist Celibidache bereits am Mittwoch im Alter von 84 Jahren in seinem Wohnort nahe Paris gestorben. Gesundheitlich angeschlagen war der gebürtige Rumäne spätestens seit zwei Jahren, als er zum Beginn einer Europa-Tournee stürzte und sich einen Oberschenkelhalsbruch zuzog. Die Tournee wurde unterbrochen, Ersatzdirigenten wurden angekündigt, auch für die heimischen Auftritte der Münchner Philharmoniker, deren Generaldirektor er seit 1979 war.

Wechselbäder einer Stadt

In welchem Maße sich die Stadt dem Dirigenten verpflichtet fühlt, wird wohl am besten deutlich mit den Worten des Kulturreferenten Klaus Hummel, als es vor wenigen Jahren um die Vertragsverlängerung ging: „Wir müssen durch allerlei Wechselbäder hindurch, um diesen singulären Mann für die Musikstadt München zu halten.“ Denn eigenwillig war Celibidache nicht nur in seiner musikalischen Leistung und gegenüber Kollegen, sondern auch in seinen Vertragswünschen, wohl zum Teil auch aus Gründen seiner zunehmend schwächeren Gesundheit. Denn schon seit vielen

Jahren hatte er auch an ein schweres Herzleiden. So wurden die Münchner Philharmoniker, seit einigen Jahren im Gasteig, zum Wallfahrtsort der Celibidache-Fans, auch wegen der immer seltener werdenden Gastspiele außerhalb der bayrischen Hauptstadt. Zu hören gab es weniger ein ungewöhnliches Repertoire, dafür aber ungewöhnliche Tempi.

Der scheinbar zeitlos im Raum verweilende Klang, das war Celibidaches Spezialität. Kein aufpeitschender Stürmer, keiner, der mit eruptiven Ausbrüchen an den Nervenköstümern zerrte, aber einer, der aus der Tiefe schöpft, der so Energieladungen anballte mit nachhaltigem Effekt. Viele beschwören heute noch seine intensiven Pianissimi. Ähnliches gibt es auch heute wieder zu hören, etwa von James Levine in seinem Bayreuther „Ring“-Dirigat oder in Ansätzen zuvor am selben Ort von Daniel Barenboim. Doch deren kontemplative Interpretationsweise kommt aus einem sehr zeitgenössischen, von einem ins Innere zurückgezogenen Geiste; jener von Celibidache verweist auf Früheres, etwa auf jenen von Wilhelm Furtwängler, den auch Herbert von Karajan wenn nicht zu kopieren, denn doch in die Moderne zu retten versuchte.

Diese Namen fallen nicht zufällig, sie sind eng mit der Karriere des Rumänen verbunden. Von Furtwängler übernahm er 1946 als unbekannter 33jähriger die Berliner Philharmoniker, nachdem dieser wegen seines Entnazifizierungsverfahrens die Leitung nicht übernehmen konnte. Fünf Jahre lang leitete Celibidache das Renommierorchester, bis er 1952 den Taktstock wieder an Furtwängler weitergab. Nach dessen Tod im Jahre 1954 sah Celibidache wieder seine Chance gekommen, doch wurde Herbert von Karajan zum Nachfolger bestimmt. Die Rache war ausdauernd: Erst 1992 dirigierte er wieder die Berliner Philharmoniker.

Von der Eigenwilligkeit des Maestros wissen auch hierzulande viele zu erzählen, denn von 1971 bis 1979 leitete Celibidache das Stuttgarter Radio-Sinfonieorchester. Ein Verhältnis, das heute zu den Sternstunden des Ensembles gezählt wird und das bereits 1958 mit einem er-

sten Gastdirigat begann. Sein Engagement kündigte sich bereits 1970 mit dem Festkonzert zum 25jährigen Jubiläum an mit der „Matthis“-Sinfonie von Paul Hindemith sowie Anton Bruckners siebter Sinfonie.

Ein lang gehegter Wunsch

Mit der Vertragsunterschrift änderte sich vieles: Aus leeren Sitzen in den Abo-Konzerten in der Liederhalle wurden Wartelisten, Agenturen bemühten sich eifrig um Termine, und immer mehr Sendeanstalten schlossen sich den damals noch üblichen Live-Übertragungen an. Auch für Celibidache selbst war die Stuttgarter Zeit ein bedeutender Schritt: Nach der Berliner Absage ging er für 17 Jahre ins Ausland, und jetzt wollte ihn ein deutsches Orchester! Ein lang gehegter Wunsch ging für ihn in Erfüllung.

Gerühmt wird bis heute unter anderem die Probenarbeit, für die er die Partituren zuvor immer auswendig lernte, und zwar nicht die Seiten als Ganzes, sondern die Stimmen einzeln in ihrem Verlauf. Der erste Konzertmeister Hans Kalafusz in einer Südfunk-Festschrift: „Es ist schon faszinierend zu erleben, was geschieht, wenn alle Musiker sich gegenseitig hören und damit besser aufeinander reagieren können und ich denke, daß dies bis heute eine besondere Stärke des RSO geblieben ist.“ Oder der Cellist Bernhard Güller: „Das Aufzeigen und Hörbarmachen der Struktur eines Werkes war faszinierend, sein Sinn für Klangraffinesse einzigartig. Der Veränderungsprozeß eines Werkes von der ersten Probe bis zum Konzert war ein spannendes Erlebnis. Was mich jedoch neben all den genannten Fähigkeiten am meisten fasziniert hat, war die große Balance von Emotion und Intellekt.“

Wer in solch hohen Tönen gelobt wird, hat auch seine Kritiker. Das waren zum einen die Funk-Verantwortlichen, denn Celibidache verweigerte nicht nur wegen seiner Mikrofonphobie die Anliegen einer Funkanstalt, sondern auch hinsichtlich des Repertoires. Auch dies war einer seiner Gründe für den Weggang nach München zu einem reinen Orchesterkonzert. Auch die Musiker selbst begegneten dem gelobten Genie ambivalent. Celibida-



Sergiu Celibidache 1993 im Leipziger Gewandhaus

Foto: dpa

ches Vertrauter Wolfram Röhrig bemerkte dazu: „Die Liebe dazu war immer auch mit Respekt gepaart, mit Verehrung, Anerkennung für seine unheimliche Leistung – manchmal vielleicht sogar mit ein bißchen Angst. Er hörte schließlich wie ein Luchs; selbst wenn irgend jemand am letzten Pult eine andere Strichart verwendete, bekam er das sofort mit. Trotzdem war er einer der lebenswürdigsten Menschen, die ich überhaupt je kennengelernt habe.“ Oder der frühere Solocellist Rudolf Gleißner: „Die Angst war ei-

gentlich unbegründet. Wenn Celibidache wütend wurde, dann nicht, weil ein Musiker nicht perfekt war – wer ist das schließlich – sondern darum, weil jemand nicht in der Art mitarbeitete, in der er sich das in dem Moment wünschte – in dieser Hinsicht mußte man ja eigentlich vor jedem Dirigenten Angst haben. Natürlich ist Celibidache auch mal laut geworden; seine intensive Persönlichkeit hat ihm immer wieder einmal Streiche gespielt. Vor Intrigen war man bei ihm allerdings absolut sicher.“

er Doppelchronograph von IWC.
er Doppelchronograph von IWC.
1.3711 Der Doppelchronograph, DM 11.550,-
Ielstahl (unverbindliche Preisempfehlung)



IWC

ational Watch Co. Ltd. Schaffhausen, Switzerland
Since 1868

Gestorben

Sergiu Celibidache, 84. Der schwere Greis mit dem markanten Schädel war wirklich noch ein Maestro, wahrscheinlich der letzte. Er konnte wie Wotan wüten und als furchtbarer Kunstrichter ein ganzes Orchester zur Weißglut bringen. Aber ein einziges Bläsersolo nach seinem Gusto ließ ihn verklärt lächeln, und wenn er Bruckners sinfonische Kolosse



in unglaublich großen, geduldig zelebrierten Crescendos aufgewuchtet hatte, stand er da wie ein Heiliger, der den Himmel gestürmt hatte. Alles war er und alles in einem: Zen-Buddhist und Ketzer, Guru einer weltweiten philharmonischen Gemeinde und ein galliger Verächter des schnellebigen Konzertbetriebs. In seiner Wut schien er ebenso maßlos wie in seinem Perfektionsdrang unerbittlich, seine Tierliebe wurde nur noch durch seinen fanatischen Spaß an Fußballspielen übertroffen. Keiner in seiner Kaste hatte und machte sich so viele Feinde – ein Radikaler in Verehrung und Verachtung. Als Celibidache 1946, ein „dreckiger Rumäne“ im Trümmer-Berlin, in einem genialischen Handstreich die führerlosen Philharmoniker übernahm, berauschte er das Publikum sogleich mit hinreißendem Temperament, grandiosem Klangsinn und einem fast grenzenlosen Repertoire. 414mal, unglaublich für ein Greenhorn, hat er das Orchester geleitet, das dann aber nicht ihn, sondern Karajan zum neuen Chef wählte: Aus seinem Lebenstraum wurde ein lebenslanges Trauma. Globetrottend schlug sich der fliegende Holländer jahrelang mit dritt-klassigen Klangkörpern herum, und erst 1979 in München, als Chef der Philharmoniker, fand er Ruhe und Muße zur Spätlese. In ritualisierter Strenge und zeitlupenhafter Feierlichkeit bot er Noten als Mysterium: „Es gibt keine Musik, Musik entstand jedesmal neu.“ Die Philharmoniker, früher unter Oberliga, stiegen unter seiner Führung zur Weltklasse auf. Die Stadt ernannte ihn zum Ehrenbürger. Das Münchner Publikum drängte in seine Konzerte wie zu Wallfahrten. Vor dem Tod, sagte er einmal, habe er „keine Angst“. „Es kommt etwas anderes. Ich bin sehr neugierig.“ Sergiu Celibidache starb vergangenen Mittwoch in Paris

Albert Osswald, 77. Erst eine spätere Zeit, so glaubte er, werde seine Leistungen honorieren. Der frühere Gießener Oberbürgermeister und SPD-Reformpolitiker alten Schlages fühlte sich zu Unrecht vertrieben, als er 1976 nach dem Milliardenkandal bei der Hessischen Landesbank unter Druck von seinem Amt als hessischer Ministerpräsident zurücktrat. „Ich scheide als ehrenwerter Mann“, rief er trotzig. Seine Gegner saßen auch in der eigenen Partei, mit der er bis zum Ende nie mehr richtig Freund wurde. Doch die Landespolitik begleitete er weiter mit seinen Ratschlägen, die mitunter sogar die CDU aufgriff. „Ich war immer ein freundlicher Mensch“, sagte er, als er 1993 seine Memoiren vorstellte. Albert Osswald starb vergangenen Freitag während eines Wanderurlaubs im bayerischen Schwangau.

Egon Overbeck, 78. Von einem Aktionär wurde der promovierte Kaufmann und ehemalige Major im Generalstab wesentlich mal als „Herr Dr. Mannesmann“ angesprochen. Ein verständlicher Schnitzer: Kaum ein anderer Industrieführer wurde in den siebziger Jahren mit seinem Konzern so identifiziert wie Overbeck mit Mannesmann. Gut 20 Jahre lang dirigierte der entschiedene Gegner der Montanmitbestimmung den einstigen Düsseldorfer Kohle- und Stahl-Konzern in dessen wohl brisanter Phase. Unter seiner Führung trennte sich das monostrukturierte Unternehmen von seinen Kohlezechen und der Sparte Massenstahl und expandierte erfolgreich zu einem Anlagenbau- und Technologiekonzern. Egon Overbeck starb am vergangenen Montag im niederrheinischen Schermbeck an Herzversagen.

Liesel Christ, 77. Als „Mama Hesselbach“ war sie ein bis heute unerreichtes Komödienwunder der frühen deutschen Fernsehserie. Ihr unnachahmlicher Ausruf „Kall, mei Drobbe!“ klingt



all jenen noch in den Ohren, die die langjährige Prinzipalin des Frankfurter Volkstheaters und Trägerin der Goethe-Plakette zur Ikone der Ebbelwei-Metropole reifen sahen. Die „letzte große Hessin“ (Heinz Schenk), die 1945 mit Texten von Kurt Tucholsky und Erich Kästner auf der Bühne stand, verkörperte Brechts „Mutter Courage“ mit gleicher Verve wie die Frau Dumbach aus Niebergalls „Datterich“. Liesel Christ starb vergangenen Donnerstag in Frankfurt an den Folgen eines Sturzes.

Für viele war er der letzte große Maestro

Identität von Musik und Musikmachen: Zum Tode von Sergiu Celibidache, einem der bedeutendsten Dirigenten des Jahrhunderts

Von Bernhard Hartmann

Wenn Sergiu Celibidache die sinfonischen Kolosse von Anton Bruckner dirigierte, dann war es, als zelebrierte er ein musikalisches Hochamt. Keiner ließ diese Werke so langsam und feierlich dahinfließen wie er, aber auch kein anderer vermochte die Sinfonien zugleich mit solch unglaublicher Intensität und Spannung zu füllen. In den vergangenen zwei Jahren waren die Auftritte des kranken Maestros immer seltener geworden. Im September wollte er mit den Münchner Philharmonikern, deren Chefdirigent er seit 1979 gewesen ist, den hundertsten Todestages Bruckners mit einer Aufführung der neunten Sinfonie im Stift St. Florian bei Linz begehen. Die musikalische Welt hatte dieses Konzert bereits als Ankündigung einer Abschiedsfeier empfunden. Am Mittwoch ist Celibidache in der Nähe von Paris, wo er in einer Mühle lebte, im Alter von 84 Jahren gestorben.

Daß der am 28. Juni 1912 im rumänischen Roman geborene Celibidache von vielen Musikfreunden als der letzte große Maestro bezeichnet wurde, hat viele Gründe. Einer davon ist die Verweigerung. Er gehörte nie zur Jet-Set-Szene der Dirigentenzunft, haßte Schallplatten, weil sie nur sehr unvollkommen ein Konzertereignis wiedergeben könnten. Das Konzert war nach Celibidaches Meinung etwas Einmaliges, nicht Wiederholbares.

Er war nicht der Mann für Gastdirigate, auch wenn sie viele Jahre lang sein täglich Brot waren. Um seine Vorstellung von den Werken der großen Meister, von Musik überhaupt in Klang zu übersetzen, konnte er sich nicht mit ein paar Proben zufrieden geben, sondern mußte das Orchester erst zu einem geeigneten Klangkörper heranbilden. Von dieser Einstellung hatten nach dem Krieg schon die Berliner Philharmoniker profitiert, als der völlig unbekannte, im zerstörten Berlin lebende junge Mann, der sich nach anfänglichem Mathematik- und Philosophie-Studium der Musik zugewandt hatte, die Leitung des verwaisten Orchesters übernahm. Dessen Chefdirigent Wilhelm Furtwängler, den Celibidache übrigens als einzigen Dirigenten neben sich schätzte und verehrte, hatte von den Alliierten ein Auftrittsverbot auferlegt bekommen. Als Furtwängler 1952 nach der Ent-

nazifizierung zu seinen Berlinern zurückkehren konnte, hatte Celibidache das Orchester längst wieder zu einem Eliteklangkörper gemacht. Nach Furtwänglers Tod 1954 wurde der Feuerkopf neben Herbert von Karajan denn auch als der aussichtsreichste Kandidat für die Nachfolge gehandelt.

Celibidache hat dem Orchester nie verziehen, daß es sich für den Konkurrenten entschied. 37 Jahre lang boykottierte er die Berliner, mit denen er bis dahin nicht weniger als 414 Konzerte gegeben hatte. Erst auf Einladung des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker folgte 1992 das 415. und letzte Mal. Der späte Triumph berührte ihn kaum. Es war längst nicht mehr sein Orchester, und es hatte mit Claudio Abbado mittlerweile einen Mann an der Spitze, dessen Musikalität Celibidache anzweifelte: „Ein völlig unbegabter Mensch. Eine Qual.“

Für Celibidache folgten nach der Berlin-Ära lange Wanderjahre. Erst 1960 band er sich wieder enger an ein Orchester: Die Königliche Kapelle Kopenhagen. 1963 wurde er künstlerischer Leiter des Sinfonieorchesters des Schwedischen Rundfunks. Von 1972 bis 1977 war er künstlerischer Leiter des Radio-Sinfonieorchesters Stuttgart. Auch in Paris, wo er mit seiner Ehefrau Joane und Sohn Serge lebte, war er als ständiger Gastdirigent des Orchestre National de l'ORTF aktiv.

Seine musikalische Heimat sollte er jedoch erst in einem Alter finden, in dem andere an den Ruhestand denken. Als die Münchner Philharmoniker ihn 1979 zu ihrem Chefdirigenten beriefen, war er bereits 67. Für die Münchner war es ein Glücksgriff. Trotz vieler Krisen und Querelen mit Kulturpolitikern, Presse und auch eigenen Orchestermusikern gelang es dem Unbequemen, die Münchner zu einem Orchester der Weltspitze zu formen.

Und er demonstrierte es der Welt. Tourneen führten durch Europa, nach Japan, Nord- und Südamerika. Und überall feierte das Gespann Celibidache/Münchner Philharmoniker sensationelle Triumphe. Musiker und Dirigent verband ein enges, wenn auch schwieriges Verhältnis. Die Bewunderung einiger Philharmoniker für den Maestro reichte bis zur kritiklosen Vergötterung. Er habe sie gelehrt zu hören, sagten sie.

Celibidache forderte von seinen Musikern das Äußerste. Er schmeichelte ihnen mit einem milden, freundlichen Lächeln, wenn sie gut waren, und strafte sie, wenn sie nicht so spielten, wie er wollte, durch Mißachtung. In jeder Probe konnte man erleben, daß Musik für den überzeugten Zen-Buddhisten ein Wunder war, und Dirigieren weit mehr als Takt schlagen. In seiner ausdrucksvollen Mimik konnte man den Verlauf einer Sinfonie fast ebensogut mitlesen wie in den Noten. Er hatte beim Dirigieren stets die Partitur im Kopf und nie den Kopf in der Partitur. Wie kaum ein anderer erreichte Celibidache dabei eine vollkommene Identität von Musik und Musikmachen. Und dies vermochte er seinen Philharmonikern zu vermitteln.

Auch in Bonn konnte man das Wunder Celibidache mehrfach erleben. Zuletzt im Mai vor zwei Jahren, als die Münchner Philharmoniker auf Initiative des Bonner Reiseunternehmers Hans-J. Lux die Beethoventage veranstalteten. Das Konzert, in welchem er die fünfte und sechste Sinfonie Beethovens dirigierte, wurde zu einem musikalischen Ereignis. Und wenn die Münchner am Samstag, 21. September, wieder nach Bonn kommen, um unter Semyon Bychkov in der Beethovenhalle das zweite Beethoven-Marathon zu eröffnen, dann wird es nach dem Willen der Veranstalter einem der größten Dirigenten unseres Jahrhunderts gewidmet sein.

General - Anzeiger

53121 Bonn

Auflage (lt. STAMM

16.08.96



Ekstatisch: Der junge Pultstar in den 50er Jahren. Repro: Franz Fischer



Sergiu Celibidache formte die Münchner Philharmoniker zu einem Orchester der Weltspitze.
Foto: Werner Neumeister

Stimmen zum Tod Sergiu Celibidaches

Bundespräsident Roman Herzog würdigte in einem Telegramm an Sergiu Celibidaches Frau „einen Genius, der unvergessen bleiben wird“. Der „begnadete Musiker und große Dirigent hat unendlich vielen Menschen unvergleichliche Musikerlebnisse geschenkt“, schrieb der Präsident. Celibidaches Interpretationen hätten nicht nur von seiner Leidenschaft für die Musik gezeugt, sondern „auch von seiner erzieherischen Kraft in der Arbeit mit Orchestern“. Auch Celibidaches Widerstand gegen Tonaufnahmen hob Herzog hervor: „Indem er es ablehnte, Musik zu konservieren, wußte er dem Augenblick und der Endlichkeit unseres Lebens Würde zu geben.“

„Die musikalische Welt hat einen ihrer ganz großen Dirigenten verloren.“ Mit die-

sen Worten reagierte Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber auf die Nachricht vom Tod Sergiu Celibidaches. „Ich trauere mit allen Freunden der Musik um diese begnadete Persönlichkeit“, erklärte Stoiber. Kultusminister Hans Zehetmair bezeichnete Celibidache als einen der „souveränsten Dirigenten der Gegenwart“. Er habe die Münchner Philharmoniker „zu einem Klangkörper geformt, der zu den absoluten Spitzenorchestern gehört“.

In Bukarest meinte der Kritiker Iosif Sava: „Die Musikwelt hat einen der größten Dirigenten aller Zeiten verloren. Er gehörte zur Generation der Kolosse wie Karajan und Klemperer. Im Februar 1995 sagte er mir in einem Interview, er wolle nach Rumänien zurückkehren.“ (dpa)

16.08.96

Einsamkeit und Größe

Tragischer Gipfelstürmer: Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache

Von KLAUS GEITEL

Paris – Er kam buchstäblich aus dem Nichts. Plötzlich war er da, und Berlin jubelte ihm zu, dem hochgewachsenen jungen Mann, der, bleichen Gesichts, eine romantische schwarze Haarsträhne in der Stirn, die Berliner Philharmoniker dirigierte, als sei das die leichteste Sache der Welt. Im Titania-Palast, Nachkriegsunterschlupf des Orchesters, wurde Sergiu Celibidache über Nacht zum dirigierenden Oberon: Beherrscher aller guten musikalischen Geister.

Über Nacht hatten sich die Philharmoniker verwaist gesehen. Gerade erst hatte Leo Borchard die Leitung des Orchesters übernommen, da streckte ihn versehentlich die Kugel einer Militärstreife nieder; er starb am 23. August 1945. Am 29. August stand Celibidache zum ersten Mal am philharmonischen Pult, ein völlig Namenloser an der Spitze von Deutschlands Paradeorchester. Selbst beim Lauf in den Tod gab es einen gloriosen Stafettenwechsel.

Im selben Jahr noch wurde Celibidache von den Amerikanern zum „Lizenzträger“ des Orchesters ernannt. Die Berliner piffen auf alle Bürokratie. Sie schlossen ihren temperamentvollen „Celi“ schlankweg ins Herz. Er war und blieb für sie der Mann der Hoffnung in der musikalischen Stunde Null. Das haben sie (anders als zeitweilig sein Orchester) Celibidache niemals vergessen. Jetzt ist der Rumäne mit der deutschen Staatsbürgerschaft 84-jährig in Paris verstorben. Dort soll er auch beerdigt werden.

Der junge Mann von damals war allerdings bei genauerem Nachrechnen gar nicht so furchtbar jung. Er war nur vier Jahre jünger als Karajan. Aber statt als 21-jähriger wie dieser, hatte Celibidache erst mit 33 Jahren sein Studium abgeschlossen. Das Wichtigste aber in Berlins kritischstem Au-

genblick: Er war zur Stelle, und hochbegabt überdies war der romantisch flammende Mann auch. Er konnte offenbar alles. Keine Schwierigkeit schien zu groß, als daß er sie nicht meisterte. Er war offensichtlich glücklich zu dirigieren – und noch dazu dieses Orchester, das sich sehr schnell künstlerisch zu reorganisieren verstand.

Dies gemeinsame Glück, der Vernichtung entgangen und am



Flammenwerfer, Leidensgestalt: Celibidache FOTO: KINDERMANN

Leben zu sein, gemeinsam wieder musizieren zu können, übertrug sich auf das Publikum. Celibidache schien sich vor aller Augen und Ohren zum künftigen Nachfolger Furtwänglers aufzubauen.

Doch gleich zweimal das große Los gewann selbst Celibidache nicht. Daraus resultierte beidseitig Verstimmung. Das Orchester und Celibidache schieden in tiefstem Unfrieden. Celibidache hielt mit Kränkungen nicht zurück. Auch er fühlte sich in der Seele verletzt. Die Philharmoniker und ihr schwarzumflorter Rettungengel haben – bis auf ein Mal, auf Einladung des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker – nie wieder zusammen gespielt.

Für Celibidache begann eine unsteuerte Zeit. Er wechselte die Länder

und die Orchester. Bald gab er Italien den Vorzug, dann ging er nach Schweden. Er entzog sich weitestgehend der Aufnahme auf Schallplatte, was die Industrie hinnehmen konnte, aber die Orchester natürlich nicht gern sahen. Celibidache schloß sich, immerfort dirigierend, mehr und mehr aus dem internationalen Musikbetrieb aus, den er so oft mit taktloser Kollegschele leichtfertig kritisierte. Um ihn herrschte stets die Stimmung wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Für Sonnenschein schien der brauseköpfige Celibidache sehr wenig begabt. München genoß ihn als seinen philharmonischen Föhn.

Dabei wuchs seine Meisterschaft ständig. Er, der Feuerkopf, nahm zunehmend sich selbst und seine Musik in Zucht. Er wurde der Mann der besessenen Proben, der raffinierten Orchesterfarben, der feinsten Ausarbeitung jeden Details. Und diese Details türmte er hoch zu überragenden Aufführungen des klassischen, romantischen, spätromantischen Repertoires. Aus dem Flammenwerfer von einst wurde eine Respektsperson der Musik, gleichzeitig ihre erschütternde Leidensgestalt. Gichtanfalle machten den Dirigenten zeitweilig fast rollstuhlreif. Es war Einsamkeit um ihn. Es war Größe um ihn. München vergötterte ihn.

Von Zeit zu Zeit ist Celibidache an der Spitze der Münchner Philharmoniker nach Berlin, der Stadt seines Beginns, wiedergekehrt, verehrt und gefeiert, eingedenk alter, schwerer, gemeinsam verlebter Tage, in denen das Leben und die Hoffnung noch jung waren. In Berlin konnte man Celibidache nie hören, ohne vor dem ersten Ton schon ergriffen zu sein.

Sein Tod hat die alte Wunde im Erinnern ein letztes Mal neu aufgerissen. Nun kann sie sich schließen. Die Pforten zur Verklärung sind längst weit geöffnet.

16.08.96

Exzentrisches Genie am Pult

Der Dirigent Sergiu Celibidache ist tot – In München wie ein Heiliger verehrt

Den letzten Dank seines Publikums erhielt Sergiu Celibidache in Form einer Rose. Eine Verehrerin überreichte dem Dirigenten diese Blume am Abend des 2. Juni in der Münchner Philharmonie, nachdem die letzten Noten

von Mozarts erstem Klavierkonzert in Moll verklungen waren. Es sollte der letzte Auftritt des Maestros sein. Am Mittwoch starb der gefeierte und exzentrische Künstler im Alter von 84 Jahren bei Paris.

„Wir sind erschüttert“, sagte der Orchestervorstand Helmar Stiebler von den Münchner Philharmonikern, die von Celibidache in den vergangenen 18 Jahren zu einem Weltorchester geformt wurden. Er sei einer der letzten großen Dirigenten seiner Generation gewesen. Die Trauerfeier findet heute in Paris statt, wo Celibida-

der seines Orchesters bedeutete dies finanzielle Einbußen. Doch weder seine exzentrische Art noch Berichte über seine hohen Gagen – zuletzt erhielt er 45 000 Mark pro Auftritt – taten der glühenden Verehrung seiner Fange-meinde einen Abbruch.

Celibidache wurde am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien ge-

ster übernahm. Nach dessen Tod 1954 wurde Celibidache neben Herbert von Karajan auch als Nachfolger genannt. Aber seine nach Ansicht von manchen Musikern allzu scharfe Art der Orchestererziehung führte dazu, daß Herbert von Karajan bei der Wahl den Vorzug erhielt. Erst 38 Jahre später, 1992, war Celibidache bereit, wieder am Pult der Berliner Philharmoniker zu stehen. Ein Schreiben Richard von Weizsäckers hatte dies ermöglicht.

Eine feste Bindung mit einem Orchester hatte der eigenwillige Dirigent 1961 mit dem Schwedischen Radiosinfonieorchester übernommen. Von 1972 bis 1979 war der Rumäne ständiger Dirigent und Leiter des Stuttgarter Radiosinfonieorchesters, bis ihn der Ruf an die Spitze der Münchner Philharmoniker führte.

Dort hatte seine Krankheit zuletzt das Spitzenorchester an den Rand einer Krise geführt. Offen wollte niemand darüber sprechen, doch intern wurde immer häufiger die Frage gestellt, wie es mit den Philharmonikern weitergehen solle. Der Maestro hatte nämlich einen Vertrag auf Lebenszeit. Über einen Nachfolger wollte er nicht mit sich reden lassen. Der Münchner Stadtspitze, die für die Philharmoniker zuständig ist, steht nun eine schwierige Suche bevor. „Fast alle großen Dirigenten sind gebunden“, sagt Stadtsprecher Florian Sattler.

Genannt werden Namen wie Zubin Mehta, Daniel Barenboim, James Levine oder Simon Rattle. Doch gibt es „keinen Nachfolger, den Celibidache sich ausgesucht hätte“, sagt Sattler. In der bayerischen Hauptstadt, wo Celibidache wie ein Stadtheiliger verehrt wurde, gibt es schon seit längerem ein geflügeltes Wort: „Wir werden einen anderen Dirigenten finden müssen, aber es wird keinen Nachfolger geben.“ dpa/AP



Der Maestro bei einer Probe vor wenigen Monaten.

Foto: dpa

che seinen Wohnsitz hatte.

Immer häufiger waren in letzter Zeit Konzerte mit dem rumänischen Ausnahme-Dirigenten kurzfristig abgesagt worden. Seit Jahren schwer herzkrank und durch einen Oberschenkelhalsbruch zusätzlich behindert, konnte „Celi“ immer seltener seinen Verpflichtungen nachkommen. Zuletzt waren die Münchner Philharmoniker Anfang 1995 auf Tournee gewesen.

Der Künstler hatte eine tiefe Abneigung gegen Schallplattenaufnahmen, von denen es nur wenige gibt. Sie könnten, so meinte er, niemals die volle Wirkung der Musik vermitteln. Für die Mitglie-

boren. Nach anfänglichem Mathematik- und Philosophie-Studium wandte er sich aber der Musik zu. Paris und Berlin gehörten zu seinen Lehrstationen. In den 50- und 60er Jahren feierte der Maestro große Erfolge auch als Gastdirigent unter anderem mit der königlichen Kapelle Kopenhagen, dem Bremischen Philharmonischen Staatsorchester und der Ostberliner Staatskapelle.

Ein heikler Punkt im Leben des Dirigenten war sein Verhältnis zu den Berliner Philharmonikern. Fünf Jahre lang durfte er das Renommierorchester nach dem Krieg leiten, bis Wilhelm Furtwängler 1952 wieder das Orche-

Thüringische Landeszeitung

99423 Weimar

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 8 34.7
(zS. mit TA)

16.06.96

Zauberer des Taktstocks

Sergiu Celibidache 84jährig gestorben

München. (dpa/tlz) Den letzten Dank des Publikums erhielt Sergiu Celibidache in Form einer Rose: Eine Verehrerin überreichte sie am 2. Juni in der Münchner Philharmonie. Es sollte sein letzter Auftritt sein. Celibidache, der „König der Symphonie“, ist tot. Der 84jährige starb, wie Radio Bukarest gestern meldete, am Mittwoch bei Paris, wo er in einer ehemaligen Mühle lebte.

Seit über zwei Jahren war der Maestro schwer herzkrank und nach einem Oberschenkelhalsbruch zusätzlich gehbehindert. Mit Celibidache verlieren die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen der großen charismatischen Dirigenten. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit von der Kritik wie von Konzertgängern bejubelt und verehrt. „Celi“ galt als schwieriger Nonkonformist und musikalischer Pedant. Über Paris kam er nach dem zweiten Weltkrieg nach Berlin, wo Wilhelm Furtwängler die auf Hochform gebrachten Philharmoniker schließlich wieder übernahm. Danach wirkte Celibidache als begehrter und hochbezahlter Gast, der sich



„Guru der Musik“: Sergiu Celibidache ist tot. Foto: dpa

in Rom, Schweden und Stuttgart stärker band. Seine Abneigung gegen Tonkonserven machten den „Guru der Musik“ zum Außenseiter.

Der Rumäne hat seit 1979 als Chefdirigent der Münchner Philharmoniker Überraslegendes geleistet. „Wir werden einen anderen Dirigenten finden müssen, aber es wird keinen Nachfolger geben“, war geflügeltes Wort in München, wo Celibidache wie ein Stadtheiligtum verehrt wurde.

16.08.96

Mit Musik die Welt erobert

Rätselraten um die Nachfolge Celebidaches bei den Münchner Philharmonikern

Den letzten Dank seines Publikums erhielt er in Form einer Rose. Eine Verehrerin überreichte dem Großdirigenten diese Blume am Abend des 2. Juni in der Münchner Philharmonie, nachdem die letzten Noten von Mozarts erstem Klavierkonzert in Moll verklungen waren. Es sollte der letzte Auftritt von Sergiu Celibidache sein.

Immer häufiger waren zuvor Konzerte mit dem rumänischen Ausnahme-Dirigenten, der am Mittwoch bei Paris im Alter von 84 Jahren gestorben ist, mehr oder weniger kurzfristig abgesagt worden. Seit Jahren schwer herzkrank und durch einen Oberschenkelhalsbruch zusätzlich behindert, konnte „Celi“ immer weniger seinen Verpflichtungen nachkommen.

Die Nachricht löste nicht nur in der Musikwelt Trauer und Betroffenheit aus. Dirigent Daniel Barenboim sagte spontan zu, ein Celibidache-Gedächtniskonzert in München zu geben. „Wir sind erschüttert“, erklärte Orchester Vorstand Helmar Stielor von den Münchner Philharmonikern. Celibidache sei „einer der letzten großen Dirigenten seiner Generation“ gewesen. Das Orchester sei von den „extremen Merkmalen von Celibidaches Arbeitsweise geprägt: Da er so gut wie keine Plattenaufnahme machte, mußten wir die Welt durch unsere Auftritte und nicht durch die Medien erorbern“.

Als mögliche Nachfolger Celibidaches an der Spitze von Deutschlands größtem Orchester sind unter anderem James Levine und Simon Rattle im Gespräch, berichtete der Münchner Kulturstadtrat Franz Forchheimer (CSU). Stadtsprecher Florian Sattler gab zu bedenken, daß die Nachfolge „ein schwieriges Geschäft“ werde, da fast alle großen Dirigenten gebunden seien.

Celibidache führte die Münchner Philharmoniker seit seinem Amtsantritt 1979 auf zahlreichen Auslandstourneen zu großem Ansehen. Der medienscheue und exzentrische Künstler galt bei seinen Anhängern als Genie. Seine extreme Art des Dirigierens, die ihm auch den Beinamen „Meister der Tempi“ einbrachte, fand beim Publikum meist begeisterte Zustimmung, bei Kritikern aber auch Ablehnung.



Sergiu Celibidache führte die Münchner Philharmoniker seit 1979. Unser Archivbild zeigt den Maestro bei einer Probe im Januar diesen Jahres.

„Die musikalische Welt hat einen ihrer ganz großen Dirigenten verloren“, erklärte Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber (CSU). Bayerns Kultusminister Hans Zehetmair (CSU) sagte: „Wir alle verdanken ihm viel.“ Bayerns SPD-Chefin Renate Schmidt würdigte Celibidache als „musikalischen Botschafter Bayerns der Extraklasse in der ganzen Welt“.

Der am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien geborene Celibidache wandte sich erst nach anfänglichem Mathematik- und Philosophie-Studium der Musik zu. Paris und Berlin gehörten zu seinen Lehrstationen. Als Furtwängler 1946 aus Entnazifizierungsgründen seine Berliner Philharmoniker nicht leiten durfte, nutzte Celibidache die ihm gebotene Chance. Fünf Jahre lang durfte er das Renom-

mierorchester nach dem Zweiten Weltkrieg leiten, bis Wilhelm Furtwängler 1952 wieder das Orchester übernahm. Nach dessen Tod 1954 wurde Celibidache neben Herbert von Karajan auch als potentieller Nachfolger genannt. Aber seine nach Ansicht von manchen Musikern allzu scharfe Art der Orchestererziehung führte dazu, daß Karajan bei der Wahl den Vorzug erhielt. Erst 38 Jahre später, 1992, war Celibidache bereit, wieder am Pult der Berliner Philharmoniker zu stehen.

Eine feste Bindung mit einem Orchester übernahm „Celi“ erst 1961 wieder mit dem Schwedischen Radiosinfonieorchester. Von 1972 bis 1979 war der Rumäne ständiger Dirigent und Leiter des Stuttgarter Radiosinfonieorchesters, bis ihn der Ruf an die Spitze der Münchner Philharmoniker führte.

Mindener Tageblatt

32423 Minden

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 40.8

16.08.96

Als letzten Dank eine Rose für „Celi“

Ratlosigkeit

Den letzten Dank seines Publikums erhielt Sergiu Celibidache in Form einer Rose. Eine Verehrerin überreichte dem Dirigenten diese Blume am Abend des 2. Juni in der Münchner Philharmonie, nachdem die letzten Noten von Mozarts erstem Klavierkonzert in Moll verklungen waren. Es sollte der letzte Auftritt des Maestros sein.

Immer häufiger waren zuvor Konzerte mit dem rumänischen Ausnahme-Dirigenten, der am Mittwoch bei Paris im Alter von 84 Jahren starb und von dem es kaum Tonträgeraufnahmen gibt, mehr oder weniger kurzfristig abgesagt worden. Seit Jahren schwer herzkrank und durch einen Oberschenkelhalsbruch zusätzlich behindert, konnte „Celi“ immer weniger seinen Verpflichtungen nachkommen. Zuletzt waren die Münchner Philharmoniker, unter ihrem Dirigenten in den vergangenen 18 Jahren zu einem Weltorchester geformt, Anfang 1995 auf Tournee gewesen.

Diese Vakanzen hatten das Spitzenorchester an den Rand einer Krise geführt. Offen wollte niemand darüber sprechen, doch intern wurde immer häufiger die Frage ge-

stellt, wie es mit den Philharmonikern weitergehen solle. „Wir werden einen anderen Dirigenten finden müssen, aber es wird keinen Nachfolger geben“, war ein geflügeltes Wort in München, wo Celibidache als Generalmusikdirektor wie ein Stadtheiligtum verehrt wurde.

Die Münchner Stadtspitze, die für die Philharmoniker zuständig ist, traf der Tod des Maestros – so als habe man diese Möglichkeit verdrängen wollen – unvorbereitet. „Wir haben uns mit einer Nachfolgeregelung formal nicht beschäftigt, wir fangen jetzt ziemlich von vorne an“, sagte Stadtsprecher Florian Sattler am Donnerstag der dpa. „Es wird ein sehr schwieriges Geschäft, da fast alle großen Dirigenten gebunden sind“, fügte er hinzu.

Unter anderem Zubin Mehta und Daniel Barenboim waren in diesem Zusammenhang genannt worden. Jetzt will man in München wohl verschiedene Meister nach und nach an das Dirigentenpult im Gasteig holen, um zu einem späteren Zeitpunkt über eine Nachfolge zu entscheiden. „Es gibt auch keinen Nachfolger, den Celibidache sich ausgesucht hätte; das wäre uns am liebsten gewesen“, läßt Sattler eine gewisse Ratlosigkeit erkennen.

Westfalenpost

58097 Hagen

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: B 58.3

(zs. mit Westf. Rundsch.)

16.08.96

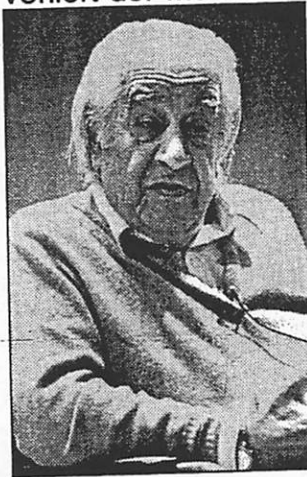
Darling, Dämon und Diktator

Mit Sergiu Celibidache verliert der Musikbetrieb seinen Querdenker

Von Ursula Heyn-Benzin

München/Paris. Es galt unter Freunden der klassischen Musik als absolutes Muß, Sergiu Celibidache mindestens einmal im Leben live erlebt zu haben. Das ebenso selbstherrliche wie sensible Genie am Dirigentenpult verachtete Tonkonserven. Man kann sich zur Nachricht, daß der Münchner Generalmusikdirektor 84jährig in Paris an den Folgen eines Herzleidens und eines Oberschenkelhalsbruches starb, nicht einfach ein paar Platten auflegen. Es gibt zu wenig. „Ich kann der Welt keinen Dreck hinterlassen“, war die Maxime des greisen Pultstars, den seine Anhänger zärtlich „Celi“ nannten und tief verehrten.

Er zelebrierte seine Konzerte in München wie Hochämter. Bescheidenheit, ein Laster, das gern als Tugend gerühmt wird, war ihm absolut fremd. GMD von München war er auf Lebenszeit. Er hat aus seinen Philharmonikern mit seinem berühmten Temperament ein Spitzenorchester geformt. Eine Gemeinde



Außenseiter der Klassik: Sergiu Celibidache ist tot.

von Gläubigen war ihm so bedingungslos ergeben wie er, der Zen-Buddhist, dem Guru Sri Sathya Sai Baba. Die Pose des allmächtigen Dompteurs blieb ihm ebenso treu wie die verletzte Art seiner Kritik Kollegen gegenüber.

Man wird in München einen Nachfolger für diesen großen Individualisten su-

chen müssen. James Levine wäre der Wunschkandidat der Philharmoniker. Der Met-Chef wird vorsichtiger agieren als bei der Karajan-Nachfolge, als er hoch gehandelt, aber vom Orchester dann doch nicht gewählt wurde.

Man wird Celi nicht nur in München vermissen, wo er eisern den Verlockungen der Medien widerstand und gerade deshalb so bekannt wurde. Er vermochte es, ein auf ihn eingeschworenes Publikum durch seine querköpfigen Interpretationen zu fesseln. Die Unbedingtheit und Unbeirrbarkeit seiner tief durchdachten, wahrhaft unorthodoxen Werkauslegungen brachte ihm Anerkennung und Bewunderung auch von denen ein, die solche interpretatorischen Altersprozesse nicht jedes Mal mit- und nachvollziehen wollten.

Celi war als Rumäne geboren und wollte als Rumäne sterben. Nach dem Ende der Ceaucescu-Diktatur dirigierte er unter Tränen in Bukarest, um Rumänien wieder zurück nach Europa zu führen.

Holsteinischer Courier

24534 Neumünster

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 20,3

16.08.96



Der Tod des Maestros

Die Welt der klassischen Musik ist um einen ihrer ganz Großen ärmer: Bei Paris ist der rumänienstämmige Dirigent Sergiu Celibidache (84) gestorben. Der „Zauberer des Taktstocks“ war seit 1979 Generalmusikdirektor

der Münchner Philharmonie. Der Maestro war bereits seit zwei Jahren schwer herzkrank. Zum 80. Geburtstag würdige Kanzler Kohl den „Guru der Musik“ als Künstler von faszinierender Ausstrahlungskraft. Seite 20

16.08.96

Sergiu Celibidache: Der „König der Symphonie“ ist tot – Beerdigung in Paris

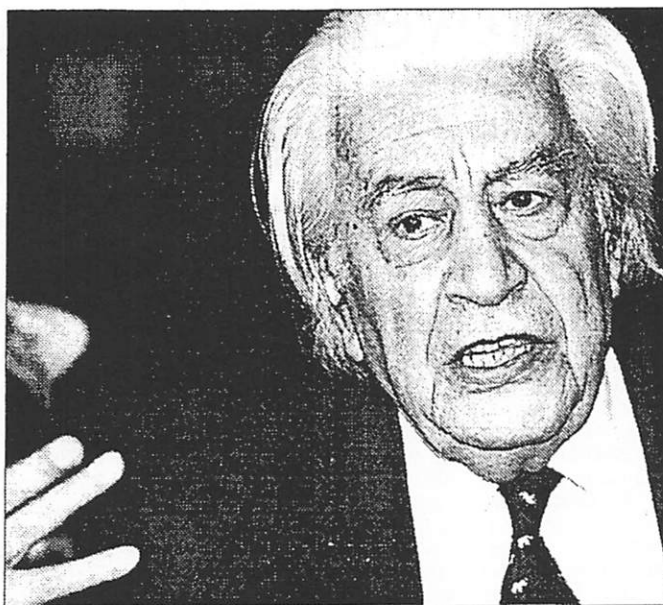
Ein Genie trat ab

MÜNCHEN (dpa). Sergiu Celibidache (84), der „König der Symphonie“, ist tot. Der Münchner Generalmusikdirektor starb bereits am Mittwoch bei Paris, wo der Künstler einen Wohnsitz hatte.

Seit über zwei Jahren war der Maestro, ein gebürtiger Rumäne, schwer herzkrank und nach einem Oberschenkelhalsbruch zusätzlich gehbehindert. Immer häufiger hatten ihn Gastdirigenten am Pult der Münchner Philharmoniker vertreten müssen, dennoch hielt das Orchester, das ihm viel zu verdanken hat, bis zuletzt zu seinem international renommierten Chef.

„Zauberer des Taktstocks“

Mit Celibidache, der in einer ehemaligen Mühle bei Paris lebte, verlieren die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen der ganz großen charismatischen Dirigenten. Seine weltweiten Tourneen glichen Triumphzügen. Beifallsstürme brandeten auf, kaum daß der Maestro das Po-



Stets bejubelt und verehrt: der begnadete Dirigent Sergiu Celibidache (84). Die Tourneen des „Gurus der Musik“ glichen Triumphzügen.

dium erklommen hatte. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit von der Kritik wie von Konzertgängern gleichermaßen bejubelt, gefeiert und verehrt.

Unter Celibidache verschmolzen die Münchner Phil-

harmoniker seit 1979 zu einem weltberühmten Klangkörper. Für viele, so für den Cellisten Jörg Eggbrecht, war es eine „Erfüllung, unter diesem Genie spielen zu dürfen“.

In seinem Element war der Meister der breiten Tempi, der

lästigen Fotografen und kritischen Frägern stets ungnädig begegnete, immer dann, wenn er, die weißen Haare streng zurückgekämmt, auf seinem Stuhl vor dem Orchester thronte und auswendig probierte, dozierte und dirigierte: „Da wußte man wieder, warum man Musiker geworden ist.“ An seinem 80. Geburtstag ehrte die bayerische Landeshauptstadt ihr musikalisches Aushängeschild mit der Ehrenbürgerwürde.

Querdenker und Außenseiter

Seine Abneigung gegen jede Art von Tonkonserven machten den „Guru der Musik“ und unbequemen Querdenker zu einem Außenseiter unter den großen Dirigenten. Für Celibidache zählte nur der Augenblick des Empfindens, so daß es kaum Aufnahmen von seinen Konzerten gibt. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, war sein lebenslanges künstlerisches Credo.

Die Beerdigung soll heute in Paris stattfinden.

REAKTIONEN

Trauer um einen großen Dirigenten

MÜNCHEN (dpa). „Die musikalische Welt hat einen ihrer ganz großen Dirigenten verloren.“ Mit diesen Worten reagierte Bayerns Ministerpräsident Edmund Stoiber auf die Nachricht vom Tod Sergiu Ce-

libidaches. Bayern sei stolz und dankbar, daß Celibidache den Freistaat seit 17 Jahren zum Mittelpunkt seines Schaffens gemacht habe. „Ich trauere mit allen Freunden der Musik um diese begnadete Persönlich-

keit.“ Kultusminister Hans Zehetmair (CSU) bezeichnete Celibidache als „einen der größten und souveränsten Dirigenten der Gegenwart.“

In Bukarest meinte der dort sehr bekannte Kritiker Iosif

Sava: „Er gehörte zur Generation der Kolosse wie Karajan und Klemperer.“

Orchestervorstand Helmar Stielor: „Wir sind erschüttert. Er war einer der letzten großen Dirigenten seiner Generation.“

15.08.95

Dirigent Sergiu Celibidache ist im Alter von 84 Jahren bei Paris gestorben

Die weltweiten Tournéen glichen Triumphzügen

München (dpa) Sergiu Celibidache, der „König der Symphonie“, ist tot. Der 84 Jahre alte Münchner Generalmusikdirektor starb, wie Radio Bukarest unter Berufung auf seine Schwägerin meldete, bereits am Mittwoch bei Paris, wo der Künstler einen Wohnsitz hatte. Seit über zwei Jahren war der Maestro schwer herzkrank und nach einem Oberschenkelhalsbruch zusätzlich gehbehindert. Immer häufiger hatten ihn Gastdirigenten am Pult der Münchner Philharmoniker vertreten müssen, dennoch hielt das Orchester, das ihm viel zu verdankt, bis zuletzt zu seinem international renommierten Chef.

Mit Celibidache verlieren die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen der ganz großen charismatischen Dirigenten. Seine weltweiten Tournéen glichen Triumphzügen. Beifallsstürme brandeten auf, kaum daß der Maestro das Podium erklommen hatte. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit von der Kritik wie von Konzertgängern gleichermaßen bejubelt und verehrt.

Unter Celibidache verschmolzen die Münchner Philharmoniker zu einem weltberühmten Klangkörper. Für viele, so für den Cellisten Jörg Eggbrecht, war es eine „Erfüllung, unter diesem Genie spielen zu dürfen“. In seinem Element war der Meister der breiten Tempi, der lästigen Fotografen und kritischen Frägnern stets

ügnädig begegnete, immer dann, wenn er, die weißen Haare streng zurückgekämmt, auf seinem Stuhl vor dem Orchester thronte und auswendig probierte, dozierte und dirigierte: „Da wußte man wieder, warum man Musiker geworden ist.“

Der gebürtige Rumäne, der in einer ehemaligen Mühle bei Paris lebte, hatte seit 1979 als Chefdirigent der Philharmoniker – trotz aller immer wieder aufgetretenen Dissonanzen – in der Isar-Metropole Überlegendes geleistet. „Wir müssen durch allerlei Wechselbäder hindurch, um diesen singulären Mann für die Musikstadt

München zu halten“, hatte einmal ein früherer Kulturreferent über den als schwierig geltenden Nonkonformisten und musikalischen Pedanten Celibidache gesagt. An seinem 80. Geburtstag ehrte die bayerische Landeshauptstadt ihr musikalisches Aushängeschild mit der Ehrenbürgerwürde.

Über Paris kam der Musiker als noch unbekannter Dirigent nach Berlin, wo er an der Spitze der Philharmoniker fünf Jahre lang eine der populärsten und faszinierendsten Erscheinungen der Zeit nach dem Krieg war – bis Wilhelm Furtwängler das von „Celi“ zuvor auf Hochform gebrachte Orchester wieder übernahm. Doch in Berlin erlebte der Maestro auch seine bittersten Stunden, als nicht er, sondern Herbert von Karajan Nachfolger Furtwänglers wurde.

Diese Wunde saß tief, und erst 1992 kehrte er nach 37 Jahren an das Pult der Berliner Philharmoniker anlässlich eines Benefizkonzertes zugunsten rumänischer Kinderheime zurück.

Nach Berlin und vor München wirkte der Dirigent, der Kollegen manchmal mangelnde Fähigkeiten im Notenlesen vorhielt, als beehrter und hochbezahlter Gastdirigent, der sich in Rom, Schweden und Stuttgart wieder stärker band.

Seine Abneigung gegen jede Art von Tonkonserven machten den „Guru“ der Musik und unbequemen „Querdenker“ zu einem Außenseiter unter den großen Dirigenten.



Sergiu Celibidache

Foto: dpa

18.09.96

SERGIU CELIBIDACHE TOT

Das nie Wiederkehrende

Der Chefdirigent der Münchner Philharmoniker ist tot: Sergiu Celibidache starb im Alter von 84 Jahren in seinem Haus bei Paris.

MÜNCHEN ■ Er konnte nie das finden, was andere Menschen als „Heimat“ bezeichnen. In Rumänien geboren, irrte Sergiu Celibidache durch eine

VON ANDREAS GÜNTHER

Welt, die ihm immer nur Feind zu sein schien. Im Berlin der Nachkriegsjahre stieg der junge Musik- und Philosophiestudent zum Chef der Berliner Philharmoniker auf. Ein 33-jähriges Dirigiergenie stand vor einem der besten Orchester der Welt - weil der bisherige Chefdirigent Wilhelm Furtwängler noch um seine „Entnazifizierung“ zu kämpfen hatte, und das Charisma des Rumänen Musiker wie Publikum in Bann schlug. Doch die Berliner Philharmoniker gingen schmachlich mit dem Talent ihres jungen Dirigenten um. Nach dem Tode Furtwänglers wählten sie überraschend Herbert von Karajan zum neuen Chefdirigenten.

Gegen Mittelmaß

Celibidache trat die Flucht in die Einsamkeit an: von 1954 an reiste er über Länder und Kontinente, dirigierte dabei Orchester, die oft unter seinem Niveau waren. Seine Aggression gegenüber mittelmäßigen Musikern wuchs, sein Ruf ebenfalls: Celibidache galt als schwierig, launisch und unberechenbar. Unter Kennern stieg unterdessen sein Ruhm. Hier kämpfte eine Persönlichkeit gegen alle Unsitten des modernen Musiklebens: gegen laxen, oberflächlichen Proben, standardisierte Interpretationen und die Unsitte, Musik in Konzerten pressen zu wollen.

Während Karajan in Berlin, Wien und Mailand Schallplatten im Viertelstunden-Rhythmus produzierte, brandmarkte Celibidache alle For-

men der Tonaufzeichnung als Mord an der Musik. Die Konkurrenten von 1954 standen sich plötzlich wieder gegenüber - als Gegenpole einer Musikwelt, in der die Frage nach dem Sinn von Musik immer lauter gestellt wurde. Karajan antwortete mit Schallplatten, Videofilmen und CDs, Celibidache mit fernöstlicher Philosophie. „Transzendenz“ wurde zum Schlüsselwort seines Lebens. Er glaubte an jene Macht, die allen individuellen Willen aufhebt und einen Konzertsaal zu einem religiösen Ort steigert. Celibidache interpretierte Bruckners Symphonien wie Gottesdienste - schwer, tiefsinnig und umspannend. An seinen Tempi neben sich Geister. Darf man diesen oder

jenen Satz so langsam dirigieren? Celibidache durfte es, da er sich, sein Orchester und das Publikum nicht der rein physikalischen Vorstellung der Zeit unterwarf.

Es bedurfte einigen Mutes, jenen Schwierigen und Heimatlosen fest an einen Ort zu binden. Die Münchner Kulturpolitiker wagten es. An der Isar räumten sie Celibidache alle künstlerischen Rechte ein, bauten eine neue Philharmonie und zahlten Summen, die Boulevardblätter zu reißerischen Schlagzeilen verleiteten. Durfte ein Dirigent jene Macht und Millionen verlangen? Celibidache durfte und arbeitete über 17 Jahre hinweg mit den Münchner Philharmonikern außerhalb jener Zwänge, die sei-

ner Meinung nach die heilige Kunst der Musik profanisieren. „Warum ich mich von der Schallplatte fernhalte? Weil der musikalische Raum nicht reduzierbar ist (...) Die Platte kann das nicht wiedergeben. Hören Sie die Platte in derselben Akustik, in der sie aufgenommen wurde? Natürlich nicht! So schlucken Sie runter, was der Herr Aufnahmetechniker Soundso Ihnen vorgekauft hat. So wird das Wichtigste getötet, das Lebendige an der Musik, das Einmalige, das nie Wiederkehrende.“

Celibidache hinterläßt München ein legendäres Orchester, seinen Hörern nie wiederkehrende Erfahrungen und der Welt keinen würdigen Nachfolger.



Sergiu Celibidache im Januar 1996 bei einer Probe mit den Münchner Philharmonikern.

(Foto: dpa)

Ein Ästhet der Langsamkeit

Zum Tode des rumänischen Dirigenten Sergiu Celibidache

Mit seinen dirigierenden Kollegen ging er verbal nicht zimperlich um. Von Stars wie Anne-Sophie Mutter ließ er sich ebenso wenig in die Knie zwingen wie von den Mächtigen der Schallplattenkonzerne. Sergiu Celibidache kannte keine Kompromisse, wenn es um seine künstlerischen Überzeugungen ging. Überzeugungen, die ihm neben einer geradezu kultischen Verehrung auch viel Kritik einbrachten. Wenn er in den letzten Jahren schwerfällig auf seinem Schemel vor seinen Münchner Philharmonikern hockte, strahlte er die Kraft und Beharrlichkeit eines Stiers aus. Züge, die ihn zeitlebens prägten, auch als er nach dem Krieg noch telegener und vitaler mit den Berliner Philharmonikern „tanzte“ als später der junge Karajan.

MUSIKWELT

An seinen Qualitäten ließen die Berliner damals keinen Zweifel, als Celibidache die Leitung während des Dirigierverbots von Furtwängler übernahm. Daß daraus keine Dauerehe entstand und Karajan das Rennen machte, lag bereits an der eisernen Haltung, nur live musizieren zu wollen und Tonaufzeichnungen, welcher Art auch, nicht zu dulden. Eine anachronistische Haltung, mit der er die medienfreudigen Philharmoniker an der Spree schnell vergaulte. Daß dem gebürtigen Rumänen ausgerechnet die ebenfalls nicht medienscheuen Münchner Philharmoniker seit 1979 eine feste Position boten, schadete ihnen nicht. Gerade aus der geheimnisvollen Aura eines Mannes, von dem so viel gesprochen wird, aber nur wenig zu hören ist, erwuchs ein bedeutender Prestigegewinn für das



Sergiu Celibidache – der „König der Symphonie“ ist tot. Einen großen Dirigenten hat die Musikwelt verloren. Bild: Archiv

Orchester auf der ganzen Welt, zumal sich Celibidache zuletzt auch allmählich für die Konservierung auf Bildplatten öffnete.

Wichtiger noch, wie er musizierte. Der Rumäne mit deutscher Staatsangehörigkeit und buddhistischer Gesinnung entwickelte sich zum Guru einer Ästhetik der Langsamkeit, mit der er der Hektik des modernen Musikbetriebs diametral entgegensteuerte. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, so sein zentrales Credo. Keiner zelebrierte Musik, ob Bruckner oder Mozart, Tschai-

kowsky oder Ravel, mit so langem Atem und derart eiserner Ruhe wie Celibidache. Was heute häufig vernachlässigt wird, die Bildung des Einzeltons und die Entwicklung langer atmender Phrasen, rückte er in den Mittelpunkt seines Musizierens, wobei seine Zeitvorstellungen im buddhistischen Fahrwasser mitunter räumliche Dimensionen annahmen. Eine Haltung, die, nicht ganz unverständlich, auch ablehnende Reaktionen provozierte. Der Münchner Magistrat wußte den Wert des Eigenbrötlers richtig einzuschätzen und schluckte manche Kröte, die er den

Stadtoberen mit seinen Gagen- und Probenforderungen bescherte. Mit Celibidache verliert die Welt nicht nur einen großen Musiker, sondern auch einen Individualisten, von denen es heute viel zu wenige gibt.

Am Mittwoch ist der seit langem herzkrankte und seit einem Sturz in Florenz auch stark gehbehinderte Maestro im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben. In seinem Heimatland werden zu seinem Gedenken eigene Kompositionen gespielt, deren Aufführung sich Celibidache bis jetzt verboten hat. So war er halt, unser „Celi“ ...

PEDRO OBIERA

Passauer Neue Presse

94036 Passau

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 6 172,8

16.08.96



Starb 84jährig: Sergiu Celibidache.

Dirigent Celibidache tot

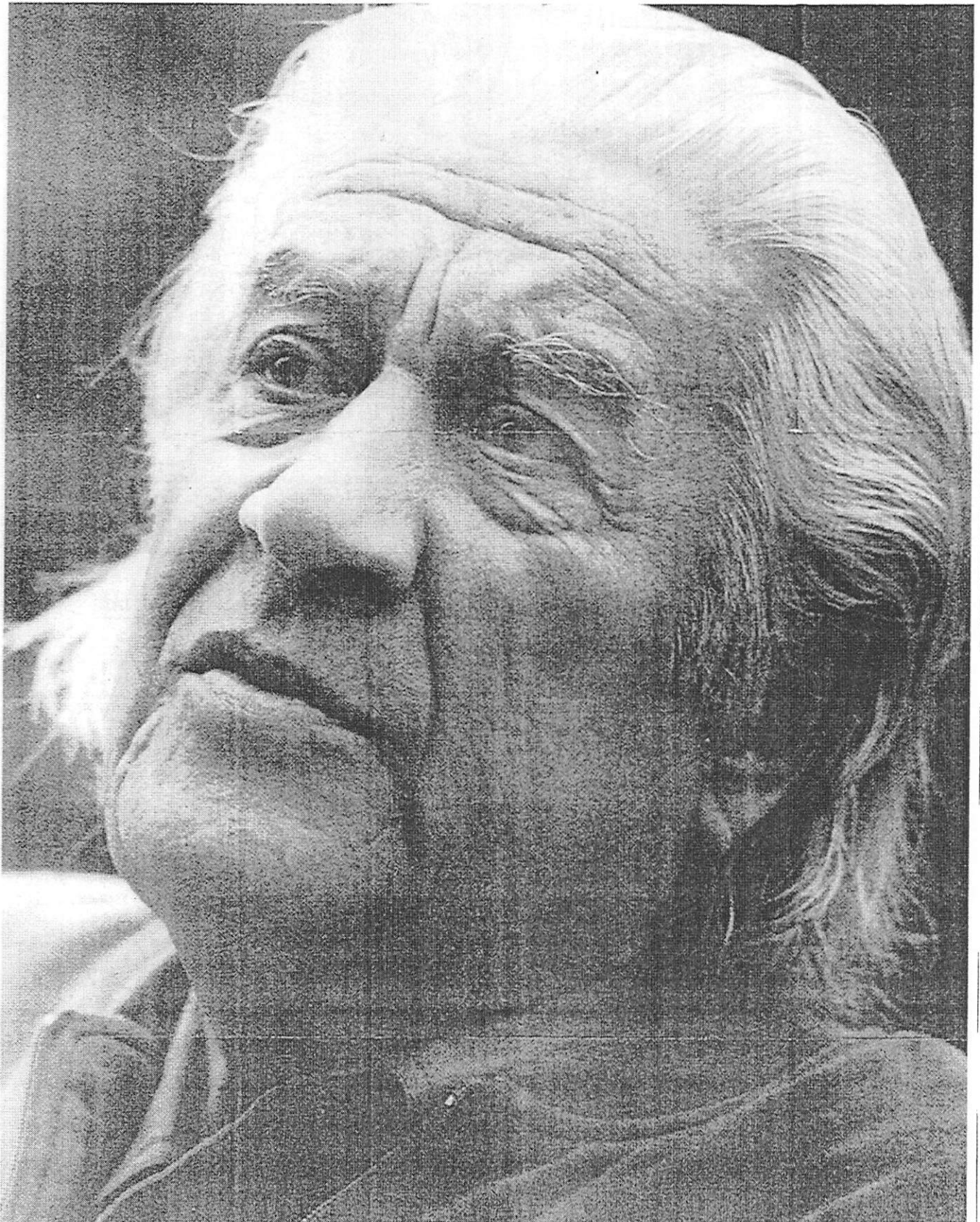
Der Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, ist im Alter von 84 Jahren gestorben. Der Musiker war seit über zwei Jahren gesundheitlich angeschlagen und hatte sich wiederholt am Pult vertreten lassen müssen. Der Maestro führte die Münchner Philharmoniker seit seinem Amtsantritt 1979 zu großem internationalem Ansehen. Nach längerer Krankheitspause dirigierte er das Orchester am 2. Juni zum letzten Mal.

(Seite 3)

Ein Diktator aus Liebe zur Musik

Passauer Neue Presse

16.08.96



Der letzte einer großen Dirigenten-Generation: Sergiu Celibidache starb 84jährig. Das Bild ist entnommen dem Buch „Sergiu Celibidache“ aus dem Gustav Lübbe Verlag und wurde fotografiert von Konrad Rufus Müller.

Sergiu Celibidache und die Münchner Philharmoniker – mit Liebe und Wut hat er das Orchester zur Weltgeltung geformt. Nach „Celis“ Tod steht das Ensemble am Scheideweg.

Von Hermann Schmidt
und Stephan Handel

So ist es.“ Das war, glaubt man den Biographen, einer der Lieblingssätze von Sergiu Celibidache, wenn ihm etwas in einer Probe seiner Münchner Philharmoniker besonders gut gefallen hatte. Ein erstaunlicher Satz: Er sagte nicht „So habe ich mir das vorgestellt“, er sagte nicht „Das ist meine Interpretation“, er sagte „So ist es“ – als gebe es eine einzige Wahrheit in der Musik, als ginge es darum, diese eine Wahrheit zu finden, jedes und jedes Mal.

Celibidache war ein versessener Detailist. „Ihm ging es nicht um den Notentext“, sagt Edgar Gugges, Straubinger Schlagzeuger, der sieben Jahre unter Celibidache gespielt hat. „Er wollte die Musiker anleiten, selber zu agieren statt nur zu reagieren, zuzuhören, die Musik leben zu lassen.“

Er war der letzte Dinosaurier einer mit ihm jetzt ausgestorbenen Dirigentengeneration. Celibidache gab sich knorrig wie eine Eiche, und seine Zornesausschübe hatten etwas Raubtierartiges. Er gehörte zu jenen wenigen Ausnahmeerscheinungen, die entweder bedingungslos geliebt oder ebenso abgelehnt werden, und für beides hat er in seinem Leben genügend Gründe geliefert. Der Rumäne kam 1938 nach Berlin, wo er als Student schon sehr bald Aufsehen erregte – auch wenn er zu Beginn Eisenbahner-Orchester und den Chor der Straßenbahnschaffner dirigierte.

Ende 1945, Celibidache war 33 Jahre alt, wurde er zum Chefdirigenten der Berliner Philharmoniker ernannt – eine Chance, die sich im heutigen Kunstbetrieb keinem Unbekannten mehr bieten würde. Der Grund lag in der Person Wilhelm Furtwänglers: Der vorherige Chef der Berliner wurde von den Alliierten nicht mehr akzeptiert, weil er sich, politisch und rhetorisch naiv, vor den Karren der Nazis hatte spannen lassen. Furtwängler war wohl der einzige, dem gegenüber sich Celibidache stets loyal verhalten hatte: Das Entnazifizierungs-Verfahren des Dirigenten bereitete er mit ihm in monatelanger Kleinarbeit vor; und als es endlich mit einem Freispruch abgeschlossen war, räumte er bereitwillig das Pult für sein Vorbild.

Sondernern gedauert hat Furtwängler ihm das nie – und der Bogen zwischen dem Orchester und dem Interims-Dirigenten riß endgültig, als es 1954, nach dem Tod Furtwänglers, Herbert von Karajan statt ihn zum Nachfolger wählte.

Eine Entscheidung, die heute anmutet wie eine historische: Unter Karajan wurden die Berliner eines der berühmtesten Orchester der Welt, erspielten Milliarden mit Tourneen und Schallplattenverträgen. Dabei blieb allerdings oftmals der künstlerische Anspruch zumindest teilweise auf der Strecke – so scheute sich Karajan nicht, in der neunten Beethoven-Symphonie alle Wiederholungen wegzulassen, damit sie auf eine Langspielplatte paßte.

Solche betriebswirtschaftlichen Probleme stellten sich Celibidache nie: Er weigerte sich, Schallplatten zu veröffentlichen. Er verglich Musikaufnahmen mit der Fotografie einer Landschaft: Dort kann man wohl sehen, wo ein Baum, ein Haus, ein Berg stehen – doch ihre Realität kann sie nicht ersetzen, sie bleibt abgebildete Wirklichkeit, sie verliert die „Aura“. Musikalisch entsteht ihm diese Aura im spontanen, lebendigen Hören während des Musizierens. Dazu kommt, daß seiner Ansicht nach jeder Raum ein eigenes Tempo der in ihm erklingenden Musik verlangt – zusammengefaßt in dem Satz „Es gibt nicht ein einziges Tempo, das Sie von Berlin nach London mitnehmen können.“ – und nach Hause ins Wohnzimmer erst recht nicht.

Seine Ansprüche waren immer hoch, für viele zu hoch, die nicht begreifen wollten, daß es dem Maestro um nichts anderes ging, als der Musik ideale Bedingungen zu schaffen, die er endlich in München fand. Trotz vieler Kleinkriege mit der Stadt hat diese dem Chef ihrer Philharmoniker nahezu alle Wünsche erfüllt. München wurde schließlich ja auch die Erfüllung seiner Wünsche von einem Orchester, das auf ihn und nur auf ihn ab- und eingestimmt war. Die Philharmoniker, nach Rudolf Kempe's Tod 1976 innerhalb kürzester Zeit zu einem Provinz-Orchester verschlampt, hat Celibidache in der Tat zu einem Klangkörper von Weltgeltung geformt.

Es ist nicht leicht, mit der Ambivalenz dieses Mannes fertig zu werden, der in seinen Interpretationen zu einer Tiefe und Innigkeit fand, die sofort die Hand des Begnadeten erkennen ließen.

Als Interpret vor allem französischer Musik von Fauré über Debussy bis Ravel bleibt Celibidache einzigartig. In den letzten Jahren wurde er zur Gallionsfigur einer neuen Bruckner-Rezeption, die alles vermeintlich Teutonische an den gewaltigen Symphonien des Österreichers eliminierte und sich ganz auf deren Tiefe konzentrierte. Über Celis Beethoven kann man streiten. Aber auch wenn er da manchmal geirrt hat: Er tat es auf allerhöchstem Niveau. Zwei Felder der Musik ließ er fast gänzlich unbeackert – die Oper und das Werk Gustav Mahlers, aus dem er in München nur die Kindertotenlieder aufführte. Mahler erschien ihm nicht geschlossen genug in der Form, zu collagenhaft aneinandergestückt. Und

die Begleitmusik zu einer Bühnenhandlung zu liefern, das war ihm nie genug. Wer jedoch jemals erlebt hat, wie Celi mit seinen Münchner Philharmonikern eine Rossini-Ouvertüre ernstnimmt – in anderen Orchestern oft nicht mehr als ein virtuosos Zuckerstückerl –, wer ihre Durchsichtigkeit, ihre innere Struktur vielleicht in seiner Interpretation zum ersten Mal bewußt gehört hat, der hat sich gewiß gefragt, welche Erleuchtungen wohl eine komplette Opernaufführung bringen könnte.

Geduzt hat er sie alle, seine Münchner Philharmoniker, und sie haben ihn „Maestro“ genannt. „Er konnte dich mit seinen Augen fressen“, sagt Schlagzeuger Edgar Guggeis. „Zu keinem Dirigenten hatte ich während der Proben und Konzerte einen so intensiven Augenkontakt.“ Celibidaches Perfektionsanspruch machte ihn freilich auch ungerecht. Guggeis: „Er hat Sachen verlangt, die einfach nicht möglich waren. Wenn du dann aber gesagt hast ‚Maestro, das geht nicht‘, dann ist er ausgerastet.“

Vom Zen-Buddhismus war Celibidache fasziniert, er besaß ein großes Wissen in philosophischen Fragen, und wenn im Fernsehen Fußball lief, dann durfte ihn niemand stören. Mit großer Geduld und einer ganz eigenen Methode gab er in Mainz Kurse in Musikalischer Phänomenologie und zeigte dort Strenge, aber auch seinen eigenen Humor: Als nach seiner Meinung ein Dirigent das Orchester etwas zu pauschal zum Gesang einer Studentin spielen ließ, fuhr er dazwischen und rief: „Die braucht doch eine Begleitung, nicht eine Beschattung.“

Die Münchner Philharmoniker, durch die lange Krankheit des greisen Maestro nahezu lahmgelegt, stehen jetzt am Scheideweg – eine Zeit bricht an, vor der Edgar Guggeis, das gibt er zu, Angst hat: „So etwas wie Celi kommt nicht mehr. Und diese Art Musik zu machen, geht schnell verloren – welcher Dirigent nimmt sich heute noch die Zeit, für und mit einem Orchester zu arbeiten?“ Bei einigen seiner Kollegen hat der Schlagzeuger auch einen „Dornröschen-Schlaf“ erkannt: „Die glauben, wir sind eh die Stars, uns kann nichts passieren“ – und verkennen dabei die Tatsache, daß der eigentliche Star ihr Dirigent war, auch wenn er sich dem immer verweigern wollte. „Wir sind ja gereist wie die Weltmeister“ – ob die finanziell interessanten Tourneen auch ohne Celi noch gefragt sind?

Auf die Stadt München, Träger des Orchesters, wird es ebenfalls ankommen: Dort sind, wie überall, die Kassen leer. Wird der Tod des Übervaters die Spar-Experten im Rathaus ermuntern, das Streich-Konzert auf die Philharmoniker auszudehnen? Einen zweiten Celibidache gibt es nicht, es beginnt eine neue Ära – nur wann? Der Inder Zubin Mehta war bis vor einiger Zeit der Favorit des Orchesters, doch der steht nicht zur Verfügung. Jetzt hätten die Musiker gerne den Briten Simon Rattle gehabt, aber auf den müßten sie bis zum Jahr 2000 warten. Ein anderer Kandidat wäre Lorin Maazel – warum jedoch sollte der seinen Chefposten beim Symphonie-Orchester des Bayerischen Rundfunks aufgeben? Auch Bernard Haitink kommt in Frage sowie einige Außenseiter, die sich das Orchester in Umkehrung der bisherigen Verhältnisse nach eigenem Gusto ziehen kann – um das Niveau zu halten, das Niveau, das Sergiu Celibidache geschaffen hat, mit Wut und Perfektionsdrang, mit cholerischen Ausbrüchen und mit tiefer Liebe zu seinem Orchester. Diese Liebe wird erkennbar in einer Szene, die der Journalist Harald Eggebrecht beschreibt:

Philharmonie am Münchner Gasteig. Auf dem Podium rund einhundert Musiker, manche im Hemd, andere im Pull-over spielend. Im Saal etwa zweihundert Zuhörer. Probe von Anton Bruckners Sechster Symphonie, Adagio: Sehr feierlich. Unmerklich, nahtlos, übernehmen die Instrumentengruppen voneinander die Klangfarben und die ihnen zukommende Funktion in diesem gewaltigen Abstieg bis in die tiefsten Oktaven, dabei kontinuierlich leiser werdende, schließlich ersterbend und innehaltend. Von seinem Stuhl aus, weit nach vorn gereckt, im wahrsten Sinne des Wortes ganz Ohr, hat Sergiu Celibidache diesen Prozeß des allmählichen Verschwindens verfolgt, seine Blicke gleiten von den Holzbläsern zu den Bratschen, den ersten und zweiten Geigen, endlich zu den Celli und Bässen. Und die Bewegungen seiner Hände werden immer sparsamer, kleiner, bis sie mit dem äußersten Pianissimo der Celli so zur Ruhe kommen, wie der Klang verlischt. Stille bannt jeden Laut, Stille der gespannten Erwartung, des Luftanhaltens, um nur ja das Folgende, den Beginn aus dem Nichts nicht zu versäumen. Celibidache neigt sich ganz langsam den Streichern zu, und sie fangen an, einen fernen Trauermarsch zu intonieren. Da gibt er plötzlich die Konzentration auf, entläßt die Musiker aus der Magie dieser Musik, sinkt zurück an die Stuhllehne, stützt die Hände auf die Knie, schaut das Orchester zufrieden und zugleich bewundernd an und sagt: „Wer soll euch das nachmachen?“

Westdeutsche Allgemeine
Ausgabe Essen
45128 Essen
Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 8 187,5
(zs. mit NRZ - Essen)

15.08.96

Philosoph der Klänge

Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache

Sergiu Celebidache, der jetzt mit 84 Jahren nach langer Krankheit in Paris gestorben ist, galt unter den bedeutenden Dirigenten als Außenseiter.

Den Gesetzmäßigkeiten des Musikmarktes hat er sich weitgehend entzogen. Deshalb war er weltberühmt, wenn auch nicht weltbekannt. Das Geschäft mit der Schallplatte war seine Sache nie. Er war ein Philosoph im Reich der Musik und ein Perfektionist dazu.

Gefürchtet war seine unerbittliche Probenhärte, sein übersensibles Gespür für die reine Intonation. Das führte in Japan etwa dazu, daß er bei der Arbeit mit einem Studentenorchester über die ersten Takte des Werkes nicht hinauskam: Er ließ immer und immer wieder einstimmen.

In Deutschland errang der Dirigent, der im rumänischen Roman geboren wurde und zunächst Mathematik und Philosophie studierte, Ruhm, als er nach dem Krieg, bevor Furtwängler entnazifiziert worden war, die Leitung der Berliner Philharmoniker übernahm. Doch nach dem Tod Furtwänglers entschieden sich die Berliner für Karajan: Maestro Celibidache war ihnen allzu harsch. Karajan entwickelte sich dann

in seiner Medien-Macht fast zu seinem Gegenpapst. Die Absage der Berliner hat er nie verwunden.

Celibidache, der über Josquin promovierte, wirkte nach den fünf Jahren in Berlin weltweit als hochbezahlter Gastdirigent, besuchte wiederholt die Bundesrepublik. Erst 1961 ging er, der sich von der Oper fernhielt, eine neue Bindung ein und übernahm das Schwedische Radio-Symphonieorchester in Oslo. 1972 wechselte er zum Rundfunkorchester Stuttgart.

Im Juni 1979 wurde er als Nachfolger Rudolf Kempes Generalmusikdirektor in Mün-

chen. Die dortigen Philharmoniker, mit denen er viel auf Tournee ging, animierte er zu Höchstleistungen. Das bedeutete glutvoll und klanglich ungewöhnlich farbige, geschliffene, indes nie unterkühlte Interpretationen. Doch auch an der Isar kam es zum Streit, als man seine Kompetenzen einschränken wollte. Man einigte sich aber.

Zu seinem 80. Geburtstag kehrte Celibidache, der in den letzten Jahren sitzend dirigieren mußte und einen Rollstuhl benötigte, noch einmal ans Pult der Berliner Philharmoniker zurück - es wurde eine Sternstunde.

Michael Stenger



Sergiu Celibidache wie man ihn kennt: mit silbernem Haarschopf und umringt von seinen Schülern.
dpa-Bild

Wiesbadener Tagblatt

65183 Wiesbaden

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 6 92,7

(zsh. mit Wiesbad. Kurier)

16.08.96

Schillernde Dirigentenpersönlichkeit

Zum Tode von Sergiu Celibidache / Einer der bedeutendsten Orchestererzieher

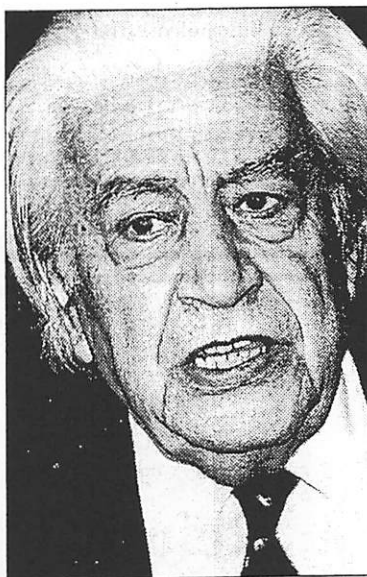
Von EINAR DARRÉ

Über Jahre schon war er ein sichtlich kranker Mann. Zäh hat er sich immer wieder ans Dirigentenpult geschleppt. Zuletzt gab ihm ein Hocker den notwendigen Halt, wenn er vor seinen Münchner Philharmonikern mit sparsamster Zeichengebung dennoch ungeahnte musikalische Explosivkraft entfachte. Sergiu Celibidache, der jetzt im Alter von 84 Jahren starb, war der letzte wirklich große Maestro und eine der schillerndsten Dirigentenpersönlichkeiten dieses Jahrhunderts.

Kompromißlos ist er seinen Weg gegangen, hat alle nur denkbaren Tiefen durchgemessen und sich nicht kleinkriegen lassen, um schließlich als Chef der Münchner Philharmoniker 17 Jahre lang vom Konzertpublikum in aller Welt geliebt, verehrt, geradezu vergöttert worden zu sein. Verbal jedem Personenkult abhold, verstand er sich in sublim zurückgekommener Selbstverliebtheit allerdings nur zu gut auf charismatische Mythen- und Legendenbildung.

Wann immer Celibidache auftrat, ob als Dirigent oder über Jahre auch an der Mainzer Universität als Pädagoge, stets ging von ihm bezwingende Faszination aus. Weil er sich mit seinen vielfältig geschichteten Individualfacetten bei bloßer Draufsicht so schwer in den Katalog gängiger Normen einordnen ließ, galt Celibidache als unduldsamer Exzentriker, überperfektionistischer Klangästhet und alchemistischer Nuancentüftler.

So hat er sich dem Opernbetrieb strikt verweigert, die Schallplatte als „unerträgliche Mechanisierung der Musik“ fast gänzlich gemieden und trotz seiner mehrjährigen Arbeit mit Rundfunkorchestern Mitschnitte geschmäht, die für ihn „vielleicht den einzigen Wert haben, daß sie eine Art Fotografie des Konzerts zeigen“. In seinem geradezu messianischen Eifer, sich mit seiner Sicht der Dinge



Der rumänische Dirigent Sergiu Celibidache ist mit 84 Jahren in Paris gestorben. Bild: dpa

verständlich zu machen, war Celibidache um bildhafte Formulierungen nie verlegen. Etwa als er schilderte, wie er die ersten Geigen der Wiener Philharmoniker zu größerem Klangvolumen animieren wollte und nur mehr Lautstärke zu hören bekam. „Gestaltung der Musik vom Dickdarm aus, obwohl man hierfür die Nase bräuchte“, nannte er das.

„Celi“ verstand wie kaum ein anderer, durch dynamische Abstufungen bisher kaum für möglich gehaltene Farbwerte zu mischen. Seine oft extrem gedehnten Tempi vermittelten indessen neue Klangerfahrungen. „Tempo“, dozierte er in einem seiner Mainzer Dirigierkurse, „ist nicht zu verwechseln mit Geschwindigkeit.“ Denn sei die Vielfalt eines Stückes groß, müsse man breiter werden, um alles hörbar zu machen, sei sie klein, könne man beschleunigen.

Mit großem Elan war der gebürtige Rumäne 1946 für den noch nicht

entnazifizierten Wilhelm Furtwängler kommissarisch als Leiter der Berliner Philharmoniker in die Bresche gesprungen und hatte sogleich international sensationell von sich reden gemacht. Als ihm nach dem Tode Furtwänglers 1954 Herbert von Karajan vorgezogen wurde, obwohl damals viele der Ansicht waren, daß Celibidache für diesen Posten die genialischere Begabung sei, ging die weitere Karriere zunächst nur schleppend voran: Gastdirigate in Mittel- und Südamerika, dann die Leitung des Stockholmer, später die des Stuttgarter Radiosinfonieorchesters.

Erst 1979 kam mit der Berufung auf Lebenszeit an die Spitze der Münchner Philharmoniker der Durchbruch. Wie schon in Berlin, stellte Celibidache auch an der Isar seine Qualitäten als Orchester-Erzieher par excellence souverän unter Beweis, führte die Münchner innerhalb kürzester Zeit zu Höhenflügen und in den Kreis der internationalen „Top Ten“-Klangkörper ein. Er schonte sich nicht. An die 30 Konzerte pro Saison dirigierte er selbst, hinzu kamen kräftezehrende Auslandstourneen. Der Verpflichtung von Gastdirigenten stimmte er nur ungern zu, weil er befürchtete, sie brächten seine dem Orchester in strenger Zucht eingeübte Klangbalance durcheinander.

Am Ende war der große alte Mann von einem Hauch Tragik umgeben, erinnerte manches in seinem Verhalten an den nicht eben harmonischen Schlußakkord zwischen Karajan und dessen Berliner Philharmonikern. Mit bewunderungswürdiger Energie kämpfte Celibidache gegen fortschreitende Gicht und viele sich schließlich häufende andere Krankheiten, mit gleicher Zähigkeit aber auch gegen den Abschied von der Macht. Gewonnen hatte er, darüber ist sich die Nachwelt bereits einig lange zuvor schon legendäre Unsterblichkeit.

16.08.96

Ein faszinierender Eigenwilliger

Der Dirigent und Chef der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, ist 84-jährig gestorben

Nach jahrelangen, oft schmerzlichen Gichtleiden ist einer der genialsten, aber auch eigenwilligsten und schwierigsten Dirigenten der zweiten Jahrhunderthälfte in Paris im Alter von 84 Jahren gestorben: Sergiu Celibidache. Der am 28. Juni 1912 geborene Rumäne hat mit verschiedenen Orchestern Europas und Amerikas Triumphe gefeiert, aber auch bittere Enttäuschungen erlebt. So durfte er, der zuerst andere Fächer studiert, dann in Musikwissenschaft promoviert hatte und schließlich an der Berliner Musikhochschule Dirigieren lernte, 1946 als 34-jähriger von dem mit Auftrittsverbot belegten Wilhelm Furtwängler die Berliner Philharmoniker übernehmen. Er führte sie zu glanzvollen Konzerten. Furtwängler kehrte 1952 ans Pult zurück. Nach dem Tod des großen Dirigenten wählte das Orchester 1954 aber nicht Celibidache, sondern Herbert von Karajan zum Chef.

Kein Nachruhm auf Platte

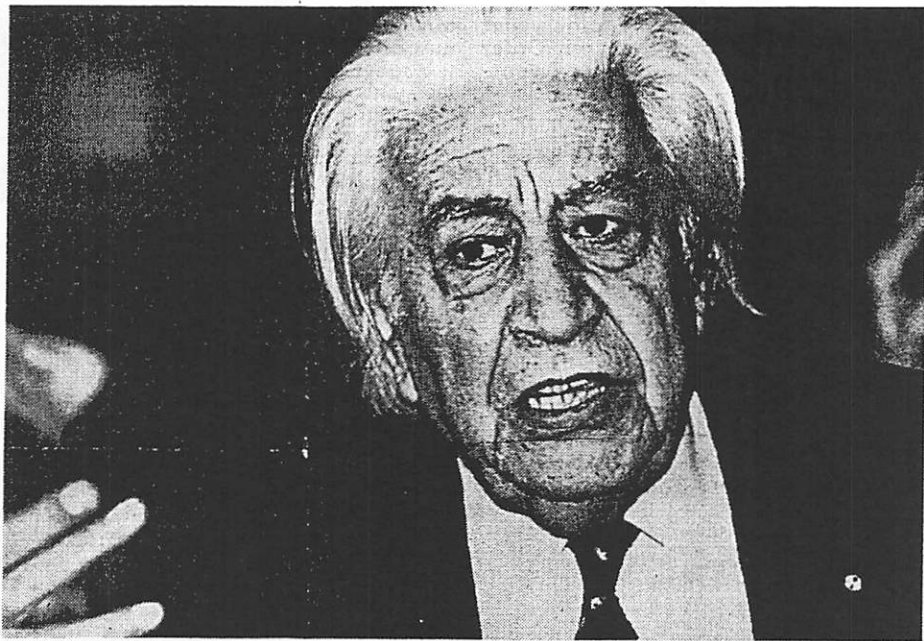
Viele Musikfreunde, die ein Konzert unter Sergiu Celibidache oder gar mehrere erlebt haben, werden den Künstler mit dem hohen, fast rechteckigen Gesicht, der Haarmähne und den buschigen Brauen, seine faszinierenden Gesten, seine oft ekstatischen Musikwiedergaben, seine Klangsensibilität und Formklarheit – besonders eindringlich bei Bruckner – in unauslöschlicher Erinnerung behalten. Schallplatten können in seinem Fall keine Hilfe sein, seine Interpretationen postum wiederzuerwecken, denn er verweigerte konsequent jede Plattenaufnahme, weil er dieses Medium als unlebendig ansah. Man kann nur hoffen, daß die Radiosender in Übereinstimmung mit den Erben seine strenge Denkweise mißachten und die Mitschnitte von Konzerten veröffentlichen.

Nach der Enttäuschung mit den Berliner Philharmonikern, mit denen der junge Künstler schon vor ihrer Entscheidung über die Furtwängler-Nachfolge verkracht war (er hatte ihnen Disziplinlosigkeit vorgeworfen) dirigierte Sergiu Celibidache zunächst vor allem in Mittel- und Südamerika. 1963 wurde er Leiter des Schwedischen Rundfunk-Symphonie-Orchesters, 1972 Chef des Sinfonieorchesters des Süddeutschen Rundfunks. Drei Jahre später übernahm er zusätzlich ein ständiges Gastdirigat beim Orchestre national der ORTF. 1979 erhielt er einen Ruf als Leiter der Münchner Philharmoniker und Generalmusikdirektor der Stadt München.

Sowohl beim Stuttgarter als auch beim Münchner Orchester erlebten die Hörer eine ans Wunderbare grenzende Entfaltung der künstlerischen Leistungsfähigkeit der Musiker. Celibidache war ein hervorragender Orchestererzieher und ein mitreißender Inspirator. Sein Münchner Posten wurde aber auch zum offenkundigen Beispiel der Tragik im Künstler Celibidache. Fünf Jahre nach Übernahme des Amts mußte

mal einen Dilettanten genannt. Der ehemalige Intendant der Berliner Philharmoniker, Wolfgang Stresemann, bezeichnete in seinem Karajan-Buch „Ein seltsamer Mann...“ Celibidache als „diesen sich selbst so oft im Weg stehenden, genialischen Dirigenten“. Für die Hörer aber zählte die Hingabe des Dirigenten und seine interpretatorische Leistung im Konzert. Und die waren groß.

Zu einer vom damaligen Bundespräsi-



Immer ein Energiebündel: Sergiu Celibidache

Foto: dpa

der von Gicht geplagte 69-jährige monatelang dem Pult fernbleiben. Die Orchester-Organisatoren holten die Ersatzdirigenten über den Kopf des Generalmusikdirektors hinweg. Dieser steigerte sich so in Wut hinein, daß er die Entlassung des Orchestervorstands und des Münchner Kulturreferenten als Bedingung für seinen weiteren Verbleib nannte. Dies wurde nicht gewährt, man einigte sich dennoch gütlich. Damals wies der Feuilletonchef der Süddeutschen Zeitung zwar auf die Leistungen des Dirigenten Celibidache hin, erwähnte aber auch, daß er mit seinen unbeherrschten Äußerungen über Kollegen vielen namhaften Dirigenten das Gastieren in München vergälte. So hatte er Karl Böhm ein-

den Richard von Weizsäcker angeregt. Zusammenführung Celibidaches mit den Berliner Philharmonikern ist es doch noch gekommen: Im Frühjahr 1992 dirigierte er sie im Berliner Schauspielhaus mit Bruckner, seinem Liebling, den er mit weitem Atem und glühendem Ausdruck zu interpretieren wußte. Erst in jüngster Zeit sah sich Celibidache gezwungen, seine Auftritte wegen seiner Hinfälligkeit – außer einem Oberschenkelhalsbruch hatte er auch große Herzprobleme – stark einzuschränken. In engem Einvernehmen mit ihm arbeitete das Kulturamt München einen Plan aus, nach dem ihn eine Reihe namhafter Dirigenten jeweils vertreten sollten.

Winfried Wild.

Hart und herzlich im Dienst der großen Musik

Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache / Triumphe als Chef der Münchner Philharmoniker

Er gehörte zu den Schwierigsten seines Fachs und wurde doch hochverehrt, am Ende gar als charismatischer Zauberer des Taktstocks bewundert. Sergiu Celibidache, der nun im Alter von 84 Jahren in der Nähe von Paris gestorben ist, zählte nicht zu den Pultstars, die ihr Können effektbewußt im Konzertsaal zur Schau stellen, im Gegenteil: Die Mühe um das Werk und das unerbittliche, unbequeme Ringen um Authentizität standen stets im Vordergrund. Seine Abscheu vor Tonkonserven führte dazu, daß es nun nach seinem Tod kaum noch ein klingendes Vermächtnis dieser faszinierenden Lichtgestalt der älteren Dirigentengeneration gibt.

Auch wenn der Ruhm des großen Künstlers nicht zum eigentlichen Ziel des wahren Musikers in Celibidaches Augen gereichte, so saß eine Wunde, die den Werdegang des aus Rumänien stammenden Dirigenten nachhaltig prägte, tief: Als es nach dem Krieg um die Nachfolge Wilhelm Furtwänglers an der Spitze der Berliner Philharmoniker ging, die Sergiu Celibidache in einer kurzen Interimszeit höchst erfolgreich geleitet hatte, machte der junge Herbert von Karajan das Rennen.

Das renommierte Orchester traf diese Wahl schon deswegen, weil ihm die strenge und kompromißlose Art der Orchestererziehung Celibidaches nicht paßte. Dessen Verhältnis zu den Berliner Philharmonikern blieb gespalten, bis es sich auf Vermittlung Richard von Weizsäckers erst 38 Jahre später entspannte: 1992 wurde Celibidaches Rückkehr ans Pult der Berliner triumphal gefeiert.

„Celi“, wie ihn seine Fans und Verehrer liebevoll nannten, wurde 1912 im rumäni-

schen Roman geboren und studierte zunächst Mathematik und Philosophie, bevor er sich ganz der Musik zuwandte. Seine Studien führten ihn nach Paris und Berlin. Nach der Schmach in dieser Stadt ging der energische und temperamentvolle Maestro, dessen fanatische Haltung zur Werktreue oft zwiespältig bewertet wurde, auf Wanderschaft. Als Gastdirigent der Königlichen Kapelle Kopenha-

gen, des Philharmonischen Staatsorchesters Bremen und der Ostberliner Staatskapelle machte er Furore, bevor er 1961 die Leitung des Schwedischen Radiosinfonieorchesters übernahm.

Von 1972 bis 1979 war Sergiu Celibidache ständiger Dirigent und Leiter des Stuttgarter Radiosinfonieorchesters. Dann kam der Ruf an die Spitze der Münchner Philharmoniker, mit denen er selbst seine strengsten Kritiker zu Beifallsstürmen hinriß, was ihm sogar den Titel eines „Königs der Symphonie“ einbrachte. Unterdessen ging der eigenwillige Künstler mit seinen Kollegen nicht zimperlich um. Manchem warf er gar Defizite in der Kunst des Notenlesens vor.

Celibidache fühlte sich vor allem jenem Klang verpflichtet, den sich der Komponist vorstellte, und so zelebrierte er nachgerade die großen Symphoniker wie Bruckner oder Brahms. Den Orchestermusikern machte er das Leben mithin nicht gerade leicht, bei manchen ging er als „barscher Berserker vom Balkan“ in die Geschichte ein. Gleichwohl war sein Umgang mit der Partitur ebenso sensibel wie temperamentvoll, und seine glühenden Anhänger rühmten seine Konzerte als singuläre Ereignisse.

Der Meisterdirigent, der in zahllosen Kursen und Akademien wie in Italien oder Schleswig-Holstein auch die Jugend faszinierte, war gegen Ende seines Lebens von Krankheit gezeichnet, was zu vielen Absagen führte. Über den Tod hinaus bleibt er der Musikwelt als einer der profiliertesten Dirigenten dieses Jahrhunderts im Gedächtnis.

Ulrich Hartmann



EIGENWILLIGER MEISTER: Der Dirigent Sergiu Celibidache ist im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben. Foto: AP

16.08.96

Die reine Kunst im Imperativ

Zum Tode des
großen Dirigenten
Sergiu Celibidache.
Er starb 84jährig.

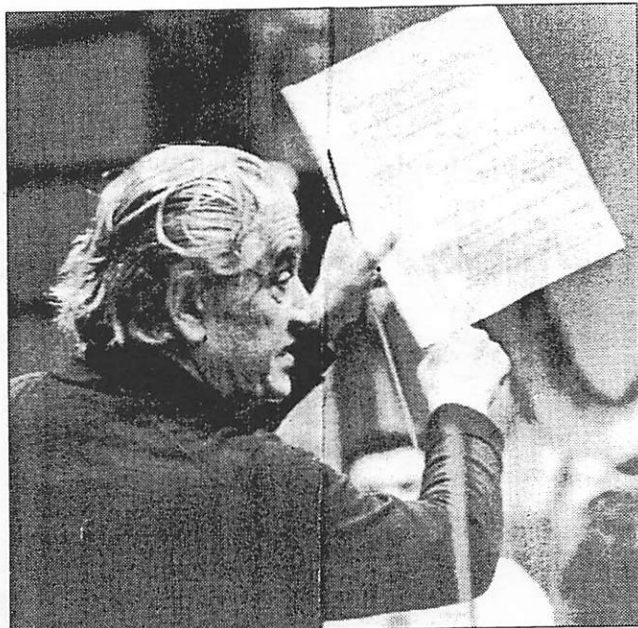
Von Andreas Wilink

Düsseldorf. Seine Auftritte — schon in ihrer gestischen Rhetorik den Vorrang des kompositorischen Kunstwerks unterstreichend — waren singulär. In der Rücknahme der eigenen Person gehorchten sie Ethos und höchster Form einer Eitelkeit, die sich erlaubt, Publicity zuwider zu finden und Wirkung und Effekt zu verschmähen. Sergiu Celibidache war für die Musikwelt, was Elias Canetti für die Weltliteratur bedeutete: ein radikaler Nein-Sager zu den Auswüchsen der Moderne, den geschwätzigen Offerten der Öffentlichkeit und ihren medialen Marktstrategien.

Wer zu Celibidache kam, ging in eine Messe für die verlorene Zeit der Unschuld. Wer den Münchner Generalmusikdirektor (seit 1979) erlebt hat, womöglich in 'seinem' Gasteig, den er mit Bruckners 'Achter' — wie immer in himmlischer Länge zelebriert — einweihete, dem wird die Imposanz unvergessen bleiben. Er übte Dienst an der Musik und wurde verehrt, weil er keine fremden Götter neben der 'reinen' Musik duldete (auch keine Pult-Götter neben sich). Seine Musiker nahmen es als „Erfüllung, unter diesem Genie“ zu spielen (Cellist Jörg Eggebrecht).

Artifizieller Klangsinn und Gestaltungswille, seine breiten Tempi, die Präzision und enorme Fähigkeit zu instrumentalem Strukturieren (neben Musik studierte der Dr. phil. Mathematik und Philosophie, u. a. an der Sorbonne) und das Spannen großer symphonischer Bögen zeichneten seine Interpretationen aus.

Das weiße Haar streng zu-



Sergiu Celibidache (1912 bis 1996) am Pult

rückgekämmt, auf seinem Stuhl vor dem Orchesterapparat thronend, auswendig probend, dozierend, dirigierend, war dieser dem Zen-Buddhismus nahe Künstler-Asket ein Purist. Prophet des Ernstes im Geist der Spätromantik, nonkonformistisch und unerbittlich. Ein Fundamentalist im Imperativ. Diktatorisch verlangte er Höchstzeiten an Probestunden. Fanatisch pochte er darauf, daß seine Musiker während der Arbeit mit ihm keine weiteren Verpflichtungen übernahmen. Apodiktisch lehnte er die Schallplatte ab. Außer Raubpressungen gibt es, abgesehen von frühen Aufnahmen, kaum Celibidache auf Tonträgern.

Der Rumäne, geboren am 28. Juni 1912 in Roman, kam über Paris nach Berlin. Der 33jährige übernahm nach einem Probeführer die durch den Tod Leo Borchards verwaisten Philharmoniker und leitete sie, bis Wil-

helm Furtwängler fünf Jahre später von der 'Suspendierung' wegen seiner Karriere unterm Hakenkreuz zurückkehrte. Verwunden hat Celibidache lange nicht, daß dann nicht er, sondern der schneidige Herbert von Karajan Nachfolger Furtwänglers wurde. Die Wunde saß so tief, daß er erst 1992, also 37 Jahre später, wieder ans Pult der Berliner Philharmoniker trat.

Als Gastdirigent war er weltweit begehrt, in Rom, Kopenhagen, Schweden, Mainz und Stuttgart länger verweilend, bevor er nach München wechselte, wo man ihn zum Ehrenbürger ernannte. Die Musik erkannte er als ein lebendiges Element — „jede Note ist ein Solarsystem“ —, das sich dem Konservieren verschloß. Sergiu Celibidache, seit langem schwer herzkrank, starb bereits am Mittwoch in seinem Wohnsitz bei Paris.



Sergiu Celibidache in Aktion: „Blicken Sie nur auf die Noten“, könnte die Gestik bedeuten.

Zum Tod des Dirigenten Sergiu Celibidache

Charisma und Eigensinn

Gern hätten wir ihn noch einmal in Aktion gesehen. Den alten weißhaarigen Herrn, wie er mit strengem Blick, in nächster Minute gütig lächelnd, am Pult die Münchner Philharmoniker dirigiert. Doch Sergiu Celibidache, der Rumäne, der in Deutschland Höhen und Tiefen einer Karriere durchlebte, war zuletzt sehr krank. Konzerte mußten ausfallen, an Gastspiele war nicht zu denken. Am Mittwoch ist er in Paris gestorben. Er war stets eigenwillig, mehr als alle anderen Kollegen seiner Zunft. In jungen Jahren ein Feuerkopf, später stur, manchmal unbeherrscht, sagte er immer, was er dachte. Beleidigte mitunter Dirigenten und Solisten, die „nichts von Musik verstehen“. Medienvertreter wies er zumeist barsch ab, überhaupt hatte er ein gespaltenes Verhältnis zur Öffentlichkeit.

Das waren keine Schrulligkeiten. Dahinter steckte eine Philosophie, für den Laien kaum verständlich. Doch die Ergebnisse vieler Denkprozesse Celibidaches sind bemerkenswert. Er dirigierte keine Opern. Sie waren für ihn Bühnenspektakel, zu denen ein Orchester spielte. Die symphonische, absolute Musik, Werke von Mozart, Beethoven, Brahms, Bruckner – das war des Dirigenten Metier. Vor allem Bruckners ge-

waltige Symphonien liebte er. Der Rumäne ließ sie mit jeder nur erdenklichen Kraft, aller lyrischen Intensität musizieren. Das lauteste Forte, das leiseste Piano war gerade recht. Der Meister der langsamen Tempi suchte sich Bruckner quasi als Kronzeugen aus. Zelebrierte förmlich die mächtigen Themenblöcke – und mußte sich Kritik gefallen lassen. Er zerreiße die Stücke, die Bläser hätten kaum genügend Atem für diese Art von Zeitlupen-Interpretation.

Man muß sich bei diesen Urteilen auf die Zeugen verlassen, denn es gibt kaum im Handel erhältliche Aufnahmen Celibidaches. Auch das gehörte zu seiner Philosophie. Musik muß man unmittelbar im Raum erleben, jedes Band, jede CD ist nur Verfälschung. Der stark elitäre Ansatz dieser Auffassung focht ihn, dem die Musik an sich das Existentielle war, nicht an.

So blieb der Hochgerühmte stets ein Außenseiter, manche sahen ihn als Paradiesvogel, gar als Dämon. Schon seine Ausbildung war ungewöhnlich, denn der am 28. Juni 1912 in Roman Geborene studierte zunächst Philosophie und Mathematik, bevor er in Paris und Berlin die Fächer Komposition und Dirigieren belegte. Die „Magie des Takt-

stocks“ tat bald ihre Wirkung. Und der talentierte junge Mann bekam schnell seine Chance: In Vertretung für Wilhelm Furtwängler durfte er nach dem Krieg die Berliner Philharmoniker dirigieren. Er gab den Musikern Mut und Selbstbewußtsein zurück, formte ein Spitzen-Orchester – und mußte nach Furtwänglers Tod bitter zur Kenntnis nehmen, daß ihm Herbert von Karajan vor die Nase gesetzt wurde.

Da war Intrige im Spiel, Celibidache hatte diesen Affront eigentlich nie verwunden. Er wurde zum Gastdirigenten, in Kopenhagen, Bremen, Stockholm. Das Stuttgarter Radio Symphonie-Orchester band ihn 1972-1979, dann ging er nach München. Auch die Philharmoniker lernten bald, seine Strenge zu fürchten. Doch sie lernten unendliche vieles mehr, wuchsen zu einem erstklassigen Apparat. Es gab Querelen, da ging es um Geld, der Maestro wollte den Bettel hinschmeißen, aber die Kontrahenten fanden einen Kompromiß.

So war er. Ein hochsensibler Musiker, mit Prinzipien, die er konsequent durchsetzte. Und doch auch ein liebenswerter Mensch, mit unglaublicher Ausstrahlung. Viele seines Schlags gibt es in der Zunft nicht mehr.

Martin Schrahn

16.08.96

„Celis“ Versuche, auf dem Wasser zu wandeln

Vom verstorbenen Dirigenten Sergiu Celibidache, dem „König der Symphonie“
und Münchner Generalmusikdirektor, blieb keiner unbeeindruckt

Von unserer Mitarbeiterin
Hedi Lehmann

Augsburg

Den letzten Dank seines Publikums erhielt er in Form einer Rose. Eine Verehrerin überreichte ihm die Blume am Abend des 2. Juni in der Münchner Philharmonie, nachdem die letzten Töne von Mozarts erstem Klavierkonzert in Moll verklungen waren. Es sollte der letzte Auftritt von Sergiu Celibidache sein. In der Nacht zum Donnerstag starb der große Dirigent und Münchner Generalmusikdirektor 84jährig in Paris. Der Rumäne mit deutschem Paß gehörte zur Elite der Pultstars, ein eigenwilliger, origineller Künstler, der enthusiastisierte oder enttäuschte. Unbeeindruckt aber blieb niemand.

Furioser Start

Sein Anfang war bereits Vollendung. Als der 33jährige, unbekannte Celibidache 1947 nach dem gewaltsamen Tod des Interimsleiters Leo Borchard an die Spitze der Berliner Philharmoniker berufen wurde, zeigte er sich zur Verblüffung aller bereits als fertiger Dirigent. Ein junger, glühender Beschwörer symphonischer Ekstasen, der ohne Erfahrung und Routine ein Ensemble von Star-Musikern sieben Jahre lang über alle Fährnisse eisern trainierte. Wilhelm Furtwängler konnte 1953, als er wieder dirigieren durfte, sein Orchester in Hochform übernehmen.

Daß die Kultusbehörden und auch die Berliner Philharmoniker selbst nach Furtwänglers Tod zwei Jahre später Herbert von Karajan zum Chefdirigenten wählten, blieb das Trauma von Celibidaches fortan unruhigem musikalischem Wanderleben. Erst 1992, nach fast 38 Jahren, hat er wieder das Pult in Berlin betreten.

Die Absage der Instrumentalisten, mit denen er über 350mal umjubelt musiziert hatte, lag nicht zuletzt in der merkwürdigen Charaktermischung dieses selbstbewußten Exzentrikers begründet, seiner verletzenden Art der Kritik, seinem kompromißlosen Führungsanspruch, was Werk-Interpretationen anging, und später zu den legendären kruden Äußerungen über Toscanini, Muti, Böhm, Bernstein oder Sawallisch geführt hat. 1963 übernahm er die Leitung des schwedischen Rundfunk-Symphonieorchesters, und 1972 ging er in der gleichen Position zum Süddeutschen Rundfunk Stuttgart. Sergiu Celibidache war der schwierigste unter den dirigierenden Non-



Siebter Sinn für Debussy, Furore mit Bruckner: Sergiu Celibidache, Dirigent von Weltruf, starb 84jährig in Paris.

konformisten, der immer wieder Diskussionen provozierte als Verweigerer geläufiger Begriffe des Musikbetriebes, der weder Opernbühnen noch Schallplattenstudios betrat (Musik-Konservierung lehnte er ab) und daher unter den namhaften Dirigenten einem breiten Publikum relativ unbekannt blieb.

Allmächtiger Perfektionist

Bis ihn die Münchner Philharmoniker 1979 zu ihrem Generalmusikdirektor machten. Von da an geriet „Celi“, wie er zumeist liebevoll genannt wurde, als allmächtiger Pult-Herr und Perfektionist musikalischer Details in die Spalten der Medien. Und verblüffte – wohl auch durch Star-Allüren und extreme Forderungen an die Münchner Kulturbehörden, einschließlich der Absetzung

des Orchesterdirektors, der ihn geholt hatte. Als dann noch die neue Philharmonie im Münchner Gasteig mit ihren 2400 Plätzen fertiggestellt war, die der Maestro mit überwältigendem Abonnenten-Heer zumeist mühelos füllte, wurden für Celibidache gegen Ende seiner Karriere die Münchner Philharmoniker, die trotz einiger Anfangs-Querelen seine anspruchsvolle Orchesterarbeit zu schätzen wußten, so etwas wie besänftigender Ersatz für die Berliner zu Beginn seiner Laufbahn. Der Selbstbewußte, von einem Kritiker als „König der Symphonie“ gerühmt, versprach denn auch emphatisch bei Dienstantritt, den Münchner Philharmonikern unter seiner Leitung Weltgeltung zu verschaffen.

„Celi“ formte sie tatsächlich mit Strenge und Suggestion nach seinem Bilde und machte sie zum hochrangigen Musik-Ensemble, das über weiche, warme Klangfülle ver-



Der eigenwillige Rumäne leitete seit 1979 die Münchner Philharmoniker.

Bilder: dpa

fügt und ein wunderbar fazettiertes Piano produziert. Unter ihm verschmolzen die Münchner Philharmoniker zu einem weltberühmten Klangkörper. Für viele, etwa den Cellisten Jörg Eggbrecht, war es „eine Erfüllung, unter diesem Genie spielen zu dürfen“.

Vertrag auf Lebenszeit

Vor allem bei den Franzosen, Debussy oder Berlioz, entwickelte Celibidache einen siebten Sinn für sublimen Klangmischungen, die auch den fülligsten Orchestersatz noch durchsichtig erscheinen ließen. Mit seinem geliebten Bruckner hat er Furore gemacht. Über seine Brahms-, Beethoven- oder Schubert-Interpretationen hingegen ließ sich unter Kritikern trefflich streiten. Mit der Stadt München hatte er einen äußerst lukrativen, lebens-

länglichen Vertrag geschlossen, der dann in den letzten Jahren, krankheitsbedingt, von ihm nicht mehr voll erfüllt werden konnte, aber auch verhinderte, daß ein berufener Nachfolger bereitstand. Jetzt wird händeringend einer gesucht.

Der Pädagoge Celibidache sorgte sich dagegen um den Nachwuchs. Zu seinen vielbeachteten Dirigierkursen drängte man sich. Ein amerikanischer Musikstudent sagte tief beeindruckt nach einem Kursbesuch: „Er wandelt nicht direkt auf dem Wasser, aber es ist schon imponierend, wie er es immer wieder versucht.“ Vom Komponisten Celibidache hingegen weiß man eher, als daß man sie kennt, von vier Symphonien, einer Suite für Orchester und einem Klavierkonzert.

Heute bereits wird der Maestro beerdigt – in Paris, nicht in München, wo man ihn wie einen Stadtheiligen verehrte.

Zum Tod des Dirigenten Sergiu Celibidache

Meister der leisen Töne und harten Worte

Hamburger Morgenpost

22763 Hamburg

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 6 217,9

16. 08. 96

Der gebürtige Rumäne starb mit 84 Jahren in seinem Haus bei Paris

Im Mai '95 konnte man seine unvergleichliche Art zu dirigieren in der Hamburger Musikhalle erleben: Mit weißer Mähne stand er am Pult, nahezu unbeweglich. Der kleinste Wink mit dem Finger genügte, und die Münchner Philharmoniker wußten Bescheid. Er sah aus wie ein Indianer-Häuptling. Sergiu Celibidache war einer der interessantesten Außenseiter des Musikbetriebs. Ein Guru. Seine Jünger vergötterten ihn als unzeitgemäßes Dirigenten-Genie. Ein Meister der sparsamen Gesten, der langsamen Tempi, der leisen Töne – und der harten Worte: Außer an seinem großen Vorbild Wilhelm Furtwängler ließ er an keinem anderen Dirigenten ein gutes Haar. Am Mittwoch ist Celibidache 84jährig in seinem Haus bei Paris gestorben, morgen wird er in Frankreichs Hauptstadt beerdigt.

Krank war er schon seit vielen Jahren. Immer öfter mußte sich der gebürtige Rumäne am Pult der Münchner Philharmoniker, die ihn zum Generalmusikdirektor auf Lebenszeit ernannt hatten, vertreten lassen. Dirigierte er in seinen besten Zeiten rund 50 Mal pro Spielzeit, so waren es zuletzt nur noch zwölf Konzerte. „Im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, sagte er einmal – und hielt sich oft daran. Und so konnte es vorkommen, daß Celibidache für eine Bruckner-Sinfonie eine halbe Stunde länger brauchte als seine Kollegen. Die Ruhe holte er sich aus seiner Beschäftigung mit der Zen-Philosophie. Langweilig waren seine langsamen Tempi nie. „Jede Note“, sagte er, „ist ein Solar-system.“ Eine Erkenntnis, die Hochspannung garantierte – und letztlich der Grund dafür war, warum Celibidache fast



Eine starträchtige Begegnung gab's beim SHMF 1988: Celibidache plauderte auf Schloß Salza mit dem Festival-Besucher Plácido Domingo.



„Celi“ 1992 beim Benefizkonzert mit den Berliner Philharmonikern, die er 37 Jahre lang nicht dirigiert hatte.

nur live dirigierte. Er zögerte nicht, pro Abend 45 000 Mark netto zu kassieren (die Steuern zahlte immer die Stadt München), aber er verweigerte sich zeitlebens der Vermarktung durch die Tonträ-

„Es war eine Erfüllung, unter ihm zu spielen“

„Er war ein Genius, der unvergessen bleiben wird.“

Roman Herzog, Bundespräsident

„Die musikalische Welt hat einen ihrer ganz großen Dirigenten verloren. Sein Name steht für eine unverwechselbare Art des Musizierens.“

Edmund Stoiber, Bayerischer Ministerpräsident

„Mit seiner begnadeten Kunst hat Sergiu Celibidache die Münchner Philharmoniker zu einem Klangkörper geformt, der zu den absoluten

Spitzenorchestern gehört.“

Bayerns Kultusminister Hans Zehetmair

„Es war eine Erfüllung, unter ihm spielen zu dürfen.“

Jörg Eggbrecht, Cellist der Münchner Philharmoniker

„Wir haben uns mit einer Nachfolgeregelung formal nicht beschäftigt; wir fangen jetzt ziemlich von vorne an. Es gibt auch keinen Nachfolger, den Celibidache sich ausgesucht hätte.“

Münchens Stadtsprecher Florian Sattler

ger-Industrie: Es gibt fast keine Plattenaufnahmen von ihm.

Aber er, den so mancher als Musik-Gott verehrte, duldete auch keine Götter neben sich. Der immer dringenderen Frage nach einem Nachfolger wich er aus, indem er mögliche Kandidaten beschimpfte. Claudio Abbado sei „ein völlig unbegabter Mensch“, Riccardo Muti trotz großen Talents „ein Ignorant“, Carlos Kleiber „ein unmöglicher Mensch“. Bernard Haitink verglich er mit einer

„Springgazelle“, während sein Münchner Kollege Wolfgang Sawallisch ein „Hochschuldirektor“ sei. Auch tote Pultgrößen bedachte er mit deftigen Worten: Arturo Toscanini habe „überhaupt keine Musik gemacht, nur Noten“, und Herbert von Karajan erinnerte ihn „an den Geschmack von Coca Cola“.

Zuletzt waren zwei Namen im Gespräch, zwei Kollegen, die „Celis“ Erbe antreten könnten: der vielbeschäftigte Amerikaner James Levine und Simon Rattle, der Wun-

derknabe aus Birmingham.

Celibidache konnte hart austeilen. Aber er hat auch viel einstecken müssen im

Der „Musik-Gott“ duldete keine Götter neben sich

Laufe seiner langen Karriere. 1945 übernahm er als unbekannter Amateurdirigent die Berliner Philharmoniker, machte Furore als „Feuervogel“ und „wirbelnder Teufel“, um das Ensemble nach fünf

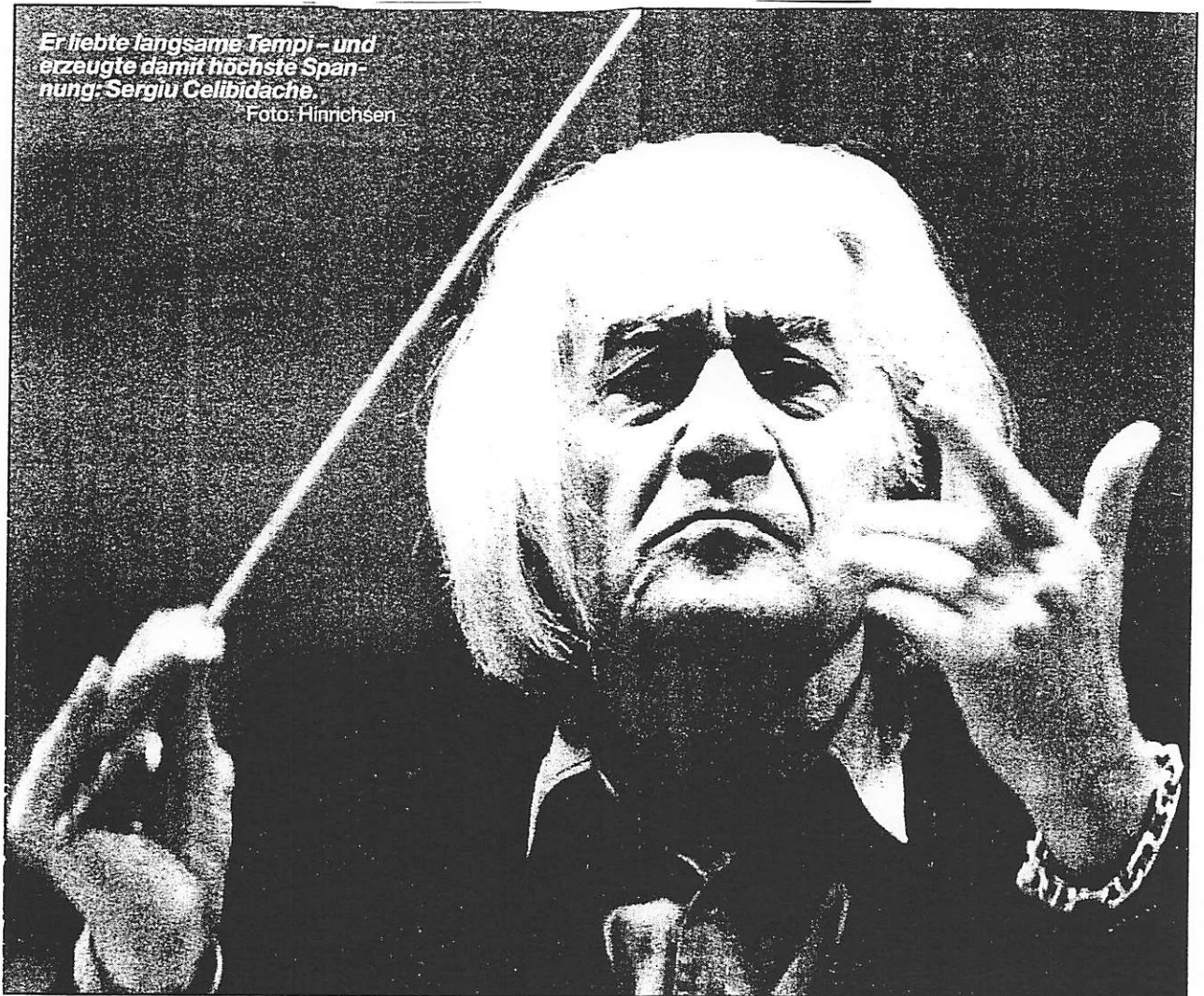
Jahren wieder an den inzwischen entnazifizierten Furtwängler abtreten zu müssen. Daß später, nach Furtwänglers Tod, nicht er, sondern ausgerechnet der verhaßte Karajan Chefdirigent der Berliner wurde, war Celibidaches größte berufliche Enttäuschung. Und sein größter Antrieb, die Münchener Philharmoniker zur ernsthaften Konkurrenz für die Berliner aufzubauen: ein Gegenpapst. 37 Jahre lang hat er die Philharmoniker dafür bestraft, jede Zusammenarbeit

verweigert. Erst 1992 konnte der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker den immer noch Tiefgekränkten überreden, ein Benefizkonzert zu dirigieren. Der Eklat folgte auf dem Fuße: „Menschlich war manches großartig“, erklärte „Celi“ hinterher. „Aber musikalisch allenfalls mittelmäßig. Die Philharmoniker sind entsetzlich heruntergekommen.“ Sprach's und verschwand wieder nach München. Zu „seinen“ Philharmonikern.

Gottfried Krieger

Er liebte langsame Tempi – und erzeugte damit höchste Spannung: Sergiu Celibidache.

Foto: Hinrichsen



Welteroberer, Wüterich, König ohne Krone

An Superlativen hat es nie gefehlt. „The Gazette“ im kanadischen Montreal sah in Sergiu Celibidache den „Marlon Brando unter den Dirigenten“; für „Die Welt“ war er „der letzte Dinosaurier der Zunft“, und „Der Spiegel“ erwies dem „Fossil voller Feuer“ noch zu dessen 80. Geburtstag respektlos, aber bewundernd seine Reverenz. Tyrannisches Monstrum für die einen, von den anderen als das letzte Genie auf dem Dirigententhron gepriesen, vom Publikum in den Konzertsälen der Welt bejubelt, von nicht wenigen Musikern gehaßt, die er mit seinen radikalen Forderungen, mehr noch mit der intellektuellen Schärfe des Arguments gnadenlos zu Höchstleistungen trieb – am Mittwoch ist Sergiu Celibidache, wie jetzt erst bekannt wurde, im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben.

Konflikten ist er nie aus dem Weg gegangen. Und wer das Pech hatte, ihm einmal unangenehm aufgefallen zu sein, mußte lebenslänglich mit seiner Verachtung rechnen. Seine einzigartige Karriere scheint aus Widersprüchen bestanden zu haben. „Normale“ Verhaltensweisen sind von „Celi“, wie ihn seine Freunde, Feinde, Bewunderer und Neider nannten, nie zu erwarten gewesen. Opportunismus war seine Sache nicht. Das machte ihn so unbequem in einer zunehmend von Oberflächlichkeit und Gewinnstreben geprägten Musikwelt.

Musik ist für diesen Exzentriker und Klangfetischisten eine Lebensnotwendigkeit gewesen, aber Schallplatten waren ihm ein Greuel, „weil eine Konserve keine Kunstmusik sein kann“. Berlins Philharmoniker strafe er grob 38 Jahre lang mit Mißachtung, weil sie 1954 nach Furtwänglers Tod nicht ihn, den schwarzlockigen Pulttänzer und sinfonischen Himmelsstürmer, sondern Herbert von Karajan zu ihrem Chefdirigenten berufen hatten. Erst im Frühjahr 1992 brachte der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker die Versöhnung zwischen dem zornigen alten Herrn und den Berlinern zustande. Aber selbst dieses Ereignis blieb, aller Wiedersehensfreude und unverhohlenen Rührung zum Trotz, nicht ohne abschließenden Kommentar seitens des Meisters: Monate später, in Japan mit seinen Münchner Philharmonikern auf Tournee, sagte Celi: „Ich habe die Berliner Philharmoniker nur auf Wunsch des Bundespräsidenten wieder dirigiert. Ich lebe in seinem Land. Ich

esse sein Brot. Ich muß mich fügen“. Am 28. Juni 1912 im rumänischen Roman geboren, offenbarte sich die musikalische Begabung Sergiu Celibidaches schon früh und wurde im Elternhaus gefördert. Die Enge der Provinz trieb ihn nach Bukarest. Die Weissagung einer Seherin führte ihn schnell in die Musikmetropole Berlin: „Geh du nach Berlin“, hatte ihm Ilona Ehrenberg prophezeit, „von dort aus wirst du die Welt erobern. Du wirst ein König ohne Krone sein“.

Celis Ausfälle gegen träge Musiker, oberflächliche Kollegen oder überhebliche Solisten sind Legion. Intimfeind Karajan wurde da schon einmal mit Coca-Cola verglichen, Bernhard Haitink nannte er ein „musikalisches Desaster“ und Wolfgang Sawallisch einen „Mittelstreckenspezialisten im Mezzoforte“. Mit Jascha Heifetz zu musizieren war ihm „eine einzige Qual“; und als bei Proben mit der damals 21jährigen Anne-Sophie Mutter – ein Zögling Karajans! – die Fetzen flogen, mochte Celibidache mit dem „geigenden Huhn“ nichts mehr zu tun haben. Nur einen empfand der Maestro als ebenbürtig: bei ABM, so die Kurzformel für den Pianisten schlechthin, bei Arturo Benedetti Michelangeli wurde der Pultterrorist zum lammfrommen Bittsteller. Und diesen Begegnungen entsprangen Sternstunden musikalisch-interpretatorischer Übereinstimmung, Gefühlstiefe und Imagination.

So sehr sein Temperament für Aufregung gesorgt hat – wenn Celibidache sich bis in die letzten Lebensmonate ans Pult schleppte (um im Sitzen zu dirigieren), beschädigte er alle mit singulären Konzerterlebnissen. Sergiu Celibidache hat interpretatorisch Maßstäbe gesetzt.

Von seinem Können, seiner Unerbittlichkeit profitierte zwischen 1972 und 1979 auf wundersame Weise auch das Radio-Sinfonieorchester Stuttgart, das sich seiner autoritären Knute bis heute mit sentimentaler Ehrfurchtigen Schauern erinnert, aber auch der „heiligen Schauer“, zu denen er Musikern und Publikum stets verhalf. Als er damals nach München ging (ein Orden von Stadt oder Land hätte den zürnenden Maestro wohl besänftigt), war die Not in Stuttgart groß. In München hatte man mehr Verständnis für den exzentrischen Sensibillissimus. Um ihn zu halten, ließ man dort zwei Orchesterdirektoren und ei-



Sergiu Celibidache bei Proben mit den Münchner Philharmonikern

Foto: dpa

nen Kulturreferenten über die Klinge springen. Celi hat sich auf seine Weise bedankt: er führte die bis dahin zweitklassigen Philharmoniker in die Weltelite.

Daß Celibidache Musik anders hörte und verstand, ist wohl auf seine philosophischen Ziehväter Kant und Husserl zurückzuführen.

Musik ist für Celibidache nie die bloße Summe von Lauten, Tönen und Geräuschen gewesen, sondern ein Prozeß des hermeneutischen Rezipierens, eine geistige Entwicklung. Die Phrasierung, den Atem, den „Inhalt“ einer Musik galt es zu erfassen und zu vermitteln. Selbst die Berliner Philharmoniker, die sich zunächst über die von Celi geforderten sechs (!) Proben für die bei der Wiederbegegnung geplante siebte Sinfonie Bruckners mokiert hatten, gaben nach den Konzerten neidlos zu, diese Musik so noch nie verstanden, geschweige denn gespielt zu haben.

Er hat auch nichts davon gehalten, ein Konzert mit einer Partitur auf dem Pult zu absolvieren. „Musik“, sagte er einmal, „muß gehört, nicht gelesen werden.“ Also dirigierte er auswendig. Das erklärt möglicherweise sein eher kleines Repertoire, das er immer wieder beackert und neu ausgehört hat – Brahms und Bruckner vor allem, aber auch Debussy, Strauss, Ravel, Tschairowsky, Beethoven. Daß mit zunehmendem Alter seine ohnedies nie allzu schnellen Tempi noch breiter wurden, irritierte diesen Perfektionisten nicht. Er verstand es, mit sparsamster Schlagtechnik, „sprechenden“ Händen, aber einem Welttheater an Gesichtsbewegungen musikalische Wunder an Durchhörbarkeit, Spannung und Klangfarbenraffinement zu schaffen. Sergiu Celibidache ist durch seine Persönlichkeit einer der letzten großen Zauberer dieser Musiklandschaft gewesen.

Dieter Kölmel

15.08.96

Musik ist ein Schöpfungsakt

Der große Dirigent Sergiu Celibidache, der häufig in Köln gastierte, ist in Paris gestorben

Von unserem Redakteur
Markus Schwering

Das Alter war dem über 80jährigen anzusehen, wenn er in den vergangenen Jahren mit „seinem“ Münchner Orchester in der Kölner Philharmonie erschien — was zum Glück zwölfmal der Fall war. Er mußte zu dem eigens für ihn präparierten Kontrabaßsitz aufs Podium geführt werden. Indes lebte in diesem massigen und zugleich gebrechlichen Körper ein unbeugsamer Wille — was sofort deutlich wurde, wenn „Celi“ den Taktstock mit herrischer Geste ins Orchester hielt. Das Klangereignis ließ dann Assoziationen an Schwäche gar nicht erst aufkommen.

Lange Krankheit

Freilich häuften sich in den vergangenen Jahren die krankheitsbedingten Absagen, zumal nachdem sich Sergiu Celibidache vor zwei Jahren einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen hatte. Von ihm hat er sich wohl nicht mehr richtig erholt — wenn auch Kölns Philharmoniechef Franz Xaver Ohnesorg, dem Maestro schon lange verbunden, ihn nach eigenen Worten noch im Juni in München in guter Verfassung angetroffen hat.

Ein Konzert im Münchner Gaststeig mit einem Schubert/Mozart/Beethoven-Programm am 2. Juni war nun sein letztes. Am Mittwoch ist er 84jährig in seinem Domizil am Stadtrand von Paris gestorben. Über die Todesursache wurde zunächst nichts bekannt. Celibidache hatte auch Herzprobleme.

„Eine Ausnahmeerscheinung, ein zutiefst ehrlicher Mensch, der bedingungslos seine Musik zu verwirklichen suchte und große Anforderungen an seine Umgebung stellte“ — dieses Celibidache-Kurzporträt lieferte gestern Ohnesorg. Eine Ausnahmeerscheinung war der gebürtige Rumäne in der Tat — auch deswegen, weil er, der

den Musikbetrieb, seine Nivellierung und Kommerzialisierung aus ganzem Herzen verachtete, das breite Publikum immer wieder auch mit eher „musikfernen“ Einlassungen zu unterhalten wußte. Berühmt sind seine Kollegenschelten: Karl Böhm habe „keinen einzigen Takt Musik in seinem Leben dirigiert“, Wolfgang Sawallisch sei ein „Hochschuldirektor“, Bernard Haitink wurde mit einer „Springgazelle“ verglichen, und Claudio Abbado war „ein völlig unbegabter Mensch“. Zu Karajan: „Ich weiß, er begeistert die Massen. Coca-Cola auch.“

Mit solchen Attacken, denen zudem ein von Bescheidenheit kaum angekränkelt Selbstgefühl kontrastierte („Ich bin der objektivste Dirigent“), machte sich Celibidache nicht nur Freunde. Dirigentenkollegen forderten ihn in einem Brief auf, die Stänkereien zu unterlassen. Dieses Enfant-terrible-Wesen war wohl nur zum kleineren Teil Show. Dahinter verbargen sich Wunden, die das Leben Celibidache — gerade als Künstler — geschlagen hatte.

1945 trat er, der in Paris und Berlin Musik studiert, an der Humboldt-Uni über Josquin des Prés promoviert, als Dirigent freilich bislang nur mit Musikstudenten und Laienchören gearbeitet hatte, zum ersten Mal vor das Berliner Philharmonische Orchester. Weil Furtwängler noch im Entnazifizierungsverfahren steckte, wählte man ihn im Februar 1946 zum „ständigen Dirigenten“.

In der ersten Saison dirigierte er 108 Konzerte, fast jedes Stück zum ersten Mal und immer auswendig. Auf die Musiker wirkte er als Dämon, der seine eigene Musikbesessenheit auf faszinierende Weise zu übertragen verstand. Kolportiert wurde, daß Celibidache, der jede Orchesterstimme selektiv hören konnte, Frequenzen wie eine Fledermaus wahrnahm. Das düstere Feuer, das da brannte,



Dirigent Sergiu Celibidache im Mai 1994 während eines Gastspiels in Köln. (Bild: Klaus Rudolph)

die Haarsträhnen, die auf die markanten Wangenknochen fielen — kein Wunder, daß der 34jährige vor allem die weiblichen Zuhörerherzen höher schlagen ließ.

Celibidache mußte dann freilich weichen — just in dem Augenblick, da er das Orchester auf seine Nachkriegshöchstform geführt hatte: erst dem zurückgekehrten Furtwängler, dann, 1954, Karajan, der einen verbindlicheren Umgang mit den Orchestermusikern pflegte und im übrigen auch nichts gegen Schallplattenaufnahmen hatte. Die bezeichnete Celi, der auch Opernaufführungen haßte, schon damals als „Teufelszeug“.

Für ihn begann ein unruhiges Wanderleben als Gastdirigent: WDR, Königliche Kapelle Kopenhagen, Orchester des Schwedischen Rundfunks, Staatskapelle Ostberlin, Radio-Sinfonieorchester Stuttgart, NHK-Sinfonieorchester Tokio waren die Stationen. So richtig seßhaft wurde Celibidache erst wieder, da er 1979 als Nachfolger von Rudolf Kempe als lebenszeitlicher GMD auf den Chefessel der Münchner Philhar-

moniker rückte. Die Tatsache, daß dieser Klangkörper unter seiner Ägide in die kleine Gruppe der Weltspitzenorchester aufrückte, tröstete die Stadtväter über extreme Gagenforderungen hinweg — und förderte jenen Celibidache-Boom, der den Konzerten im In- und Ausland Züge einer kultischen Weihehandlung verlieh. 1992 kam es dann auch zur Aussöhnung mit den Berliner Philharmonikern: Auf Einladung Richard von Weizsäckers dirigierte er Bruckners siebte Sinfonie — nicht ohne vorher sechs Proben verlangt zu haben. Die Forderung wurde gewährt.

Legendäre Proben

In der Tat genoß Celibidache einen geradezu legendären Ruf als Orchestererzieher. Proben unter ihm seien, so meinen einige, noch faszinierender gewesen als die Konzerte. Musik, so schärfte er seinen Musikern immer wieder ein, sei nicht die Realisierung dessen, was in den Noten konserviert sei, sondern entstehe, einem Schöpfungsakt gleich, in jedem Augenblick des Erklingens neu: „Das Stück gibt es

nicht — es wird jedesmal von neuem geboren.“ Daher auch die Abneigung gegen die Platte.

Zumal an Bruckner-Aufführungen Celibidaches konnte der Hörer miterleben, was „Werden von Musik“ in seinem Sinne bedeutet: Da war ein Architekt am Werk, der den Klang systematisch aufbaute — um den „Preis“, daß die betreffenden Kompositionen regelmäßig um ein beträchtliches länger ausfielen, als man es gewohnt war. Doch die Bögen etwa im langsamen Satz von Bruckners dritter Sinfonie schier ins Unendliche zu dehnen und doch jeden Spannungsabfall zu vermeiden — das war ein Kunststück, das in dieser Form nur Celibidache gelang.

Mit einem Nachfolger tun sich die Münchner, wie man hört, schwer. Kein Wunder, hatte doch der Meister alle Bewerber für zu leicht befunden. Fraglich ist auch, was mit dem musikalischen Nachlaß, zahlreichen im Keller des Gaststeig lagernden Konzertmitschnitten, geschieht. Wahrscheinlich wird man sich eines Tages über die Verdikte hinwegsetzen und sie als „Celi-Edition“ herausbringen.

Dirigent Sergiu Celibidache ist 84jährig gestorben

Maestro der Langsamkeit

MÜNCHEN (DPA)

Sergiu Celibidache, der „König der Symphonie“, ist im Alter von 84 Jahren gestorben.

Der Münchner Generalmusikdirektor starb, wie Radio Bukarest am Donnerstag unter Berufung auf seine Schwägerin meldete, bereits am Mittwoch bei Paris, wo der Künstler einen Wohnsitz hatte. Seit über zwei Jahren war der Maestro schwer herzkrank und nach einem Oberschenkelhalsbruch zusätzlich gehbehindert. Immer häufiger hatten ihn Gastdirigenten am Pult der Münchner Philharmoniker vertreten müssen, dennoch hielt das Orchester, das ihm viel zu verdankt, bis zuletzt zu seinem international renommierten Chef.

Mit Celibidache verlieren die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen der ganz großen charismatischen Dirigenten. Seine weltweiten Tournées glichen Triumphzügen. Beifallsstürme brandeten auf, kaum daß der Maestro das Podium erklommen hatte. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit bejubelt und verehrt.

Unter Celibidache verschmolzen

die Münchner Philharmoniker zu einem weltberühmten Klangkörper. In seinem Element war der Meister der breiten Tempi, der lästigen Fotografen und kritischen Fragern stets ungnädig begegnete, immer dann, wenn er, die weißen Haare streng zurückgekämmt, auf seinem Stuhl vor dem Orchester thronte und auswendig probierte, dozierte und dirigierte.

Der gebürtige Rumäne, der in einer ehemaligen Mühle bei Paris lebte, hatte seit 1979 als Chefdirigent der Philharmoniker - trotz aller immer wieder aufgetretenen Dissonanzen - in der Isar-Metropole Überragendes geleistet. An seinem 80. Geburtstag ehrte die bayerische Landeshauptstadt ihr musikalisches Aushängeschild mit der Ehrenbürgerwürde.

Über Paris kam der Musiker als noch unbekannter Dirigent nach Berlin, wo er an der Spitze der Philharmoniker fünf Jahre lang eine der populärsten und faszinierendsten Erscheinungen der Zeit nach dem Krieg war - bis Wilhelm Furtwängler das von „Celi“ zuvor auf Hochform gebrachte Orchester dann wieder übernahm. Doch in Berlin erlebte der Maestro auch seine wohl bittersten Stunden, als nicht er, sondern Herbert von Karajan Nachfolger Furtwänglers wurde. Diese Wunde saß tief, und erst

1992 kehrte er nach 37 Jahren an das Pult der Berliner Philharmoniker anlässlich eines Benefizkonzertes zugunsten rumänischer Kinderheime zurück.

Nach Berlin und vor München wirkte der Dirigent als begehrter und hochbezahlter Gastdirigent, der sich in Rom, Schweden und Stuttgart wieder stärker band. Seine Abneigung gegen jede Art von Tonkonserven machten den „Guru der Musik“ und unbequemen Querdenker zu einem Außenseiter unter den großen Dirigenten. Für Celibidache zählte nur der Augenblick des Empfindens, so daß es kaum Aufnahmen von seinen Konzerten gibt. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, war sein lebenslanges künstlerisches Credo.

Nach „Celi“ Tod

Nachfolge ist noch völlig offen

MÜNCHEN (DPA)

Den letzten Dank seines Publikums erhielt er in Form einer Rose. Eine Verehrerin überreichte dem Großdirigenten Celibidache die Blume am Abend des vergangenen 2. Juni in der Münchner Philharmonie, nachdem die letzten Noten von Mozarts erstem Klavierkonzert in Moll verklungen waren. Es sollte der letzte Auftritt von Sergiu Celibidache sein.

Die Münchner Stadtspitze, die für die Philharmoniker zuständig ist, traf der Tod des Maestro - so als habe man diese Möglichkeit verdrängen wollen - unvorbereitet. „Wir haben uns mit einer Nachfolgeregelung formal nicht beschäftigt, wir fangen jetzt ziemlich von vorne an“, sagte Stadtsprecher Florian Sattler am Donnerstag.

„Es wird ein sehr schwieriges Geschäft, da fast alle großen Dirigenten gebunden sind“, fügte er hinzu. Unter anderem Zubin Mehta und Daniel Barenboim waren in diesem Zusammenhang genannt worden. Jetzt will man in München wohl verschiedene Meister nach und nach an das Dirigentenpult im Gasteig holen, um zu einem späteren Zeitpunkt über eine Nachfolge zu entscheiden.

„Es gibt auch keinen Nachfolger, den Celibidache sich ausgesucht hätte; das wäre uns am liebsten gewesen“, läßt Sattler eine gewisse Ratlosigkeit erkennen.



FOTO DPA

Der Münchner Generalmusikdirektor Sergiu Celibidache, hier bei einer Probe mit den Münchner Philharmonikern im Januar 1996, ist am Mittwoch in seinem französischen Wohnort bei Paris gestorben.



Westfälische Rundschau
Ausgabe Dortmund
44135 Dortmund
Auflage (lt. STAMM '96)
(zS. mit WAZ - Dortmund)

16.08.96

Trotz häufiger Erkrankungen kehrte Celibidache immer wieder an das Pult der Münchner Philharmoniker zurück. Das Bild zeigt ihn bei einer Probe im vergangenen Januar. (dpa-Bild)

Der Dirigent Sergiu Celibidache starb 84jährig in Paris

Ein Philosoph der Musik

Von Sonja Müller-Eisold

Paris. Sergiu Celibidache, einer der außergewöhnlichsten Dirigenten unseres Jahrhunderts, ist tot. Am Mittwoch verstarb er mit 84 Jahren in Paris. Schon seit einigen Jahren mußte sich der Chef der Münchner Philharmoniker öfter am Pult vertreten lassen, aber immer kehrte er auch wieder dahin zurück, ein besessen um die „Wahrheit“ der Musik kämpfender Erzmusikant.

Das Orchester hielt seinem ebenso geliebten wie gefürchteten Maestro durch alle auftretenden Dissonanzen und schweren Stunden hindurch die Treue.

Verbittert verließ er 1954 Berlin

Als der in Rumänien geborene junge charismatische Dirigent im Nachkriegsberlin des Jahres 1945 die Berliner Philharmoniker übernahm, ein stürmischer, mitreißender Klangmagier, wurde er sofort ein Star. Das Publikum empfand sein Auftreten als Sensation, feierte ihn bis zur Anbetung und Verehrung.

Als er dann dem wieder zurückgekehrten Wilhelm Furtwängler weichen mußte und schließlich nicht er, sondern Herbert von Karajan dessen Nachfolger wurde, verließ er

Berlin 1954 in bitterer Enttäuschung und zog zunächst an die Peripherie der musikalischen Welt. Sein Blick zurück im Zorn hielt lange an. Erst 1992 stand er in einem Konzert zugunsten rumänischer Kinderheime noch einmal am Pult der Berliner Philharmoniker.

Aber sein Ruf, seine großen musikalischen Fähigkeiten führten ihn auch andernorts zu riesigen Erfolgen. Auf weltweiten Tourneen wurde er umjubelt. Über Stationen in Amerika, Italien und Schweden kam er auch wieder nach Deutschland, zunächst in Stuttgart künstlerische Heimat findend.

Als er 1979 die Münchner Philharmoniker übernahm, erzog er sie zu einem weltberühmten und sehr spezifischen Klangkörper, wurde mit ihnen zusammen vor allem zum ergreifenden Deuter von Bruckners gewaltigen Sinfonien. Zu seinem 80. Geburtstag ehrte ihn die Stadt München mit der Ehrenbürgerschaft.

Einfach hat er es seinen Hörern, seinen Musikern und der Stadt nie gemacht. Er war ein gestrenger Orchestererzieher, unerbittlich und unbequem. Er konnte ungnädig gegen Fotografen sein, stritt mit Kritikern und war ein Querdenker mit unnachgiebiger Durchsetzungskraft.

Von seiner wundervoll direkten, funkenüberspringenden, spontanen, klangüber-

bordenden Kunst bleibt wenig. Er haßte die Konserve, widersetzte sich dem Plattenstudio und den Mitschnitten. Ihm ging es um den direkten Kontakt zum Werk und zum Publikum, um die Einmaligkeit des musikalischen Vorgangs, dem er sich immer wieder neu auslieferte.

Auf der Suche nach der Wahrheit

Seine breiten Tempi und die fanatische Suche nach dem Ideal des Klangbildes entsprang seiner Geisteshaltung. Er pflegte die Musik auch philosophisch zu erforschen, dozierte über die „Phänomenologie der Musik“ und gab als Pädagoge sein Wissen und Können mit Begeisterung an junge Menschen weiter.

Mit Sendungsbewußtsein und großem Ernst suchte er stets seiner Aufgabe gerecht zu werden, das „Werden der Musik“ zu verdeutlichen. Für ihn bedeutete Musik nicht vordergründig magische Beschwörung, sondern Weg zur Wahrheit.

Am 2. Juni dirigierte Celibidache seine Münchner Philharmoniker nach längerer Pause zum letzten Mal. Auf dem Programm standen Schubert Ouvertüre zu „Rosamunde“, Mozarts 1. Klavierkonzert in Moll und Beethovens 2. Sinfonie.

Guru der Langsamkeit im hektisch-modernen Musikbetrieb

Zum Tod des rumänischen Dirigenten Sergiu Celibidache – Er tanzte telegener als Karajan mit den Berliner Philharmonikern

Von Pedro Obiera

Aachen/Bukarest. Mit seinen Kollegen ging er verbal nicht gerade zimperlich um. Von Stars wie Anne-Sophie Mutter ließ er sich ebenso wenig in die Knie zwingen wie von den Mächtigen der Schallplattenkonzerne. Sergiu Celibidache kannte keine Kompromisse, wenn es um seine künstlerischen Überzeugungen ging. Überzeugungen, die ihm neben einer geradezu kultischen Verehrung auch viel Kritik einbrachten.

Dirigat vom Schemel aus

Wenn er in den letzten Jahren schwerfällig auf seinem Schemel vor seinen Münchner Philharmonikern hockte, strahlte er die Kraft und Beharrlichkeit eines Stiers aus. Züge, die ihn zeitlebens prägten, auch als er nach dem Krieg noch

telegener und vitaler mit den Berliner Philharmonikern „tanzte“ als später der junge Karajan. An seinen Qualitäten ließen die Berliner damals keinen Zweifel, als Celibidache die Leitung während des Dirigierverbots von Furtwängler übernahm. Daß daraus keine Dauerehe entstand und Karajan das Rennen machte, lag bereits an der eisernen Haltung, nur live musizieren zu wollen und Tonaufzeichnungen nicht zu dulden. Eine anachronistische Haltung, mit der er die medienfreudigen Philharmoniker an der Spree schnell vergraulte. Daß dem gebürtigen Rumänen ausgerechnet die ebenfalls nicht medienscheuen Münchner Philharmoniker seit 1979 eine feste Position boten, schadete ihnen nicht. Gerade aus der geheimnisvollen Aura eines Mannes, von dem so viel gesprochen wird, aber nur wenig zu hören ist, erwuchs ein bedeutender Prestigegewinn

für das Orchester auf der ganzen Welt. Wichtiger noch, wie er musizierte. Der Rumäne mit deutscher Staatsangehörigkeit und buddhistischer Gesinnung entwickelte sich zum Guru einer Ästhetik der Langsamkeit, mit der er der Hektik des Modernen Musikbetriebs entgegensteuerte. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, so sein Credo. Keiner zelebrierte Musik, ob Bruckner oder Mozart, Tsohaikowski oder Ravel, mit so langem Atem und derart eiserner Ruhe wie Celibidache.

Im buddhistischen Fahrwasser

Was heute häufig vernachlässigt wird, die Bildung des Einzeltons und die Entwicklung langer atmender Phrasen, rückte er in den Mittelpunkt seines Musizierens, wobei seine Zeitvorstellung

gen im buddhistischen Fahrwasser mitunter räumliche Dimensionen annahm. Eine Haltung, die auch ablehnende Reaktionen provozierte. Der Münchner Magistrat wußte den Wert des Eigenbrötlers richtig einzuschätzen und schluckte manche Kröte, die er den Stadtoberen mit seinen Gagen- und Probenforderungen bescherte. Mit Celibidache verliert die Welt nicht nur einen großen Musiker, sondern auch einen Individualisten, von denen es heute viel zu wenig gibt. Am Mittwoch ist der seit langem herzkrankte und seit einem Sturz in Florenz auch stark gehbehinderte Maestro im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben, wie jetzt der rumänische Rundfunk meldete. In seinem Heimatland werden zu seinem Gedenken eigene Kompositionen gespielt, deren Aufführung sich Celibidache bis jetzt verbeten hat. So zwar er halt, unser „Celi“...



Mann mit Charisma: der Dirigent Sergiu Celibidache.
Foto: dpa

16.08.96

Wie ein eigensinniger Stier

Zum Tod von Sergiu Celibidache: Der Münchner Generalmusikdirektor lehrte 1977 in Trier

Von unserem Mitarbeiter
PEDRO OBIERA

Mit seinen dirigierenden Kollegen ging er verbal nicht zimperlich um. Von Stars wie Anne-Sophie Mutter ließ er sich ebenso wenig in die Knie zwingen wie von den Mächtigen der Schallplattenkonzerne. Sergiu Celibidache kannte keine Kompromisse, wenn es um seine künstlerischen Überzeugungen ging. Überzeugungen, die ihm neben einer geradezu kultischen Verehrung auch viel Kritik einbrachten.

Wenn er in den letzten Jahren schwerfällig auf seinem Schemel vor seinen Münchner Philharmonikern hockte, strahlte er die Kraft und Beharrlichkeit eines Stiers aus. Züge, die ihn zeitlebens prägten, auch als er nach dem Krieg noch vitaler mit den Berliner Philharmonikern „tanzte“ als später der junge Karajan. An seinen Qualitäten ließen die Berliner damals keinen Zweifel, als Celibidache die Leitung während des Dirigierverbots von Furtwängler übernahm. Daß daraus keine Dauerruhe entstand und Karajan das Rennen machte, lag bereits an der eisernen Haltung, nur live musizieren zu wollen und Tonaufzeichnungen nicht zu dulden.

1977 kamen auch die Trierer in den Genuß des dominanten Dirigenten, als er einen internatio-



Weltweit bejubelt und verehrt: Sergiu Celibidache.

Foto: dpa

nenal Dirigierkurs im Auftrag der Universität leitete. Für einige Wochen bestimmte er das städtische Musikleben und sorgte für Gesprächsstoff, wie sich ein Zeitzeuge erinnert.

Die Münchner Philharmoniker boten Celibidache 1979 eine feste Position und gerade aus der geheimnisvollen Aura eines Mannes, über den alle sprachen, erwuchs Prestigegewinn für das Orchester. Wichtiger noch, wie er musizierte: Der Rumäne mit deutscher Staatsangehörigkeit und buddhistischer

Gesinnung entwickelte sich zum Guru einer Ästhetik der Langsamkeit, mit der er der Hektik des modernen Musikbetriebs diametral entgegensteuerte. Die Bildung des Einzeltons und die Entwicklung langer atmender Phrasen rückte er in den Mittelpunkt. Mit Celibidache verliert die Welt nicht nur einen großen Musiker, sondern auch einen Individualisten. Der 84jährige war seit langem herzkrank und hatte sich von einem Sturz in Florenz nie richtig erholt.



GEZEICHNET von seiner Krankheit, aber energisch dirigierte Sergiu Celibidache im Januar Proben bei den Münchner Philharmonikern. Foto: dpa

Westfälischer Anzeiger

59065 Ham

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 53.1

16.08.96

Guru der Langsamkeit

Zum Tod des rumänischen Dirigenten Sergiu Celibidache

Von PEDRO OBIERA

München (eig. Ber.). Mit einem dirigierenden Kollegen ging er nicht zimperlich um. Von Stars wie Anne-Sophie Mutter ließ er sich so wenig in die Knie zwingen

wie von den Mächtigen der Schallplattenkonzerne. Sergiu Celibidache kannte keine Kompromisse, wenn es um seine Überzeugungen ging. Überzeugungen, die ihm neben einer geradezu kultischen Verehrung auch Kritik einbrachten.

Wenn er in den letzten Jahren schwerfällig auf seinem Schemel vor seinen Münchner Philharmonikern hockte, strahlte er die Kraft und Beharrlichkeit eines Stiers aus. Züge, die ihn zeitlebens prägten, auch als er nach dem Krieg noch telegen und vitaler mit den Berliner Philharmonikern „tanzte“ als später der junge Karajan. An seinen Qualitäten ließen die Berliner damals keinen Zweifel, als Celibidache – im Alter von nur 33 Jahren – die Leitung während des Dirigierverbots von Furtwängler übernahm. Daß daraus keine Dauerehe entstand und Karajan das Rennen machte, lag bereits an der eisernen Haltung, nur live musizieren zu wollen und Tonaufzeichnungen, welcher Art auch, nicht zu dulden.

Grimmig ließ Celibidache sich später zitieren: „Seitdem es Platten gibt, gibt es keine Künstler mehr“. Eine anachronistische Haltung, mit der er die medienfreudigen Philharmoniker an der Spree schnell vergaulte.

Daß dem am 28. Juni 1912 in der ostrumänischen Stadt

Roman geborenen Dirigenten ausgerechnet die ebenfalls nicht medienscheuen Münchner Philharmoniker seit 1979 eine feste Position boten, schadete ihnen nicht. Gerade aus der geheimnisvollen Aura eines Mannes, von dem so viel gesprochen wird, aber nur wenig zu hören ist, erwuchs ein bedeutender Prestigegewinn für das Orchester auf der ganzen Welt, zumal sich Celibidache zuletzt auch allmählich für die Konservierung auf Bildplatten öffnete.

Wichtiger noch, wie er musizierte. Der Rumäne mit deutscher Staatsangehörigkeit und buddhistischer Gesinnung entwickelte sich zum Guru einer Ästhetik der Langsamkeit, mit der er der Hektik des modernen Musikbetriebs diametral entgegensteuerte. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, so sein zentrales Credo. Keiner zelebrierte Musik, ob Bruckner oder Mozart, Tschaikowsky oder Ravel, mit so langem Atem und derart eiserner Ruhe wie Celibidache. Was heute häufig vernachlässigt wird, die Bildung des Einzeltons und die Ent-

wicklung langer atmender Phrasen, rückte er in den Mittelpunkt seines Musizierens, wobei seine Zeitvorstellungen im buddhistischen Fahrwasser mitunter räumliche Dimensionen annahmen. Eine Haltung, die, nicht ganz unverständlich, auch ablehnende Reaktionen provozierte.

Der Münchner Magistral wußte den Wert des Eigenbrötlers richtig einzuschätzen und schluckte manche Kröte, die er den Stadtoberen mit seinen Gagen- und Probenforderungen bescherte. Mit Celibidache verliert die Welt nicht nur einen großen Musiker, sondern auch einen Individualisten, von denen es heute viel zu wenig gibt.

Am Mittwoch ist der seit langem herzkrankte und seit einem Sturz in Florenz auch stark gehbehinderte Maestro im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben. Heute soll er dort beerdigt werden. In seinem Heimatland werden zu seinem Gedenken eigene Kompositionen gespielt, deren Aufführung sich Celibidache bis jetzt verboten hat. So war er halt, unser „Celi“...

16.08.96

Der Dirigent Sergiu Celibidache starb im Alter von 84 Jahren

Nonkonformist bis zum Ende

Er war einer der bedeutendsten Dirigenten dieses Jahrhunderts, aber auch einer der umstrittensten. Sergiu Celibidaches kompromißloser Einsatz für die Musik ließ ihn oft jedes diplomatische Geschick vermissen. Auseinandersetzungen mit Orchestermusikern, aber auch anderen Dirigenten oder Kritikern hat er geradezu liebevoll gepflegt. Invektive gegen Karl Böhm und manch anderen seiner Zunft machten ihn nicht unbedingt beliebter, sorgten aber immer wieder für mediale Aufmerksamkeit. Celibidache, der, wie erst gestern bekannt wurde, schon am Mittwoch nach langer Krankheit im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben ist, hat nie ganz überwunden, daß er, der für Wilhelm Furtwängler die Berliner Philharmoniker nach dem zweiten Weltkrieg wieder zur Höchstform brachte, nicht dessen Nachfolger wurde. Die Berliner entschieden sich für Herbert von Karajan und den Aufstieg zum Schallplattenorchester par excellence. Weitsichtig war dieser Entschluß sicher, denn Celibidache hat Einspielungen immer vehement abgelehnt. Erst 37 Jahre später kehrte der Dirigent zu einem einzigen, umjubelten Gastspiel an den Ort seiner frühen Triumphe zurück. Die Abneigung gegen Tonkonserven machte ihn zum Außenseiter des Musikbetriebes, seine illegal

mitgeschnittenen Aufführungen auf dem grauen Markt brachten es indes zu hohen Verkaufsziffern.

Seine ablehnende Haltung und kompromißlos-schwierige Art, die ihn gelegentlich zu nicht mehr verständlichen Überreaktionen verleitete, standen viele Jahre einer ganz großen Karriere im Wege. Celibidache, über dessen Jugend in Rumänien und seine musikalische Ausbildung in Berlin wenig bekannt ist, kam als feuerköpfiger Shooting-Star ans Pult der Berliner Philharmoniker, deren Chefdirigent Furtwängler von den Alliierten mit Auftrittsverbot belegt war. Nach der von Celibidache akzeptierten Rückkehr Furtwänglers wurde aber nach dessen Tod nicht der rumänische Dirigent Chef in Berlin, sondern, wie schon erwähnt, Karajan.

Für „Celi“, wie ihn seine Fans liebevoll nannten, begann eine Wanderschaft, die ihn über Stationen in Rom und Schweden an die Spitze des Stuttgarter Radiosinfonieorchesters führte. Auch hier leistete er, wie immer in seiner Karriere, Aufbauarbeit. Und wie fast überall gab es in der baden-württembergischen Landeshauptstadt trotz hervorragender Konzerte Auseinandersetzungen, die zu guten Teilen auf das Naturell des impulsiven Rumänen zurückgingen. Dennoch, auch wenn das Ende in

Stuttgart von unschönen Tönen begleitet wurde, Celibidaches Amtszeit gehört zu den wichtigen Perioden im Musikleben des Orchesters.

Seine Alterskarriere begann 1979 mit der Übernahme der Chefposition bei den Münchner Philharmonikern, die er innerhalb weniger Jahre zu einem internationalen Spitzenorchester formte. Der Diktator am Pult war kritisch, unerbittlich, gelegentlich auch ungerecht, aber sein bedingungsloser Wille, sich der Musik in jeder Sekunde ohne Vorbehalte zu widmen, brachte ihm den Respekt, ja die Liebe der Musiker und des Publikums ein. Auch wenn es in München immer wieder Reibereien gab, hier hatte „Celi“ die längste Zeit einer kontinuierlichen Pflege seiner musikalischen Vorstellungen. Hier fand auch der große Bruckner-Dirigent zu sich selbst. Wenn man seine Repertoireliste betrachtet, so ist der oft erhobene Vorwurf der Einseitigkeit kaum aufrechtzuhalten. Sein Repertoire war weitgefächert, erst in den späten Jahren konzentrierte er sich immer mehr auf Bruckner, den er mit kaum zu unterbietenden Tempi dirigierte. Dabei fand er aber immer wieder zu weiten Spannungsbögen, zu subtil ausgehörter Klanglichkeit. Mit Sergiu Celibidache hat die Musikwelt einen der ganz Großen verloren.

Thomas Weiss

15.08.98

Zum Tode von Stardirigent Sergiu Celibidache

Maestro, der Schallplatten nicht mochte

Für die einen war er ein „Berserker“, ein Fanatiker, für die anderen schlicht ein Genie. Kaum einer der großen Dirigenten dieser Welt hat unter Kollegen, Musikern und Kritikern so widersprüchliche Reaktionen ausgelöst wie Sergiu Celibidache. Als Chefdirigent führte der gebürtige Rumäne die Münchner Philharmoniker seit 1979 im Alleingang an die Weltspitze. Seine weltweiten Tourneen glichen Triumphzügen. Im Alter von 84 Jahren ist Celibidache am Mittwoch in seinem Wohnort in der Nähe von Paris gestorben.

In Rumänien sendete der Rundfunk nach der Todesmeldung Kompositionen und Aufnahmen, die unter Celibidaches Leitung eingespielt wurden. Schon seit Monaten hatte der schlechte Gesundheitszustand von „Celi“, wie er von seinen Fans liebevoll genannt wurde, die Programm-Planungen der Münchner Philharmoniker weitgehend lahmgelegt.

Seit Jahren herzkrank, war er im Mai 1994 in Florenz schwer gestürzt und hatte sich einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen. Seither gehbehindert, mußten immer wieder Konzerte wegen seiner schlechten Gesundheit abgesagt werden. Trotzdem hatte die Stadt München, große Probleme, seine Nachfolge zu regeln. Denn Celibidache besaß ei-

Unbeirrbar am Dirigierpult: Der Münchner Generalmusikdirektor Sergiu Celibidache in Aktion.



nen Vertrag auf Lebenszeit als Generalmusikdirektor. Über einen potentiellen Nachfolger wollte der „Maestro“ nicht mit sich reden lassen.

Immer wieder wurden neue Namen ins Gespräch gebracht, darunter international renommierte Dirigenten wie James Levine, Zubin Mehta oder Simon Rattle. Doch vor den Augen Celibidaches fand kaum ein Kollege Gnade. Jahrzehntlang überzog er die Weltspitze der Musik mit Spott und Häme.

Wahrer Schöpfungsakt

Plattenaufnahmen lehnte der eigenwillige Chefdirigent ab, weil sie niemals die volle Wirkung der Musik vermitteln könnten. Aus diesem Grund existieren heute nur einige wenige Scheiben aus seiner frühen Dirigentenzeit. Doch wenn der weißhaarige „Maestro“ am Pult stand, hielten seine Zuhörer den Atem an. Sein sensibler und doch temperant-

voller Umgang mit der Partitur trug ihm den Ruf ein, jedesmal einen neuen Schöpfungsakt zu vollziehen.

Das war von Anfang an der Fall. 1912 in Rumänien geboren, studierte der mathematisch und musikalisch hochbegabte Celibidache in Paris und in Berlin. Als er 1946 zum ersten Mal die Berliner Philharmoniker dirigieren durfte, hatte er bis dahin nur mit Laienchören gearbeitet. Seine Chance bekam Celibidache, weil der Interimsdirigent Leo Borchard von einem Soldaten versehentlich erschossen worden war und der eigentliche Chefdirigent Wilhelm Furtwängler noch seine Entnazifizierung absitzen mußte.

So wurde „Celi“ 1946 im Alter von 33 Jahren kommissarischer Leiter der Berliner Philharmoniker. Der harte Bruch kam acht Jahren später: Nach dem Tode Furtwänglers sprach sich das Orchester für Herbert von Karajan als Nachfolger aus.

Uta Winkhaus

16.08.96



Sergiu Celibidache war einer der bedeutendsten und exzentrischesten Dirigenten dieses Jahrhunderts. Foto: DPA

Eigenwilliges Genie

Zum Tod des Dirigenten Sergiu Celibidache

MÜNCHEN/PARIS. AFP. Der in der Nacht zum Donnerstag 84jährig in Paris gestorbene Sergiu Celibidache, galt als einer der bedeutendsten Dirigenten der Welt – und als einer der eigensinnigsten. Den Perfektionisten, dessen letzter Arbeitsplatz das Pult der Münchner Philharmoniker war, achteten Verehrer wie Gegner als schwieriges Genie.

Charismatisch war er, aber menschlich nicht ganz einfach. Schallplatten konnte Celibidache nicht leiden: „Seitdem es Platten gibt, gibt es keine Künstler mehr.“ Für die Liebhaber seiner Kunst bedeutete das exklusiven, teuer zu erkaufenden Genuß: „Wer ihn hören wollte, mußte ins Konzert gehen“, erinnert sich der Bonner Musikprofessor Wolfram Steinbeck.

Gestrenger Maestro

Die Schauplätze wechselten im Laufe von Celibidaches langer Karriere dutzendfach. Der am 28. Juni 1912 in Rumänien geborene Musiker hatte zunächst Mathematik und Philosophie belegt. In Paris und Berlin studierte er Musik. Mit 35 übernahm er 1946 kommissarisch die Leitung der Berliner Philharmoniker für den wegen seiner Rolle im Dritten Reich umstrittenen Furtwängler. Sechs Jahre später kehrte

Furtwängler an die Spitze des Orchesters zurück. Nach seinem Tod im November 1954 entschieden sich die Philharmoniker für Karajan als Nachfolger. Offenbar hatte sich der gestrenge Maestro Celibidache bei ihnen zwar Respekt, aber keine Zuneigung verschaffen können.

Als Gastdirigent auf Reisen verschaffte Celibidache sich in den kommenden Jahren internationalen Ruhm. Längere Verpflichtungen ging er erst 1961 wieder ein, als er die Leitung des schwedischen Radio-Symphonieorchesters übernahm. 1972 wechselte er zum Stuttgarter Radio-Symphonieorchester, von 1979 an machte er die Münchner Philharmoniker zu einem weltbekannten Ensemble. Auf Bitten von Bundespräsident Richard von Weizsäcker trat er 1992 nach 38 Jahren wieder zweimal mit den Berliner Philharmonikern auf.

Das Repertoire des Dirigenten, der sein Wissen vielen Studenten und Orchestermusikern weitergab, umfaßte klassische Musik von Heinrich Schütz bis Beethoven ebenso wie die monumentalen Werke Wagners und Bruckners. Sein Markenzeichen war der „langsame Ton“ und ein ausgesprochen temperamentvoller Dirigierstil. Noch im Februar war Celibidache mit der höchsten Kulturauszeichnung Frankreichs geehrt worden.

AKUSTISCHE LICHTSPUREN VON EWIGKEIT ZU EWIGKEIT

Orchestererzieher von kämpferischer Natur: Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache

VON UNSEREM MITARBEITER
HEINZ-HARALD LÖHLEIN

► Eine der größten und eigenwilligsten, im geistigen Sinne mächtigsten Musikerpersönlichkeiten unseres zur Normierung und sterilen Perfektion neigenden Zeitalters ist nicht mehr: Im Alter von 84 Jahren starb der Dirigent Sergiu Celibidache vorgestern nahe Paris, wo er sein idyllisches Refugium in einer ehemaligen Mühle hatte, heute wird er in der Seine-Metropole beigesetzt. Celibidache, seit 1979 von seinen Musikern angebeteter und von einer riesigen Hörergemeinde umschwärmter Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, war vor zwei Jahren am Beginn einer Europa-Tournee des Orchesters in Florenz gestürzt und hatte sich einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen, von dem er sich nicht mehr recht erholte. Zahlreiche Konzertsabgaben waren die Folge.

Celibidache, selbst Mitglied eines japanischen Mönchsordens, war ein mystischer Analytiker und magischer Klangstrategie; einer, bei dem die Harmonien atmeten, von weither kamen und geheimnisvoll wieder ins Nichts verschwanden, zwischen Ewigkeit und Ewigkeit indes eine akustische Lichtspur erzeugten, wie wir es nur bei ihm erlebt haben. Die zartesten Reflexe im französischen Impressionismus eines Debussy und Ravel zelebrierte er wie ein Mysterium. Kein anderer unter den Lebenden hat uns Tschajkowskij abgrundtiefe, schmerzlich-süße Melan-

cholie mit bezwingenderer Intensität offenbart. Niemand außer ihm hat gewaltigere symphonische Dombauten errichtet als er bei seinen Bruckner-Aufführungen in aller Welt, die weder von rascher tickenden Metronomen noch von den Taschenuhren einiger nervös veranlagter Kritiker etwas wissen wollten. „Celi“, wie sie ihn allgemein nannten, wußte um das Geheimnis der großen tragenden Wölbungen und Spannungsverhältnisse.

Wenn Werke von Beethoven oder Brahms dann wirklich einmal „überbelastet“ erschienen, was allenfalls von den schnellen Sätzen zu sagen war, dann sprach das nicht gegen den konventionsverweigernden Dirigenten, sondern eher gegen den Hörer und seine eingeschliffenen Erwartungen. Mit Neuer Musik – mit großem N geschrieben – hatte „Celi“ nun wirklich nichts im Sinn, doch stets hätte er sich von John Cage die Devise zu eigen machen können. „Happy New Ears!“ Das Hören, das Aushören von klanglichen Entwicklungen, das Hineinhören in die Randzonen des Klangphänomens – das war die Lektion, die er den Menschen gab. Auch den Schülern, die er in seinen Dirigierkursen – über Jahre hinweg an der Mainzer Universität zum Beispiel – mit der Geduld eines Zen-Meisters und der Beharrlichkeit eines Kurators in den Vorhof des Tempels begleitete.

Seine eigenen Kompositionen hielt Celibidache weithin vor der Welt verborgen. Ausnahme: „Der Taschengarten“, eine Orchester-Erzählung für



Seine musikalische und musikantische Suggestivkraft stellte Sergiu Celibidache auch in zahlreichen Konzerten mit der Staatsphilharmonie Rheinland-Pfalz unter Beweis.

—FOTO: KÖVESDI

Kinder in freier Ravel-Nachfolge, die als Unicef-Platte erschien. Uraufführungen waren bei ihm selten, und wenn, dann dirigierte er sie auswendig. Es war gemäßigte Münchner Moderne: „Orlando“ von Günter Bialas oder Peter Michael Hamels, „Symphonie“, die freilich einige Korrekturstadien durchlief, bevor der Dirigent mit dem Werk zufrieden war.

Wer unwissend mit ihm sprach, bekam rhetorische Schrammen ab. Denn Celibidache liebte das Paradoxe. Er unterrichtete, was sich nicht lehren läßt

und erklärte, was sich der Definition entzieht. „Ich weiß, daß Du nichts weißt“, war seine leicht verdreht-sozialistische Maxime. Sein pädagogischer Eros war kämpferischer, nicht mildtätiger Natur. Seine Duldsamkeit kannte enge Grenzen. Hinter der Fassade überrumpelnd reaktionsschneller Selbstgewißheit verbarg sich die schutzbedürftige Schicht seines verletzlichen Krebs-Naturells. Hinter punktscharfem Worträtsel („Dauer dauert nicht“), launischem Bonmots (Vortragsbezeichnungen seien ihm

nur „herzliche Empfehlungen“) oder mönchisch-wortkarger Replik („Wie kann ich mich befreien?“), „Indem du dich befreist“), kurz: hinter solch rhetorischen Tanznummern verhüllte sich ein Geist, der, unversöhnt mit der Gegenwart, auf Unvergängliches zielte und wie aus Urströmen und älteren Horizonten auftauchte.

Natürlich war der am 28. Juni 1912 im rumänischen Jassy geborene, in den 1930er Jahren nach Berlin gelangte Sergiu Celibidache der Erbe Wilhelm Furtwänglers im doppelten Sinne: in seinem ästhetischen Habitus – ins Romanische gewendet – und als Dompteur der Berliner Philharmoniker, die ihn nach 1945 an die Stelle des belasteten Kollegen riefen, bis der 1952 im Triumph zurückkehrte und den Jüngeren vertrieb.

Bevor Celibidache 1979 endgültig nach München ging, richtete er sich in Stockholm (1962-71) und danach in Stuttgart bei den dortigen Rundfunkorchestern ein – Mikrophone störten ihn nicht, wohl aber unzulängliche Wiedergabequalität, weshalb er sich der Schallplatte standhaft verweigerte. Erst 1992 erzielte Bundespräsident von Weizsäcker eine Aussöhnung des grollenden Alten mit „seinen“ Berliner Philharmonikern, die er nun nach 37 Jahren erstmals wieder dirigierte. Es war der Befehl des „Königs“, dem der „Minister“ den Dienst nicht verweigern durfte, auch wenn ihm nach eigenem Empfinden die heutige Formation wenig zu bieten hatte. Tempi passati...

Musik als philosophische Instanz

Der Dirigent Sergiu Celibidache ist im Alter von 84 Jahren gestorben

Von JOÄCHIM MISCHKE

Hamburg – Als letzten Guru unter den Dirigenten der Welt hat man ihn bezeichnet. Wenn Sergiu Celibidache danach war, konnte er Orchestermusiker mit wenigen Sätzen zu Höchstleistungen treiben – oder aber zur Weißglut. Plattenaufnahmen lehnte der 1912 in Rumänien geborene Maestro aus künstlerisch-philosophischen Gründen ab und wurde zur Kultfigur der Musikszene, obwohl er den eiteln Starkult verabscheute: „Die meisten Dirigenten sind doch nur Scheibenwischer.“ Mittelwege interessierten ihn nie, er hielt sie für Trampelpfade. Die von „Celi“ bis ins Extreme kultivierte Eigentümlichkeit dankten ihm seine Bewunderer mit liebevoller Hingabe. 1979 ernannten ihn die Münchner Philharmoniker, die sich seinem Dirigier-Diktat gerne unterwarfen, zum Chefdirigenten auf Lebenszeit. Seit ihm im September 1994 ein Herzschrittmacher eingesetzt wurde, litt er immer wieder unter gesundheitlichen Problemen, brach sich zudem im Mai 1995 den Oberschenkelhals und mußte danach immer wieder Konzerte absagen. Wie erst jetzt bekannt wurde, ist Celibidache im Alter von 84 Jahren in der Nacht zum Donnerstag in Paris gestorben.

Zur Karriere als gestrenger, gefeierter Kapellmeister ist Celibidache auf abenteuerlichen Wegen gekommen. Nach dem Philosophie- und Mathematikstudium in Bukarest ging er 1936 nach Berlin, beschäftigte sich dort mit Wellenmechanik und Musikwissenschaft, daneben aber auch mit dem Buddhismus. Über nennenswerte Dirigierpraxis verfügte er jedoch nicht. Als die Berliner Philharmoniker im August '45 verzweifelt nach einem Dirigenten suchten – Wilhelm Furtwängler war von den Alliierten



Der Münchner Generalmusikdirektor Sergiu Celibidache bei einer Probe im Januar 1996.

Foto: DPA

mit einem Auftrittsverbot belegt, der Ersatzmann irrtümlich von Besatzungssoldaten erschossen worden – , geriet man durch allerlei Zufälle an Celibidache. Der 33jährige kam und dirigierte mit phänomenalem Erfolg Dvořáks „Aus der Neuen Welt“. Wenig später wurde er von den Besetzern zum „Lizenzträger“ des Orchesters ernannt.

Untrennbar mit Celibidaches Karriere verbunden ist ausgerechnet jener Posten, den er letztlich nicht bekam: Nach dem Tode Furtwänglers sollte Celibidache 1954 die Leitung der Berliner Philharmoniker übernehmen. Doch dann, nach 414 ge-

meinsamen Konzerten, überlegte es sich das Orchester anders, und der Thronfolger hieß: Herbert von Karajan. Diese Schmach saß tief; so tief, daß Celibidache sich jahrelang nicht an ein Orchester binden wollte und erst 38 Jahre später, am 31. März 1992, wieder als Dirigent vor den Berliner Philharmonikern stand. Es brauchte allerdings keinen Geringeren als den damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker als philharmonischen Friedensstifter.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Celibidache längst einen sicheren Rückhalt in München. Im Februar 1979 dirigierte er erstmals die

Philharmoniker der bayerischen Landeshauptstadt, nur vier Monate später ernannte man ihn zum Chefdirigenten und Münchner Generalmusikdirektor. Die Wanderjahrzehnte hatten ein Ende, und hier war sich der Dirigent seiner Sache so sicher, daß er erst 1985 einen Vertrag unterschrieb – zuvor hielt man sich an mündliche Absprachen.

Bei der Beschäftigung mit musikalischen Vorgängen nahm sich Celibidache gerne viel Zeit. Vertiefung in die Partitur konnte bei ihm deutlich länger dauern und doch spannender und erhellender sein als bei Dirigenten, die ihr Pultpensum am liebsten in

Bestzeit hinter sich bringen. Celibidache genoß es, im Mittelpunkt des Geschehens und der Bewunderung zu stehen, verwies dennoch aber immer wieder gern darauf, daß aus einem Taktstock noch niemals ein Ton herausgekommen sei. Töne, Klänge, Rhythmen – von vielen anderen Dirigenten wurden diese Dinge bereits als Musik verstanden. Bei Celibidache waren sie nur ihre Voraussetzung. Das schönste Kompliment seines Lebens, so der Dirigent in einem Interview, habe er von einem Musiker bekommen, der nach einem Konzert mit Bruckners Achter Sinfonie zu ihm sagte: „So ist das.“

Der Tagesspiegel

10785 Berlin

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 149,2
(So: 158,2)

16.08.96

Versenkung und Verweigerung. Zum Tod des Dirigenten Sergiu Celibidache

Magier des Klangs

VON SYBILL MAHLKE
UND MANUEL BRUG

Zwei Bilder. Das eine, nur wenige haben es noch *in natura* vor sich, zeigt kurz nach dem Krieg in Berlin einen Heißsporn am Pult. Einen schönen, fremdländisch aussehenden Mann mit kohlrabenschwarzen, brillantineglänzenden, wildfliegenden Haaren, der mit ebensolchen Bewegungen seiner Arme, ach was, des ganzen Oberkörpers die vor ihm sitzende Orchesterhundert-schaft antreibt. Ein Temperamentsbündel, ein Feuerkopf, kochendes Balkanblut.

Die andere Impression ist die eines alten, gebückten Mannes, der sich mühsam zwischen Notenpulten seinen Weg zum Dirigentenpodest bahnt. Sitzt er, sind Momente der Versenkung über das breite, von schlohweißem Haar umrahmte, schroff schauende Gesicht gegangen, türmt er mit knappen, weichen Gesten die ersten Takte einer Bruckner-Sinfonie einer Kathedrale gleich auf. Der Tonstrom formt sich zum Gebirge, machtvoll, in sich ruhend, den Blick nach oben zwingend. Der Saal hält den Atem an.

In die Interpretengeschichte des 20. Jahrhunderts geht Sergiu Celibidache als der große Unbequeme ein. Ältere Konzertgänger erinnern sich, und jüngere kennen die Legende, daß der rumänische Student der Berliner Musikhochschule, 1946 nach dem Tod Leo Borchards von den Berliner Philharmonikern zu ihrem Leiter gewählt, das Orchester zwar als ein Anfänger, aber wie ein Vollendeter betreute. Beethoven, Schubert, Mendelssohn, Tschaiikowsky, Bartók, Strawinsky und besonders die französischen Impressionisten glänzten unter dem jungen Maestro. Gerühmt wird schon in jenen frühen Jahren der Klangsinn, das Leuchten und Funkeln seiner Orchesterpalette.

Am 28. Juni 1912 in Roman geboren, verfuhr Sergiu Celibidache über vielseitige Begabung. Erste Studien im Heimatland gelten der Philosophie und der Mathematik, musikalisch beginnt er als Pianist in einer Bukarester Tanzschule. Er geht nach Paris und später nach Berlin, um sich den Fächern Komposition und Dirigieren zu widmen. Er

promoviert über Josquin zum Dr. phil. Einem kleinen Kreis mit großem Spürsinn in Hochschulkonzerten aufgefallen, avanciert er zum Philharmoniker-Chef. Eine Statthalterposition, da Wilhelm Furtwängler aus Entnazifizierungsgründen verhindert war. Es folgt eine Zeit, in der die beiden Dirigenten alternieren. Das Orchester ist in Hochform, als Celibidache die Leitung an Furtwängler zurückgibt.

Das undiplomatische Temperament des Rumänen, mit dem er zeitlebens Verstörung, bisweilen auch fruchtbare, in die Musikwelt getragen hat, seine harsche Art zu tadeln muß zumindest einer der Gründe dafür gewesen sein, daß die Musiker nach Furtwänglers Tod 1954 nicht ihn, sondern Herbert von Karajan zum Nachfolger bestimmten. Die begreifliche Verbitterung Celibidaches und daß er die Berliner Philharmoniker fortan mied, kann nicht auslösen, daß die Musikgeschichte der Stadt eine Epoche Celibidache zu verzeichnen hat. Sie reicht bis zum letzten Konzert am 29./30. November 1954.

Der Schwierige und Unzeitgemäße, der um der Musik willen in seinen Probenforderungen Verstiegene bescheidet sich nun in der Wahl seiner musikalischen Partner, etwa des Symphonieorchesters Stockholm. Verächter der Tonträgervermarktung und Apologet einer lebendigen Musik, hat er ein mehr als geneigtes Publikum am Ort seines ersten Ruhms immer behalten. Kam er als Festwochengast mit auswärtigen Orchestern, es war zur Stelle. Dem Münchner Generalmusikdirektor Celibidache verdankt die Bayerische Hauptstadt den erstaunlichen Aufstieg ihrer Philharmoniker seit 1979. Die Erfolge in aller Welt mehren sich: Ära eines Spitzenorchesters ohne Schallplattenexistenz, mit Schwarzpressungen natürlich. Erst in seiner Spätzeit hat der Meister Live-Mitschnitte auf Video-CD zugelassen.

Und er spaltet auch in München die Gemüter. Den einen wird er zum Guru, sein öffentlichen Proben sind überlaufen, die in der Spätzeit hoffnungslos ausverkauften Konzerten gleichen bisweilen Gottesdiensten, zu denen sich eine hymnische Anhängerschar versammelt. Andere, darunter ein prominenter Musikkritiker, nennen ihn schlicht



SERGIU CELIBIDACHE (1912 – 1996)

Foto: Konrad R. Müller

„Arschloch“. Und doch. Sergiu Celebidaches strahlender und trotzdem nachdenklicher Interpretation des „Heldenlebens“, seinen tiefen, himmlisch gedehnten, aber nie zerfasernden Bruckner-Deutungen, seinen farbenreichen, flirrend-filigranen Ravel- und Debussy-Aufführungen, seinen von Trauer und Wehmut umspielten Mozart-Darstellungen konnte man durchaus verfallen. Die Münchner taten es mit Wonne, wußten, was sie an ihm hatten und feierten ihn, den nicht uneitlen, aber kompromißlosen alten Herren. Nur die Berliner Rechnung blieb offen.

Dann aber kommt es nach über 37 Jahren Abstinenz zu dem triumphalen Erlebnis, daß Celibidache im Schauspielhaus 1992 an das Pult des Orchesters zurückfindet, in dessen Mitte er als junge Podiumsmajestät gelebt hat. Er dirigiert Bruckner, ein Hauptgebiet seines Musikerdaseins, das er sich nach der Berliner Zeit zum geistigen Besitz gemacht hat. Die subjektive Neigung zum Verweilen, die langsamen Tempi dienen dem genauen

Hören, der Artikulation eines jeden Details, ohne den Zusammenhang zu gefährden. Stufen, Nuancen, Geheimnisse des Leisen werden ergründet. Celibidaches Bruckner-Bild ist von der Entdeckung der Langsamkeit bestimmt. Ein Pianissimo, das auf ein Piano folgt, bleibt in der Erinnerung als Sensation. Zur Erfahrung wird, daß Schlichtheit dem Erhabenen näher ist als ein polierter Sound. Auch wenn Celibidache sich später unwirsch über Berlin und seine Philharmoniker geäußert hat, ist diese Rückkehr unvergeßlich als ein von Liebe erfülltes Ereignis.

Sergiu Celibidaches letzten Münchner Jahre waren überschattet von Krankheiten. Hinter den Kulissen der Philharmoniker hatte die vorsichtige Suche nach einem Nachfolger schon begonnen. Am 29. September wollte er anlässlich von Bruckners 100. Todestag dessen 9. Sinfonie im Stift St. Florian dirigieren. Dazu kommt es nun nicht mehr. Am Mittwoch ist Sergiu Celibidache im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben.

Der unbeugsame Magier des Klanges

Zum Tode des im Alter von 84 Jahren in Paris gestorbenen großen Dirigenten Sergiu Celibidach

Von Kurt Heinz

Gut vierzig Jahre sind ins Land gegangen seit der ersten Begegnung mit ihm. Mit einem jungen, überaus schlanken Mann (schlank freilich waren wir damals zwangsläufig alle), einem Teufelskerl voller Feuer und offenkundig voller Unternehmungslust. Am Dirigentenpult der Berliner Philharmoniker stand er, deren Chef er war und mit denen er in Heidelberg gastierte. Im Schloßhof, denn mit den Konzertsälen war's zu jener Zeit noch nicht weit her. Quasi eine Serenade also, doch eine unvergeßliche. Unvergeßlich nach den Zeitumständen, unvergeßlich durch ihn, Sergiu Celibidache.

Nun ist dieser große Dirigent, 84jährig, gestorben. Was war aus ihm geworden! Im Körperlichen ein mächtig wirkender Mann mit weißem Haar. Schwer wurde ihm in den letzten Jahren der Weg zum Pult. Doch wenn er die Arme hob, die langen, schmalen Hände und das Löwenhaupt samt blitzendem Blick den Musikern zuwandte, dann war für sie und für den Zuschauer im Saal der Zauber da, der von starken Persönlichkeiten ausgeht, die Faszination durch einen Mann, der in jeder seiner Gesten, in seiner ganzen Haltung das Unbedingte seines Wollens bekundete, von dem er sich keinen Deut abhandeln ließ. Unter den eigenwilligen Kapellmeistern unserer Tage war er gewiß der Eigenwilligste.

Nach seiner Veranlagung wie nach dem Ablauf seines Lebens kann diese Prägung nicht verwundern. Der gebürtige Rumäne begann als Pianist einer Bukarester Tanzschule, ging bald nach Paris, von dort nach Berlin, wo er Mathematik, Philosophie und Musik studierte. Ein Studium, das er mit einer Dissertation über den spätmittelalterlichen Komponisten Josquin des Pres abschloß. Und dann warf das Schicksal ihm ein Glückslos zu: Nach nur fünf Monaten währenden Wirkens hatten die Berliner Philharmoniker im August 1945 ihren ersten Nachkriegschef Leo Borchard durch tragische Umstände verloren (ein US-Soldat schoß versehentlich auf ihn). Dem jungen Celibidache, aufgefallen als Leiter einiger Konzerte des Hochschulorchesters, wurde die Nachfolge angetragen. Er griff zu – und wie er zugriff!

In den folgenden Jahren riß er das Orchester mit in den Strom seiner Impulsivität und schier unerschöpflichen Energie. Zumal nun ja auch wieder nicht nur Beethoven und Brahms, sondern eben auch Mendelssohn, Schostakowitsch, Prokofieff und vieles andere, das so lange verboten war, gespielt werden konnte. Celibidache und die Philharmoniker als überregionale Repräsentanten einer neuen freien Zeit.

Als Wilhelm Furtwängler, dem Celibidache mit hohem Respekt zugetan war, 1952 die Leitung der Philharmoniker wieder übernahm, war das Orchester in bester Form. Zwei Jahre später aber muß für den jungen Aufsteiger eine Welt zusammengebrochen sein: Die Musiker wählten nach dem Tod Furtwänglers nicht ihn zum Chef, wie er es gewiß erwartet hatte und mit ihm zumindest halb Berlin, sondern Herbert von Karajan. Es ist viel darüber spekuliert worden, in welchem Maß diese Enttäuschung ihn zu jener kompromißlosen Einstellung in allen Fragen der Musik und des Musik-„Betriebes“ wie aber auch gegen-

Mannheimer Morgen

VR/AZ

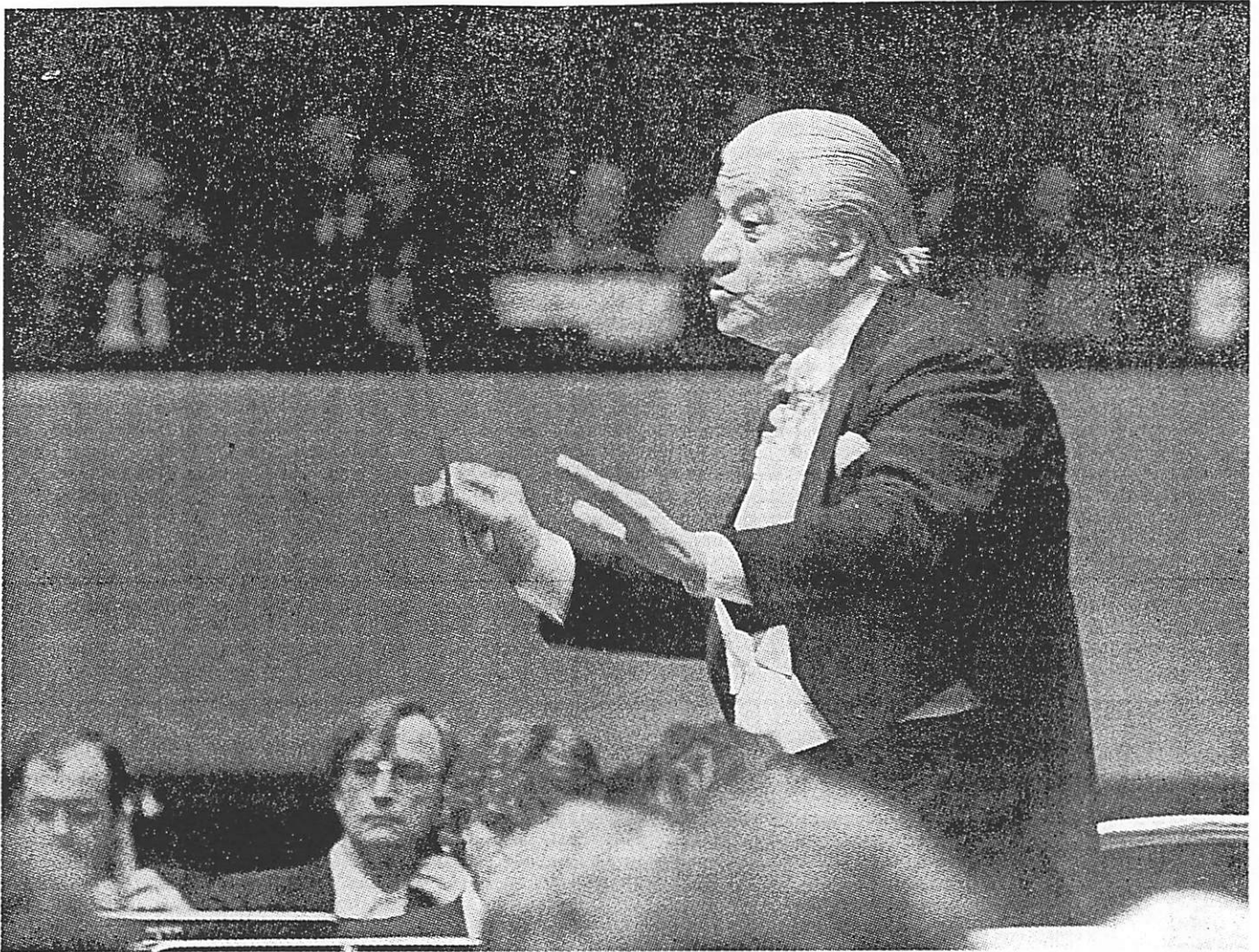
68167 Mannheim

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 6 109,2

(Sa: 125,2)

16.08.96

N III



Sergiu Celibidache war mit seinen Münchner Philharmonikern auch im Mannheimer Rosengarten zu Gast.

Bild: Gudrun Keese

über den „Kollegen“ führte, für die er gelegentlich sarkastische (und unnütze) Schmähworte fand.

Von nun an nahm Celibidache keine Rücksicht mehr auf „besondere Umstände“ oder Personen. Im Praktischen hieß das: kein Konzert ohne elf oder zwölf Proben zuvor. Damit schaltete er sich selbst vielfach als Gastdirigent aus. Den Mannheimern soll er angeboten haben, ohne Gage zu dirigieren, wenn ihm diese Vorbereitungsphase zugestanden würde. Beim damaligen Pfälzorchester, der heutigen Staatsphilharmonie, erhielt er sie, und siehe da: Man erkannte das Instrumentarium nicht wieder, es schien über Nacht um Klassen besser zu sein, präziser, dynamischer, differenzierter, freier.

Lange Zeit ließ er sich nicht mehr fest binden. 1972 schließlich übernahm er die Verantwortung für das Stuttgarter Radio-Symphonieorchester. Bis 1979 währte diese, von Spannungen auch nicht ganz freie Periode. Dann berief ihn die Bayern-Metropole zum Chef der Münchner Philharmoniker. Zwar kam es auch dort zwischendurch zu einem handfesten Krach um die (von ihm geforderte) höhere Besoldung der Musiker, zu einer einjährigen beiderseitigen Pause. Doch versöhnte man sich wieder und verehrt Celibidache als ei-

nen Mann, der 1980 versprach (und sein Versprechen hielt): „Nichts wird mich aufhalten... Sie werden in zwei Jahren das haben, was ich Ihnen gesagt habe – ein Weltorchester.“

Was hatte er, das andere nicht haben? Ein paar Besonderheiten, die zur Beantwortung dieser Frage nicht wichtig erscheinen mögen, es aber doch sind. Er lehnte es ab, Schallplatten zu produzieren. Musik ist für ihn nur im Augenblick des Entstehens existenziell, nicht aber über die Tonmischung (und Tonmanipulation). Er hat nie eine Oper dirigiert. Im Theater spielten für ihn zu viele Nebensächlichkeiten ins Wesentliche einer musikalischen Aussage hinein. Musik hatte für ihn mit Philosophie zu tun, jedoch nicht wie bei Furtwängler in der Bindung an Mystik und Romantik, an humanistische Bildungswerte, sondern eher im Geiste Edmund Husserls mit Phänomenologie. Und das heißt eben, daß er bei aller Klangsensibilität, die ihn auszeichnete, das Übersinnliche ausklammerte und durch die Reduktion bildhafter Vorstellungen das reine Bewußtsein in der Musik erkennen und durch die Musik vermitteln wollte.

Solches Denken band ihn an die Form in der Fülle des Ausdruckhaften. Anton Bruckner. Er interpretierte ihn immer wieder. Nicht als Hymniker, als Prediger. Als

Analysator vielmehr mit hochentwickeltem Sensorium. Gustav Mahler war ihm zu verworren. Der flimmernde Farbenrausch der französischen Impressionisten erhielt durch ihn Struktur – und langen Atem. Transparenz. Für Celibidache ein wichtiges Gestaltungsziel. Der Zusammenklang ist die Summe einzelner Stimmen. Bei ihm wirkte es daher nicht allürenhaft, wenn er beim Applaus des Publikums den einen oder anderen Musiker oder Musikergruppen aufstehen ließ.

„Tempo“, so wird er zitiert, „ist nicht zu verwechseln mit Geschwindigkeit. Ist die Vielfalt eines Stückes groß, muß ich breiter werden, um alles hörbar zu machen. Ist sie klein, kann ich beschleunigen.“ Eine Binsenweisheit? Zugegeben. Wer aber befolgte und intensivierte sie so konsequent und einleuchtend wie er?

Celibidache hat viel und gern über diese Fragen gesprochen, vor allem zu jungen Menschen, zu denen er sich mehr hingezogen fühlte als zum elitären Kreis der Stardirigenten. In dieser Hinsicht gab es (nach Leonard Bernsteins Tod) kaum noch einen anderen seinesgleichen in unseren Tagen. Celibidache, der Sonderfall. So sah er sich wohl auch selber. Wie gestern bekannt wurde, starb Celibidache 84jährig bereits am Mittwoch in Paris.

Stuttgarter Zeitung

70567 Stuttgart

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 238,0

(zs. mit Stuttg. Nachr.)

15.08.96



SERGIU CELIBIDACHE

Foto: dpa

Der große Magier

Auf der Suche nach der unendlichen Melodie – Zum Tod des Dirigenten Sergiu Celibidache

Daß Musik nach Noten entsteht, gilt als allgemein verbindlich, ist aber falsch. Noten nämlich sind nichts anderes als schwarze Kennzeichen auf weißem oder vergilbtem Papier – Positionsbestimmungen, Ortsmarken. Und auch wer die Noten *richtig* spielte, also den Weg fände, könnte alles *verkehrt* gemacht haben, weil er vielleicht doch nicht wüßte, wo er sich eigentlich befindet. Große Musik schließlich nennt es keinen Verdienst, irgendwie nur anzukommen. Hier ist jeder Schritt wichtig und um ihn erst mal zu fassen, braucht es eine Idee. Nur zum Beispiel: In Beethovens siebenter Sinfonie, A-Dur, opus 92, erster Satz, Vivace, taucht eine gewissermaßen um sich greifende Dreiachselfigur auf, ein punktierte Rhythmus. Als Dirigent des Orchesters kann man auf ihn flüchtig verweisen, wird ihn betonen oder überbetonen. Das wären die gewöhnlichen Antworten. Aber werden überhaupt die Fragen richtig gestellt?

Der Dirigent Sergiu Celibidache war im engen Kreis der überragenden Dirigenten

Besondere Atmosphäre

in diesem Jahrhundert derjenige, der so etwas stets am genauesten wissen wollte. Dabei suchte er, anders als die Spezialisten für Originalklänge, nicht nach historischer Authentizität, sondern nach einer ganz besonderen Stimmung, die im Augenblick der Aufführung das Werk umgeben sollte. Sie mußte von innen heraus wirken. Wie die drei Beethovenschen Achtel beispielsweise zu teilen wären – und ob nicht auch sechs am Ende auf einen Bogenstrich kommen könnten –, war Celibidache nicht Neben-, sondern Hauptsache; das Verhältnis der Klänge untereinander stellte sich kaum als eine Frage der Arithmetik, sondern immer wieder als atmosphärische dar. Auf hochmögliche Kollegen, die anders dachten – oder gerade so etwas nicht besonders überlegten –, schaute er routiniert verächtlich herab. Pierre Boulez hielt er für einen puren Mechaniker, Arturo Toscanini für einen ebensolchen Notenklopfer wie Karl Böhm. Gespannter noch war sein Verhältnis zu Karajan, dem er vorwarf, Coca-Cola zu ähneln.

Zu der Rolle des Eremiten, der den Eseln aus dem Weg geht, um sich ganz einsam mit ein paar Sternen zu unterhalten, kam der gebürtige Rumäne durch die Launen der Berliner Philharmoniker. Denn nicht den unbelasteten Furtwängler-Stellvertreter Celibidache, der es den Berlinern in der Nachkriegszeit angetan hatte, wählte sich das Orchester 1954 zum Chefdirigenten, sondern Herbert von Karajan. Von heute aus betrachtet war das so unverständlich nicht. Denn der ziemlich dramatische, fast mephistophelisch wirkende Celibidache wollte weder Schallplatten aufnehmen, noch eng mit Solisten zusammenarbeiten und schon gleich gar nicht an die Oper gehen. Musik war ihm nicht Sein, sondern

Werden. Dafür aber hatten die Philharmoniker damals keine Zeit, und es sollten achtunddreißig Jahre vergehen, bis „Celi“ die himmlischen Längen von Bruckners Siebter erneut mit ihnen zu erkunden bereit war; wozu es vielleicht nie gekommen wäre, hätte der Bundespräsident nicht mit geradezu monarchischer Gebärde das Ende einer fast vier Jahrzehnte dauernden Feindschaft herbeigeführt.

Dabei war es durchaus nötig für Celibidache, eine Bindung mit einem festen Klangkörper einzugehen – auch ein Solitär braucht eine Fassung. Wer Radioaufnahmen aus den sechziger Jahren kennt, in denen der Dirigent mit wechselnden Orchestern spielte, erkennt sofort einen geradezu gefährlich etablierten Zug ins Ekstatische; jahrelang lief Celibidache Sturm gegen sich selbst, ob in Kopenhagen oder Stockholm, und erst danach kehrte eine Ruhe ein, die ihn fortan auszeichnet. Anfang der siebziger Jahre begann seine lange Zusammenarbeit mit dem Stuttgarter Radio-Sinfonieorchester – eine überaus glückliche Zeit für Dirigent und Orchester, das sich formen ließ, wie man so sagt, und heute noch vom Klang zehrt, den Celibidache damals mit ihm in den allerbesten Momenten erreicht hat. Celibidache kam entgegen, daß er nicht auf eine Gemeinschaft getroffen war, in der Ordnung geschaffen werden mußte; hier konnte er vielmehr Musik machen, wie er sie sich vorstellte: als Klangarbeit von unerhörter Delikatesse, Zauberei. Und in den größten Augenblicken mochte das RSO tatsächlich für sich in Anspruch nehmen, es transzendiere eine Empfindung, wie Celibidache es nannte. Daß deshalb nichts verweilen könne – gerade, wenn es so schön ist –, davon war Celibidache überzeugt. Und nur so erklärt sich eben seine konsequente Weigerung, Schallplattenaufnahmen zuzulassen (die natürlich durch Raubkopien und halblegale Mitschnitte unterlaufen wurde und wird; es gibt Bruckners Vierte aus der Münchner Zeit sowie Tschaikowskys Fünfte, Prokofjews „Symphonie classique“ und Beethovens Es-Dur-Konzert mit Michelangeli). Dem Fernsehen war Celibidache im übrigen nicht derart abgeneigt, wie er auch Fußball über alles schätzte – ein robuster Heiliger.

Wirklich prägend ist Celibidache vom Ende der siebziger Jahre an für die Münchner Philharmoniker geworden, in einer Stadt, wo er für eine stetig wachsende Gemeinde mit Musik zunehmend Magisches veranstaltete. Hier nahm denn auch endgültig ein weiteres Orchester den öfter, aber niemals treffend nachempfundenen Celibidache-Klang an – warm, weich, gehaltvoll, dunkel und mystisch zu meist, doch immer auch glänzend und klar in der Klangsprache, zudem meisterhaft in der Kunst der Übergänge und der leisen Passagen, die Celibidache – bei Ravel etwa oder natürlich in seinen Bruckner-Zyklen – niemals zu Stellen werden ließ.

Dieses Zelebrieren des Klangs, das

Nachhören, Auskosten, manchmal bis weit über die schöne Schmerzgrenze hinaus, was selbstverständlich auch zu Celibidaches Hohepriester-Fähigkeiten gehörte, fand sich natürlich manchem Stück auch übergestülpt. Mozart etwa litt nicht selten unter der Perfektionierung der Langsamkeit, der Celibidache je länger, je mehr durchaus verfallen war; auch Tschaikowsky mochte „Celi“ mitunter über alle Maßen problematisieren – Wolken zogen vorüber, aber die Sonne sah man nimmermehr. Gleichwohl trug auch noch die extremste Interpretation den Reiz des Widersprüchlichen in sich, jedes Konzert dokumentierte auf seine Art und Weise, wie routiniert und leer, dösig und unverachtet oberflächlich sich der normale klassische Mainstream-Betrieb gebärdete – während Celibidache, in den letzten Jahren durch allerhand Herzschmerzen und sonstige körperliche Gebrechen gepeinigt, sich immer wieder der Anforderung stellte, sich um Musik zu kümmern. Es spielte da durchaus etwas quasi Religiöses

Abende für Pilger

eine Rolle, Celibidaches Abende waren auch Wallfahrten klassischer Pilger. Auf vielen Reisen der Philharmoniker ließ sich ähnlich Phänomenales beobachten – auch hier galt Celibidache die Liebe auf den ersten Blick. Und wie kritisch man zu manchen Interpretationen auch stehen mochte – hier ging es denn schon immer ums Ganze, und es ist ein Wunder, daß ein einziges Leben das so lange ausgehalten hat. Im Alter von vierundachtzig Jahren ist Sergiu Celibidache nun in der Nähe von Paris gestorben.

Mirko Weber



Sergiu Celibidache

Foto: Archiv

Die Magie des Guru

Zum Tod des Dirigenten Sergiu Celibidache / Ein schwieriger Außenseiter

Der Tod kam nicht unerwartet. Immer wieder hatte Sergiu Celibidache in den letzten Jahren seines anstrengenden Lebens im Dienste von Frau Musica pausieren müssen. Seine Gemeinde – und seine Hörer waren eine Gemeinde, ja eine Sekte, hatte doch ihres Gurus Musizierstil das Publikum in feindliche Lager geteilt – hielt den Atem an, wenn er sich durchs Orchester zum Pult quälte, es nur mit Hilfe erklomm; aber dort wuchsen ihm, dem griechischen Antaios gleich, magische Kräfte zu. Das war kein greisenhaft-gebrechliches Musizieren, sondern erfüllt von innerer Spannung. Mag sein, daß er kürzere Werke ansetzte, daß sich Programme wiederholten, daß er noch langsamere Tempi anschlug: Es war noch immer ein Musikerleben höchsten Ranges.

Um sich der Lebensarbeit dieses nun mit 84 Jahren verstorbenen Musikers zu erinnern, braucht man nicht in Archiven, vergilbten Kritiken oder gar in der fragwürdigen Biographie von Klaus Umbach herumsuchen. Es genügt, die Augen zu schließen – und schon drängen sich die Töne heran, jene unverwechselbare Klangvisionen. Bruckner vor allem, wo die Zeit in einem einzigen symphonischen Fluß Dauer zu haben schien, dann die sublimen Orchesterwerke seiner Wahlheimat Frankreich, Debussy und Ravel vor allem, Feuerwerke rhythmischer Finessen und harmonischer Überraschungen, reich abgestuft. Traumhaft die Übergänge von der Nacht

der Düfte („Les parfums de la nuit“) zum Morgen eines Festtages, in dessen hell flutendem Licht der Taumel des Daseins greifbar wurde. Faszinierend seine ganz unorthodoxen Tschaikowsky-Interpretationen, wo im Gegensatz zu feurigen Jugendtagen die verzweifelte russische Braut ihn gar nicht mehr interessierte, wo man spürte, daß dieser von Indiens Geist und Seele so tief Berührte effektbesessene Brutalität nobilitieren wollte, aufgedonnerte Brillanz in wohlklingende Humanität verwandelte.

Klarer, durchsichtiger vergeistigter konnte man Mozarts Requiem

Wundersame Kraft

nicht hören, serener kaum die behäbigen Haydn-Symphonien. Wenn Celibidache Wagner konzertant aufführte, begriff man, was Thomas Mann in seinem Wagner-Aufsatz das „Beziehungsfest“ genannt hat, dank seiner Fähigkeit des geduldigen Aushörens der Strukturen und der Klänge. In wundersam lyrisch-poetischer Kraft nahm er Wagner alles unangenehm Teutonische.

Celibidache war ein schwieriger Mensch und sein Leben war ein schwieriges. Seine Kompromißlosigkeit bekamen übrigens auch die Teilnehmer seiner Dirigier-Kurse an der Mainzer Universität zu spüren. Celibidache war ein Außenseiter im heutigen Kulturbetrieb, nicht nur was die immense Probenzahl anbetraf, die er verlangte. Er verweigerte sich

der Schallplattenindustrie, es gibt kaum Fernsehaufzeichnungen. Aus seinen frühen Tagen mit den Berliner Philharmonikern, die er nach dem Krieg zuerst durch die schreckliche, die Furtwängler-lose Zeit geleitete, um dann bis 1954 neben dem verehrten großen Alten über 350 Konzerte zu dirigieren – aus diesen Tagen gibt es mehrere Raubpressungen. Tschaikowskys „Vierte“ zeigt ihn als einen sprühend jugendlichen Feuerkopf, vehement, im Finale geradezu aberwitzig heftig, lichterloh entflammt das Tempo. Furtwängler soll damals gespöttelt haben, Musik gerate nicht unbedingt feurig, wenn sich der Dirigent feurig gebärde... das hat sich im Laufe der Jahre freilich geändert.

Daß sich die Berliner Philharmoniker nach Furtwänglers Tod für Karajan, gegen Celibidache entschlossen, hat ihn tiefst gekränkt, über Jahrzehnte verbittert. Erst Richard von Weizsäcker versöhnte ihn mit dem Orchester. Nach Berlin schlossen sich unruhige Wanderer vielleicht gar Fluchtjahre an, er musizierte mit Orchestern unterschiedlichster Provenienz. Mittel- und Südamerika, Rom und London haben ihn sporadisch erlebt – immer nur auf dem Podium, nie in einem Opernhaus. Seit 1979 war Celibidache, den die Münchner bald liebe- und respektvoll „Celi“ nannten, den Münchner Philharmonikern verbunden, ein goldenes Zeitalter für das Orchester – und vielleicht auch für den schwierigen Dirigenten. KLAUS ADAM

Der Pult-Magier

Zum Tode des weltberühmten Dirigenten Sergiu Celibidache

Einer der großen Dirigenten unseres Jahrhunderts ist tot: Sergiu Celibidache starb im Alter von 84 Jahren in Paris, wo er einen Wohnsitz hatte. Trotz schwerer Krankheit, einem Herzleiden, das ihm seit Jahren zu schaffen machte, stand er immer wieder am Pult, musizierte mit den berühmtesten Orchestern in aller Welt, feierte Publikumstriumphe wie kaum ein anderer.

Ebenso beliebt war Celibidache bei den Musikern – als Dirigent und als Pädagoge in den gefragten Meisterkursen. Daß ein Maestro von Musikern nicht nur geachtet, sondern geliebt wird, gehört schon zu den seltenen Erscheinungen im Musikbetrieb. Worauf beruhte seine besondere Faszination?

„Celi“, wie sie ihn nannten, war ein kompromißloser Herrscher am Pult. Er war immer exzentrisch, unbequem, stellte hohe Anforderungen an die Künstler, machte keine Konzessionen gegenüber staatlichen und städtischen Behörden, auch dem Publikumsgeschmack räumte er keine Konzessionen ein.

Als er 1979 als Chefdirigent der Münchner Philharmoniker berufen wurde, gab es noch jahrelang Zwist um seine Position, aber München wußte, was er und seine Weltgeltung für die Stadt wert war. So führte Celibidache dieses Orchester zu internationalem Ruhm, den es auf zahlreichen Tourneen in allen Kontinenten festigen konnte.

Sergiu Celibidache, am 28. Juni 1912 (im selben Jahr wie Georg Solti) in Rumänien geboren, begann nach dem Studium und der Promotion über Josquin des Prés bescheiden als Pianist an einer Bukarester Tanzschule. Entscheidend für die künstlerische Ent-

wicklung waren seine Jahre in Deutschland. Nach 1945 sprang er für Furtwängler ein, der aus politischen Gründen pausieren mußte und erwarb sich dabei große Verdienste um den Wiederaufbau der Berliner Philharmoniker.

Nach drei Jahren, als Furtwängler zurückkam, mußte Celi wieder gehen. Nach dessen Tod 1954 konnte er sich neue Hoffnungen auf diesen Chefposten machen, aber da machte Karajan das Rennen. „Celi“ ging zunächst keine feste Position mehr ein, konnte als Gastdirigent in aller Welt arbeiten: mit guten Verträgen in London, Paris, Stockholm.

Als Dirigent hat sich Celibidache nie spezialisiert oder einseitig auf bestimmte Stilrichtungen oder Komponisten festgelegt. Er interpretierte jedes Stück bekenntnisthaft – von den alten Meistern bis zu den Novitäten der Zeitgenossen. Komponiert hat er selbst auch.

Exemplarisch für Celibidaches Programm-Konzeption erschien mir jenes Konzert im März 1986, als er im neuen Münchner Gasteig-Zentrum die Uraufführung des „Lamento di Orlando“ von Günter Bialas mit Bruckners neunter Symphonie kopelte.

Mit dieser zeitgenössisch ambitionierten „Weihe des Hauses“ markierte „Celi“ seine universelle Musik-Auffassung. Bialas erweitert in dieser Komposition die Klänge des historischen Orlando, des Münchner Renaissance-Meisters, zur Menschenklage schlechthin. Dazu konfrontierte nun der geniale Dirigent die letzte Symphonie Anton Bruckners: die pessimistische Verkündung des Zeitgenossen mit der tiefempfun-



Sergiu Celibidache als strenger Münchner Maestro.

Foto: dpa-Archiv

denen Glaubensbotschaft des Spätromantikers.

Besonders „Celis“ Bruckner mochte man damals als Sternstunde erleben: sein Schwelgen in mystischer Tiefe zwischen wonnigem Wohllaut und tragischen Schmerzenstönen. Ein Ereignis, das sich ein Jahrzehnt lang einprägte.

Als nächste Uraufführung im Münchner Gasteig realisierte Celibidache Harald Genzmers dritte Symphonie, ferner neue Stücke von Henze, Hamel und anderen Avantgardi-

sten, die in ihm stets einen engagierten Anwalt hatten. Gerade mit diesem Einsatz unterscheidet sich Celibidache von anderen Pultstars, die vorwiegend ihre beliebten Spezialitäten zelebrieren.

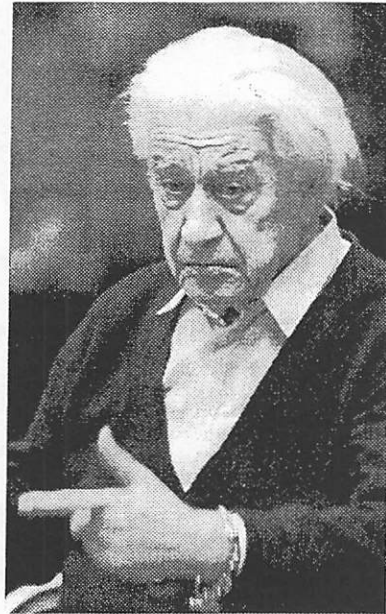
Auszeichnungen und Ehrungen, die ihm zuteil wurden, kann man hier nicht aufzählen, sie reichen von der Münchner Ehrenbürgerwürde bis zum Pour le mérite; über sein vielseitiges Wirken sind außerdem mehrere Bücher erschienen. Die gesamte Musikwelt hat Grund, diesen Verlust zu betrauern. FRITZ SCHLEICHER

13.08.96

N 111b

Eine der größten und eigenwilligsten, im geistigen Sinne mächtigsten Musikerpersönlichkeiten unseres zur Normierung und sterilen Perfektion neigenden Zeitalters ist nicht mehr: Im Alter von 84 Jahren starb Sergiu Celibidache in der Nähe von Paris, wo er sein idyllisches Refugium in einer ehemaligen Mühle hatte. Der Dirigent, seit 1979 von seinen Musikern angebeteter und von einer riesigen Hörergemeinde umschwärmter Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, war vor zwei Jahren am Beginn einer Europa-Tournee mit seinem Orchester in Florenz gestürzt und hatte sich einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen, von dem er sich nicht mehr recht erholt hat.

Celibidache, selbst Mitglied eines japanischen Mönchsordens, war ein mystischer Analytiker und magischer Klangstrateg, einer, bei dem die Harmonien atmeten, von weither kamen und geheimnisvoll wieder ins Nichts verschwanden, zwischen Ewigkeit und Ewigkeit indes eine akustische Lichtspur erzeugten, wie wir es nur bei ihm er-



HIELT SICH von den Plattenstudios fern: Sergiu Celibidache.

Der große Dirigent Sergiu Celibidache ist tot

Magier des Klangs

lebt haben. Die zartesten Reflexe im französischen Impressionismus eines Debussy und Ravel zelebrierte er wie ein Mysterium. Keiner hat uns wie er Tschairowskys abgründige, schmerzlich-süße Melancholie mit bezwingender Intensität offenbart. Niemand hat gewaltigere symphonische Dombauten errichtet bei seinen Bruckner-Aufführungen in aller Welt, die weder von rascher tickenden Metronomen noch von den Taschenuhren einiger nervös veranlagter Kritiker etwas wissen wollten. „Celi“, wie sie ihn allgemein nannten, kannte das Geheimnis der großen tragenden Wölbungen und Spannungsverhältnisse.

Wenn Werke von Beethoven oder Brahms dann wirklich einmal „überbelastet“ erschienen, was allenfalls von den schnellen Sätzen zu sagen wäre, dann sprach das nicht gegen den konventionsverweigernden Dirigenten, sondern eher gegen den Hörer und seine eingeschliffenen Erwartungen.

Seine eigenen Kompositionen hielt Celibidache weithin vor der Welt verborgen. Ausnahme: „Der Taschengarten“, eine Orchester-Erzählung für Kinder in freier Ravel-Nachfolge, die als Unicef-Platte erschien.

Wer unwissend mit ihm sprach, bekam schnell Schrammen ab. Denn Celibidache liebte das Paradoxe. Er unterrichtete, was sich

nicht lehren läßt, und erklärte, was sich der Definition entzieht. „Ich weiß, daß Du nicht weißt“, war seine leicht verdreht-sokratische Maxime. Sein pädagogischer Eros war kämpferischer, nicht mildtätiger Natur. Seine Duldsamkeit kannte enge Grenzen. Hinter der Fassade überrumpelnd reaktionsschneller Selbstgewißheit verbarg sich die schutzbedürftige Schicht seines verletzlichen Naturells.

Der 1912 im rumänischen Jassy geborene, in den 1930er Jahren nach Berlin gelangte Sergiu Celibidache war der Erbe Wilhelm Furtwänglers: in seinem ästhetischen Habitus und als Dompteur der Berliner Philharmoniker, die ihn nach 1945 an die Stelle des belasteten Kollegen riefen, bis der 1952 im Triumph zurückkehrte und den Jüngeren vertrieb.

Bevor Celibidache 1979 endgültig nach München ging, richtete er sich in Stockholm (1962 bis 1971) und danach in Stuttgart bei den dortigen Rundfunkorchestern ein – Mikrophone störten ihn nicht, wohl aber unzulängliche Wiedergabequalität, weshalb er sich der Schallplatte standhaft verweigerte. Erst 1992 erreichte Bundespräsident von Weizsäcker eine Aussöhnung des grolenden Alten mit „seinen“ Berliner Philharmonikern, die er nach 37 Jahren dann doch wieder dirigierte.

HEINZ-HARALD LÖHLEIN

16.08.96

Zur Person

Magie der breiten Tempi

Münchner Generalmusikdirektor Sergiu Celibidache 84jährig gestorben

Sergiu Celibidache, der „König der Symphonie“, ist tot. Der 84 Jahre alte Münchner Generalmusikdirektor starb, wie Radio Bukarest unter Berufung auf seine Schwägerin meldete, bereits am Mittwoch bei Paris, wo der Künstler einen Wohnsitz hatte.

Seit über zwei Jahren war der Maestro schwer herzkrank und nach einem Oberschenkelhalsbruch auch gehbehindert. Immer häufiger hatten ihn Gastdirigenten am Pult der Münchner Philharmoniker vertreten müssen,

dennoch hielt das Orchester, das ihm viel verdankt, bis zuletzt zu seinem international renommierten Chef.

Mit Celibidache verlieren die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen der ganz großen charismatischen Dirigenten. Seine weltweite Tourneen glichen Triumphzügen. Beifallsstürme brandeten auf, kaum daß der Maestro das Podium erklimmen hatte. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit von der Kritik wie von Konzertgängern gleichermaßen bejubelt und verehrt.

Unter Celibidache verschmolzen die Münchner Philharmoniker zu einem weltberühmten Klangkörper. Für viele, so für den Cellisten Jörg Eggbrecht, war es eine „Erfüllung, unter diesem Genie spielen zu dürfen“. In seinem Element war der Meister der breiten Tempi, der lästigen Fotografen und kritischen Frägnern stets ungnädig begegnete, immer dann, wenn er, die weißen Haare streng zurückgekämmt, auf seinem Stuhl vor dem Orchester thronte und auswendig probierte, dozierte und dirigierte.

Der gebürtige Rumäne, der in einer ehemaligen Mühle bei Paris lebte, hatte seit 1979 als Chefdirigent der Philharmoniker – trotz aller immer wieder aufgetretenen Dissonanzen – Überragendes geleistet. Über Paris kam der Musiker als noch unbekannter Dirigent nach Berlin, wo er an der Spitze der Philharmoniker fünf Jahre lang eine der populärsten und faszinierendsten Erscheinungen der Zeit nach dem Krieg war – bis Wilhelm Furtwängler das von „Celi“ zuvor auf Hochform gebrachte Orchester dann wieder übernahm.

Doch in Berlin erlebte der Maestro auch seine wohl bittersten Stunden, als nicht er, sondern Herbert von Karajan Nachfolger Furtwänglers wurde. Diese Wunde saß tief, und erst 1992 kehrte er nach 37 Jahren an das Pult der Berliner Philharmoniker anlässlich eines Benefizkonzertes zugunsten rumänischer Kinderheime zurück.

Nach Berlin und vor München wirkte der Dirigent, der Kollegen manchmal mangelnde Fähigkeiten im Notenlesen vorhielt, als begehrter und hochbezahlter Gastdirigent, der sich in Rom, Schweden und Stuttgart wieder stärker band. Seine Abneigung gegen jede Art von Tonkonserven machten den „Guru der Musik“ und unbequemen Querdenker zu einem Außenseiter unter den großen Dirigenten.



Sergiu Celibidache führte die Münchner Philharmoniker seit 1979. Unser Archivbild zeigt den Maestro bei einer Probe im Januar diesen Jahres.

Beschwörer der Klänge

Er galt als der schwierigste unter den Stardirigenten: Zum Tode von Sergiu Celibidache

Er gehörte zur Elite der Pultstars, ein eigenwilliger, origineller Künstler, der begeisterte oder enttäuschte. Unbeeindruckt blieb niemand. Sergiu Celibidache, aus Rumänien stammender Dirigent mit deutschem Paß und Wohnsitz bei Paris, ist dort am Mittwoch im Alter von 84 Jahren gestorben. Das wurde aus Kreisen seiner Familie bekannt.

Sein Anfang war bereits Vollendung. Als der dreiunddreißigjährige unbekannte Rumäne Sergiu Celibidache 1946 – nach dem gewaltsamen Tod des Interimsleiters Leo Borchard – an die Spitze der Berliner Philharmoniker berufen wurde, zeigte er sich zur Verblüffung aller als fertiger Dirigent, ein schmaler, junger, glühender Beschwörer symphonischer Ekstasen, der ohne Erfahrung und Routine ein Ensemble von Starmusikern sieben Jahre lang eisen trainierte, so daß Wilhelm Furtwängler, als er 1953 wieder dirigieren durfte, sein Orchester in Hochform übernehmen konnte. Daß die Kulturbehörden und auch die Philharmoniker selbst zwei Jahre später beim Tode Furtwänglers den jungen Herbert von Karajan zum Chefdirigenten wählten, blieb das Trauma seines fortan unruhigen musikalischen Wanderlebens, und er hat erst 1982, nach fast 30 Jahren, zum hundertjährigen Jubiläum des

Orchesters wieder dessen Pult betreten.

Die Absage der Berliner Philharmoniker, mit denen er über 350 Mal umjubelt musiziert hatte, lag nicht zuletzt in der merkwürdigen Charaktermischung dieses selbstbewußten Exzentrikers begründet, seiner verletzenden Art der Kritik, seinem kompromißlosen Führungsanspruch, was Werk-Interpretationen anging, und später zu den legendären kruden Äußerungen über Toscanini, Muti, Böhm, Bernstein oder Sawallisch geführt hat. 1963 übernahm er die Leitung des schwedischen Rundfunksymphonieorchesters, 1972 ging er in der gleichen Position zum Süddeutschen Rundfunk Stuttgart.

Der Schallplatte mißtraute er

Er blieb der Schwierige unter den dirigierenden Nonkonformisten, der immer wieder Diskussionen provozierte als Verweigerer geläufiger Begriffe des Musikbetriebes, der weder Schallplattenstudios noch Opernbühnen betrat und daher unter den namhaften Dirigenten einem breiten Publikum relativ unbekannt blieb. Bis ihn die Münchner Philharmoniker 1979 zu ihrem Generalmusikdirektor machten und „Celi“, wie er zumeist genannt wird, als allmächtiger Pult-Herr und Per-

fektionist musikalischer Details in die Medien geriet. Auch durch Star-Allüren und extreme Forderungen an die Münchner Kulturbehörden verblüffte er, einschließlich der Absetzung des Orchesterdirektors, der Celi geholt hatte.

Und als dann noch die neue Philharmonie im Gasteig mit ihren 2400 Plätzen fertiggestellt war, die der Maestro zumeist mühelos füllte, wurden für den siebzehnjährigen Celibidache am Ende seiner Karriere die Münchner Philharmoniker, die trotz einiger Anfangsquereien seine anspruchsvolle Orchesterarbeit immer zu schätzen wußten, so etwas wie besänftigender Ersatz für die Berliner Philharmoniker zu Beginn seiner Laufbahn. Der Selbstbewußte versprach denn auch bei Dienstantritt, den Philharmonikern Weltgeltung zu verschaffen.

Celi formte sie tatsächlich mit Strenge und Suggestion und machte sie zum hochrangigen Ensemble, das über weiche, warme Klangfülle verfügte und ein wunderbar facettiertes Piano produzierte. Vor allem bei den Franzosen, Debussy oder Berlioz, entwickelte Celibidache einen außergewöhnlichen Sinn für sublimen Klangmischungen, die auch den fülligsten Orchestersatz noch durchsichtig erscheinen lassen. Mit seinem geliebten Bruckner hat er, vor al-

lem im Kirchenraum, Furore gemacht. Über seine Brahms-, Beethoven- oder Schubert-Interpretationen ließ sich streiten.

„Er wandelt nicht direkt auf dem Wasser“

Mit der Stadt München hatte er einen äußerst lukrativen, lebenslänglichen Vertrag geschlossen, der dann in den letzten Jahren, krankheitsbedingt, von ihm nicht mehr voll erfüllt werden konnte, aber auch verhinderte, daß ein berufen Nachfolger bereit stand. Jetzt wird händeringend einer gesucht. Der Pädagoge Celibidache sorgte sich dagegen um den Nachwuchs. Zu seinen vielbeachteten Dirigier-Kursen drängte man sich. Ein amerikanischer Musikstudent sagt tief beeindruckt nach einem Kurs-Besuch: „Er wandelt nicht direkt auf dem Wasser, aber es ist schon imponierend, wie er es immer wieder versucht.“ Vom Komponisten Celibidache weiß man eher, als daß man sie kennt, von vier Symphonien, einer Suite für Orchester und einem Klavierkonzert. Dies Komponisten-Schicksal hatte er mit etlichen seiner Dirigierkollegen geteilt. Dem großen Dirigenten werden nicht nur seine Münchner Philharmoniker ein bewegendes Andenken bewahren. Sein Grab wird in Paris sein.

H. Lehmann



SERGIU CELIBIDACHE, aufgenommen im Januar dieses Jahres bei einer Probe mit den Münchner Philharmonikern. Der Dirigent ist am Mittwoch gestorben. Zum Nachruf. (Foto: dpa)

Zum Tode des rumänischen Dirigenten Sergiu Celibidache — Chef der Münchner Philharmoniker seit 1979

Entdeckung der Langsamkeit

Von Annette Schroeder

Paris. Seine Verdikte über Kollegen waren berüchtigt. Muti sei ein Ignorant, Toscanini ein armseliger Musiker. Bernstein kam in seiner Welt nicht vor, und fiel der Name Karajan, geriet der Maestro, der sich selbst als „objektivsten Dirigenten“ etikettierte, vollends in Rage.

Bescheidenheit zählte nie zu den Tugenden dieses Musikers mit der geradezu magischen Anziehungskraft. Und sie hätte auch nicht zu ihm gepaßt, der den Mythos vom Maestro ausfüllte wie kein zweiter. Der Konzerte wie Hochämter zelebrierte und das Publikum per Taktstock in eine Fangemeinde verwandelte. Für sie war Sergiu Celibidache Dämon und Darling in einer Person. Wo immer der Dirigent auftrat, der im Alter mit weißer Wallemähne und Adlernase Franz Liszt immer ähnlicher sah, hagelte es Superlative. Je nach musikalischem Temperament sprach man vom Charismatiker oder vom Dinosaurier des Klassik-Betriebs. Und ein Programmheft-Texter verstieg sich gar zur Ansicht, wo Celibidache dirigiere, sei das Zentrum der Welt...

Nicht als Weihepiel, sondern als Nachkriegskrimi hatte freilich die Laufbahn des gebürtigen Rumänen begonnen: Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Dirigent Leo Borchard von einem amerikanischen Besatzungssoldaten auf der Straße erschossen. Borchard hatte Wilhelm Furtwängler vertreten, der aus „Entnazifizierungsgründen“ vom Pult der Berliner Philharmoniker verbannt war. Sergiu Celibidache, mit 33 Jahren musikalisch — und politisch — ein unbeschriebenes Blatt, sprang als Ersatzmann ein.

Der junge Dirigent galt im kalten, zerbombten Berlin schnell als Exot, der die Betriebstemperatur auf dem Podium bis zum Siedepunkt anheizte. Dr. phil Celibidache — promoviert mit einer Arbeit über die Kompositionstechnik Josquins — fegte wie ein Tornado durch die Partituren, brachte die Damenherzen zum Schmelzen und hielt die Berliner bis zur Rückkehr ihres Chefs in Topform. Als Furtwängler 1954 starb, schien der Thron für seinen Kronprinzen frei. Der freilich hatte sich mit herbem Tadel und kompromißloser Probenarbeit Feinde geschaffen. Nicht den kantigen Gastarbeiter vom Balkan, sondern den stromlinienförmigen Herbert von Karajan krönten die Philharmoniker zum König. Fortan zog der Verstoßene durch die Welt, nahm Gastdirigate an, die ihn — mit Ausnahme des Santa-Cecilia-Orchesters in Rom, des Schwedischen und des Stuttgarter Radio-Sinfonie-Orchesters — nie lange fesseln konnten. Ein Fliegender Holländer des Musikbetriebs, der Erlösung aus dem Trauma erst



Vom Tornado am Pult zum Klangregisseur, der Musik aus den Fesseln der Zeit löste: Sergiu Celibidache, ein Dirigent mit Kult-Qualität, ließ keinen Hörer kalt. Auch in der Kölner Philharmonie, der er durch zahlreiche Gastspiele verbunden war, hatte er eine große Fangemeinde. Als „Meister der Tempi“ wurde der gebürtige Rumäne vom Publikum, nicht immer aber von der Kritik gefeiert. Trotz Krisen blieb er seinen Münchner Philharmonikern verbunden, die nun einen Nachfolger finden müssen.
Foto: dpa

1992 fand, als er auf Wunsch des Bundespräsidenten wieder die Berliner dirigierte. Und sich hernach die Bemerkung nicht verkneifen konnte, die Philharmoniker seien „entsetzlich heruntergekommen“.

War es die Kränkung, die Rivalität zum omnipräsenten Karajan, die Celibidache anstachelte? Die ihn motivierte, einen Klangkörper in Konkurrenz zu den Berlinern zu formen? Jedenfalls prophezeite er seinen Münchner Philharmonikern schon bald nach seinem Antritt als Chefdirigent 1979 den Aufstieg in die olympische Klassik-Liga: „Nichts kann mich aufhalten.“ Und so geschah es. Mit Zuckerbrot und Peitsche zog sich der Exzentriker ein Eliteorchester heran, dessen Aufstieg auch durch Krisen, Kräche und Querelen nicht gebremst werden konnte.

Nur kurz mußte die Isarmetropole ohne ihren geliebten „Celi“ auskommen, der längst zum städtischen Heiligtum avanciert war. Das geriet 1984 ins Wanken, als der Dirigent im Zorn von den Münchnern schied. Lorin Maazel sollte einige Konzerte für den erkrankten Maestro bestreiten, der darauf Untreue witterte.

Ein Intermezzo, dann hatte die Stadt ihren Star wieder und zum Chefdirigenten auf Lebenszeit ernannt, dem zuletzt jedes seiner Konzerte mit 45 000 Mark netto vergoldet wurde. Celibidache blieb unberechenbar, schmähte die Kritiker, sorgte sich in Dirigierkursen um den Nachwuchs und machte seinen Musikern — notfalls im Fortissimo —

klar, was Musik bedeutet: kein Ding, sondern ein Schöpfungsakt, der leibhaftig werden läßt, was in der Partitur nur angelegt ist. Furtwängler — einer der wenigen, der von Celibidaches scharfer Zunge verschont blieb — hatte dem jungen Dirigenten den Weg gewiesen, als er auf die Frage nach den Tempi sagte: „Je nachdem, wie es klingt!“

Also unterwarf Celibidache das Repertoire von Mozart bis Ravel seiner ausgefeilten Klangregie, die vor allem in gemessenen Tempi Wirkung zeigte. Doch was die einen als himmlische Längen und akustische Zen-Philosophie bejubelten, kritisierten die anderen als unzeitgemäßen Ästhetizismus. Dazu paßte auch Celibidaches strikte Weigerung, das Mysterium Musik auf Platte pressen zu lassen und auf diese Weise zur Ware zu degenerieren.

■ Showmaster und Wahrheitssucher

Der Videotechnik freilich stand er nicht ganz so harsch gegenüber; TV-Mitschnitten oder Aufnahmen auf Laserbildplatten stimmte er zu. Ganz offensichtlich, so folgte Norman Lebrecht („Der Mythos vom Maestro“), verschmähte „Celi“ die Schallplatte nicht wegen ihres Ersatz-Charakters, sondern weil die Persönlichkeit des Dirigenten bei ihr im verborgenen bleibe — „und Anonymität ist das letzte, was er anstrebt“.

Diese Aversion gegen Tonträger hat die Legendenbildung um Celibidache verstärkt, was er gewiß ins

Kalkül zog. Denn ein Showmaster am Pult war er ebenso wie ein Tüftler und unerbittlicher Wahrheitssucher. Das zeigten auch seine stets ausverkauften Kölner Gastspiele, die Franz Xaver Ohnesorg in die Philharmonie holte. Hier wurden seine Konzerte mit Mozart, Bruckner und Wagner stürmisch gefeiert, und hier sorgte er auf der ersten Musik-Triennale 1994 für einen Höhepunkt. 1995/96 als Ehrengast zum „Artist in Residence“ ernannt, konnte der Rumäne mit dem deutschen Paß wegen schwerer Krankheit seinen Kölner Konzertverpflichtungen nicht mehr nachkommen.

Auch in München mußten immer häufiger Konzerte mit dem herzkranken Dirigenten, der durch einen Oberschenkelhalsbruch zusätzlich behindert wurde, kurzfristig abgesagt werden. Das Leiden ihres Chefs brachte die Münchner Musiker zuletzt in Planungsnot. Über einen Nachfolger wollte der Dirigent freilich nicht mit sich reden lassen; gleichwohl wurden immer neue Namen, darunter James Levine, Zubin Mehta oder Simon Rattle, ins Gespräch gebracht.

So groß war der Respekt vor „Celi“, daß man zwar über „einen anderen Dirigenten“ – wie es aus der Verwaltung hieß – , nicht aber über einen Nachfolger nachdachte. So herrschten Bestürzung und Ratlosigkeit, als die Nachricht vom Tode des Pultstars eintraf. Sergiu Celibidache ist jetzt im Alter von 84 Jahren bei Paris gestorben.

Letzte Kultfigur am Dirigentenpult

Zum Tode von Sergiu Celibidache

Von JOHANNES K. GLAUBER

Die Ovationen des Publikums, so schien es, berührten ihn nicht weiter. Schleppend, mit schweren, lastenden Schritten, betrat der weißhaarige Hüne das Podium, ließ sich langsam auf einen Stuhl nieder, die buschigen Augenbrauen wanderten über das Heer der Musiker hinweg, ein kurzes, aufmunterndes Lächeln noch – und dann schwang Sergiu Celibidache, die letzte Kultfigur unter den Dirigenten, in weiten Bögen den Taktstock durch die Lüfte. So kannte und liebte man ihn, besonders in München, wo er das Amt des Generalmusikdirektors versah. In der Nacht zum Donnerstag starb der 84jährige in Paris.

Celibidache spaltete die Konzertgänger freilich in zwei Lager. Die einen verehrten ihn, die anderen mochten seine extrem-langsame Art des Musizierens überhaupt nicht. Doch eines ist sicher. Ein Tausendsassa der Musikszene ist „Celi“ nie gewesen. Auch kein Pultstar, der pausenlos um die Welt jettete. Seit 1979, nach langen Jahren in Stockholm und Stuttgart, dirigierte er nur noch ein Orchester: die Münchner Philharmoniker. Schnell konnte er sie zu einer Truppe von internationalem Rang formen.

„Ich habe in Deutschland etwas bekommen, das ich auch hier unbedingt weitergeben muß“, bekannte Celibidache einmal. Dieser Verpflichtung blieb er treu. 1939, mit 24 Jah-

ren, kam er aus seiner rumänischen Heimat über Paris nach Berlin. Dort studierte er Philosophie und Musik. Die wichtigsten Einflüsse kamen jedoch von Wilhelm Furtwängler. Und als zwischen 1945 und 1952 der kompromittierte Furtwängler die Berliner Philharmoniker nicht dirigieren durfte, wurde der junge Celibidache von der Hochschule weg ans Pult dieses Elite-Orchesters gerufen, musizierte mehr als 400 Konzerte mit ihm und begründete rasch seinen Ruhm als musikalischer Feuertopf.

Es folgte eine Enttäuschung ersten Ranges: 1954, nach Furtwänglers Tod, wählten die Berliner Philharmoniker nicht

NACHRUH

ihn, sondern den medienversessenen Herbert von Karajan zum Chefdirigenten. Es sollten 38 Jahre ins Land gehen, bis der „verlorene Vater“ für ein Gastspiel wieder ans Pult der „Berliner“ trat. Eine musikalische Sternstunde ereignete sich damals, Brahms, Bruckner – Celibidache, der längst zu einem ruhigen Altersstil gefunden hatte, gab den Klängen volle Majestät. Eine späte Versöhnung also, ein spätes Glück für den Maestro und sein einstiges Orchester. Damals schon hat sich ein Lebenskreis geschlossen, der jetzt sein endgültiges Ende fand.



Nie ein Pultstar, immer ein meisterhafter Maestro: Celibidache
Foto: Archiv

Ein Meister der Transparenz

Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache

In der Nacht zum Donnerstag starb Sergiu Celibidache 84jährig in Paris. Der rumänische Dirigent mit deutschem Paß gehörte zur Elite der Pultstars, ein eigenwilliger, origineller Künstler, der enthusiastisierte oder enttäuschte. Unbeeindruckt blieb niemand.

Sein Anfang war bereits Vollendung. Als der 33jährige unbekannte Rumäne Sergiu Celibidache 1946 nach dem gewaltsamen Tod des Interimsleiters Leo Borchard an die Spitze der Berliner Philharmoniker berufen wurde, zeigte er sich zur Verblüffung aller bereits als fertiger Dirigent, ein schmaler, junger, glühender Beschwörer symphonischer Ekstasen, der ohne Erfahrung und Routine ein Ensemble von Star-Musikern sieben Jahre lang über die Fährnisse eisern trainierte, so daß Wilhelm Furtwängler, als er 1953 wieder dirigieren durfte, sein Orchester in Hochform übernehmen konnte. Daß die Kulturbehörden und auch die Berliner Philharmoniker selbst zwei Jahre später beim Tode Furtwänglers den jungen Herbert von Karajan zum Chefdirigenten wählten, blieb das Trauma seines fortan unruhigen musikalischen Wanderlebens, und er hat erst 1982, nach fast 30 Jahren, zum 100jährigen Jubiläum des Orchesters wieder dessen Pult betreten.

Die Absage der Instrumentalisten, mit denen er über 350mal umjubelt musiziert hatte, lag nicht zuletzt in der merkwürdigen Charaktermischung dieses selbstbewußten Exzentrikers begründet, seiner verletzenden Art der Kritik, seinem kompromißlosen Führungsanspruch, was Werk-Interpretationen anging, und der später zu den legendären kruden Äußerungen über Toscanini, Muti, Böhm, Bernstein oder Sawallisch geführt hat. 1963 übernahm er die Leitung des schwedischen Rundfunksymphonieorchesters, 1972

ging er in der gleichen Position zum Süddeutschen Rundfunk Stuttgart.

Er blieb der Schwierige unter den dirigierenden Nonkonformisten, der immer wieder Diskussionen provozierte als Verweigerer geläufiger Begriffe des Musikbetriebes, der weder Schallplatten-Studios noch Opernbühnen betrat und daher unter den namhaften



Sergiu Celibidache

(Foto: dpa)

Diriganten einem breiten Publikum relativ unbekannt blieb. Bis ihn die Münchner Philharmoniker 1979 zu ihrem Generalmusikdirektor machten und Celi, wie er zumeist genannt wird, als allmächtiger Pult-Herr und Perfektionist musikalischer Details in die Spalten der Medien geriet und wohl auch durch Star-Allüren und extreme Forderungen an die Münchner Kulturbehörden ver-

blüffte, einschließlich der Absetzung des Orchesterdirektors, der Celi geholt hatte.

Und als dann noch die neue Philharmonie im Gasteig mit ihren 2400 Plätzen fertiggestellt war, die der Maestro mit überwältigendem Abonnentenheer zumeist mühelos füllte, wurden für den 70jährigen Celibidache am Ende seiner Karriere die Münchner Philharmoniker, die trotz einiger Anfangs-Queeren seine anspruchsvolle Orchesterarbeit immer zu schätzen wußten, so etwas wie besänftigender Ersatz für die Berliner Philharmoniker zu Beginn seiner Laufbahn. Der Selbstbewußte versprach denn auch emphatisch bei Dienstantritt, den Münchner Philharmonikern unter seiner Leitung Weltgeltung zu verschaffen.

Celi formte sie tatsächlich mit Strenge und Suggestion nach seinem Bilde und machte sie zum hochrangigen Musiker-Ensemble, das über weiche, warme Klangfülle verfügt und ein wunderbar facettiertes Piano produziert. Vor allem bei den Franzosen, Debussy oder Berlioz, entwickelte Celibidache einen siebten Sinn für sublimen Klangmischungen, die auch den fülligsten Orchestersatz noch durchsichtig erscheinen lassen. Mit seinem geliebten Bruckner hat er, vor allem im Kirchenraum, Furore gemacht. Über seine Brahms-, Beethoven- oder Schubert-Interpretationen ließ sich streiten.

Mit der Stadt München hatte er einen äußerst lukrativen, lebenslänglichen Vertrag geschlossen, der dann in den letzten Jahren krankheitsbedingt, von ihm nicht mehr voll erfüllt werden konnte, aber auch verhinderte, daß ein berufener Nachfolger bereitstand. Jetzt wird händeringend einer gesucht. Der Pädagoge Celibidache sorgte sich dagegen um den Nachwuchs. Zu seinen vielbeachteten Dirigier-Kursen drängte man sich. Ein amerikanischer Musikstudent sagte tief beeindruckt nach einem Kurs-Besuch: „Er wandelt nicht direkt auf dem Wasser, aber es ist schon imponierend, wie er es immer wieder

versucht.“ Vom Komponisten weiß man eher, als daß man ihn kennt, von vier Symphonien, einer Suite für Orchester und einem Klavierkonzert. Dies Komponisten-Schicksal hatte er mit etlichen seiner Dirigier-Kollegen geteilt. Dem großen Dirigenten werden nicht nur seine Münchner Philharmoniker ein bewegendes Andenken bewahren. Sein Grab wird in Paris sein.

Hans Lehmann

16.08.96

N VII

Musik: Dirigent Celibidache starb bei Paris

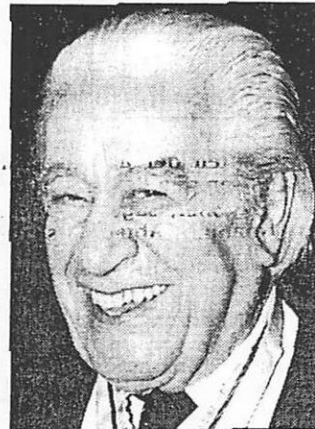
Als „Meister des Tempi“ berühmt geworden

München/Paris (dpa)

Sergiu Celibidache, der Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, ist am Mittwoch im Alter von 84 Jahren in der Nähe von Paris gestorben. Die genaue Todesursache wurde nicht bekannt. Der Musiker hatte in der letzten Zeit immer wieder Konzerte und Tourneen wegen seines Herzleidens absagen müssen. Der Tod des aus Rumänien stammenden Künstlers wurde aus Kreisen seiner Familie und Freunde in Bukarest und München bestätigt. Die Trauerfeier findet am Freitag in Paris statt, wo Celibidache einen Wohnsitz hatte.

Die Nachricht vom Tode des Künstlers löste in der Musikwelt Trauer aus. Der Berliner Dirigent Daniel Barenboim sagte spontan zu, ein Gedächtniskonzert in München zu leiten. „Wir sind erschüttert“, sagte der Orchestervorstand Helmar Stielor von den Münchner Philharmonikern. Celibidache sei einer der „letzten großen Dirigenten seiner Generation“ gewesen.

Der aus Rumänien stammende Dirigent führte die Münchner Philharmoniker seit seinem Amtsantritt 1979 auf zahlreichen Auslandstourneen zu großem internationalem Ansehen. Der medienscheue und exzentrische Künstler galt bei seinen Anhängern als Genie.



Im Alter von 84 Jahren gestorben: Sergiu Celibidache. Foto: dpa

Seine extreme Art des Dirigierens, die ihm auch den Beinamen „Meister des Tempi“ einbrachte, fand beim Publikum meist begeisterte Zustimmung, bei Kritikern aber auch Ablehnung. Als Wilhelm Furtwängler 1946 aus Entnazifizierungsgründen die Berliner Philharmoniker nicht leiten durfte, nutzte Celibidache die ihm gebotene Chance und leitete das Orchester fünf Jahre lang, bis Furtwängler es wieder übernahm. Nach dessen Tod 1954 wurde Celibidache neben Herbert von Karajan als potentieller Nachfolger genannt. Wegen Celibidaches scharfer Art der Orchestererziehung erhielt jedoch Karajan den Vorzug.

16.08.96

Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache

Der Meister der Tempi

Paris/München (dpa). Der international renommierte Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, ist jetzt im Alter von 84 Jahren bei Paris gestorben, wo er einen Wohnsitz besaß. Der aus Rumänien stammende Musiker mit den markanten Gesichtszügen und dem zurückgekämmten weißen Haaren war bereits seit mehr als zwei Jahren gesundheitlich angeschlagen und hatte sich wiederholt am Pult vertreten lassen müssen.

Der Maestro führte die Münchner Philharmoniker seit seinem Amtsantritt 1979 zu großem internationalem Ansehen. Zum 80. Geburtstag würdigte Bundeskanzler Kohl 1992 den Dirigenten als Künstler von faszinierender Ausstrahlungskraft, der es verstehe, Orchester und Publikum gleichermaßen in seinen Bann zu ziehen.

Auf zahlreichen Auslandstourneen wurden die Münchner Musiker unter Celibidache gefeiert. Eine brasilianische Zeitung lobte ihn nach einem Gastspiel als »König der Sinfonie«. Typisch für den bisweilen exzentrischen Künstler war seine Abneigung gegen Schallplattenaufnahmen, von denen es nur

dort wieder am Pult zu stehen.

Sergiu Celibidache wurde am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien geboren. Paris und Berlin gehörten zu seinen Lehrstationen. In den 50er und 60er Jahren feierte der Maestro große Erfolge als Gastdirigent mit der Königlichen Kapelle Kopenhagen, dem Bremischen Philharmonischen Staatsorchester und der Ostberliner Staatskapelle.

Eine feste Bindung mit einem Orchester übernahm der eigenwillige Dirigent erst 1961 wieder mit dem Schwedischen Radiosinfonieorchester. Von 1972 bis 1979 war er ständiger Dirigent und Leiter des Stuttgarter Radiosinfonieorchesters, bis ihn der Ruf an die Spitze der Münchner Philharmoniker führte.

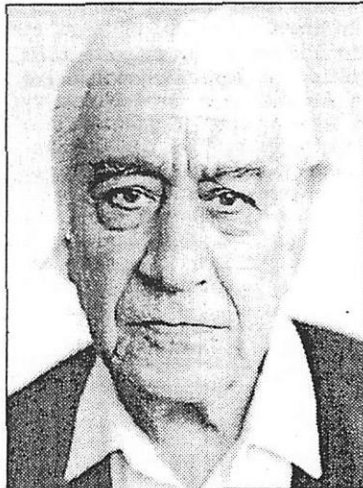
Tourneen führten die bayerischen Musiker in die Metropolen der Welt, von Japan bis nach Nordamerika, nach Israel wie nach Thailand. Die anhaltenden gesundheitlichen Probleme Celibidaches in den letzten Jahren führten zu Diskussionen über eine Beendigung der Zusammenarbeit. Nach mehrwöchiger Krankheitspause dirigierte Sergiu Celibidache das Orchester am 2. Juni zum letzten Mal.

Zweimal Dirigent der Berliner Philharmoniker

wenige gibt. Seine extreme Art des Dirigierens, die ihm den Beinamen »Meister der Tempi« einbrachte, fand begeisterte Zustimmung.

Besonders setzte sich Celibidache für den Nachwuchs ein. In Bologna und Siena hielt der Musiker Dirigierkurse ab, und beim Schleswig-Holstein Musik Festival leitete er 1988 die Orchester-Akademie. Inzwischen gibt es auch eine nach ihm benannte Stiftung zur Förderung junger Dirigenten.

Ein heikler Punkt im Leben des erfolgreichen Dirigenten war sein Verhältnis zu den Berliner Philharmonikern. Fünf Jahre lang durfte er das Renommiorchester nach dem Zweiten Weltkrieg leiten, bis es der zunächst entnazifizierte Wilhelm Furtwängler 1952 wieder übernahm. Nach dessen Tod 1954 wurde auch Celibidache als potentieller Nachfolger genannt. Aber seine nach Ansicht von manchen Musikern allzu scharfe Art der Orchestererziehung führte dazu, daß Herbert von Karajan den Vorzug erhielt. Erst 38 Jahre später, 1992, war Celibidache auf Initiative von Richard von Weizsäcker hin bereit,



Sergiu Celibidache.

Foto: dpz

Landeszeitung für die
Lüneburger Heide
21335 Lüneburg
Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 36.6
(Sa: 42.1)

16.08.96

Der Dirigent Sergiu Celibidache ist mit 84 Jahren gestorben

Der König der Sinfonie und der Meister der Tempi

dpa Paris/München. Der international renommierte Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, ist im Alter von 84 Jahren in der Nähe von Paris gestorben. Das bestätigte die Schwägerin des aus Rumänien stammenden Künstlers gestern in Bukarest.

Die Beerdigung soll heute in Paris stattfinden. Celibidache besaß am Rande der französischen Metropole einen Wohnsitz. Der Musiker mit den markanten Gesichtszügen und dem zurückgekämmten weißen Haaren war seit über zwei Jahren gesundheitlich angeschlagen und hatte sich wiederholt am Pult vertreten lassen müssen.

Der Maestro führte die Münchner Philharmoniker seit seinem Amtsantritt 1979 zu großem internationalen Ansehen. Zum 80. Geburtstag würdigte Bundeskanzler Kohl 1992 den Dirigenten als Künstler von faszinierender Ausstrahlungskraft, der es verstehe, Orchester und

Publikum gleichermaßen in seinen Bann zu ziehen.

Auf zahlreichen Auslandstourneen wurden die Münchner Musiker unter Celibidache gefeiert. Eine brasilianische Zeitung lobte ihn nach einem Gastspiel als „König der Sinfonie“. Typisch für den bisweilen exzentrischen Künstler war seine Abneigung gegen Schallplattenaufnahmen, von denen es nur wenige gibt.

Seine extreme Art des Dirigierens, die ihm auch den Beinamen „Meister der Tempi“ einbrachte, fand beim Publikum begeisterte Zustimmung, bei Kritikern aber auch Ablehnung.

Besonders setzte sich Celibidache für den Nachwuchs ein. In Bologna und Siena hielt er Dirigierkurse ab, und beim Schleswig-Holstein Musik Festival leitete er 1988 die Orchester-Akademie auf Schloß Salzdorf. Inzwischen gibt es auch eine nach ihm benannte Stiftung zur Förderung junger Dirigenten.



Sergiu Celibidache nach einem Konzert in Leipzig.

Foto: A

Harburger Anzeigen und
Nachrichten
21073 Hamburg - Harburg
Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 29.6
(Sa: 36.4)

16.08.96

Der „König der Sinfonie“ ist tot

Sergiu Celibidache starb mit 84 Jahren

Paris/München (dpa). Der international renommierte Chefdirigent der Münchner Philharmoniker und „König der Sinfonie“, Sergiu Celibidache, ist im Alter von 84 Jahren bei Paris gestorben. Das bestätigte die Schwägerin des aus Rumänien stammenden Künstlers gestern in Bukarest. Die Beerdigung soll an diesem Freitag in Paris stattfinden. Der Musiker mit den markanten Gesichtszügen und dem zurückgekämmten weißen Haaren war bereits seit über zwei Jahren gesundheitlich angeschlagen und hatte sich wiederholt am Pult vertreten lassen müssen.

Celibidache wurde am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien geboren. Nach anfänglichem Mathematik- und Philosophie-Studium wandte er sich der Musik zu. Paris und Berlin gehörten zu seinen Lehrstationen. Mit 33 Jahren übernahm Celibidache 1946 kommissarisch die Leitung der Berliner Philharmoniker für den wegen seiner Rolle im Dritten Reich umstrittenen Wilhelm Furtwängler. In den 50- und 60er Jahren feierte der Maestro als Gastdirigent große Erfolge, unter anderem mit der Königlich-Kapelle Kopenhagen.

Eine feste Bindung mit einem Orchester übernahm er erst 1961 wieder mit dem Schwedischen Radiosinfonieorchester. Von 1972 bis 1979 war der Rumäne ständiger Dirigent und Leiter des Stuttgarter Radiosinfonieorchesters, bis ihn der Ruf an die Spitze der Münchner Philharmoniker führte.



Sergiu Celibidache nach einem Konzert mit den Münchner Philharmonikern 1993.

Der Maestro brachte die Münchner Philharmoniker seit seinem Amtsantritt 1979 zu großem internationalem Ansehen. Zum 80. Geburtstag würdigte Bundeskanzler Kohl 1992 den Dirigenten als Künstler von faszinierender Ausstrahlungskraft, der es verstehe, Orchester und Publikum gleichermaßen in seinen Bann zu ziehen. Nach einer mehrwöchigen Krankheitspause dirigierte Celibidache das Orchester am 2. Juni zum letzten Mal. Auf dem Programm standen Franz Schuberts Overtüre zu „Rosamunde“, Mozarts 1. Klavierkonzert in Moll und Beethovens 2. Sinfonie.

Neue Presse

96450 Coburg
Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 6 34.9

16.08.96

Trauer um Dirigent Sergiu Celibidache

München/Paris. Sergiu Celibidache, der Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, ist am Mittwoch im Alter von 84 Jahren in der Nähe von Paris gestorben. Die genaue Todesursache wurde nicht bekannt. Der Musiker hatte in der letzten Zeit immer wieder Konzerte und Tourneen wegen seines Herzleidens absagen müssen. Die Trauerfeier findet am Freitag in Paris statt, wo Celibidache einen Wohnsitz hatte.

Die Nachricht vom Tod des Künstlers löste in der Musikwelt Trauer aus. Der Berliner Dirigent Daniel Barenboim sagte spontan zu, ein Gedächtniskonzert in München zu leiten. „Wir sind erschüttert“, sagte der Orchestervorstand Helmar Stielor von den Münchner Philharmonikern. Celibidache sei einer der „letzten großen Dirigenten seiner Generation“ gewesen.

Der aus Rumänien stammende Dirigent führte die Münchner Philharmoniker seit seinem Amtsantritt 1979 auf zahlreichen Auslandstourneen zu großem internationalem Ansehen.

Seite 18



Sergiu Celibidache

16.08.96

Als „Zauberer des Taktstocks“ feierte er Triumphzüge

Der aus Rumänien stammende Dirigent Sergiu Celibidache starb im Alter von 84 Jahren – Abneigung gegen Schallplattenaufnahmen

PARIS/MÜNCHEN (dpa). Der international renommierte Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, ist im Alter von 84 Jahren bei Paris gestorben. Das bestätigte gestern die Schwägerin des aus Rumänien stammenden Künstlers in Bukarest.

Der Musiker mit den markanten Gesichtszügen und den zurückgekämmten weißen Haaren war bereits seit über zwei Jahren gesundheitlich angeschlagen und hatte sich wiederholt am Pult vertreten lassen müssen.

Der Maestro führte die Münchner Philharmoniker seit seinem Amtsantritt 1979 zu großem internationalen Ansehen. Zum 80. Geburtstag würdigte Bundeskanzler Kohl 1992 den Dirigenten als Künstler von faszinierender Ausstrahlungskraft, der es verstehe, Orchester und Publikum gleichermaßen in seinen Bann zu ziehen.

Mit Celibidache verlieren die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen der ganz großen charismatischen Dirigenten. Seine weltweiten Tourneen glichen Triumphzügen. Beifallstürme brandeten auf, kaum daß der Maestro das Podium erklommen hatte. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit von der Kritik wie von Konzertgängern gleichermaßen bejubelt und verehrt. Typisch für den bisweilen exzentrischen Künstler war

seine Abneigung gegen Schallplattenaufnahmen, von denen es nur wenige gibt. Seine extreme Art des Dirigierens, die ihm auch den Beinamen „Meister der Tempi“ einbrachte, fand beim Publikum meist begeisterte Zustimmung, bei Kritikern aber auch Ablehnung.

Lästigen Fotografen und kritischen Frägern begegnete der Meister stets ungnädig.

Unter Celibidache verschmolzen die Münchner Philharmoniker zu einem weltberühmten Klangkörper. Für viele, so für den Cellisten Jörg Eggbrecht, war es eine „Erfüllung, unter diesem Genie spielen zu dürfen“.

Berlin war sein wunder Punkt

Ein besonders heikler Punkt im Leben des so erfolgreichen Dirigenten war sein Verhältnis zu den Berliner Philharmonikern. Fünf Jahre lang durfte er das Renommierorchester nach dem Zweiten Weltkrieg leiten, bis Wilhelm Furtwängler 1952 wieder das Orchester übernahm. Nach dessen Tod 1954 wurde Celibidache neben Herbert von Karajan auch als potentieller Nachfolger genannt, zumal er sich in den Nachkriegsjahren große Meriten verdient hatte. Aber seine nach Ansicht



Sergiu Celibidache bei einer Orchesterprobe mit den Münchner Philharmonikern zu Beginn des Jahres.

Bild: Archiv

von manchen Musikern allzu scharfe Art der Orchestererziehung führte dazu, daß

Herbert von Karajan bei der Wahl den Vorzug erhielt. Erst 38 Jahre später, 1992, war Celibidache bereit, wieder am Pult der Berliner Philharmoniker zu stehen. Ein Schreiben Richard von Weizsäckers an Celibidache hatte die „triumphale Rückkehr“, wie es in der Presse hieß, ermöglicht.

Celibidache wurde am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien geboren. Nach anfänglichem Mathematik- und Philosophie-Studium wandte er sich aber der Musik zu. Paris und Berlin gehörten zu seinen Lehrstationen. Als Furtwängler 1946 aus Entnazifizierungsgründen sei-

ne Chance. In den fünfziger und sechziger Jahren feierte der Maestro große Erfolge auch als Gastdirigent unter anderem mit der Königlichen Kapelle Kopenhagen, dem Bremischen Philharmonischen Staatsorchester und der Ostberliner Staatskapelle.

Eine feste Bindung mit einem Orchester übernahm der eigenwillige Dirigent erst 1961 wieder mit dem Schwedischen Radiosinfonieorchester. Von 1972 bis 1979 war er ständiger Dirigent und Leiter des Stuttgarter Radiosinfonieorchesters, bis ihn der Ruf an die Spitze der Münchner Philharmoniker führte.

Münchner hielten Treue

Die anhaltenden gesundheitlichen Probleme Celibidaches in den letzten Jahren führten zu Diskussionen, ob es nicht für den Maestro und das Orchester besser wäre, die Zusammenarbeit zu beenden. Doch die Münchner hielten bis zuletzt zu ihrem Chefdirigenten. Nach einer mehrwöchigen Krankheitspause dirigierte Celibidache das Orchester am 2. Juni zum letzten Mal. Auf dem Programm standen Franz Schuberts Ouvertüre zu „Rosamunde“, Mozarts 1. Klavierkonzert in Moll und Beethovens 2. Sinfonie.

ne Berliner Philharmoniker nicht leiten durfte, nutzte Celibidache die ihm gebote-

Hanauer Anzeiger

63450 Hanau

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 6 23.3

16.08.96



Trauer um den Dirigenten Celibidache

Sergiu Celibidache, der Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, ist am Mittwoch im Alter von 84 Jahren in der Nähe von Paris gestorben. Die genaue Todesursache wurde nicht bekannt. Der Musiker hatte in der letzten Zeit immer wieder Konzerte und Tourneen wegen seines Herzleidens absagen müssen. Der Tod des aus Rumänien stammenden

Künstlers wurde aus Kreisen seiner Familie in Bukarest und München bestätigt. Die Trauerfeier findet am Freitag in Paris statt, wo Celibidache einen Wohnsitz hatte. Die Nachricht vom Tode des Künstlers löste in der Musikwelt Trauer aus. Der Berliner Dirigent Daniel Barenboim sagte spontan zu, ein Gedächtniskonzert in München zu leiten.

16.08.96

Dirigent Sergiu Celibidache ist tot

Chef der Münchner Philharmoniker starb am Mittwoch im Alter von 84 Jahren in Paris

Paris. Der Musiker mit den zurückgekämmten weißen Haaren war seit zwei Jahren gesundheitlich angeschlagen.

von unserer Agentur

Der Dirigent mit den markanten Gesichtszügen hatte sich wiederholt am Pult vertreten lassen müssen.

Der Maestro führte die Münchner Philharmoniker seit seinem Amtsantritt 1979 zu großem internationalem Ansehen. Zum 80. Geburtstag würdigte Bundeskanzler Kohl 1992 den Dirigenten als Künstler von faszinierender Ausstrahlungskraft, der es verstehe, Orchester und Publikum gleichermaßen in seinen Bann zu ziehen.

Auf zahlreichen Auslandstourneen wurden die Münchner Musiker unter Celibidache gefeiert. Eine brasilianische Zeitung lobte ihn nach einem Gastspiel als „König der Sinfonie“. Typisch für den bisweilen exzentrischen Künstler war seine Abnei-



Der Münchner Generalmusikdirektor Sergiu Celibidache bei einer Probe mit den Münchner Philharmonikern. Er starb am Mittwoch.

Foto: Stephan Jansen

gung gegen Schallplattenaufnahmen, von denen es nur wenige gibt. Seine extreme Art des Dirigierens, die ihm auch den Beinamen „Meister der Tempi“ einbrachte, fand beim Publikum meist begeisterte Zustimmung, bei Kritikern aber auch Ablehnung.

Ein besonders heikler

Punkt im Leben des so erfolgreichen Dirigenten war sein Verhältnis zu den Berliner Philharmonikern. Fünf Jahre lang durfte er das Renommierorchester nach dem Zweiten Weltkrieg leiten, bis Wilhelm Furtwängler 1952 wieder das Orchester übernahm. Nach dessen Tod 1954 wurde Celibi-

dache neben Herbert von Karajan auch als potentieller Nachfolger genannt, zumal er sich in den Nachkriegsjahren große Meriten verdient hatte. Aber seine nach Ansicht von manchen Musikern allzu scharfe Art der Orchestererziehung führte dazu, daß Herbert von Karajan bei der Wahl den Vorzug erhielt.

Celibidache wurde am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien geboren. Nach anfänglichem Mathematik- und Philosophie-Studium wandte er sich aber der Musik zu. Paris und Berlin gehörten zu seinen Lehrstationen. Als Furtwängler 1946 aus Entnazifizierungsgründen seine Berliner Philharmoniker nicht leiten durfte, nutzte Celibidache die ihm gebotene Chance. In den 50- und 60er Jahren feierte er große Erfolge auch als Gastdirigent mit der Königlichen Kapelle Kopenhagen, dem Bremischen Philharmonischen Staatsorchester und der Ostberliner Staatskapelle.

Celibidache besaß am Stadtrand von Paris einen Wohnsitz. Dort soll heute die Beerdigung stattfinden. (dpa)

Neues Deutschland

10243 Berlin

Auflage (lit. STAMM '96) in Tsd.: 6 84,6

16.08.96

Dirigent **Sergiu Celibidache** 84jährig gestorben

Querdenker für die Musik

Von Siegfried Heidemann

Einer der großen Dirigenten des Jahrhunderts, der die klassischen Meisterwerke, zuvorderst Bruckner, mit großem Atem, breiten Tempi und Proben-Pedanterie tief bewegend zum Klingen brachte, ist nicht mehr: Sergiu Celibidache starb, wie erst gestern bekannt wurde, am Mittwoch in seinem französischen Wohnsitz bei Paris wenig nach der Vollendung seines 84. Lebensjahres. Bis zuletzt stand er an der Spitze der Münchner Philharmoniker (seit 1979), mit denen er manche Welttournee unternahm. Immer häufiger hatte der schwer Herzkranke, der überdies durch einen Oberschenkelhalsbruch stark gehbehindert war, dort vertreten werden müssen.

Eine wichtige Station in der Biographie des gebürtigen Rumänen war Berlin gewesen. Hier studierte er ab 1936 zunächst Philosophie und Mathematik, beschäftigte sich besonders mit Wellenmechanik, schwenkte dann aber auf Musikwissenschaft um. Es folgten 1939-45 Studien an der Berliner Musikhochschule. Damals leitete er nebenbei einen Chor von Straßenbahnschaffnern.

Mit dem Zusammenbruch Hitler-Deutschlands aber kam die große Stunde des ehrgeizigen Musikers: Kurzzeitig trat er – wenig bekannt – an die Spitze des Rundfunk-Sinfonieorchesters Berlin in der Masurenallee. Es ernannte ihn 1991 zu ihrem Ehrenmitglied – wie München ihn zum Ehrenbürger. Dann folgten sieben Jahre als Chef der Berliner Philharmoniker, weil Wilhelm Furtwängler als nazibelastet galt. Als dieser 1952 das alte Amt wieder übernahm, gab er noch Gast-dirigate an diesem Pult wie auch beim heutigen Deutschen Symphonie-Orchester Berlin. Als aber die Philharmoniker bei Furtwänglers Tode Karajan statt seiner als Nachfolger wählten, grollte er diesem Orchester und ließ sich erst 1992



Foto: dpa

bewegen, noch einmal mit ihm zusammenzuarbeiten: bei einem Benefizkonzert des damaligen Bundespräsidenten von Weizsäcker. Es war eine eindrucksvolle, wenn auch sehr breite Wiedergabe von Bruckners Siebenter – wohl bewußt nicht im Philharmoniker-Domizil, sondern im Schauspielhaus. Dorthin war er schon 1985, 1987 und 1990, in letzten DDR-Tagen, mit »seinem« Orchester aus der Isarstadt gekommen.

Und dort wandte er sich, durch echte Begeisterung gerührt, in Abkehr von seiner sonst eher schroffen Art, freundlich an die vielen Enthusiasten, die ihn am Bühneneingang erwarteten. Auch wenn er kein Autogramm gab – eines seiner Prinzipien war auch die Verweigerung von Interviews und Schallplattenproduktionen. Dennoch scheint es manchen CD-reifen Mitschnitt zu geben. Letzteres freilich veranlaßte ihn, ein besonders hohes Gehalt zum »Ausgleich« für entgangene Einnahmen zu verlangen.

Klassik, Romantik waren seine Domäne. Aber immerhin hat er z. B. Henzes »Undine« und Werke u. a. von Günther Bialas uraufgeführt. Auch hat er selbst komponiert.

Das Leben eines Großen des Taktstockes hat sich vollendet. Seine künstlerische Botschaft wirkt fort, nicht zuletzt bei den Teilnehmern seiner Meisterkurse.

Bremer Nachrichten

28195 Bremen

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 0,0
(Bremer Anzeigenblock)

16.08.96

Der Querdenker im Musikbetrieb

Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache

Von unserem Mitarbeiter
Heinz-Harld Löhlein

Eine der größten und eigenwilligsten, im geistigen Sinne mächtigsten Musikerpersönlichkeiten unseres zur Normierung und sterilen Perfektion neigenden Zeitalters ist nicht mehr: im Alter von 84 Jahren starb der Dirigent Sergiu Celibidache nahe Paris, wo er sein idyllisches Refugium in einer ehemaligen Mühle hatte. In der Seine-Metropole wird er morgen beigesetzt. Sergiu Celibidache, seit 1979 von seinen Musikern angebeteter und von einer riesigen Hörergemeinde umschwärmter Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, war vor zwei Jahren in Florenz, am Beginn einer Europa-Tournee mit seinem Orchester, gestürzt und zog einen Oberschenkelhalsbruch zu. Davon erholte er sich nicht mehr recht. Zahlreiche Konzertabsagen waren die Folge.

Celibidache war ein mystischer Analytiker und magischer Klangstrateg, einer, bei dem die Harmonien atmeten, von weither kamen und geheimnisvoll wieder ins Nichts verschwanden, zwischen Ewigkeit und Ewigkeit indes eine akustische Lichtspur erzeugten, wie wir sie nur bei ihm erlebt haben. Kein anderer unter den Lebenden hat uns Tschaikowskys abgrundtiefe, schmerzlich-süße Melancholie mit bezwingender Intensität offenbart. Niemand außer ihm hat gewaltigere symphonische Dombauten errichtet als er bei seinen Bruckner-Aufführungen in aller Welt, die weder von rascher tickenden Metronomen noch von den Taschenuhren einiger nervös veranlagter Kritiker etwas wissen wollten. „Celi“, wie sie ihn allgemein nannten, wußte um das Geheimnis der großen tragenden Wölbungen und Spannungsverhältnisse.

Wenn Werke von Beethoven oder Brahms dann wirklich einmal „überlastet“ erschienen, was allenfalls von den schnellen Sätzen zu sagen war, dann sprach das nicht gegen den konventionsverweigernden Dirigenten, sondern eher gegen den Hörer und seine eingeschliffenen Erwartungen. Mit Neuer Musik – mit großem N geschrieben – hatte „Celi“ nun wirklich nichts im Sinn, doch stets hätte er sich John Cages Devise zu eigen machen können: „Happy New Ears!“. Das Hören, das Aushören von klanglichen Entwicklungen, das Hineinhören in die Randzonen des Klangphänomens – das war die Lektion, die er den Menschen gab. Auch den Schülern, die er in seinen Dirigierkursen – über Jahre hinweg an der Mainzer Universität zum Beispiel – mit der Geduld eines Zen-Meisters und der Beharrlichkeit eines Kurators in den Vorhof des Tempels begleitete.

Wer unwissend mit ihm sprach, bekam rhetorische Schrammen ab. Denn Celibidache liebte das Paradoxe. Er unterrichtete, was sich nicht lehren läßt, und er erklärte, was sich der Definition entzieht. Sein pädagogischer Eros war kämpferischer, nicht mildtätiger Natur. Seine Duldsamkeit kannte enge Grenzen. Hinter der Fassade über-rumpelnd reaktionsschneller Selbstgewißheit verbarg sich die schutzbedürftige Schicht eines verletzlichen Krebs-Naturells. Hinter punktscharfem Worträtsel („Dauer dauert nicht“), launischen Bonmots (Vortragsbezeichnungen seien nur „herzliche Empfehlungen“) oder mönchisch-wortkarger Replik („Wie kann ich mich befreien?“, „Indem du mich befreist“), kurz: hinter solch rhetorischen Tanznummern verhüllte sich ein Geist, der, unversöhnt mit der Gegenwart, auf Unvergängliches zielte und wie aus Urströmen und älteren Horizonten



Sergiu Celibidache

Foto: dpa

auftaucht. Natürlich war Celibidache der Erbe Wilhelm Furtwänglers im doppelten Sinne: in seinem ästhetischen Habitus und als Dompteur der Berliner Philharmoniker, die ihn nach 1945 an die Stelle des belasteten Kollegen beriefen, bis der 1952 im Triumph zurückkehrte und den Jüngeren vertrieb. Celibidache – 1912 im rumänischen Roman geboren – richtete sich später in Stockholm (1962–1971) und danach in Stuttgart bei den dortigen Rundfunkorchestern ein. Erst Bundespräsident von Weizsäcker erzielte 1992, nach 37 Jahren, eine Aussöhnung des grollenden Alten mit den Berliner Philharmonikern.

Kein Potentat, ein Magier des Taktstocks

Der Dirigent Sergiu Celibidache ist 84jährig verstorben

Von Bernd Klemppow

„Aus einem Taktstock ist noch niemals ein Ton Musik herausgekommen.“ Mit solchem Spottbonmot machte sich der Dirigent Sergiu Celibidache gern über jene Kollegen lustig, die sich und ihre Machtfülle als Musikpotentaten gern überschätzen. Celibidache stellte sich nach den Konzerten stets zum Schlußbeifall in das Orchester. Dabei, so meinen Kritiker wie Musiker, verdiente er als letzter „Magier des Taktstocks“ den Dank des Publikums zuerst und oft allein. Weltweit konnte er mit seinem langjährigen Orchester, den Münchner Philharmonikern, und anderen Klangkörpern wie der Berliner Staatskapelle Ovationen entgegennehmen. Bis er vor zwei Jahren bei einem Konzert in Florenz stürzte und sich den Oberschenkel brach. Seitdem hatte sich der gebürtige Rumäne gesundheitlich nicht wieder erholt. Am Mittwoch verstarb der Künstler, gab gestern seine Frau in Paris bekannt. Heute wird er in der französischen Hauptstadt beerdigt.

Was machte er anders als andere Kapellmeister, daß man ihn den „besten Diener der Musik“ nannte? Der Solobratschist der Münchner Philharmoniker, der nach 13 Jahren unter Herbert von Karajan zu Celibidache ging, begründete seinen Wechsel damit, daß er das ganze sinfonische Repertoire, die Musik noch einmal „neu erleben“ wolle. Keine Rätsel, kein Setzen auf geniale Inspirationen prägten die Dirigierweise des Maestro. Wer Celibidache in den letzten Jahre erlebte, wie der weißhaarige Herr mit schweren

Beinen und nur mit Hilfe den Weg zum Podium schritt, und wie dann mit den ersten Takten Kraft in den Körper zu fließen schien, der wird lange Zeit kaum einen anderen Dirigenten gelten gelassen haben. Celibidache vermochte über weite musikalische Zusammenhänge Spannungen aufzubauen, oft mit einer Ruhe und Langsamkeit, die zunächst verwunderte. Und er forderte von den Musikern perfekte Artikulation von Details. Vielleicht klangen deshalb die Werke bei ihm neu ausgehört. Denn er empfand sie jedesmal neu, konzentrierte sich freilich auch auf wenige Komponisten wie Bruckner und ganz auf sein Münchner Orchester, das er seit 1979 als Generalmusikdirektor leitete.

Wiederholungen, das Konservieren von Musik lehnte er ab – ein wohl einmaliger Standpunkt im Jet-Set-Dirigentenkreis. So gibt es nur wenige frühe Schallplattenaufnahmen von ihm – aus seinen Anfangsjahren, als er als noch unbekannter Dirigent nach Berlin kam. Von 1946 leitete er die Philharmoniker fünf Jahre lang, bis Wilhelm Furtwängler, der aus Entnazifizierungsgründen nicht dirigieren durfte, das von Celibidache auf Hochform gebrachte Orchester wieder übernahm. In Berlin erlebte er auch bittere Stunden, als 1954 nicht er, sondern Herbert von Karajan Nachfolger Furtwänglers wurde. Diese Wunde saß tief, und erst 1992 kehrte Sergiu Celibidache nach 37 Jahren an das Pult der Berliner Philharmoniker anlässlich eines Benefizkonzertes zugunsten rumänischer Kinderheime zurück.



Sergiu Celibidache. 28. Juni 1912 – 14. August 1996

Dresdner Morgenpost

01067 Dresden

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: G 171,5

16.08.96

Star-Dirigent Sergiu Celibidache †

PARIS/MÜNCHEN - Sergiu Celibidache (84, Foto), Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, ist am Mittwoch bei Paris gestorben. Der Musiker war seit langem krank und hatte sich wiederholt am Pult vertreten lassen müssen.

Celibidache wurde am 28. Juni 1912 in Rumänien geboren. Nach anfänglichem Mathematik- und Philosophie-Studium wandte er sich der Musik zu. Typisch für den exzentrischen Künstler war seine Abneigung gegen

Schallplattenaufnahmen, von denen es deshalb auch nur wenige gibt.

Ein heikler Punkt im Leben des Dirigenten war sein Verhältnis zu den Berliner Philharmonikern. Fünf Jahre lang durfte er das Orchester nach dem 2. Weltkrieg leiten, bis Vorgänger Wilhelm Furtwängler, der im Zuge der Entnazifizierung gesperrt worden war, das Orchester 1952 wieder übernahm. Nach Furtwänglers Tod 1954 unterlag Celibidache bei der Wahl des Nachfolgers Herbert von

Karajan. Erst 1992 trat der verärgerte Celibidache auf eine Bitte von Bundespräsident von Weizsäcker wieder vor das Orchester.

Die gesundheitlichen Probleme Celibidaches hatten schon öfter zu Diskussionen geführt, ob es nicht besser wäre aufzuhören. Vor zwei Jahren war der ohnehin herzkranke Musiker schwer gestürzt und hatte sich einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen, von dem er sich nicht wieder erholte. Am 2. Juni dirigierte Celibidache die Münchner Philharmoniker zum letzten Mal. Heute wird er in Paris beerdigt.



16.08.96



Sergiu Celibidache: Reichtum im Langsamen

Foto: dpa

Ein großer sinfonischer Zauberer hat den Taktstock aus der Hand gelegt

Sergiu Celibidache, Chef der Münchner Philharmoniker, ist in Paris gestorben

München (dpa) • Der Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, ist nach Angaben des rumänischen Rundfunks im Alter von 84 Jahren gestorben. Wie Radio Bukarest gestern meldete, starb der Maestro am Mittwoch in Paris. Seit über zwei Jahren war der Maestro schwer herzkrank und nach einem Oberschenkelhalsbruch zusätzlich gehbehindert. Immer häufiger hatten ihn Gastdirigenten vertreten müssen, dennoch hielt das Orchester, das ihm viel verdankt, bis zuletzt zum „König der Sinfonie“. Mit Celibidache verlieren die Münchner und die Musikwelt einen der ganz großen charismati-

schen Dirigenten. Seine Tourneen glichen Triumphzügen. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit von der Kritik wie von Konzertgängern bejubelt und verehrt. Unter Celibidache verschmolzen die Münchner Philharmoniker zu einem weltberühmten Klangkörper. Für viele, so für den Cellisten Jörg Eggbrecht, war es eine „Erfüllung, unter diesem Genie spielen zu dürfen“. In seinem Element war der Meister der breiten Tempi, der lästigen Fotografen und kritischen Fragern stets ungnädig begegnete, immer dann, wenn er auf seinem Stuhl vor dem Orchester thronte und auswendig

probierte, dozierte und dirigierte: „Da wußte man wieder, warum man Musiker geworden ist.“ Über Paris kam der gebürtige Rumäne nach Berlin, wo er an der Spitze der Philharmoniker eine der faszinierendsten Erscheinungen der Zeit nach dem Krieg war - bis Wilhelm Furtwängler das von „Celi“ auf Hochform gebrachte Orchester dann wieder übernahm. Doch in Berlin erlebte der Maestro auch seine bitterste Stunde, als nicht er, sondern Karajan Nachfolger Furtwänglers wurde. Celibidaches Credo: „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“. Hilmar Bahr

16.08.96

Der weltbekannte Dirigent Sergiu Celibidache starb im Alter von 84 Jahren

Der Tod nahm dem Zauberer den Taktstock aus der Hand

München (dpa). Sergiu Celibidache, der „König der Symphonie“, ist tot. Der 84 Jahre alte Münchner Generalmusikdirektor starb, wie erst gestern bekannt wurde, am Mittwoch bei Paris. Seit über zwei Jahren war der Maestro schwer herzkrank. Immer häufiger hatten ihn Gastdirigenten am Pult der Münchner Philharmoniker vertreten müssen, dennoch hielt das Orchester bis zuletzt zu seinem international renommierten Chef.

Mit Celibidache verlieren die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen der ganz großen charismatischen Dirigenten. Seine weltweiten Tourneen glichen Triumphzügen. Beifallsstürme brandeten auf, kaum daß der Maestro das Podium erklommen hatte. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit verehrt.

Ehrenbürger Münchens

Unter Celibidache verschmolzen die Münchner Philharmoniker zu einem weltberühmten Klangkörper. Für viele, so für den Cellisten Jörg Eggbrecht, war es eine „Erfüllung, unter diesem Genie spielen zu dürfen“. In seinem Element war der Meister der breiten Tempi immer dann, wenn er auf seinem Stuhl vor dem Orchester thronte und auswendig probierte, dozierte und dirigierte: „Da wußte man wieder, warum man Musiker geworden ist.“



Sergiu Celibidache Foto: dpa

Der gebürtige Rumäne, der in einer ehemaligen Mühle bei Paris lebte, hatte seit 1979 als Chefdirigent der Philharmoniker in der Isar-Metropole Überragendes geleistet. An seinem 80. Geburtstag ehrte die bayerische Landeshauptstadt ihr musikalisches Aushängeschild mit der Ehrenbürgerwürde.

Über Paris kam der Musiker als noch unbekannter Dirigent nach Berlin, wo er an der Spitze der Philharmoniker fünf Jahre lang eine der populärsten und faszinierendsten Erscheinungen der Zeit nach dem Krieg war – bis Wilhelm Furtwängler das von „Celi“ zuvor auf Hochform gebrachte Orchester dann wieder übernahm. Doch in Berlin erlebte der Maestro auch seine

wohl bittersten Stunden, als nicht er, sondern Herbert von Karajan Nachfolger Furtwänglers wurde. Diese Wunde saß tief, und erst 1992 kehrte er nach 37 Jahren an das Pult der Berliner Philharmoniker anlässlich eines Benefizkonzertes zugunsten rumänischer Kinderheime zurück.

Eine Rose zum Abschied

Nach Berlin und vor München wirkte der Dirigent als begehrter und hochbezahlter Gastdirigent, der sich in Rom, Schweden und Stuttgart wieder stärker band. Seine Abneigung gegen jede Art von Tonkonserven machten den „Guru der Musik“ und unbequemen Querdenker zu einem Außenseiter unter den großen Dirigenten. Für Celibidache zählte nur der Augenblick des Empfindens, so daß es kaum Aufnahmen von seinen Konzerten gibt. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, war sein lebenslanges künstlerisches Credo.

Den letzten Dank seines Publikums erhielt Sergiu Celibidache in Form einer Rose. Eine Verehrerin überreichte dem Dirigenten diese Blume am Abend des 2. Juni in der Münchner Philharmonie, nachdem die letzten Noten von Mozarts erstem Klavierkonzert in Moll verklungen waren. Es sollte der letzte Auftritt des Maestros sein.

Dirigent Sergiu Celibidache 84jährig gestorben

Meister der Tempi war zuletzt international renommierter Chef der Münchner Philharmoniker

Der international renommierte Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, ist im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben. Das bestätigte die Schwägerin des aus Rumänien stammenden Künstlers am Donnerstag in Bukarest der dpa. Celibidache wohnte in einer Mühle am Rande von Paris. Der Musiker mit den markanten Gesichtszügen und den zurückgekämmten weißen Haaren war bereits seit über zwei Jahren gesundheitlich angeschlagen und hatte sich wiederholt am Pult vertreten lassen müssen.

Der Maestro führte die Münchner Philharmoniker seit seinem Amtsantritt 1979 zu großem internationalem Ansehen. Zum 80. Geburtstag würdigte Bundeskanzler Kohl 1992 den Dirigenten als Künstler von faszinierender Ausstrahlungskraft, der es verstehe, Orchester und Publikum gleichermaßen in seinen Bann zu ziehen.

Auf zahlreichen Auslandstourneen wurden die Münchner Musiker unter Celibidache gefeiert. Eine brasilianische Zeitung lobte ihn nach einem Gastspiel als „König der Sinfonie“. Typisch für den bisweilen exzentrischen Künstler war seine Abneigung gegen Schallplattenaufnahmen, von denen es nur wenige gibt. Seine extreme Art des Dirigierens, die ihm auch den Beinamen „Meister der Tempi“ einbrachte, fand beim Publikum meist begeisterte Zustimmung, bei Kritikern aber auch Ablehnung.

Besonders setzte sich Celibidache für den Nachwuchs ein. In Bologna und Siena hielt der Musiker Dirigierkurse ab, und beim Schleswig-Holstein Musik Festival leitete er 1988 die Orchester-Akademie auf Schloß Salzwitz. Inzwischen gibt es auch eine nach ihm benannte Stiftung zur Förderung junger Dirigenten. Der Maestro trat auch als Komponist in Erscheinung. Zu seinen Werken gehören vier Sinfonien, ein Klavierkonzert und mehrere Suiten.

Ein besonders heikler Punkt im Leben des so erfolgreichen Dirigenten war sein Verhältnis zu den Berliner Philharmonikern. Fünf Jahre lang durfte er das Renommierorchester nach dem Zweiten Weltkrieg leiten. Nach Furtwänglers Tod 1954 wurde Celibidache neben Herbert von Karajan auch als potentieller Nachfolger genannt. Aber seine nach Ansicht von manchen Musikern allzu scharfe Art



Sergiu Celibidache ist am Mittwoch im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben. Die Aufnahme zeigt ihn bei Proben mit den Münchner Philharmonikern im Februar 1990.

der Orchestererziehung führte dazu, daß Herbert von Karajan bei der Wahl den Vorzug erhielt. Erst 38 Jahre später, 1992, war Celibidache bereit, wieder am Pult der Berliner Philharmoniker zu stehen.

Celibidache wurde am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien geboren. Nach anfänglichem Mathematik- und Philosophie-Studium wandte er sich der Musik zu. Paris und Berlin gehörten zu seinen Lehrstationen. Als Furtwängler 1946 aus Entnazifizierungsgründen seine Berliner Philharmoniker nicht leiten durfte, nutzte Celibidache die ihm gebotene Chance.

In den 50er und 60er Jahren feierte der Maestro große Erfolge auch als Gastdirigent unter anderem mit der Königlichen Kapelle Kopenhagen, dem Bremischen Philharmonischen Staatsorchester und der Ostberliner Staatskapelle. Eine feste Bindung mit einem Orchester übernahm der

eigenwillige Dirigent erst 1961 wieder mit dem Schwedischen Radiosinfonieorchester. Von 1972 bis 1979 war der Rumäne ständiger Dirigent und Leiter des Stuttgarter Radiosinfonieorchesters, bis ihn der Ruf an die Spitze der Münchner Philharmoniker führte. An seinem 80. Geburtstag wurde ihm die Ehrenbürgerwürde der Isarstadt verliehen.

Auch der Orden „pour le mérite“ und das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern gehören zu den Auszeichnungen des Künstlers, der die deutsche Staatsbürgerschaft besaß. „Die musikalische Welt hat einen ihrer ganz großen Dirigenten verloren.“ Mit diesen Worten würdigte Edmund Stoiber, Bayerischer Ministerpräsident, die Arbeit des „Genius, der unvergessen bleiben wird“, wie Bundespräsident Roman Herzog den Dirigenten in einem Beileidstelegramm an seine Witwe nannte.

Sergiu Celibidache starb im Alter von 84 Jahren in der Nähe von Paris

Ein unbeugsamer Qualitätsfanatiker

Für Schlagzeilen hat er immer gesorgt, ohne daß es Skandale gegeben hat. Er war einer der Schwierigen unter den Dirigenten, der den Widerspruch herausforderte, keine Verträge unterschrieb, weil auf sein Wort, seinen Handschlag Verlaß war. Sergiu Celibidache wurde geliebt und gefürchtet. Nie stand er im Orchestergraben eines Opernhauses, nie stand er für Schallplattenaufnahmen zur Verfügung. Das stand seiner Popularität beim breiten Publikum im Weg. Wer ihn erleben wollte, mußte hingehen, er vertraute dem Live-Erlebnis, der Unwiederbringlichkeit des Augenblicks.

Bereits am Mittwoch ist Celibidache in Paris gestorben, wo er einen Wohnsitz hatte. Im Alter von 84 Jahren erlag er seinem langen Herzleiden, das ihn in den letzten Jahren immer wieder gezwungen hatte, Konzerte und Tourneen abzusagen. Das führte zu Spannungen mit den Münchner Philharmonikern, „sei-

nem“ Orchester, das er zu Weltruhm geführt hatte.

Leicht hat er es den Musikern nicht gemacht. Er war der Schwierige am Dirigentenpult, der seinen eigenen Kopf hatte, ein Pedant mit Trotz und Charisma. Im Hofmannsthalschen Sinn verschloß er sich nach außen, um sich ja nicht preiszugeben. Daß sich hinter der kompromißlosen Künstlernatur eine hochsensible Musikerseele verbarg, war nur bei den Konzerten Celibidaches zu erfahren.

Wander- und Reiseleben

Kaum hat er Interviews gegeben. Wenn er sich aber einmal dazu bereitfand, hielt er mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg. Auch dann nicht, wenn es um Kollegen ging. Das verärgerte einst Karl Böhm so sehr, daß er nicht bereit war, jemals wieder die Münchner Philharmoniker zu dirigieren. Der junge Celibidache, damals mit fliegender

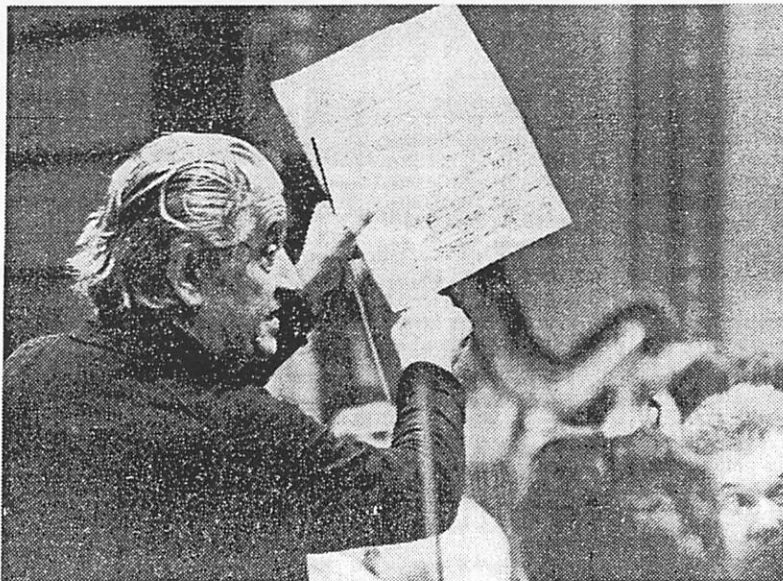
schwarzer Mähne, gab nach Furtwänglers Tod in Berlin ein Intermezzo, als er überraschend zum Chef der Philharmoniker berufen wurde, bis ihn Karajan ablöste. Danach führte er ein Wander- und Reiseleben, dirigierte in Nord- und Südamerika, stand in Mexiko am Pult, leitete das Santa-Cecilia-Orchester in Rom, ehe er 1972 als Chef des Radiosinfonieorchesters Stuttgart wieder eine feste Bindung einging. Aber auch dort verweigerte er sich dem Musikbetrieb, boykottierte Festspiele und trug selbst zu seinem Ruf als Unbekannter unter den bekannten Dirigenten bei.

Die Münchner Philharmoniker übernahm „Celi“, wie er dort nicht ohne Respekt genannt wurde, im Jahr 1979, und seitdem mußten auch Stadtrat und Kulturreferent durch allerlei Wechselbäder hindurch, um den eigenwilligen Nonkonformisten zu halten. Das Orchester wurde im Stellenplan aufgestockt, sonst wäre der Maestro nicht in die Isarmetropole gekommen. Es hat sich gelohnt, wie man Celibidache bescheinigen mußte.

Seine Tempi waren breiter geworden, doch nie schleppend. Wenn „Celi“ den Bolero von Ravel dirigierte, lag fast quälende Spannung im Saal. Er begeisterte mit den Hiller- und Mozartvariationen von Max Reger, kannte die Geheimnisse der Beethoven- und Brahms-Interpretation. Als Spezialist für die Werke eines Komponisten oder einer Stilrichtung hat er sich nie betrachtet. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reiz der Musik“, bekannte er in späteren Jahren, als er bereits abgeklärt zurückblickte.

Obwohl man ihn zwischen Mozart und Hindemith einzugrenzen versuchte, beschäftigte sich Celibidache in späteren Jahren auch mit Bach. Er entdeckte und vermittelte die Geheimnisse der Musik, die identisch mit seinem Leben war.

W. Bronnenmeyer



Sergiu Celibidache bei einer Probe

Foto: Keystone

Dirigent mit hypnotischer Kraft Maestro Sergiu Celibidache tot

Der Dirigent der Münchner Philharmoniker starb mit 84 Jahren in Paris

MÜNCHEN. Musik als Meditation: Die Zuhörer mit Bruckner, Brahms oder Beethoven in Trance versetzen, das konnte der Maestro mit den langen weißen Haaren.

Der große Dirigent Sergiu Celibidache ist im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben. Als Dirigent der Münchner Philharmoniker hatte er weltweit Kultstatus.

Seit Jahren schwer herzkrank, war er im Mai 1994 in Florenz schwer gestürzt und hatte sich einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen. Seither war er schwer gehbehindert, und immer wieder mußten Konzerte wegen seiner schlechten Gesundheit abgesagt werden.

So konsequent war kein anderer: Plattenaufnahmen lehnte der eigenwillige Dirigent ab. Konserven würden die Klassik töten. Nur das unmittelbare Konzerterleb-

nis, meinte der gläubige Buddhist, könne das Wesen der Musik vermitteln. An der Verachtung der Tonträger lag es auch, das „Celi“, wie ihn seine Verehrer nennen, nie richtig populär wurde.

Aber es gibt sie doch, Raubmitschnitte von seinen einmaligen Aufführungen, für die er zuletzt 45 000 Mark pro Abend bekam. Die zeigen seine extreme Art, große Musik zu dirigieren. Die Zuhörer wurden entweder zu bedingungslosen Anhängern oder schärfsten Kritikern.

Zu den faszinierendsten Celibidache-Dokumenten gehört eine Doppel-CD mit Bruckners monumentaler achter Sinfonie. Klassik als Droge: Langsamer, ausufernder, klangsatter und hypnotischer hat sie kein anderer dirigiert.

Der am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien geborene Dirigent wandte sich erst

nach anfänglichem Mathematik- und Philosophie-Studium der Musik zu. Als Wilhelm Furtwängler 1946 aus Entnazifizierungsgründen die Berliner Philharmoniker nicht leiten durfte, nutzte Celibidache die Chance und leitete das Elite-Orchester fünf Jahre lang, bis Furtwängler es 1952 wieder übernahm.

Das hat er nie verwunden: Nach Furtwänglers Tod 1954 wurde Herbert von Karajan Chef der Philharmoniker. „Celis“ allzu scharfe Art der Orchestererziehung führte dazu, daß Karajan den Vorzug erhielt.

In den kommenden Wochen hat die Stadt München große Probleme, seine Nachfolge zu regeln. Sie hatte nämlich 1985 einen Vertrag auf Lebenszeit mit Celibidache als Generalmusikdirektor geschlossen. Über einen Nachfolger wollte der Maestro nicht mit sich



Sergiu Celibidache faszinierte die Klassikfans. Foto: dpa

reden lassen, er sah nie einen neben sich.

Legendär sind seine Beschimpfungen anderer großer Dirigenten, weder Herbert von Karajan noch Leo-

nard Bernstein fanden Gnade. Als Nachfolger sind der britische Dirigent Sir Simon Rattle und der US-Orchesterchef James Levine im Gespräch. **Que**

Durch große Härte zum weichen Klang

Zum Tod des Dirigenten Celibidache

Von unserem Mitarbeiter
Hans Lehmann

Sein Anfang war bereits Vollendung. Als der 33jährige, unbekannte Rumäne Sergiu Celibidache 1946 nach dem gewaltsamen Tod des Interimsleiters Leo Borchard an die Spitze der Berliner Philharmoniker berufen wurde, zeigte er sich zur Verblüffung aller bereits als fertiger Dirigent. Ein schmaler, junger, glühender Beschwörer symphonischer Ekstasen, der ohne Erfahrung und Routine ein Ensemble von Starmusikern sieben Jahre lang über alle Fährnisse eisern trainierte, so daß Wilhelm Furtwängler, als er 1953 wieder dirigieren durfte, sein Orchester in Hochform übernehmen konnte.

Daß die Kulturbehörden und auch die Berliner Philharmoniker selbst zwei Jahre später beim Tode Furtwänglers den jungen Herbert von Karajan zum Chefdirigenten wählten, blieb das Trauma seines fortan unruhigen musikalischen Wanderlebens. Die Absage der Instrumentalisten, mit denen er über 350mal umjubelt musiziert hatte, lag nicht zuletzt in der merkwürdigen Charaktermischung dieses selbstbewußten Exzentrikers begründet, seiner verletzenden Art der Kritik, seinem kompromißlosen Führungsanspruch. 1963 übernahm er die Leitung des schwedischen Rundfunksymphonieorchesters, und 1972 ging er in der gleichen Position zum Süddeutschen Rundfunk Stuttgart.

Er blieb der Schwierige unter den dirigierenden Nonkonformisten, der immer wieder Diskussionen provozierte als Verweigerer geäußelter Begriffe des Musikbetriebes, der weder Schallplattenstudios noch Opernbühnen betrat und daher unter den namhaften Dirigenten einem breiten Publikum relativ unbekannt blieb. Bis ihn die Münchner Philharmoniker 1979 zu ihrem Generalmusikdirektor machten und Celi, wie er zumeist genannt wird, als allmächtiger Pulther und Perfektionist musikalischer Details in die Spalten der Medien geriet und wohl auch durch Starallüren und extreme Forderungen an die Münchner Kulturbehörden verblüffte, einschließlich der



Sergiu Celibidache. Foto: dpa

Absetzung des Orchesterdirektors, der Celi geholt hatte.

Der Selbstbewußte versprach denn auch emphatisch bei Dienstantritt, den Münchner Philharmonikern unter seiner Leitung Weltgeltung zu verschaffen. Celi formte sie tatsächlich mit Strenge und Suggestion nach seinem Bilde und machte sie zum hochrangigen Musikerensemble, das über weiche, warme Klangfülle verfügt und ein wunderbar fasettiertes Piano produziert. Vor allem bei den Franzosen Debussy oder Berlioz entwickelte Celibidache einen siebten Sinn für sublimen Klangmischungen, die auch den fülligsten Orchestersatz noch durchsichtig erscheinen lassen.

Mit der Stadt München hatte er einen äußerst lukrativen, lebenslänglichen Vertrag geschlossen, der dann in den letzten Jahren, krankheitsbedingt, von ihm nicht mehr voll erfüllt werden konnte, aber auch verhinderte, daß ein berufener Nachfolger bereitstand. Jetzt wird händeringend einer gesucht. Der Pädagoge Celibidache sorgte sich dagegen um den Nachwuchs. Zu seinen vielbeachteten Dirigierkursen drängte man sich. Ein amerikanischer Musikstudent sagte tief beeindruckt nach einem Kursbesuch: „Er wandelt nicht direkt auf dem Wasser, aber es ist schon imponierend, wie er es immer wieder versucht.“ In der Nacht zum Donnerstag starb der rumänische Dirigent mit deutschem Paß 84jährig in Paris, wo er seine letzte Ruhestätte finden wird.

16.08.96

N VI



Meister der Tempi: Sergiu Celibidache

Zum Tod von Sergiu Celibidache

Ein Berserker mit buddhistischen Zügen

Dirigent der Münchner Philharmonie pflegte radikales Klangbild

Von unserem Redakteur
ANDREAS HILLGER

Halle/MZ. Auf dem Weg zu seinem Klangideal war Sergiu Celibidache immer bedächtiger geworden. Kritiker beobachteten mit ängstlicher Faszination, wie sich Bruckners vierte Sinfonie von der gewohnten, rund einstündigen Spieldauer zu einem Marathon über 85 Minuten auswuchs. Doch in diesen radikalen Tempi zelebrierte der Maestro, der auch den Weg zum Dirigentenpult seit Jahren nur noch als langsamen Satz bewältigte, hinreißend ausgefeilte Lesarten eines eng umrissenen Repertoires. Nun ist das Zögern zum Stillstand gekommen: Am Mittwoch starb, wie erst gestern bekannt wurde, Sergiu Celibidache in seiner Wohnung bei Paris.

Der von Musikern wie Fans liebevoll „Celi“ getaufte Künstler, der am 28. Juni 1912 als Sohn eines griechisch-orthodoxen Präfekten im rumänischen Roman geboren wurde, hatte seine musikalische Karriere nach ersten Studien der Mathematik und Philosophie in Berlin begonnen. Nach erfolgreichen Auftritten mit einem Hochschulorchester übernahm der erst 33jährige 1946 zeitweise den Taktstock der Berliner Philharmoniker, weil deren früherer Leiter Wilhelm Furtwängler den Alliierten wegen seiner Nähe zu den nationalsozialistischen Diktatoren zunächst bedenklich erschien. Folgerichtig rechnete sich Celibidache 1954 gute Chancen als dessen Nachfolger aus und schwor, als die Wahl der Musiker auf Herbert von Karajan gefallen war, ewige Abstinenz vom Berliner Pult.

Die Versöhnung kam nach über 37 Jahren, als der Dirigent in Rom, Kopenhagen, Tokio, Stuttgart und ab 1979 als Chef der Münchner Philharmoniker Karriere gemacht hatte. Als Sergiu Celibidache am

31. März 1992 auf Einladung des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker erneut die Berliner Philharmoniker dirigierte, war die Heimkehr der Triumphzug eines legendären Maestros. Zur Feier der Heimkehr wählte der Besänftigte Bruckners Sinfonie Nr. 7, als Benefiz kam der Erlös Kinderheimen in Rumänien zugute.

Doch mehr als alle politisch korrekten Begleiterscheinungen faszinierte einmal mehr die exakte Interpretation, die dem Wort „Werktreue“ einen neuen Klang gab: Seine Neigung zum nuancierenden Verweilen rechtfertigte der „König der Sinfonik“, der seit langem die Lehren des Zen-Buddhismus studierte, durch einen scheinbar kunstlosen, konzentrierten Aufbau des Klanggebäudes.

Wer ein so radikales Musikverständnis kultiviert, bleibt freilich nicht unumstritten. Sergiu Celibidache pflegte seinen Ruf als „Berserker vom Balkan“ durch narzisstische Posen, die an den wenigen Kollegen in der internationalen Dirigentenelite kaum ein gutes Haar ließen. Von Arturo Toscanini bis Zubin Mehta war keiner vor seiner spitzen Zunge sicher, unaufmerksame Musiker wurden in den ausufernden Proben mit ätzendem Sarkasmus abgestraft. Die Münchner Philharmoniker nahmen die Nachricht vom Tod ihres lebenslänglich verpflichteten Chefs gestern dennoch fassungslos zur Kenntnis: „Wir werden einen anderen Dirigenten finden müssen, aber es wird keinen Nachfolger geben.“

Daß Celibidaches Werk seinen Schöpfer nur in Ausschnitten überleben wird, liegt an seiner heftigen Abneigung gegen Tonkonserven. 1992 aber war der große Konservative plötzlich seiner Zeit voraus: Eine Bild-CD dokumentiert nun Passagen aus der Arbeit des Jahrhundert-Dirigenten.

16.08.96

»Barscher Berserker vom Balkan« oder Genie?

Sergiu Celibidache, Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, ist 84jährig gestorben

Für die einen war er ein »Berserker«, ein Fanatiker, für die anderen schlicht ein Genie. Kaum einer der großen Dirigenten dieser Welt hat unter Kollegen, Musikern und Kritikern so widersprüchliche Reaktionen ausgelöst wie Sergiu Celibidache. Als Chefdirigent führte der gebürtige Rumäne die Münchner Philharmoniker seit 1979 im Alleingang an die Weltspitze. Seine weltweiten Tourneen glichen Triumphzügen. Im Alter von 84 Jahren ist Celibidache am Mittwoch in seinem Wohnort in der Nähe von Paris gestorben.

In Bukarest, in München und in Paris löste die Nachricht tiefe Trauer aus. In Rumänien sendete der Rundfunk nach der Todesmeldung Kompositionen und Aufnahmen, die unter Celibidaches Leitung eingespielt wurden. Schon seit Monaten hatte der schlechte Gesundheitszustand von »Celi«, wie er von seinen Fans liebevoll genannt wurde, die Programm-Planungen der Münchner Philharmoniker weitgehend lahmgelegt.

Seit Jahren schwer herzkrank, war er im Mai 1994 in Florenz gestürzt und hatte sich einen Oberschenkelhalsbruch zugezogen. Seither war er schwer gehbehindert, und immer wieder mußten Konzerte wegen seiner schlechten Gesundheit abgesagt werden. Trotzdem hatte die Stadt München große Probleme, seine Nachfolge zu regeln. Sie hatte nämlich 1985 einen Vertrag auf Lebenszeit mit Celibidache als Generalmusikdirektor geschlossen. Über einen möglichen Nachfolger wollte der »Maestro« nicht mit sich reden lassen.

Immer wieder wurden neue Namen ins Gespräch gebracht, darunter international renommierte Dirigenten wie James Levine, Zubin Mehta oder Simon Rattle. Doch vor den Augen Celibidaches fand kaum ein Kollege Gnade. Ob Herbert von Karajan, Claudio Abbado oder Carlos Kleiber: jahrzehntelang

überzog er die Weltspitze der Musik mit Spott und Häme. Als »barscher Berserker vom Balkan« beschrieb ihn die Hamburger Wochenzeitung »Die Woche« vor wenigen Monaten.

Plattenaufnahmen lehnte der eigenwillige Chefdirigent ab, weil sie niemals die volle Wirkung der Musik vermitteln könnten. Aus diesem Grund existieren heute nur einige wenige Plattenaufnahmen aus seiner frühen Dirigentenzeit. Für die Mitglieder seines Orchesters bedeutete dies so manchen finanziellen Ausfall. Doch weder seine exzentrische Art noch die Berichte über seine hohen Gagen – zuletzt erhielt er 45 000 Mark pro Konzert – taten der

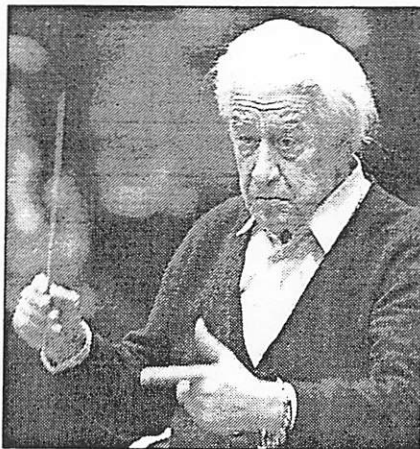
glühenden Verehrung seiner Fanggemeinde einen Abbruch.

Wenn der weißhaarige »Maestro« am Pult stand, hielten seine Zuhörer den Atem an. Sein sensibler und doch temperamentvoller Umgang mit der Partitur trug ihm den Ruf ein, jedesmal einen neuen Schöpfungsakt zu vollziehen. Er galt als eine der populärsten und faszinierendsten Erscheinungen am Dirigentenpult.

Das war von Anfang an der Fall. 1912 in Rumänien geboren, studierte der mathematisch und musikalisch hochbegabte Celibidache zunächst in Jassy, dann in Paris und in Berlin. Als er 1946 zum ersten Mal die Berliner Philharmoniker dirigieren durfte, hatte er bis dahin nur mit Laienchören gearbeitet. Seine Chance bekam Celibidache, weil der Interimsdirigent Leo Borchard von einem Soldaten versehentlich erschossen worden war und der eigentliche Chefdirigent Wilhelm Furtwängler noch seine »Entnazifizierung« abwarten mußte.

So wurde »Celi« 1946 im Alter von 33 Jahren kommissarischer Leiter der Berliner Philharmoniker. Der harte Bruch kam acht Jahren später: Nach dem Tode Furtwänglers sprach sich das Orchester für Herbert von Karajan als Nachfolger aus – und gegen Celibidache, dem ein äußerst harscher Führungsstil nachgesagt wurde. Danach folgten für den ungestümen Rumänen lange Jahre der Wanderschaft, die ihn unter anderem nach Kopenhagen, Stockholm, Berlin, Stuttgart und Tokio führten, bevor er 1979 die Leitung der Münchner Philharmoniker übernahm.

Hier fand er sein Zuhause. »Solange noch ein Atemzug in ihm war, wollte er in München Chefdirigent sein«, sagte Florian Sattler, Sprecher der Stadt München, nach Bekanntwerden der Todesnachricht. »Es wird sehr, sehr schwer sein, einen Nachfolger zu finden, der ihm gerecht wird.« Uta Winkhaus



SERGIU CELIBIDACHE, der international renommierte Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, ist tot. Die Beerdigung soll an diesem Freitag in Paris stattfinden. Celibidache besaß am Rande der französischen Metropole einen Wohnsitz. Der Musiker mit den markanten Gesichtszügen und den zurückgekämmten weißen Haaren war seit über zwei Jahren gesundheitlich angeschlagen. Foto: dpa

16.08.96



Sergiu Celibidache – einer der letzten großen Dirigenten ist tot.

(Foto: R/A)

Der letzte Musikheilige

Zum Tod des Dirigenten Sergiu Celibidache

In der Berufssparte der Dirigenten, deren hervorragendste Vertreter allesamt bizarre Eigenheiten und seltsame Extravaganzen kultivieren, nahm Maestro Sergiu Celibidache nichtsdestotrotz eine einsame Sonderstellung ein: Er war der letzte Musikheilige, huldigte vehement und kompromißlos einem verwunschenen Ideal. Musikmachen war für ihn ein heiliger Akt, der gar nicht lang genug dauern konnte. Also spielte er die langsamste Musik, die sich überhaupt vorstellen ließ. Eine Bruckner-Sinfonie in seinen Händen wurde zu einem wohlüberlegten und minutiös ausgezirkelten Stellvertreterakt für die Erschaffung der Welt. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

In einer Zeit, wo die elektronischen Medien längst die Oberhand gewonnen haben, setzte der 1912 in Rumänien

geborene Sergiu Celibidache und einzig wahre Nachfolger von Wilhelm Furtwängler (der er leider nie werden durfte), ausschließlich auf das Konzert als einzig mögliche Form lebendigen Musizierens. Musik auf Tonkonserven lehnte er entschieden ab und die meisten seiner (teilweise notenunkundigen) Star-Kollegen, die sich von den Schallplattengiganten wie Popanze vermarkten ließen, hielt er für ausgemachte Scharlatane. Tatsächlich lebte er im falschen Jahrhundert, denn mittels der grassierenden technischen Reproduzierbarkeit wurde für ihn in unserer Zeit Musik zum Verschwinden gebracht. Er bäumte sich dagegen auf, und fand tatsächlich in späten Jahren in München als Chef der dortigen Philharmoniker gute Arbeitsbedingungen, seinem hoched-

len und anachronistischen Ideal nachzustreben. So ganz nebenbei hat er das Münchner Orchester, das auch in den letzten, durch schwere Krankheiten überschatteten Jahren treu zu ihm stand, zur Weltspitze gebracht.

Am vergangenen Mittwoch ist Sergiu Celibidache in Paris gestorben. Über einen anderen Toten hat Celi, wie ihn seine Freunde nannten, in einem seiner raren Interviews folgende Geschichte erzählt: „Als Maximilian I. gestorben ist, hat ein Komponist eine Komposition geschrieben, die zehn Minuten lang war. Sie wurde von 80 Posaunen ausgeführt und war so schön, so hat man es beschrieben daß der Tote der einzige war, der nicht geweint hat. Na, sehen Sie heute die Leute noch weinen bei 80 Posaunen?“

Gottfried Blumenstein

nordkurier

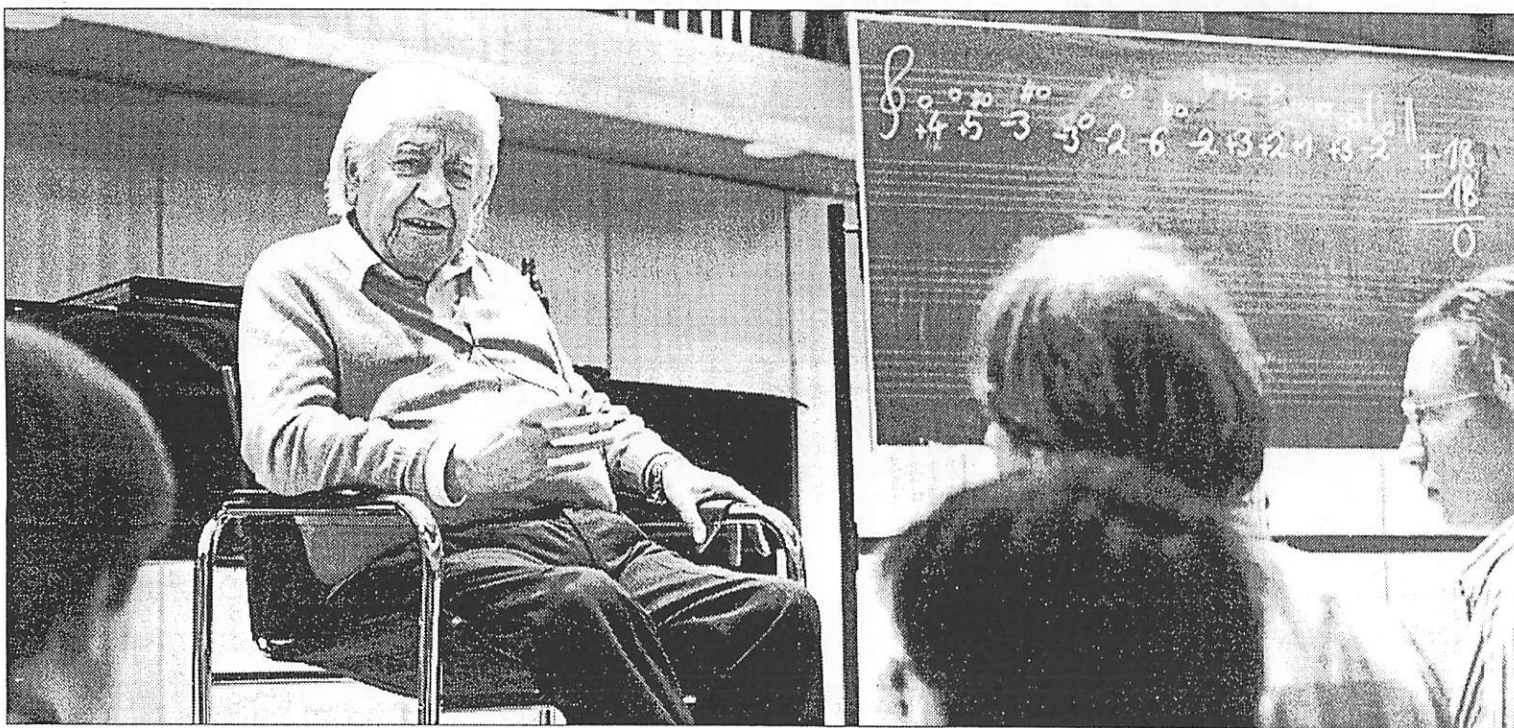
17034 Neubrandenburg

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 6 153,6

16.09.96

N 01

„König der Symphonie“, Sergiu Celibidache, ist tot



Sergiu Celibidache, der „König der Symphonie“, ist tot. Der 84 Jahre alte Münchner Generalmusikdirektor starb, wie Radio Bukarest unter Berufung auf seine Schwägerin meldete, bereits am Mitt-

woch bei Paris, wo der Künstler einen Wohnsitz hatte. Seit über zwei Jahren war der Maestro schwer herzkrank und gehbehindert. Mit Celibidache verlieren die Münchner Philharmoniker und die

Musikwelt einen der ganz großen charismatischen Dirigenten. Seine weltweiten Tourneen glichen Triumphzügen. Celibidache hielt Kurse (so wie hier) an der Münchner Musikhochschule. Foto: amw

16.08.96



Guru der Musik und unbequemer Querdenker: Sergiu Celibidache. Foto: Kövesdi

Maestro Sergiu Celibidache starb im Alter von 84 Jahren

„König der Symphonie“

Sergiu Celibidache ist tot. Der 84jährige Münchner Generalmusikdirektor starb bereits am Mittwoch in der Nähe von Paris. Der eigenwillige Dirigent galt als Genie und wurde von Kritikern und Musikern weltweit verehrt und umjubelt. Seine schwere Krankheit hatte den Leiter der Münchner Philharmoniker in den letzten Monaten viele Auftritte absagen lassen.

MÜNCHEN

Hilmar Bahr

Seit über zwei Jahren war Sergiu Celibidache schwer herzkrank und nach einem Oberschenkelhalsbruch zusätzlich gehbehindert. Immer häufiger hatten ihn Gastdirigenten am Pult der Münchner Philharmoniker vertreten müssen, dennoch hielt das Orchester, das ihm viel verdankt, bis zuletzt zu seinem international renommierten Chef. Am Mittwoch starb der „König der Symphonie“ in der Nähe von Paris.

Mit ihm verlieren die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen der ganz großen charismatischen Dirigenten. Seine weltweiten Tourneen gleichen Triumphzügen. Beifallsstürme brandeten auf, kaum daß der Maestro das Podium erklommen hatte. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit von der Kritik wie von Kon-

zertgängern gleichermaßen bejubelt und verehrt.

Unter Celibidache verschmolzen die Münchner Philharmoniker zu einem weltberühmten Klangkörper. Für viele, so für den Cellisten Jörg Eggbrecht, war es eine „Erfüllung, unter diesem Genie spielen zu dürfen“. In seinem Element war der Meister der breiten Tempi, der lästigen Fotografen und kritischen Fragern stets ungnädig begegnete, immer dann, wenn er, die weißen Haare streng zurückgekämmt, auf seinem Stuhl vor dem Orchester thronte und auswendig probierte, dozierte und dirigierte: „Da wußte man wieder, warum man Musiker geworden ist.“

Der gebürtige Rumäne, der in einer ehemaligen Mühle bei Paris lebte, hatte seit 1979 als Chefdirigent der Philharmoniker — trotz aller immer wieder aufgetretenen Dissonanzen — in der Isar-Metropole Überrasen-

des geleistet. „Wir müssen durch allerlei Wechselbäder hindurch, um diesen singulären Mann für die Musikstadt München zu halten“, hatte ein früherer Kulturreferent über den als schwierig geltenden Nonkonformisten und musikalischen Pedanten Celibidache gesagt. An seinem 80. Geburtstag ehrte die bayerische Landeshauptstadt ihr musikalisches Aushängeschild mit der Ehrenbürgerwürde.

Über Paris kam der Musiker als noch unbekannter Dirigent nach Berlin, wo er an der Spitze der Philharmoniker fünf Jahre lang eine der populärsten und faszinierendsten Erscheinungen der Zeit nach dem Krieg war — bis Wilhelm Furtwängler das von „Celi“ zuvor auf Hochform gebrachte Orchester dann wieder übernahm. In Berlin erlebte er auch die wohl bittersten Stunden, als nicht er, sondern Herbert von Karajan Nachfolger Furtwänglers wurde.

Diese Wunde saß tief. Erst 1992 kehrte er nach 37 Jahren an das Pult der Berliner Philharmoniker anlässlich eines Benefizkonzertes zugunsten rumänischer Kinderheime zurück. Nach Berlin und vor München wirkte der Dirigent, der Kollegen manchmal mangelnde Fähigkeiten im Notenlesen vorhielt, als begehrter und hochbezahlter Gastdirigent, der sich in Rom, Schweden und Stuttgart wieder stärker band.

Seine Abneigung gegen jede Art von Tonkonserven machten den „Guru der Musik“ und unbequemen Querdenker zu einem Außenseiter unter den großen Dirigenten. Für Celibidache zählte nur der Augenblick des Empfindens, so daß es kaum Aufnahmen von seinen Konzerten gibt. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, war sein lebenslanges künstlerisches Credo.

Peiner Allgemeine Zeitung 155/ gu

31224 Peine AZ

Auflage (lit. STAMM '96) in Tsd.: 22,4

16.08.96

N 1



Seine Leichtigkeit forderte körperliche Anstrengung: Sergiu Celibidache als Dirigent der Münchner Philharmoniker.

© dpa

Musik als Energietrunk

Zum Tod des rumänischen Dirigenten Sergiu Celibidache

Im Februar letzten Jahres saßen der junge Musikkritiker und der weise Dirigent in einem Restaurant von Las Palmas. Der Kritiker war sehr ehrfürchtig, und der weise Dirigent schien unendlich und müde. Ein feiner Rotwein brachte uns aber in Schwung, und dann mußte ich einfach fragen, weil es mir keine Ruhe ließ. „Wieso haben Sie, verehrter Meister, den Finalsatz dieser Haydn-Sinfonie heute morgen in der Probe schneller genommen als gestern nachmittag?“ Der weise Dirigent überlegte kurz, lächelte noch kürzer, und dann antwortete er: „Sie werden es morgen Abend im Konzert begreifen!“

Das war eine erschöpfende Antwort – und ein Orakel zugleich. Es lehrte: Hören Sie hin! Machen Sie sich Gedanken! Seien Sie nicht abgelenkt! Geben Sie sich hin! Vergessen Sie alles, was Sie zuvor gehört haben!

Es war stets Grundsätzliches im Spiel, wenn Musikfreunde über Sergiu Celibidache und sein Musizieren sprachen. Vor seiner Kunst teilten sich Menschen in solche, die entweder die Sahara liebten oder das Nordkap. Celibidache duldet keine Neutralität. Wenn er die 7. Symphonie E-Dur von Anton Bruckner dirigierte, hob beispielsweise der langsame Satz ab von dieser Welt, nach deren Regeln er doch gebaut und geordnet war, er löste sich auf zu einem unendlichen Streifen am Horizont. Er entkörperlichte sich in einem Akt von solcher Transzendenz, daß man nun auch an jenen Satz der buddhistischen Philosophie denken möchte, die wahrscheinlich neben der Musik das einzige auf Erden war, der Sergiu Celibidache sich zu beugen gedachte. „Wer auf die Welt hinablickt, als sähe er eine Schaumblase, als sähe er ein Luftbild, den erblickt nicht der Herrscher Tod.“

Die Verweigerung

Celibidache hat die Materie gehaßt. Er hat sich den Lockungen der Schallplatte und der CD mit einer Unerbittlichkeit verweigert, daß seine Musiker nie wußten, ob sie die Abwesenheit von Schmerz gleichsam epikuräisch preisen sollten (denn Aufnahmen mit Celibidache wären vermutlich die Hölle auf Erden gewesen) oder ob sie die enormen Einnahmeverluste beklagen sollten, welche die Abwesenheit vom Markt bedeutete. Nun, jetzt ist es einerlei. Sergiu Celibidache ist tot, und selbst seine Verächter und Hasser werden sich einer Benommenheit nicht erwehren können.

Celibidache war eine Erscheinung. Wenn er in den letzten Jahren auf das

Dirigentenpodium zuschritt, wählte man sich auf einem Krankenhausflur, auf dem ein Schwerkranker die Motorik des Lebens manisch wiederholt. Ja, es war innerer Zwang, der Celibidache zu den Musikern trieb, doch war es auch Liebe. Und in jenen Proben auf der Tournee mit seinen Münchner Philharmonikern nach Gran Canaria und Teneriffa hat uns Celibidache vorgelebt, wie Musik das Alte jung zu machen versteht. Das mußte man sehen und wollte es niemals mehr vergessen, wie Celibidache im Haydn-Menuett zwinkerte, wie er mit den Augen seine Musiker wie liebe Kinder segnete, wie er mit den Brauen knötterte, wie er sorgenvoll ein Schnüchchen zog („Achtung, da kommt jetzt dieser Übergang nach Moll!“), wie er urig fuchtelte mit den plötzlich leicht und beweglich wechselnden Armen. Musik war sein Energietrunk.

Das Krankenhaus der Kunst

Dann war die Musik vorbei. Celibidaches Arme sanken, sie wurden wieder kraftlos, ein alter Mann ließ den Jubel über sich ergehen, er mußte wieder vom Podium heruntergehoben und herausgeführt werden in die Garderobe. Er haßte dieses Krankenhaus der Kunst, denn er war nicht nur weise, sondern auch eitel.

Ja, früher ... – da war alles anders. Da schwang sich 1946 der 34jährige gebürtige Rumäne Sergiu Celibidache wie ein titanischer Berserker vor die Berliner Philharmoniker, weil Wilhelm Furtwängler einstweilen nicht wiederkommen durfte und weil Herbert von Karajan noch nicht kommen konnte. Damals herrschte Zucht nicht minder, doch auch jene Agilität, die Celibidache-Verehrer als die Grundlage der späteren metaphysischen Abhebung des Meisters werten. Es ist, als habe sich nicht Celibidaches Beherrschtheit geändert, wohl aber sein Verhältnis zu den Inhalten.

Wer in der glücklichen Lage ist, sich aus zahllosen Raubpressungen und unerlaubten Konzert-Mitschnitten ein vergleichendes Bild machen zu können, wird von einem Quantensprung personaler Interpretationsgeschichte sprechen müssen. Die 5. Symphonie e-moll von Peter Tschaikowski dauerte bei Celibidache kürzlich länger als eine Stunde. In den fünfziger Jahren kam er mit 46 Minuten hin. Aber merkwürdig die Bestechlichkeit des Hörens und Erlebens. Dauerte das Längere wirklich länger? Es gab in diesem Jahrhundert nur zwei Künstler, deren Rang so unvergleichlich war, daß man ihnen wutschnaubend oder mit dem befreienden

Gefühl der Ohnmacht jede Verletzung interner musikalischer Struktur gestattete. Der eine war Glenn Gould, der andere war Sergiu Celibidache.

Wir alle haben in der jüngsten Vergangenheit die Eskapaden, Zerr- und Verzerr-Spiele um Celibidaches potentiellen Münchner Nachfolger miterlebt. Es war ein abscheuliches Würgen, welchem der Meister leider, aber naturgemäß, seine Beteiligung nicht versagte. Wohin die Münchner Tentakeln in der Welt sich auch richteten, allenthalben spürte man die Beklommenheit, zu Celibidaches Lebzeiten eine Äußerung post mortem machen zu sollen. Der Kandidat wird jedenfalls ein Erbe antreten, das sich als Fluch erweisen wird. Überall, wo Celibidache nach dem Krieg (Rom, Stockholm, Stuttgart) wirkte, entstand nach seinem Fortgang ein finsterer Graben, ein Vakuum.

Wenn Celibidache hingegen seinerseits ein Amt übernahm, da ging es immer mit jener Virtuosität zur Sache, die sich nicht auf die Noten allein beschränkt. Es ging immer um Sonderstellungen, um Ewigkeitsansprüche. Celibidache inszenierte seine Aura gleich mit, worin sich gewiß maßloses Selbstbewußtsein dokumentierte, zugleich aber auch eine tiefe Bindung an die Kunst und das Orchester, das an ihr beteiligt war. Celibidache empfand sich als Befugter, als Eingeweihter in den inneren Bezirken des Musik-Verständnisses, und indem er die Konditionen optimierte, befestigte er auch die Stellung der Kunst gegenüber den notorischen Kleinmachern in Rathäusern und Intendanten. „Wenn ihr nicht wollt“, sagte Celibidache so oft, „dann geht es eben nicht mit uns!“ Derlei genügte.

Das Heiligtum Haydn

Es war immer schwer, von Celibidache mit grauem Vokabular zu sprechen und zu schreiben. Jetzt ist es unmöglich geworden. Ich habe seinen Bruckner und Celibidaches unendliche Endlichkeit nie gemocht, sein Haydn aber war wunderbar, ein Heiligtum, wie von Apoll selbst bekrönt und behütet. Ein Münchner Kollege sah es an einem Abend in Gran Canaria genau andersherum, aber dann kam das zweite Konzert, und Celibidaches Schumann machte uns beide wieder ganz versöhnlich und kleinlaut.

Sergiu Celibidache ist 84jährig nach langer Krankheit in Paris gestorben. Der Abschied erzwingt Stille. Wir haben ihn „Celi“ genannt. Er fehlt uns schon jetzt.

WOLFRAM GOERTZ

16. AUGUST 1996

INTERNATIONALE PRESSE



MED VÄNLIG HÄLSNING

14. Aug. 1996

Sergiu Celibidache död

Det är tjugofem år sedan han slutade som chef för Sveriges Radios Symfoniorkester, men Sverige glömmar aldrig Sergiu Celibidache. I förrgår avled han 84 år gammal.

AV HÅKAN DAHL

Ju bättre orkester, desto fler repetitionsprogram. Det var utgångspunkten för Sergiu Celibidaches nästan religiösa förhållande till musik. Inget fick lämnas åt slumpen, och därmed följde också att han hade en stark misstro mot att "frysa arbetsprocessen" i form av inspelningar. Men som tur är finns hans gärning trots allt dokumenterad både på grammofonskivor och som TV-inspelning-

ar. Vem minns inte i Sverige de legendariska repetitionsprogrammen med Tjajkovskijs Blommornas vals där han blev "tii-ta, tii-ta" med hela svenska folket. En bättre popularisering av seriös musik har vi aldrig upplevt i svensk TV!

Sergiu Celibidache föddes 1912 i Rumänien. Efter studier i Bukarest och Paris kom han så småningom till Berlin, där han studerade filosofi, matematik, musikvetenskap och komposition. Studierna resulterade bland annat i en avhandling om Josquin des Prez(!), men det viktigaste resultatet var ändå att han redan innan andra världskriget officiellt upphört fick uppdraget att restaurera Berlinfilharmonien till förkrigsstandard.

Berlinfilharmonin återfördes snabbt till sin forna tätposition i världen genom Celibidaches outtröttliga arbete. Själv kom

han emellertid efter ett antal år i onåd (1952) genom att förfäktat impopulära åsikter i förhållande till några ledande kulturbyråkrater i Berlin. Till saken hörde förstås att det då åter möjligt använda sig av Furtwängler, nu när kriget låg några år tillbaka i tiden.

1963 blev han chef för radiosymfonikerna i Stockholm, en position som han använde till att föra även den orkestern fram till internationell ryktbarhet.

Celibidache hade ett rykte om sig att vara besvärlig, men det var hans kompromisslösa inställning till arbetet som var upphov till kontroverserna, inte resultatens kvalitet!

Han fick däremot glädjen att dirigera i ett fritt Rumänien, och han hade åtskilliga elever runt om i världen som hyste en nästan obegränsad beundran för sin mästare.

Sergiu Celibidache ist tot

Es ist nun fünfundzwanzig Jahre her, seit er als Chef des Sveriges Radios Symfoniorkester (Symphonieorchester des schwedischen Rundfunks) aufhörte, für Schweden bleibt Sergiu Celibidache jedoch unvergeßlich. Vorgestern verstarb er im Alter von 84 Jahren.

Von HÅKAN DAHL

Je besser das Orchester, desto häufiger die Repetitionen. Dies war Sergiu Celibidaches Ausgangspunkt im Rahmen seines nahezu religiösen Verhältnisses zu Musik. Nichts durfte dem Zufall überlassen werden. Daraus ergab sich jedoch für ihn, daß er ein starkes Mißtrauen gegen das "Einfrieren eines Arbeitsprozesses" in Form von Aufnahmen hegte. Glücklicherweise sind seine Arbeiten dennoch sowohl auf Schallplatten als auch durch Fernsehaufzeichnungen dokumentiert. Wer in Schweden erinnert sich nicht an das legendäre Repetitionsprogramm, Tschaikowskys Blumenwalzer, durch welches er sich dem gesamten schwedischen Volk näherbrachte. Eine bessere Popularisierung seriöser Musik haben wir im schwedischen Fernsehen nie erlebt!

Sergiu Celibidache wurde 1912 in Rumänien geboren. Nach Studien in Bukarest und Paris kam er nach Berlin, wo er Philosophie, Mathematik, Musikwissenschaft und Komposition studierte. Seine Studien resultierten u.a. in einer Abhandlung über Josquin des Prez (!), wobei jedoch das wichtigste Ereignis war, daß er bereits vor dem offiziellen Ende des zweiten Weltkrieges den Auftrag erhielt, die Berliner Philharmonie wieder in den Stand zu versetzen, der dem vor dem Krieg entsprach.

Die Berliner Philharmonie wurde durch Celibidaches unermüdliche Arbeit sehr schnell wieder an ihre ursprüngliche internationale Spitzenposition geführt. Er selbst fiel jedoch nach einigen Jahren (1952) in Ungnade, da er unpopuläre Ansichten über einige leitende Kulturbürokraten in Berlin vertrat. Ein Moment in diesem Zusammenhang war natürlich, daß wieder die Möglichkeit bestand, sich Furtwänglers zu bedienen, da der Krieg ja nun Jahre zurück lag.

1963 wurde er Chef der Radiosymphoniker in Stockholm, eine Position, die er dazu nutzte, auch diesem Orchester internationale Geltung zu verschaffen.

Celibidache hatte den Ruf, schwierig zu sein, es war jedoch seine kompromißlose Einstellung zur Arbeit, die Anlaß zu Kontroversen gab, nicht aber die Qualität des Ergebnisses!

Es war ihm jedoch die Freude vergönnt, in einem freien Rumänien dirigieren zu dürfen, auch hatte er überall auf der Welt Schüler, die ihrem Meister eine nahezu unbegrenzte Bewunderung entgegenbrachten.

Laatste editie: Metropool

VRIJDAG 16 AUGUSTUS 1996

GAZET VAN ANTWERPEN

Dirigent-componist Celibidache dood

De Roemeense musicus en orkestleider Sergiu Celibidache is woensdagavond op 84-jarige leeftijd overleden. De in Duitsland werkende dirigent wordt vrijdag begraven in Parijs, waar hij woonde. Hij schreef vier symfonieën, een pianoconcert en verschil-

lende suites. Na engagements in Berlijn, Zweden en Roemenië, leidde Celibidache sinds 1979 het Filharmonisch Orkest van München. Hij zou in oktober een toernee in Roemenië leiden met het Berlijns Filharmonisch orkest.

16/08/96 VK Celi haatte het compromis en verachtte de ...

UITGAVE : de Volkskrant
PAGINA : 10 KUNST
AUTEUR : ROLAND DE BEER
RUBRIEK :
LENGTE : 750 woorden

Celi haatte het compromis en verachtte de plaat

INTRO : Sergiu Celibidache, boodschapper van gene zijde, laatste der maestro's, of een 'showfiguur'? Woensdag is hij gestorven, 84 jaar oud. 'Luisteren naar platen, dat is vrijen met een foto van Bardot', zei de mysticus.

TEKST:

NU Celibidache is bevorderd tot de eeuwige rust die hij in de concertzaal zo magistraal wist te suggereren, zal het niet lang meer duren of we zullen zijn foto zien in de platenetalages, met bijschriften die passen bij zijn gegroefde kop.

Ze zullen waarschijnlijk klinken als 'De laatste der maestro's', of 'The last true romantic conductor'.

Met dat 'laatste' valt het nog mee. We hebben Solti nog, en Pultmeister als Rozdjestvenski, Svetlanov, Tennstedt. Met romantici als Haitink, Jansons en Gergjev kunnen we zelfs nog een tijd voort.

Wie Celibidaches uitvoeringen van Bruckners Achtste en Vierde heeft bijgewoond in het Amsterdamse Concertgebouw, waar hij in 1991 en '94 als een levende legende optrad met zijn Münchner Philharmoniker, zal die manifestaties van orde, spanning en muzikale transcendentie waarschijnlijk nooit meer uit zijn hoofd zetten.

Maar of Celibidache, die vooral als Brucknervertolker de aura had van een boodschapper van gene zijde, ook de grootste was van alle Brucknerdirigenten (zijn kleine repertoire omvatte ook Tsjaikovski, Brahms, Schubert, Schumann, Beethoven, en een Henze), zelfs dat kunnen bewonderaars van Jochum, Von Karajan, Haitink, Van Beinum en Blomstedt betwisten.

Wat niettemin vast staat, is dat een dirigententype als Celibidache nooit zal weerkeren. Het is onwaarschijnlijk dat ooit een jongere op het idee zal komen in Celibidaches huid te kruipen. Imitaties van zijn langzame, aan stilstand grenzende tempi zullen onmiddellijk worden herkend. En de opvallendste eigenschap van de persoon en zakenman Celibidache - zijn weigering om vertolkingen te laten vastleggen op geluidsdragers - kan door geen dirigent van formaat worden nagevolgd. Alleen al omdat geen orkest het accepteert.

Er was er maar één van zijn soort, en die wordt vandaag begraven. Niet in München, waar de in Roemenië geboren Duitser sinds '79 chef was van de Philharmoniker. Maar in Parijs, waar hij woensdagnacht is gestorven, 84 jaar oud.

16.08.96 VK Celi haßte Kompromisse und verachtete ...

HERAUSGEBER : "De Volkskrant"
SEITE : 10 KUNST
VERFASSTER : ROLAND DE BEER
RUBRIK :
LÄNGE : 750 WÖRTER

Celi haßte Kompromisse und verachtete die Schallplatte

EINLEITUNG Sergiu Celibidache, der Botschafter keiner bestimmten Seite, der letzte Maestro oder ein "Showmensch"? Am Mittwoch starb er im Alter von 84 Jahren. "Eine Schallplatte zu hören ist wie mit einem Foto der Bardot ins Bett zu gehen", sagte der Mystiker.

TEXT:

Da Celibidache nun die ewige Ruhe gefunden hat, die er im Konzertsaal so meisterhaft zu vermitteln wußte, wird es nicht mehr lange dauern, bis uns sein Foto in den Plattengeschäften begegnen wird, mit Titeln, die zu seinem zerfurchten Gesicht passen.

Wahrscheinlich werden sie in etwa "Der letzte Maestro" oder "The last true romantic conductor" lauten.

Dieses "letzte" ist nur halb so schlimm; wir haben noch Solti und Dirigenten wie Roczjestwenski, Swetlanow und Tennstedt.

Und mit Romantikern wie Haitink, Jansons und Gergjew können wir uns auch noch eine Zeitlang über Wasser halten.

Wer Celibidaches Ausführungen von Bruckners Achter und Vierter in der Konzerthalle von Amsterdam miterlebt hat, wo er 1991 und 1994 mit seinen Münchener Philharmonikern als lebende Legende auftrat, wird diese Manifestation von Ordnung, Spannung und musikalischer Transzendenz wahrscheinlich nie mehr vergessen.

Aber ob Celibidache, den insbesondere als Bruckner-Interpret die Aura eines Botschafters keiner bestimmten Seite umgab, auch der Größte aller Bruckner-Dirigenten war (sein kleines Repertoire umfaßte auch Tschaikowsky, Brahms, Schubert, Schumann, Beethoven und einen Henze), selbst das können die Bewunderer von Jochum, Von Karajan, Haitink, Van Heinum und Blomstedt bezweifeln.

Was jedoch feststeht, ist, daß es niemals mehr einen Dirigententypus wie Celibidache geben wird. Es ist unwahrscheinlich, daß jemals ein Jüngerer auf die Idee kommen wird, in Celibidaches Haut zu schlüpfen. Imitationen seiner langsamen, an Stillstand grenzenden Tempi würden sofort erkannt werden. Und die auffälligste Eigenschaft der Person und des Geschäftsmannes Celibidache - seine Weigerung, Interpretationen auf Tonträgern festzuhalten - kann von keinem Dirigenten von Format wiederholt werden. Allein schon deswegen, weil kein Orchester dies akzeptiert.

Es gab nur einen wie ihn, und der wird heute begraben. Nicht in München, wo der in Rumänien geborene Deutsche seit 1979 die Philharmoniker dirigierte. Sondern in Paris, wo er Mittwochnacht 84-jährig starb.

Celibidache haatte het compromis. Hij cultiveerde zijn idealen (zoals het zachter dan zachte piano) in eindeloze, aan geen andere dirigent toegekende repetitieperioden. Maar hij boycotte het platenbedrijf - waar perfectie toch het hoogste doel is. Celibidache vond dat de plaat de muziek van haar mysterie ontdoet. Luisteren naar een plaat, volgens Celibidache was dat 'vrijen met een foto van Brigitte Bardot'.

Dat de klassieke vakhandel het tóch nog druk met hem zal hebben, al heeft hij sinds 1950 aan geen plaat meer meegewerkt, komt door de video's die een paar jaar geleden zijn gemaakt van concerten in München en Tokyo. De symfonieën 6, 7 en 8 van Bruckner werden door Sony vastgelegd - met beelden van Celibidaches dirigeerkunst, die voor een groot deel bestond uit mime-kunst. Die opnamen hadden, merkwaardig genoeg, Celibidaches instemming. Zo is bij een ander merk (Teldec) ook een video uitgebracht met repetities en een uitvoering van Prokofjevs Klassieke Symfonie.

Celibidache doorbrak er zijn zelfgecreëerde mythe mee, en werd er door sommigen om veroordeeld. 'Celi is een doodgewone showfiguur, met een excentrieke, maar doeltreffende methode van zelfprojectie', schreef de dirigentenboekauteur Norman Lebrecht.

Celibidache, de wiskundige, musicoloog en self made Zen-boeddhist, kon ondoorzichtige taal uitslaan als het over muziek ging. Anderzijds kon niemand zo scherp zijn als het over dirigenten ging. Von Karajan was volgens Celibidache een 'elegant maar oppervlakkig' dirigent. Wereldberoemd? 'Dat is Coca-Cola ook.' Bernstein, Mehta: 'Die horen niet tot mijn wereld.' Muti: 'Een buitengewoon talent, maar dom, net als Toscanini.' Zijn voorbeelden waren Stokowski en Furtwängler.

Celibidache, geboren in Roman, verzeilde in '36 in Berlijn. Na de oorlog kwam hij als 'politieke maagd' op de bok te staan van de Berliner Philharmoniker, die Furtwängler moesten missen in de periode van diens denazificering. Na Furtwänglers dood werd niet Celibidache zijn opvolger, maar de verachte Von Karajan.

Tot '79 was hij (in Kopenhagen, Stockholm, Stuttgart, Israël) niet aan eersteklas-orkesten verbonden, en 'eersteklas' mocht zijn Münchense orkest in '79 ook niet worden genoemd. Hij transformeerde het tot 'wereldberoemd', met voorbijgaan van de plaat. Het weinige dat onder liefhebbers aan opnamen circuleert, is clandestien gemaakt met inferieure apparatuur.

München was hem dankbaar en stelde hem tot voor kort schadeloos met drie miljoen mark per jaar. Beroering ontstond toen in '93 bekend werd dat Celi hierover geen belasting verlangde te betalen. München draaide er met een speciale regeling voor op, al realiseerde men zich tandenknarsend dat zelfs Beethoven belastingplichtig was geweest.

Roland de Beer

Celibidache haßte Kompromisse. Er kultivierte seine Ideale (zum Beispiel ein Piano, das leiser als leise ist) in endlosen, keinem anderen Dirigenten gestatteten Repetitionen. Aber er boykottierte die Schallplattenindustrie - in der Perfektion doch das höchste Ziel ist. Celibidache war der Meinung, daß Schallplatten die Musik ihres Mysteriums berauben. Eine Schallplatte zu hören, war laut Celibidache so, "wie mit einem Foto von Brigitte Bardot ins Bett zu gehen".

Daß der klassische Fachhandel es doch noch mit ihm zu tun bekam, obwohl er seit 1950 an keiner guten Platte mehr mitgewirkt hat, liegt an den Videos, die vor einigen Jahren bei Konzerten in München und Tokio aufgenommen wurden. Die Symphonien 6, 7 und 8 von Bruckner wurden von Sony festgehalten, mit Bildern von Celibidaches Dirigierkunst, die zu einem Großteil aus künstlerischer Mimik bestand. Diese Aufnahmen fanden seltsamerweise Celibidaches Zustimmung. So wurde bei einer anderen Firma (Teldec) auch ein Video mit Repetitionen und einer Ausführung von Prokofjews Klassischer Symphonie herausgebracht.

Celibidache durchbrach damit seinen selbstkreierten Mythos, und viele verurteilten ihn dafür. "Celi ist ein ganz normaler Showmensch mit einer exzentrischen, aber zweckmäßigen Methode der Selbstprojektion", schrieb der Autor eines Dirigentenbuches Norman Lebrecht.

Celibidache, der Wissenschaftler, Musikologe und Selfmade-Zen-Buddhist, konnte sich sehr zweideutig äußern, wenn es um Musik ging. Andererseits urteilte niemand so streng, wenn es um Dirigenten ging. Von Karajan war laut Celibidache ein "eleganter, aber oberflächlicher" Dirigent. Aber weltberühmt? "Das ist Coca-Cola auch." Bernstein, Mehta? "Die gehören nicht zu meiner Welt." Muti? "Ein außergewöhnliches Talent, aber taub, wie Toscanini auch." Seine Vorbilder waren Stokowski und Furtwängler.

Celibidache, der in Rumänien geboren wurde, ging 1936 nach Berlin. Nach dem Krieg kam er als "politische Jungfrau" auf das Dirigentenpodium der Berliner Philharmoniker, die Furtwängler während seiner Entnazifizierung missen mußten. Nach Furtwänglers Tod wurde nicht Celibidache sein Nachfolger, sondern der verachtete Von Karajan.

Bis 1979 gehörte er (in Kopenhagen, Stockholm, Stuttgart und Israel) nicht gerade Orchestern erster Güte an. Und "erstklassig" konnte sein Münchener Orchester 1979 auch nicht genannt werden. Er verhalf ihm zu Weltruhm und das ohne eine Platte aufzunehmen. Das Wenige, das unter Liebhabern an Aufnahmen existiert, wurde heimlich mit schlechten Geräten aufgenommen.

München war ihm dankbar und entlohnte ihn bis vor kurzem mit drei Millionen Mark pro Jahr. Ärger gab es, als 1993 bekannt wurde, daß Celi auf diese Beträge keine Steuern zu zahlen wünschte. München kam mit einer speziellen Regelung

dafür auf, obwohl man sich zähneknirschend bewußt machte, daß sogar Beethoven steuerpflichtig gewesen war.

Roland de Beer

Elektronisches Dokumentationssystem/"De Volkskrant" (c) 1996
Seite: 2

Avis.....: Berlingske Tidende

Udgivelsesdato.: 16 Aug 1996

Udgivelsesdag...: Fredag

Sektion.....: 2. sektion, Magasin

Type.....: nekrologer

Forfatter(e)....: Steen Chr. Steensen

Rubrik.....: Han skabte musik af en anden verden

Underrubrik....: Den rumænsk-fødte dirigent Sergiu Celibidache er død 84

Tekst:

Han blev elsket, beundret, hadet, frygtet, og nu vil han givetvis også blive forgudet: Dirigenten, inspiratoren, filosofen og først og fremmest mennesket Sergiu Celibidache. Onsdag døde han i Paris i en alder af 84 år.

Ingen dirigent har som Celibidache kaldt stærke følelser frem. Hos de orkestermusikere han gennemheglede og bar frem til musikalske præstationer

(FORTS.)

de ellers aldrig havde været forundt. Og selvfølgelig hos det publikum, der oplevede disse koncerter, hvor musik og Ånd gik op i en højere enhed. Har man bare én gang hørt og set Celibidache dirigere ved en koncert, glemmer man det ikke.

Det gælder sikkert også for en stor del af det klassiske musikpublikum herhjemme, der i 1960'erne og 1970'erne hørte Celibidache dirigere Det Kgl. Kapel og Radiosymfoniorkestret. Med det første orkester foretog Celibidache endda et par succesrige turneer, og det var da også oplagt, at Celibidache i 1970 modtog Léonie Sonnings Musikpris. Radiokoret udnævnte ham desuden i 1979 som sin første æresdirigent. To år senere gæstede han Danmark for sidste gang, da han indstuderede og dirigerede konservatoriestuderende i København.

Mange musikere både herhjemme og i udlandet er blevet ramt af den inspiration, som Celibidache kunne videregive. Som kompromisløs idealist søgte han hele tiden en sandhed bag det umiddelbare. Det blev til en religiøs grebethe, der bl.a. havde sin inspiration fra buddismen. I et interview fra 1991, udgivet på video på Teldec, fortæller Celibidache imidlertid, at han fortryder én ting i sit liv: At han så sent har fundet Gud.

Celibidache blev for alvor internationalt kendt som dirigent af Berlinerfilharmonikerne i ruinerne efter Anden Verdenskrig. Uden den store dirigenterfaring skabte han sensationelt et førsteklasse-orkester, men blev alligevel fortrængt, da Herbert von Karajan viste sig på arenaen i 1952. Man talte om »magikeren« Celibidache, der kunne skabe musikalske linjer og et klangrum, der åbnede musikken mod nye dimensioner. På en gang elsket og forkæret som alle visionære kunstnere. Han fortsatte sit virke bl. a. med Sveriges Radiosymfoniorkester og en omfattende turnévirkksomhed.

Til hans kompromisløshed hørte også, at han afholdt sig fra at fastholde en musikalsk oplevelse på gramfonplade. Musikken levede for ham i nu'et, og der eksisterer derfor kun ganske få indspilninger fra hans hånd. Lige så kompromisløs var han overfor sit fædreland Rumænien, som han ikke betrådte så længe kommunismen og Ceaucescu rådede. Da diktatoren døde i december 1989, gik der til gengæld ikke mere end et par måneder, før Celibidache vendte tilbage med sit orkester München Filharmonikerne og blev fejret som en helt.

Celibidaches selvbevidsthed fejlede ikke noget. Men han havde i en sjælden grad også noget at have den i. Ordet »enestående« mister nemt sin betydning, hvis det bliver brugt for ofte, men i Celibidaches tilfælde er det på sin plads. Man vil huske ham som en enestående dirigent, og har han ikke indspillet meget, så klinger musikken alligevel videre.

Bedre minde kan en musiker ikke have.

*: **SLUT PÅ ARTIKEL**

Avis.....: B.T.

(FORTS.)

JOBNAVN:SLTHU1346

Udgivelsesdato.: 16 Aug 1996

Udgivelsesdag.: Fredag

Sektion.....: 1. sektion

Type.....: nekrolog

Emne.....: dødsfald

Rubrik.....: Celibidache er død

Tekst:

RB Den verdenskendte rumænske dirigent Sergiu Celibidache er død i Paris i en alder af 84 år. Som ledende dirigent for Münchner Philharmonikerne bragte han dette orkester frem til international anseelse.

Han var kendt for et heftigt temperament og sin uvilje mod at indspille plader. Men også som manden, der - efter studier og universitetsgrad i musik, matematik og filosofi i Berlin - blev dirigent og kunstnerisk leder for Berliner Philharmonikerne og i det hele taget et fejret navn i det nye Tyskland.

Han vandt anerkendelse for sine pædagogiske evner, og i 1960'erne dirigerede han for første gang Radiosymfoniorkestret i Danmark. Senere dirigerede han Det Kongelige Kapel og Den danske Blæserkvintet, og blev endog æresmedlem af førstnævnte. I 1970 modtog hans Sonnings Musikpris. Fra 1979 var han chefdirigent for Münchner Philharmonikerne.

*: **SLUT PÅ ARTIKEL**

(SLUT)

Zeitung:	Berlingske Tidende
Erscheinungsdatum:	16. August 1996
Erscheinungstag:	Freitag
Sektion:	2. Sektion, Magazin
Typ:	Nekrolog
Autor:	Steen Chr. Steensen
Titel:	Er schuf Musik aus einer anderen Welt
Untertitel:	Der aus Rumänien stammende Dirigent Sergiu Celibidache starb im Alter von 84 Jahren

Text:

Er wurde geliebt, bewundert, gefürchtet, und nun wird er sicherlich auch vergöttert werden: Der Dirigent, der Inspirator, der Philosoph und vor allem der Mensch Sergiu Celibidache. Er starb am vergangenen Mittwoch in Paris im Alter von 84 Jahren.

Kein Dirigent hat so heftige Emotionen ausgelöst wie Celibidache. Bei den Orchestermusikern, die er durchrüttelte und zu musikalischen Leistungen führte, die ihnen sonst nie vergönnt gewesen wären. Und natürlich bei dem Publikum, das diese Konzerte erlebte, in denen Musik und Geist in einer höheren Einheit aufgingen. Wer nur einmal gehört und gesehen hat, wie Celibidache ein Konzert dirigierte, wird es nie vergessen.

Das gilt sicherlich auch für einen großen Teil der Liebhaber klassischer Musik in Dänemark, die in den sechziger und siebziger Jahren Celibidache als Dirigenten der Kapelle und des Rundfunksymphonieorchesters erlebten. Mit der Königlichen Kapelle führte Celibidache sogar einige erfolgreiche Tourneen durch, und es war deshalb auch selbstverständlich, daß Celibidache 1970 den Léonie-Sonning-Musikpreis erhielt. Außerdem ernannte ihn der Rundfunkchor 1979 zu seinem ersten Ehrendirigenten. Zwei Jahre danach gastierte er zum letzten Mal in Dänemark, als er mit Studierenden des Kopenhagener Konservatoriums probte und sie dirigierte.

Viele Musiker in Dänemark und im Ausland wurden von der Inspiration, die Celibidache weitergeben konnte, angesteckt. Als kompromißloser Idealist suchte er ständig nach einer Wahrheit hinter dem Unmittelbaren. Dies wurde zu einer religiösen Ergriffenheit, die u.a. durch den Buddhismus inspiriert wurde. In einem Interview aus dem Jahre 1991, das auf einem Teldec-Video veröffentlicht wurde, sagt Celibidache jedoch, daß er eines in seinem Leben bedaure: daß er so spät Gott gefunden habe.

Celibidache wurde endgültig international bekannt, als er die Berliner Philharmoniker nach dem Zweiten Weltkrieg inmitten von Ruinen als Dirigent übernahm. Ohne große Erfahrung als Dirigent schuf er auf sensationelle Weise ein erstklassiges Orchester, wurde aber trotzdem verdrängt, als Herbert von Karajan 1952 in der Arena erschien. Man sprach von dem "Magier" Celibidache, der es verstand, musikalische Linien und einen Klangraum zu schaffen, die der Musik neue Dimensionen eröffnen konnten. Er wurde geliebt und zugleich verketzert, wie alle visionären Künstler. Er setzte sein Wirken u.a. mit dem schwedischen Rundfunksymphonieorchester und einer umfassenden Tourneetätigkeit fort.

Zu seiner Kompromißlosigkeit gehörte auch, daß er es sich versagte, ein musikalisches Erlebnis auf einer Schallplatte festzuhalten. Die Musik lebte für ihn im Jetzt, und daher gibt es von ihm nur ganz wenige Schallplattenaufnahmen. Genau so kompromißlos war er auch gegenüber seinem Vaterland Rumänien, dessen Boden er nicht betrat, solange dort der Kommunismus und Ceausescu herrschten. Als der Diktator im Dezember 1989 starb, vergingen dagegen nur ein paar Monate, bevor Celibidache mit seinem Orchester, den Münchner Philharmonikern, zurückkehrte und wie ein Held gefeiert wurde.

Celibidache verfügte über ein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein. Aber er hatte wie nur wenige andere Grund dazu. Das Wort "einzigartig" verliert leicht seine Bedeutung, wenn es zu oft verwendet wird, aber in Celibidaches Fall ist es angebracht. Man wird ihn in Erinnerung behalten als einzigartigen Dirigenten, und wenngleich es von ihm nicht viele Aufnahmen gibt, so klingt die Musik dennoch weiter. Ein besseres Andenken kann man einem Musiker nicht bewahren.

Zeitung:	B.T.
Erscheinungsdatum:	16. August 1996
Erscheinungstag:	Freitag
Sektion:	1. Sektion
Typ:	Nekrolog
Thema:	Todesfall
Titel:	Celibidache ist tot

Text:

Der weltbekannte rumänische Dirigent Sergiu Celibidache ist in Paris im Alter von 84 Jahren gestorben. Als leitender Dirigent der Münchner Philharmoniker führte er dieses Orchester zu internationaler Anerkennung.

Er war bekannt für sein heftiges Temperament und für seine Abneigung gegenüber Schallplattenaufnahmen. Er war aber auch bekannt als der Mann, der - nachdem er sein Universitätsstudium in Musik, Mathematik und Philosophie in Berlin erfolgreich abgeschlossen hatte - Dirigent und künstlerischer Leiter der Berliner Philharmoniker und überhaupt eine gefeierte Persönlichkeit des neuen Deutschland wurde.

Er erlangte Anerkennung aufgrund seiner pädagogischen Fähigkeiten, und in den sechziger Jahren dirigierte er erstmals das Rundfunksymphonieorchester in Dänemark. Später dirigierte er die Königliche Kapelle und das Dänische Bläserquintett; die Königliche Kapelle ernannte ihn sogar zu ihrem Ehrenmitglied. 1970 erhielt er den Sonning-Musikpreis. Seit 1979 war er Chefdirigent der Münchner Philharmoniker.



El rumano era una de las grandes batutas del siglo

Consternación por la muerte del director Sergiu Celibidache

El director de orquesta rumano Sergiu Celibidache murió el pasado miércoles en su casa de París a los 84 años, sólo 74 días después de haber empuñado la batuta, por última vez, al frente de la Filarmónica de Munich, la orquesta que venía dirigiendo desde 1979. El músico era muy conocido en España, donde dirigió a la Orquesta Nacional y a la Sinfónica de la RTVE en numerosas ocasiones.

MUNICH. Agencias

«La música ha perdido a uno de sus realmente grandes», comentó el primer ministro de Baviera, Edmund Stoiber, al enterarse del fallecimiento de Celibidache, director en el que, dijo, «se combinaron fuerza y creatividad interpretativas con extraordinaria precisión y el carisma de un músico arrebatador».

Celibidache fue «uno de los directores más grandes y soberanos de la actualidad» que transformó la orquesta filarmónica de Munich, «con su excepcional arte, en un conjunto sonoro que figura entre los más grandes» del mundo, declaró el ministro de Cultura de Baviera, Hans Zehetmair.

Sergiu Celibidache dirigió la Orquesta Filarmónica de Munich desde 1979 y le dio su actual rango mundial, pero su ca-

rrera artística alemana comenzó con otro gran conjunto orquestal, la Filarmónica de Berlín, donde sucedió en 1946, a los 34 años, al mítico Wilhelm Furtwängler.

El músico forjó su reputación con la Orquesta de la Radio de Estocolmo (1962-71), la SRD de Stuttgart (1972-79) y la Nacional de Francia (1973-1975). En 1979, sucedió a Rudolf Kempe en la Filarmónica de Munich.

Celibidache era muy conocido también en España, donde dirigió a la Orquesta Nacional en 35 ocasiones desde el año 1952 y otras tantas veces a la orquesta de RTVE, a partir de los años 70.

Partidario ante todo de la claridad expositiva, de la frase bien delineada y expresiva, solía decir que «no hay que confundir la música y los sonidos. No me interesa ésta o aquella



Celibidache se mantuvo en activo hasta hace apenas dos meses

nota, sino la relación entre ambas, entre todas».

Nació el 28 de junio de 1912 en Roman (Rumania) en una familia de músicos. Celibidache se entusiasmó desde muy joven por la música, las matemáticas y la filosofía, materias que estudió en el Conservatorio y la Universidad de lasi.

Entre 1939 y 1945, amplió estudios en la Facultad de Musicología Friedrich Wilhelm de

Berlín y en la Hochschule für Musik, y trabajó con Fritz Stein y Kurt Thomas.

También compositor, Celibidache dejó un Réquiem, cuatro Sinfonías, un Concierto para Piano y Orquesta, y una Suite para Orquesta.

Nacionalizado alemán y casado con una pintora que firma su obra como Joana Rom, Celibidache se interesó apasionadamente por el budismo en sus últimos años.

La música en estado puro

CÉSAR WONENBURGER

NO conducía deportivos a gran velocidad, ni pilotaba helicópteros o se casaba con top-models, como otros colegas de mayor «renombre». Quizá por ello, y por su bien argumentado antipatía hacia los estudios de grabación, Celibidache nunca fue una celebridad, aunque siempre tuvo sus incondicionales, dispuestos a peregrinar por todo el mundo con tal de asistir a alguno de sus conciertos.

Ajeno a la farándula, al maestro rumano lo único que le preocupó durante su carrera fue ir en pos de la verdad, ésa que como él mismo dijo una vez, citando a Schiller, se encuentra detrás de la belleza.

Ir más allá, trascender la pureza de los sonidos, y sobre todo el tiempo —que él, en sus interpretaciones, hacía inextinguible—, hasta llegar a ese estado casi místico donde la música es sólo música, era su principal anhelo como artista.

Esta vez es cierto. La muerte del genio, en los tiempos actuales, donde reina la mediocridad, representa una pérdida irrecuperable para la cultura.

Sólo seis cantautores podrán acceder al primer premio del festival de La Unión

CARTAGENA. Europa Press

Sólo seis de los 21 participantes que desde ayer participan en el concurso de cante del 36º Festival Nacional del Cante de las Minas de La Unión, podrán acceder al máximo galardón del certamen, la Lámpara Minera, que este año está dotada con un premio de 750.000 pesetas.

Estos seis cantautores, procedentes La Unión, Cartagena, Madrid, Sevilla y Cádiz, se clasificaron, durante las fases previas al concurso nacional celebradas durante los meses de junio y julio, en la modalidad de mineras, única por la que se puede acceder a la Lámpara, o bien al segundo premio de estos cantes dotado con 350.000 pesetas.

El resto de cantautores participarán en las otras modalidades que premia la organización, entre las que se encuentran las cartageneras y las tarantas, dotadas con 350.000 pesetas, otros cantes mineros, con 250.000 pesetas, y las malagueñas, con 250.000.

El escritor Rubén Caravaca recoge en un libro los 113 años de historia del bolero

PARÍS. SERGIO BERROCAL

Expresión del querer más virginal y más recatado, como del amor y del desamor más moderno y tremendista, el bolero ha cumplido cien años, 113 para ser más exactos, desde el primero que «inventó» un cubano hasta los miles que popularizaron luego mexicanos, chilenos y una infinidad de intérpretes latinos.

313 boleros, por ejemplo es el título de un libro inapreciable publicado en España que recoge ese montón de boleros, entre los más famosos, y se adentra en los entresijos de su nacimiento.

El autor, Rubén Caravaca, afirma que ese ritmo, al que ni siquiera se resistieron los anglosajones, tiene por cuna Santiago de Cuba y por autor de sus días a un sastre que en sus ratos perdidos los componía, José Sánchez, Pepe.

Pero si Cuba es el padre,

México merecería por lo menos el título de madre. Allí fue donde el bolero se desarrolló más, en voces que se recuerdan con la nostalgia de lo que ya no es: Toña la Negra, Pedro Infante y aquel Agustín Lara a quien dicen que una mujer, María Félix, dio tanto talento como desgracias.

Los famosos

Citar intérpretes que se hicieron famosos con ese arrullar musical sería casi tan difícil como enumerar todos los boleros que Los Panchos, Ernesto Lecuona, José Mojica (que terminaría por hacerse fraile), Olga Guillot, Luchito Gatica, Armando Manzanero impusieron fuera de las fronteras latinas.

En el libro se recogen las letras de 313 de esas canciones, pero el autor reseña además, sólo con sus títulos, 1.025 más. Y seguro que la cuenta no es todavía exacta.

La actriz mexicana María Félix niega en un homenaje su fama de «devoradora de hombres»

CIUDAD DE MÉXICO. Efe

María Emma Mejía, María Félix en la escena, considerada la mayor diva de todos los tiempos del cine mexicano, recibió un homenaje de mujeres militantes del eternamente gobernante Partido Revolucionario Institucional (PRI), en un acto que tuvo lugar en la sede central de esta organización.

La protagonista de películas como *Doña Bárbara* y *La generala* fue objeto del tributo de políticos y artistas. La temperamental actriz se declaró una fiel militante del PRI y aclaró que «si fuera de otro partido, estaría en otra parte y no aquí».

La veterana artista agradeció las muestras de cariño de la multitud. El público de las clases sociales más modestas, que no tuvo acceso al salón de actos donde se desarrolló la velada, se congregó en el exterior de la sede del PRI y no paraba de gritar «María, te queremos» y «¡Viva María!», lo que llevó a la diva a someterse a las balconadas y saludar.

María Félix, quien se caracterizó en la pantalla por sus interpretaciones de una mujer «devoradora de hombres», negó tener animadversión hacia lo masculino, tal y como dice su leyenda negra. En ese sentido, alegó que siempre estuvo rodeada de varones y con relaciones fluidas y agradables.

«Siempre he vivido con hombres y ellos me han querido, fueron mis profesores, mis primeros amores, mis amantes, mis maridos», señaló la actriz.

Entre las mujeres históricas

En el acto, organizado por el Congreso de Mujeres por el Cambio del PRI, la artista se refirió en su discurso a las grandes mujeres de la historia y citó a Sor Juana Inés De La Cruz, La Malinche (indígena amante de Hernán Cortés), Juana De Arco y «la más linda de todas: la Virgen de Guadalupe». Algunos observadores de la prensa mexicana no dejaron de ver en esa evocación un intento de la actriz por comparar su figura con la de esos personajes.

München, Agenturen

Der Rumäne war einer der ganz großen Dirigenten dieses Jahrhunderts

Betroffenheit über den Tod des Dirigenten Sergiu Celibidache

Der rumänische Dirigent Sergiu Celibidache ist letzten Mittwoch in seinem Haus in Paris im Alter von 84 Jahren verstorben, nur 74 Tage nachdem er zum letzten mal die Münchner Philharmoniker dirigiert hat, dieses Orchester, das er seit 1979 geleitet hat. Der Musiker war in Spanien sehr bekannt. Er hat das Orquesta nacional und das Symphonieorchester des RTVE bei zahlreichen Gelegenheiten dirigiert.

„Die Musik hat eine ihrer wirklichen Größen verloren“, sagte der bayerische Ministerpräsident Edmund Stoiber, als er vom Ableben Celibidaches erfuhr, er sei ein Dirigent gewesen, in dem sich Kraft und interpretatorische Kreativität mit unglaublicher Präzision und dem Charisma eines Musikers vereinigten.

Celibidache „war einer der größten und herausragendsten Dirigenten unserer Zeit“, der die Münchner Philharmoniker „mit seiner einzigartigen Kunst zu einem klanglichen Ensemble von Weltklasse gemacht hat“, erklärte der bayerische Kultusminister Hans Zehetmair.

Sergiu Celibidache hat die Münchner Philharmoniker seit 1979 dirigiert und sie zu ihrem heutigen Weltrang gebracht. Seine künstlerische Karriere in Deutschland hat er aber mit einem anderen großen Orchesterensemble begonnen, mit den Berliner Philharmonikern, bei denen er 1946 im Alter von 34 Jahren Nachfolger des mythischen Wilhelm Furtwängler wurde.

Der Musiker erarbeitete sich seinen Ruf mit dem Radiosymphonieorchester von Stockholm (1962-71), mit dem SDR in Stuttgart (1972-79) und mit dem Orquestre Nationale de France (1973-75). 1979 wurde er dann Nachfolger von Rudolf Kempe bei den Münchner Philharmonikern.

Celibidache war auch in Spanien sehr bekannt. Seit 1952 dirigierte er 35 mal das Orquesta nacional und ab 1970 noch soundsooft das Orchester des RTVE.

In seinem Bemühen um eine klare Darlegung, um eine wohlgeformte, geschlossene und ausdrucksvolle Phrase pflegte er zu sagen, daß „man Musik und Klänge nicht verwechseln darf. Diese oder jene Note interessiert mich nicht, sondern der Bezug zwischen beiden, zwischen allen.“

Am 28. Juni 1912 in Roman (Rumänien) in einer Musikerfamilie geboren, begeisterte sich Celibidache sehr früh für Musik, Mathematik und Philosophie und studierte diese Fächer am Konservatorium und an der Universität von Iasi.

Von 1939 bis 1946 setzte er seine Studien an der musikwissenschaftlichen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin und an der Musikhochschule fort und arbeitete mit Fritz Stein und Kurt Thomas.

Celibidache war auch Komponist und hinterläßt ein Requiem, vier Symphonien, ein Konzert für Klavier und Orchester und eine Orchestersuite.

Er erwarb die deutsche Staatsbürgerschaft, heiratete eine Malerin, die ihre Werke mit Joana Rom signiert, und hat sich in den letzten Jahren leidenschaftlich für den Buddhismus interessiert.

César Wonenburger

Die Musik in ihrer reinsten Ausprägung

Er hat weder schnelle Sportwagen gefahren, noch selbst einen Hubschrauber geflogen oder Top-Modells geheiratet, wie einige andere Kollegen mit größerem „Namen“. Vielleicht deswegen und wegen seiner wohlformulierten Antipathie gegenüber Aufnahmestudios ist Celibidache nie eine Berühmtheit geworden, obwohl er immer seine bedingungslosen Anhänger hatte, die bereit waren durch die ganze Welt zu reisen, um eines seiner Konzerte mitzukriegen.

Wichtigtuerei lag ihm fern. Das einzige, was den rumänischen Künstler seine ganze Karriere hindurch interessierte, war die Suche nach der Wahrheit, die, wie er selbst einmal mit einem Zitat von Schiller sagte, sich hinter der Schönheit verbirgt.

Die Grenzen überschreiten, die Reinheit des Klanges transzendieren und vor allem das Tempo - das er in seinen Interpretationen unvergeßlich machte - bis zu diesem fast mystischen Stadium, in dem die Musik nur Musik ist, das war sein größtes Anliegen als Künstler.

Hier ist es gewiß. Der Tod dieses Genies stellt in der heutigen Zeit, in der die Mittelmäßigkeit nun mal vorherrscht, einen unersetzlichen Verlust für die Kultur dar.

Fallece en París Sergiu Celibidache, el gran heterodoxo de la dirección orquestal

El músico rumano, de 84 años, se enfrentó en solitario a las presiones del mercado

OCTAVI MARTÍ, París
El director y compositor rumano-alemán Sergiu Celibidache, un mito de la dirección orquestal por su heterodoxia y su asombrosa capacidad para descubrir la lógica significa-

tiva de las obras que interpretaba, falleció anteayer en París. El músico tenía 84 años y la noticia de su muerte fue transmitida por su familia a Radio Bucarest. Defensor de la música pura en su interpretación viva, rechazó

durante décadas las grabaciones, que consideraba "puro negocio" o espectáculo frívolo. Gran maestro de directores de orquesta, carácter provocador y su independencia convirtieron en un corredor solitario.

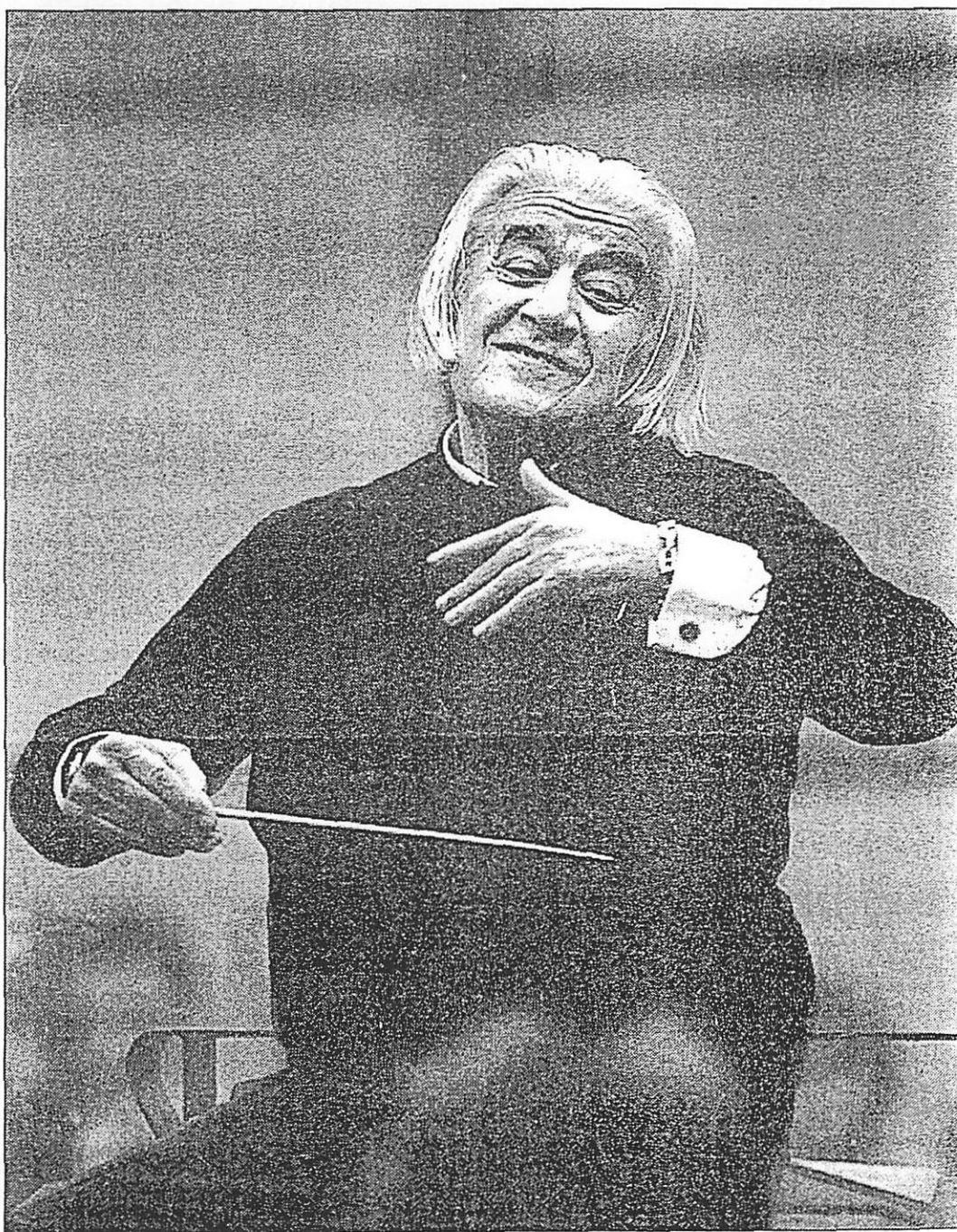
Celibidache (en origen Celebidache, aunque un error de un funcionario de pasaportes le cambió el apellido para siempre) había nacido en Rumanía el 28 de junio de 1912, pero su verdadera formación musical la realizó en Alemania, país al que llegó en 1936 para estudiar en la Hochschule de Berlín, centro en el que permaneció durante la II Guerra Mundial, incluso cuando fue reclamado por el ejército de su país.

En 1945, mientras se procedía a la *desnazificación* de Wilhem Furtwängler, antiguo titular de la Filarmónica de Berlín, Celibidache se convirtió en el director del grupo sinfónico más prestigioso de Alemania, cargo que ejerció durante cinco años y que compartió con Furtwängler a la vuelta de éste, aunque sería Herbert von Karajan el sucesor como titular, gracias a la ayuda del propio Furtwängler, que no perdonó al joven rumano el éxito que había conseguido en tan poco tiempo.

A lo largo de su carrera al frente de otras formaciones, entre ellas las filarmónicas de Estocolmo y Múnich, pero también la Orquesta Nacional española o la de RTVE como director invitado, tuvo oportunidad de demostrar su talento en directo y su capacidad para interpretar de forma innovadora las partituras, así como mil ocasiones para repetir su condena de las grabaciones discográficas, según él estrictamente dependientes del dinero.

Karajan, superficial

Celibidache —que era director de la Filarmónica de Múnich desde 1977— fue un hombre que no tenía miedo de formular sus opiniones en voz alta. De Von Karajan decía que era "un director elegante pero superficial" y lo comparaba a la Coca-Cola. Detestaba las orquestas estadounidenses "porque no tienen personalidad". Admitía que eran



Sergiu Celibidache.

El País vom 16.8. 1996

Oktavi Martí, Paris.

In Paris verstirbt Sergiu Celibidache, der große Andersgläubige des Dirigierens

Der rumänische Musiker (84) hat als einziger dem Druck des Marktes die Stirn geboten

Der rumänisch-deutsche Dirigent und Komponist Sergiu Celibidache, wegen seiner abweichenden Auffassung und seiner verblüffenden Fähigkeit, die Logik in der Bedeutung der von ihm interpretierten Werke aufzudecken, zum Mythos des Dirigierens geworden, verstarb vorgestern in Paris. Der Musiker war 84 Jahre alt und die Nachricht von seinem Tod wurde von seiner Familie über Radio Bukarest bekanntgegeben. Verteidiger der reinen Musik in einer lebendigen Interpretation, hat er jahrzehntelang jede Art von Aufnahmen abgelehnt, die er als „reine Geschäftemacherei“ oder als ein frivoles Spektakel ansah. Großer Maestro von Dirigenten, machten ihn sein provozierender Charakter und seine Unabhängigkeit zu einem einsamen Vorkämpfer.

Celibidache (eigentlich Celebidache, obwohl ihm ein Paßbeamter irrtümlich seinen Namen für immer geändert hat) wurde am 18. Juni 1912 in Rumänien geboren, erhielt seine wirkliche musikalische Ausbildung aber in Deutschland, wohin er 1936 ging, um an der Berliner Hochschule zu studieren, und wo er auch während des Zweiten Weltkriegs blieb, selbst als die Armee seines Landes ihn einziehen wollte.

Während der Entnazifizierung von Wilhelm Furtwängler, dem ehemaligen Chef der Berliner Philharmoniker, wurde Celibidache 1945 Chef des angesehensten symphonischen Ensembles in Deutschland, ein Amt, das er fünf Jahre lang bekleidete und das er mit Furtwängler teilte, als dieser dann zurückkam, obwohl im Endeffekt Herbert von Karajan, dank der Hilfe von Furtwängler selbst, dessen Nachfolger wurde, da er dem jungen Rumänen den Erfolg, den er in so kurzer Zeit erzielt hatte, nicht verziehen hatte.

Im Verlauf seiner Karriere an der Spitze von anderen Ensembles, unter anderem der Stockholmer und der Münchner Symphoniker, oder auch als Gastdirigent des Orquesta Nacional española oder des RTVE, hatte er Gelegenheit, sein Talent und auch seine Fähigkeit Partituren auf völlig neue Art zu lesen, unter Beweis zu stellen und konnte über tausendmal wiederholen, wie sehr er Plattenaufnahmen verdammt, da es ihnen einzig aufs Geld ankomme.

Karajan, oberflächlich

Celibidache - seit 1977 Generalmusikdirektor der Münchner Philharmoniker - war kein Mensch, der Angst davor hatte, seine Meinung laut zu äußern. Über von Karajan sagte er „ein eleganter aber oberflächlicher Dirigent“ und verglich ihn mit Coca-Cola. Er haßte die nordamerikanischen Orchester „weil sie keine Persönlichkeit hätten“. Er gab zu, daß sie „perfekt seien, obwohl alle gleich“ und er kritisierte, daß „sie alle schneller als nötig spielen, was ihrer Meinung nach der Intensität entspreche, was er aber nur mit Unvermögen in Verbindung bringe.“ George Solti sprach er zu „ein wirklicher Musiker, ein großer Pianist zu sein, aber kein Dirigent“ und von Riccardo Muti sagte er, daß „er ein außerordentliches Talent besitze, obwohl er so unwissend wie Toscanini sei“.

Die Dirigiertechnik von Celibidache ging über die bloßen Töne hinaus, so wie auch „die Religiosität über die Religionen hinausgeht, von denen es“, wie er sagt, „ja auch keine authentische gebe. Diese Religiosität geht auch über den Menschen hinaus.“ Er beklagte, daß „die Welt voll von Klängen sei, aber ohne viel Musik“ und er hält gerade für „etwas, das man lebt, auch wenn es sich nicht verstehen läßt. Es gibt Definitionen für Klang, aber nicht für Musik.“ Trotz dieser Ansicht wurde er aber als einer der besten Lehrer für Dirigieren angesehen.

"perfectas aunque todas iguales" y criticaba el que "toquen más rápido de lo debido, algo que ellos creen corresponde a la intensidad y yo relaciono con la impotencia". De Georg Solti admitía que "es un auténtico músico, un gran pianista, pero no un director" y de Riccardo Muti que "tiene un talento extraordinario aunque es tan ignorante como Toscanini".

La técnica de dirección de Celibidache transcendía las notas, de la misma manera, decía, en que "la religiosidad trasciende las religiones, pues no hay ninguna auténtica. Esa religiosidad también trasciende al hombre". Se quejaba de que "el mundo esté lleno de sonidos pero de muy poca música" y consideraba que ésta era "algo que se vive aunque no se entienda. Hay definiciones para el sonido, pero no para la música". Ese punto de vista no le impidió ser considerado como uno de los mejores profesores de dirección.

A. F. R., Madrid
Calificado como intérprete genial y verídico, maestro de maestros, capaz de situar al oyente ante el *hecho musical* como algo irreversible, la leyenda de Sergiu Celibidache va más allá de la música. Estudioso del budismo y simpatizante del gurú indio Saï Baba, obsesionado por la fenomenología y las matemáticas, egomaniaco y provocador, sus diatribas no se paraban en lo convencional. "Por naturaleza soy exagerado, siempre me han interesado los extremos", dijo durante una de

sus visitas a Madrid momentos después de haber asegurado que la joven intérprete Anne-Sophie Mutter, protegida de Karajan, era "como una gallina tocando el violín".

Al morir Furtwängler en 1954, su sucesor no fue Celibidache, que había estado al frente de la Filarmonía de Berlín durante los años de *denazificación* de Furtwängler, sino Karajan, un hecho que le hirió tanto que no volvería a ponerse delante de la orquesta hasta 37 años después. Celibidache se convirtió en una especie de lobo

solitario heterodoxo, apátrida en su calidad de miembro ilustre de la diáspora cultural rumana, un director que no debutó como titular en Estados Unidos hasta 1984 porque nadie aceptaba sus demandas de un mínimo de 12 ensayos. "He resistido", declaraba en Madrid en referencia a la presión del mercado. "Siento la enorme satisfacción de no haber cedido jamás a un solo compromiso. Para ello, he tenido que pelearme con una larga lista de cretinos investidos de una dudosa autoridad".

Su propia autoridad la irradiaba desde el podio en forma de verdad artística, con la melena blanca y una expresión angélica que le hacía parecer como transportado a otro mundo. Con su capacidad asombrosa para aclarar sentimentalmente la estructura de la música, Celibidache deja en el recuerdo de los aficionados españoles —fue un asiduo visitante desde los años cincuenta y hablaba español— versiones incontestables de obras de Bruckner, Debussy, Ravel, Brahms, Fauré o Bela Bartok.

Músico desde otra dimensión

A.F.R.

Ein Musiker von anderer Größenordnung

Man bezeichnet ihn als genialen und wahrhaften Interpreten, als Maestro der Maestri, dem es gelingt, den Zuhörer vor die musikalische Tatsache als etwas Unwiderruflichem zu stellen, - die Legende Celibidache geht aber weit über die Musik hinaus. Er hatte sich dem Buddhismus verschrieben und war Anhänger des indischen Guru Sai Baba, er war versessen auf Phänomenologie und Mathematik, ein Egomant und Provokateur, seine Schmähreden machten nicht vor Konventionen halt. „Ich bin von Natur aus ein Übertreiber, immer schon haben mich die Extreme interessiert.“, sagte er während eines Besuchs in Madrid. Kurz zuvor hatte er versichert, daß die junge Geigerin Anne-Sophie Mutter, ein Protégée von Karajan, „wie ein Geige spielendes Huhn sei.“

Als Furtwängler 1954 starb, wurde nicht Celibidache, der während Furtwänglers Entnazifizierung an der Spitze der Berliner Philharmoniker gestanden hatte, sein Nachfolger, sondern Karajan, ein Vorfall, der ihn derart verletzte, daß er erst 37 Jahre später wieder vor dieses Orchester trat. Celibidache wurde zu einer Art einzelbrötlerischem und andersgläubigem Wolf, heimatlos in seiner Eigenschaft als berühmtes Mitglied der kulturellen rumänischen Diaspora, ein Dirigent, der erst 1984 in den USA debütierte, weil niemand seine Forderungen nach mindestens zwölf Proben akzeptieren wollte. „Ich habe widerstanden“, erklärte er in Madrid in Bezug auf den Druck des Marktes. „Ich fühle die enorme Befriedigung, nicht einer einzigen Verpflichtung nachgegangen zu sein. Dafür mußte ich mich mit einer ganzen Reihe von Idioten herumschlagen, die sich alle mit einer zweifelhaften Autorität schmückten.“

Seine eigene Autorität strahlte er vom Podium in Form von künstlerischer Wahrheit aus, mit weißer Mähne und einem Engelsausdruck, der ihn wie weggetreten, wie aus einer anderen Welt erscheinen ließ. Mit seiner erstaunlichen Fähigkeit, die Struktur der Musik gefühlsmäßig klar zu machen, hinterläßt Celibidache in der Erinnerung der spanischen Musikliebhaber - er war seit den fünfziger Jahren ein ständiger Gast und sprach auch spanisch - unanfechtbare Fassungen der Werke von Bruckner, Debussy, Ravel, Brahms, Fauré oder Bela Bartok.

Enemigo radical del disco

GONZALO BADENES

Ni siquiera toda la literatura promovida por Celibidache y sus seguidores contra el medio discográfico ha impedido que un buen número de interpretaciones del maestro rumano se haya conservado para la posteridad gracias al disco, el vídeo o la banda magnética.

Sólo al principio y al final de su carrera accedió Celibidache a grabar "oficialmente". Y el primer bloque de grabaciones parece saldarse con un relativo fiasco, ya que ni la calidad técnica de las tomas ni la fuerte personalidad artística del joven maestro lograron igualar el impacto producido por las grabaciones finales de Furtwängler ni por las primeras de Karajan.

A partir de los años cincuenta, cuando la técnica de grabación dio saltos de gigante de la estereofonía y del sonido digital, Celibidache siguió aferrado a postulados pseudofilosóficos cada vez más extravagantes, con los que justificaba su negativa a grabar discos. Con todo, no pudo evitar que las emisoras de radio recogiesen en cinta sus interpretaciones de Beethoven, Berlioz, Bizet, Brahms, Bruckner, Debussy, Dvorák, Haydn, Mendelssohn, Mozart, Prokofiev, Ravel, Schumann, Sibelius, Schubert o Stravinski.

Todo este material, realizado con orquestas casi siempre de segunda fila (RAI, Radios de Stuttgart, Colonia, Copenhague, Festival Suizo, etcétera), ha sido recuperado en los últimos años en disco compacto por sellos como Arlecchino, Fonit Cetra o Paragon. Son grabaciones en directo, que sufren de condiciones técnicas a veces deplorables (distorsiones, veladuras, toses, aplausos, etcétera). Resulta lamentable que la etapa más larga en la carrera de Celibidache esté documentada de modo tan precario. Aún así, la escucha de estos discos permite apreciar la evolución artística y espiritual del maestro, quien a finales de los años ochenta sorprendió al mundo cuando suscribió un contrato multimillonario con Sony Classics para que algunas de sus actuaciones con la Filarmonía de Múnich fuesen grabadas en vídeo.

Estas grabaciones son sin duda la parte más sustancial del legado discográfico de Celibidache. Sus versiones de las *Sinfonías 6, 7 y 8* de Bruckner, la *Nuevo Mundo* de Dvorák, los *Conciertos para piano* de Brahms, Chaikovski y Schumann (con Barenboim) y la *Sinfonía clásica* de Prokofiev (ésta, con el ensayo) son grandiosas precisamente en la medida en que contradicen toda una ortodoxia interpretativa. El "filósofo" Celibidache, que escandalizó a público y crítica por su rechazo a la subjetividad de "otros" intérpretes, había alcanzado en sus años finales aquella "verdad" tan buscada a lo largo de medio siglo. Y esa verdad estaba en el fatigoso batir de una batuta cansada de retóricas e iluminada por el último resplandor de la inspiración.

Gonzalo Badenes.

Ein radikaler Gegner der Platten

Nicht einmal die ganze Literatur, die Celibidache und seine Gefolgschaft gegen das diskographische Medium in Umlauf gebracht haben, hat verhindern können, daß eine große Anzahl von Interpretationen des Maestros dank Platte, Video oder Tonband doch für die Nachwelt erhalten geblieben ist.

Nur am Anfang und am Ende seiner Karriere hat Celibidache eingewilligt „offiziell“ aufzunehmen. Und der erste Block Aufnahmen scheint im Endeffekt ein relatives Fiasko zu sein, da weder die technische Tonqualität der Aufnahmen, noch die starke künstlerische Persönlichkeit des jungen Maestro an die große Wirkung der letzten Aufnahmen von Furtwängler und der ersten von Karajan herankommen konnte.

Ab den fünfziger Jahren, als die Aufnahmetechnik mit Stereo -und Digitalklang große Sprünge tat, hielt Celibidache starr an immer extravaganteren pseudophilosophischen Thesen fest, mit denen er sein Nein zu Plattenaufnahmen rechtfertigte. Trotz alledem konnte er nicht vermeiden, daß die Radiosender seine Interpretationen von Beethoven, Berlioz, Bizet, Brahms, Bruckner, Debussy, Dvorak, Haydn, Mendelssohn, Mozart, Prokofiev, Ravel, Schumann, Sibelius, Schubert oder Stravinsky auf Band aufgezeichnet haben.

Dieses ganze Material, fast ausschließlich mit zweitrangigen Orchestern (RAI, Stuttgarter, Kölner und Copenhagener Rundfunk, Festival de Suisse usw.), ist in den letzten Jahren von Labels wie Arlecchino, Fonit Cetra oder Paragon auf CD wiederaufgelegt worden. Es sind Livemitschnitte, die manchmal unter einer bedauerlichen technischen Qualität leiden (Verzerrungen, Rauschen, Husten, Klatschen usw.). Es ist bedauerlich, daß der größte Teil von Celibidaches Karriere auf so zweifelhafte Weise dokumentiert ist. Aber selbst so ermöglichen diese Platten, die künstlerische und geistige Entwicklung des Maestro zu schätzen zu lernen, der Ende der 80er Jahre die Welt überraschte, als er einen Millionenvertrag mit Sony Classics abschloss, um einige seiner Aufführungen mit den Münchner Philharmoniker auf Video aufzuzeichnen.

Diese Aufnahmen sind ohne Zweifel der bedeutendste Teil der diskographischen Hinterlassenschaft von Celibidache. Seine Interpretationen der 6., 7., und 8. Symphonie von Bruckner, der Symphonie „Aus der neuen Welt“ von Dvorak, der Klavierkonzerte von Brahms, Tschaikovsky und Schumann (mit Barenboim) und der „Klassischen Symphonie“ von Prokofiev (diese mit den Proben) sind grandios, gerade deshalb, weil sie eine ganze interpretatorische Lehrmeinung widerlegen. Der „Philosoph“ Celibidache, der, wenn er die Subjektivität von „anderen“ Interpreten ablehnte, Publikum und Kritiker skandalisierte, hatte in seinen letzten Jahren jene „Wahrheit“ erreicht, die er ein halbes Jahrhundert lang gesucht hatte. Und diese Wahrheit bestand in dem mühsamen Taktschlag, der jeglicher Floskeln müde war, nur erhellt von dem letzten Glanz der Inspiration.

Gênio da regência que detestava discos

OCTAVI MARTI

El País

Paris — Morreu anteontem na capital francesa o maestro, compositor e pedagogo romeno Sergiu Celibidache, um mito da regência por sua originalidade e capacidade para decifrar a lógica e o significado das partituras que interpretava. O músico tinha 84 anos e a notícia de sua morte foi transmitida pela família à Rádio Bucareste. Defensor da música pura em sua interpretação viva, durante décadas Celibidache se negou a participar de gravações, que considerava uma forma frívola de reproduzir as grandes obras da música européia. Mestre da regência, seu caráter provocador e sua independência converteram-no num “atirador solitário”.

Celibidache nasceu na Romênia em 28 de junho de 1912, mas sua verdadeira formação musical deu-se na Alemanha, aonde chegou em 1936 para estudar na Hochschule de Berlim, onde viveu durante a Segunda Guerra Mundial. Em 1945, com a desnazificação, Celibidache assumiu a direção da Filarmônica de Berlim, cargo que exerceu durante cinco anos e do qual foi afastado por Herbert von Karajan com a ajuda de Wilhelm Furtwängler, que não perdoava ao jovem romeno o sucesso obtido em tão pouco tempo.

Ao longo de sua carreira à frente de várias orquestras, entre elas as filarmônicas de Estocolmo e Munique, Celibidache — nas últimas décadas considerado um filósofo da música e universalmente admirado



AFP

também por seu ensino — demonstrou amplamente sua capacidade de ler de forma inovadora as partituras e marcou tenazmente posição contra as gravações, que segundo ele dependiam exclusivamente do dinheiro e de fatores que nada tinham a ver com a música e a arte. Como regente da Filarmônica de Munique, ele proibiu seus músicos de participarem de qualquer tipo de trabalho com discos: “Isto é coisa de quem está preocupado com espetáculos e dinheiro, não com a música”, costumava dizer. Apesar disso, Celibidache deixou-se filmar com sua orquestra de Munique nos últimos anos de vida, em vídeos que

foram comercializados (sinfonias de Bruckner, em especial) pelo selo Teldec.

Homem que não tinha medo de formular suas opiniões em voz alta, Celibidache definia Karajan como um “regente elegante, mas superficial” e o comparava à Coca-Cola. Detestava as orquestras americanas, “porque não têm personalidade”, embora admitisse que são “perfeitas, ainda que todas iguais” em sua tendência a “tocar mais rápido que o devido, algo que eles acreditam corresponder à intensidade e eu relaciono com a impotência”. Para Celibidache, os Estados

Unidos “não dão o controle do trabalho artístico aos artistas, mas aos empresários”. Ele via por exemplo no colega Georg Solti “um autêntico músico, um grande pianista, mas não um regente” e considerava Riccardo Muti dono de um “talento extraordinário, mas tão ignorante quanto Toscanini”.

A técnica de regência de Celibidache transcendia as notas, da mesma maneira que, dizia ele, “a religiosidade transcende as religiões, pois não existe nenhuma autêntica”. Celibidache dizia que o mundo está cheio de sons, mas tem muito pouca música, e considerava esta algo que se vive, embora não se explique: “Existem definições para os sons, mas não para a música”. Este ponto de vista, no entanto, não o impediu de ser considerado um dos melhores professores de regência, sobretudo porque analisava muito bem as partituras e sabia impor sua concepção aos músicos. Celibidache desenvolveu uma teoria da “fenomenologia musical” para “objetivar os sons, as estruturas e as condições musicais”.

Embora tenha ganho nacionalidade alemã e recebido o título de Comendador das Artes e Letras dos franceses, na Romênia seu talento só foi reconhecido após a morte do ditador Ceausescu, em 1990. Celibidache, que ultimamente regia sentado, sofria problemas de saúde há muitos anos, principalmente cardíacos, e em 1995 sofreu uma fratura no fêmur que praticamente o deixou preso a sua casa. A família não divulgou as causas de sua morte.

Sergiu Celibidache ☆ 1912 † 1996

REGISTRO

CIDADE

JORNAL DO BRASIL - 410

SEXTA-FEIRA, 16 DE AGOSTO DE 1996

Jornal do Brasil - Rio, 16.08.1996

Sergiu Celibidache 19912 - 1996

Das Genie unter den Dirigenten, welches die Schallplatten haßte.

Paris. Der Maestro, Komponist und Pädagoge, Sergiu Celibidache, starb in einem kleinen Dorf in der Nähe der französischen Hauptstadt Paris, ein Führungsmythos an Originalität mit großer Kraft und Logik, die Bedeutung der Musik, die er dirigiert hat zu entschlüsseln.

Der Musiker wurde 84 Jahre alt und die Nachricht über seinen Tod wurde durch seine Familie mitgeteilt und zuerst von Radio Bukarest gesendet.

Dieser Maestro war ein Verteidiger der reinen Musik bei seinen Interpretationen. Seit vielen Jahren weigerte sich Celibidache, Schallplattenaufnahmen zu machen, die er als leichtfertige Art bezeichnete, um die großen Werke der europäischen Musik zu produzieren.

Er war der Maestro der Führung. Sein herausfordernder Charakter und seine Unabhängigkeit verwandelten ihn in eine einsame Persönlichkeit. Celibidache wurde im Juni 1912 in Rumänien geboren, seine wirkliche musikalische Ausbildung erhielt er in Deutschland, wohin er 1936 kam, um an der Berliner Musikhochschule zu studieren. Dort wohnte er während des Zweiten Weltkrieges und 1945, nach dem Sturz des Naziregimes, übernahm Celibidache die künstlerische Leitung der Berliner Philharmoniker; diese Stelle hatte er fünf Jahre inne und wurde mit der Hilfe Wilhelm Furtwänglers für Herbert von Karajan eingesetzt.

Doch Wilhelm Furtwängler verzieh nicht, daß dieser junge Rumäne in so kurzer Zeit soviel Erfolg hatte.

Im Laufe seiner Dirigentenkarriere leitete Celibidache viele der bedeutenden Orchester, unter anderem die Stockholmer Philharmoniker, bis er die künstlerische Leitung der Münchner Philharmoniker übernahm.

Celibidache wurde in den letzten Dekaden ein Philosoph der Musik genannt und weltweit für sein Charisma bewundert.

Er zeigte seine Fähigkeit, die Noten anders zu lesen und neu zu deuten.

Er haßte Schallplattenaufnahmen, für ihn waren Aufnahmen lediglich des Geldes wegen gemacht, er befürchtete, daß dadurch die Unabhängigkeit der Kunst und Musik verlorengeht.

Als Künstlerischer Leiter der Münchner Philharmoniker verbot Celibidache den Musikern, an irgendeiner Art von Schallplattenaufnahmen teilzunehmen.

Celibidache sagte immer: „Aufnahmen sind eine Sache von Leuten, die nur einfach und schnell Geld machen wollen.“

Trotzdem, Celibidache ließ in seinen letzten Lebensjahren Video- und Filmaufnahmen mit seinen Münchner Philharmoniker zu.

Diese Videos werden von Sony vermarktet (insbesondere die Bruckner Sinfonien).

Celibidache war ein Mann, der keine Angst hatte, laut seine Meinung zu sagen. Celibidache bezeichnete Karajan einen „eleganten Dirigenten, aber oberflächlich“ und verglich ihn mit „Coca Cola“.

Er war kein Freund der amerikanischen Orchester, weil sie für ihn keine Persönlichkeit hatten, obwohl sie perfekt spielten, aber für ihn auch alle gleich klangen.

Celibidache: „nicht die Staaten haben mehr die künstlerischen Kontrolle über die Künstler, sondern die Industrie.“

Er sah, zum Beispiel, in Georg Solti „einen authentischen Musiker, einen großen Pianisten, aber keinen Dirigenten,“ und für ihn war Ricardo Muti ein „außergewöhnliches Talent“, aber „unwissend wie Toscanini“.

Die Dirigiertechnik von Celibidache machte Musik und Noten transparent. Über Frömmigkeit und Religionen sagte er: „es existiert keine authentische“.

Celibidache sagte immer wieder, die Welt sei voll von Klängen, aber sie habe zu wenig Musik und er beschrieb die Musik als etwas, das niemand erklären kann: „Es gibt viele Definitionen für Klänge, aber nicht für die Musik.“ Dieser Standpunkt konnte es trotzdem nicht verhindern, Celibidache als einen der besten Dirigierlehrer zu bezeichnen, weil er hervorragend die Partituren analysierte und dabei wußte er seine Meinung den Musikern zu vermitteln.

Celibidache entwickelte eine Theorie über „Musik-phänomenologie“, über Klänge, die Strukturen und musikalische Zusammenhänge.

Obwohl er einen deutschen Ausländerpaß erhalten hatte, wurde er in Frankreich mit dem Titel „Comendador de las Artes y las Letras“ ausgezeichnet. Sein großes Talent wurde in Rumänien erst bekannt nach dem Tode des Diktators Ceaucescu im Jahre 1990.

Celibidache, der in den letzten Jahren aufgrund seiner langjährigen Krankheiten - hauptsächlich Herzkrankheiten - sitzend dirigierte, erlitt 1995 einen Oberschenkelhalsbruch, was ihn wiederum zwang, zu Hause zu bleiben.

Die Familie machte nicht die Gründe für seinen Tod bekannt.

OBITUÁRIO

10-1-96/DPA



CELIBIDACHE NUM ensaio em Munique, em janeiro: "A música é uma necessidade espiritual ou uma loucura"

Sergiu Celibidache, maestro, aos 84

Antonio Hernandez

• Sergiu Celibidache morreu de ataque cardíaco quarta-feira, em Paris, onde será sepultado hoje. Tinha 84 anos de idade e em junho dirigiu seu último concerto na Alemanha, um programa consagrado a Mozart, à frente da Filarmônica de Munique, da qual era o maestro titular desde 1979. Celibidache completou seus estudos de filosofia, matemática e música na Universidade de Berlim, em 1936. Foi discípulo de Fritz Stein e fez tese de doutorado sobre Josquin Desprez. Iniciou carreira de maestro substituindo Furtwängler, afastado pelos aliados em 1945 devido a suas ligações com os nazistas. O afastamento durou sete anos.

Nascido e iniciado na Romênia, Celibidache foi o grande diretor do nosso século — menos conhecido, porém, do que Herbert von Karajan, para quem perdeu, por maioria de votos dos músicos, a sucessão no trono da mais célebre orquestra alemã, quando morreu Furtwängler. O jovem romeno anunciava sacrifícios. Pretendia alta qualificação artística, ensaiando muito e tocando pouco em público e nada nos estúdios de gravação. A orquestra acabou preferindo o projeto Karajan, de poucos ensaios, muitos concertos, discos, dinheiro e celebridade. Sacrificava, entretanto, as virtudes musicais. O nível das realizações da Filarmônica de Berlim seria inferior ao passado da orquestra, como demonstra qualquer comparação dos registros de Karajan com as versões de Furtwängler ou os discos de Celibidache, gravados à sua revelia em concertos ao vivo.

A sinfonia exilada em Santiago, no Chile

Ressentido com Berlim, Celibidache decidiu exilar-se. Começou a aparecer, então, na América Latina. Nos anos 50, comentava-se em pequenos círculos que o Chile teria a melhor orquestra do mundo. Quem resolveu conferir no local, entretanto, encontrava uma boa orquestra, mas nada fora do comum. Sergiu Celibidache tinha feito a grande orquestra em

seis meses de ensaios, mas ao deixar Santiago levava com ele todas as virtudes. O nome do maestro romeno surgiu depois na Escandinávia, na Itália, na Grã-Bretanha, em Portugal e na Espanha. A lenda crescia auxiliada pela pirataria das gravações. Circulava mais de uma centena, na década de 70, em condições técnicas precárias, mas de valor musical incomparável, a não ser com os velhos discos de Furtwängler. Eram as Sinfonias de Haydn e de Mozart, Beethoven e Brahms, Ravel, Debussy, Wagner, Shostakovich e Prokofiev.

A estréia nos Estados Unidos esperou até 1972, quando o maestro aceitou um convite do Instituto Curtis, de Filadélfia, que comemorava 60 anos. Tratava-se de uma orquestra de estudantes, com a participação de instrumentistas muito jovens. Alguns violinistas eram quase meninos. Depois de três meses de ensaios, o conjunto tocou no Carnegie Hall, de Nova York, causando verdadeiro espanto entre críticos e mesmo entre assinantes das temporadas de Leonard Bernstein. O concerto seria conservado, como tantos outros, em discos piratas, sempre de fraco sinal, mas apresentando as qualidades da grande música que as orquestras modernas vivem a sonegar ao público, em benefício dos efeitos comerciais, da demagogia que fazia brilhar até certas caricaturas sinfônicas assinadas por Karajan em Berlim. O programa tinha Wagner, Ravel e Debussy, entre outros compositores.

No Brasil seríamos obrigados a esperar até 1992, já com Celibidache à frente da Filarmônica de Munique. O primeiro concerto foi realizado em São Paulo, em 1992, com a Quarta Sinfonia de Brahms nas estantes. Tivemos, então, uma execução antológica, superior à gravação de Furtwängler, porque a própria Passacalha, tão tumultuada na versão da Filarmônica de Berlim, soa com emoção e clareza exemplar, sempre com timbres requintados e tempos contidos à maneira das concepções de Claudio Arrau. Celibidache/Arrau, dois gurus (romeno e chileno) da cultura alemã:

eis um desencontro inexplicável na História da música.

— Nunca estivemos juntos na mesma cidade, apesar da coincidência da nossa juventude na Alemanha — contava o mestre em São Paulo.

No Rio, uma semana depois, ele dirigiu os "Quadros de uma exposição", de Mussorgsky-Ravel, de maneira a convencer o *tutti* do público mais refratário que se poderia imaginar. Mas a sua Quarta Sinfonia de Brahms só seria ouvida pelos cariocas, em primeira audição, com total luxo dos detalhes e em vôo emocionado e transparente, na temporada de 1993.

A possível sobrevida do regente em discos e vídeos

A morte de Celibidache pode engendrar a vida de milhares de discos, porque seguramente a Rádio de Munique vinha gravando muitos concertos ao vivo, e os herdeiros — mulher e filho — podem autorizar as edições, contrariando o artista e beneficiando em última instância seus admiradores e a própria música, que para ele era uma necessidade espiritual:

— Em caso contrário, seria uma loucura — explicava na entrevista em São Paulo.

Em relação aos os discos, Celibidache alimentava irremediável antipatia: os microfones não deixam passar mais do que 30 por cento do som original, alegava. E ainda culpava a indústria pela rarefação dos grandes músicos nas últimas gerações. Não deixava de ter certa razão: nas primeiras décadas do século, havia dúzias de diretores excelentes. Hoje são poucos. A maioria dos regentes é de brilhantes executivos. De comerciantes, para usar a expressão de Celibidache qualificando colegas como vendilhões.

As únicas gravações da Filarmônica de Munique autorizadas por Celibidache são os vídeos das Sinfonias de Bruckner e da Sinfonia Clássica de Prokofiev, precedida por um ensaio. São demonstrações vivas dos poderes do bruxo no campo da fenomenologia musical. A Oitava Sinfonia de Bruckner, que Karajan resume em pouco mais de uma hora, dura mais de duas na versão de Celibidache.

O GLOBO

Rio de Janeiro, den 16. August 1996

Todesanzeige

Bild

Sergiu Celibidache bei einer Orchesterprobe im Januar in München: " Die Musik ist spirituelle Notwendigkeit oder Wahnsinn"

Sergiu Celibidache, Dirigent, im Alter von 84 Jahren.

von Antonio Hernandez

Sergiu Celibidache ist am Mittwoch, den 14. August an Herzversagen in Paris gestorben, wo er am 16. August auch beigesetzt wird. Er war 84 Jahre alt, im Juni diesen Jahres dirigierte er die Philharmoniker in München - dessen Chefdirigent er seit 1979 war - bei seinem letzten Konzert in Deutschland, ein Programm, das Mozart gewidmet war. Celibidache beendet im Jahr 1936 sein Studium der Philosophie, Mathematik und Musik an der Universität Berlin. Er war ein Schüler Fritz Steins und dissertierte über Josquin Desprez. Seine Karriere als Dirigent begann, als Furtwängler aufgrund seiner Beziehung zu den Nationalsozialisten 1945 von den Alliierten abgesetzt worden war, ein Zustand der sieben Jahre lang währte. In Rumänien geboren und aufgewachsen, war Celibidache der große Dirigent unseres Jahrhunderts, weniger berühmt jedoch als Herbert von Karajan, dem er nach Furtwänglers Tod aufgrund der Wahl der Musiker den Vortritt auf die Nachfolge des berühmtesten deutschen Orchesters einräumen mußte. Der junge Rumäne nahm viele Opfer auf sich. Durch ständiges Üben, unter Verzicht auf Publikumsauftritte und Studioaufnahmen strebte er höchste künstlerische Qualifizierung an. Das Orchester hat sich schließlich für den Stil Karajans entschieden, wenig Proben, viele Konzerte, Schallplatten, Geld und Ruhm unter Opferung der musikalischen Tugenden. Das Niveau der Produktionen der Berliner Philharmonie sollte nicht mehr an die Leistungen der Vergangenheit heranreichen, was die Aufnahmen Karajans verglichen mit den Interpretationen Furtwänglers oder Schallplatten Celidaches - die aufs Geratewohl bei Live-Konzerten aufgenommen worden sind - bezeugen.

Die Symphonie im Exil in Santiago, Chile

Im Groll mit Berlin, ging Celibidache ins Exil nach Chile. Sodann begannen seine Auftritte in Südamerika. In den 50er Jahren erzählte man in gehobenen Kreisen, daß Chile über das beste Orchester der Welt verfügte. Wer diese Aussage jedoch vor Ort auf die Probe stellte, fand ein gutes, jedoch kein außergewöhnliches Orchesters vor. Celibidache hatte innerhalb von sechs Monaten Probezeit das Orchester zusammengestellt, doch als er Santiago verließ, nahm er seine Tugenden mit sich. Der Name des rumänischen Maestros erschien später in Skandinavien, Italien, Großbritannien, Portugal und Spanien. Eine Legende wuchs heran, unterstützt durch Raubkopien hunderter Aufnahmen, die in den 70er Jahren kursierten, in schlechter Tonqualität zwar, aber von unschätzbarem musikalischen Wert, an die höchstens noch die alten Aufnahmen Furtwänglers heranreichten, beispielsweise die Symphonien Haydns, Mozarts und Beethovens, Brahms, Ravels, Debussys, Wagners, Schostakowitschs und Prokofjews.

Sein erster Auftritt in den Vereinigten Staaten sollte erst 1972 stattfinden, als Celibidache einer Einladung zum 60jährigem Bestehen des Curtis Instituts in Philadelphia folgte. Es handelte sich dabei um ein studentisches Orchester, unter ihnen sehr junge Instrumentalisten, einige Geiger waren fast noch Kinder. Nach dreimonatiger Probezeit spielte das Ensemble in der Carnegie Hall in New York und sorgte für echte Verblüffung sowohl unter Kritikern als auch den Abonnenten der Leonard Bernstein-Saison. Dieses Konzert wurde, wie so viele andere, auf Raubkopien schlechter Wiedergabe verewigt, jedoch von hoher Qualität großer Musik, die so oft von modernen Orchestern dem Publikum vorenthalten wird, oft aus wirtschaftlichen Gründen und wegen einer Demagogie, die sogar symphonische Karikaturen Karajans in Berlin zum Erfolg verhalfen. Das Programm umfaßte Werke Wagners, Ravels, Debussys und anderer Komponisten.

In Brasilien mußte man bis zum Jahr 1992 warten, als Celibidache schon die Münchner Philharmonie leitete. Das erste Konzert fand mit der vierten Symphonie von Brahms auf dem Programm in São Paulo statt. Es folgte eine anthologische Aufführung, die weit über die Aufnahmen Furtwänglers hinausreichte, denn selbst die Passacale, sonst so aufgewühlt in der Version der Berliner Philharmoniker, ertönte mit Emotion und exemplarischer Klarheit, stets mit ausgefeilter Klangfarbe, beherrschtem Tempo ganz nach Manier Claudio Arraus. Celibidache/Arrau, zwei "Gurus" (rumänisch und chilenisch) der deutschen Kultur und eine unerklärliche verfehlte Begegnung in der Musikgeschichte. "Wir waren nie zum gleichen Zeitpunkt in der gleichen Stadt, obwohl - wie der Zufall es wollte - wir beide unsere Jugend in Deutschland verbracht haben", erzählte der Maestro in São Paulo.

Eine Woche später dirigierte er in Rio de Janeiro "Die Bilder einer Ausstellung" von Mussorgsky-Ravel, in einer Art und Weise, die sogar das abgeneigteste Publikum überzeugen konnte. Doch erst im Jahre 1993 sollte die vierte Symphonie von Brahms den Einwohnern Rio de Janeiro in voller Detailfülle und als emotionales und transparentes Erlebnis zuteil werden.

Das mögliche Weiterleben des Dirigenten auf Schallplatten und Videos

Der Tod Celibidaches könnte möglicherweise Tausende von Tonträger hervorbringen, denn der Bayerische Rundfunk hat mit Sicherheit in der Vergangenheit viele Live-Konzerte aufgenommen und seine Erben - seine Ehefrau und sein Sohn - könnten entgegen dem Willen des Künstlers, aber letzten Endes zum Vorteil seiner Bewunderer und der Musik selbst, die für Celibidache eine "spirituelle Notwendigkeit" der Veröffentlichung zustimmen. "Das Gegenteil spiritueller Notwendigkeit wäre Wahnsinn", erklärte er während eines Interviews in São Paulo.

Was die Schallplatten betrifft, so hegte Celibidache eine unüberwindbare Abneigung gegen sie. Er behauptete, die Mikrofone ließen nicht mehr als 30 Prozent des Originaltons durch. Er machte die Industrie verantwortlich für die geringe Anzahl großer Musiker in den vergangenen Generationen. Damit hatte er nicht ganz unrecht: zu Beginn des Jahrhunderts gab es noch eine Vielzahl exzellenter Dirigenten. Heute sind es nur noch wenige und die meisten unter ihnen sind brillante Manager, Kaufleute - in Celibidaches Worten Straßenhändler.

Die einzigen Aufnahmen der Münchner Philharmoniker, die mit Celibidaches Einverständnis gemacht worden sind, sind Videos der Symphonien Bruckners und der Klassischen Symphonie Prokofjews, denen eine Probe vorangeht. Dies sind lebendige Zeugnisse der

Macht dieses Zauberers musikalischer Phänomenologie. Die achte Symphonie Bruckners, die Karajan auf weniger mehr als eine Stunde zusammenfaßt, entfaltet sich in Celibidaches Version in weit mehr als zwei Stunden.

Herald INTERNATIONAL Tribune



PUBLISHED WITH THE NEW YORK TIMES AND THE WASHINGTON POST

The World's Daily Newspaper

*

Frankfurt, Saturday-Sunday, August 17-18, 1996

Celibidache, a Painstaking Conductor, Dies

International Herald Tribune

PARIS — Sergiu Celibidache, 84, the Romanian-born conductor known in the musical world for outstanding performances of a wide repertory achieved with painstaking rehearsal, died Wednesday at his home in Paris.

No cause of death was given, but he had recently canceled engagements because of poor health.

In May, while on tour with the Munich Philharmonic Orchestra, he broke a leg in his hotel and was flown to Germany for surgery.

The son of a county prefect in the northeastern town of Roman, Mr. Celibidache studied mathematics, philo-

sophy and music in Romania before going to Berlin in 1936 to study at the Musik Hochschule.

In 1945, his conducting career began at the top when occupation authorities reassembled the Berlin Philharmonic but lacked a conductor because many of the German conductors who had been active during the war were barred from performing.

The unknown Celibidache got the job and held it until Wilhelm Furtwaengler was restored as music director in 1947, although he stayed with the orchestra until 1952.

Mr. Celibidache demanded generous rehearsal time, but was legendary for

drawing brilliantly polished performances from orchestras often of less than the first rank or even student ensembles.

His belated but electrifying New York debut in 1984 was made with the Curtis Institute's student orchestra. He also had an aversion to the recording studio, and most of his recordings are from tapes of live performances.

The orchestras he served as music director or principal conductor include the Swedish Radio Symphony (1964-71), the Stuttgart Radio Orchestra (1971-77), the Orchestre National de France (1973-75) and the Munich Philharmonic (since 1979).

SERGIU CELIBIDACHE Conductor and Composer

Sergiu Celibidache, 84, a Romanian, born conductor and composer and former director of the Munich Philharmonic, died in Paris Aug. 14. He had heart ailments.

Mr. Celibidache wrote four symphonies, a piano concerto and several suites. He also taught at Mainz University in Germany before moving to Paris several years ago. Under his leadership the Munich Philharmonic gained international fame, touring Japan, the United States and Eastern Europe.

He died in Paris on Aug. 14, 1996.

Herald Tribune, 17./18. August 1996

Der gewissenhafte Dirigent Celibidache ist tot

PARIS - Sergiu Celibidache, 84, Dirigent rumänischer Herkunft und bekannt für seine hervorragenden Aufführungen eines vielseitigen Repertoires nach sorgfältigsten Proben, verstarb am Mittwoch in seinem Haus in Paris.

Eine Todesursache wurde nicht bekanntgegeben, doch hatte er in letzter Zeit einige Engagements wegen gesundheitlicher Probleme abgesagt.

Bei einer Tournee im Mai mit den Münchner Philharmonikern hatte er sich in seinem Hotel einen Beinbruch zugezogen und mußte zur Operation nach Deutschland geflogen werden.

Sergiu Celibidache, Sohn eines Bezirkspräfekten in der nordöstlichen Stadt Roman, studierte Mathematik, Philosophie und Musik in Rumänien, bevor er 1936 für ein Studium an der Hochschule für Musik nach Berlin kam.

Im Jahr 1945 begann er seine berufliche Laufbahn als Dirigent gleich bei den Berliner Philharmonikern, die nach ihrer Wiederezusammensetzung durch die Behörden ohne Leitung waren, da viele der deutschen Dirigenten aufgrund ihrer politischen Haltung im 3. Reich mit einem Aufführungsverbot belegt waren.

Der unbekannte Celibidache wurde mit dieser Aufgabe betraut und versah sie, bis Wilhelm Furtwängler 1947 als Musikdirektor wieder eingesetzt wurde. Celibidache blieb allerdings bis 1952 beim Orchester.

Sergiu Celibidache verlangte seinen Musikern zeitintensive Proben ab. Er war jedoch bekannt dafür, daß er selbst aus zweitklassigen oder sogar studentischen Orchestern absolut ausgefeilte Konzerte herauszuholen wußte.

Sein verspätetes, jedoch überzeugendes Debüt in New York gab er 1984 mit dem studentischen Orchester des Curtis Institute. Sergiu Celibidache hatte zudem eine Aversion gegen Studios. Daher sind die meisten seiner Aufnahmen Live-Mitschnitte. Zu den Orchestern, denen er als Musikdirektor oder Chefdirigent diente, gehören das schwedische Radiosinfonieorchester (1964 - 71), das Radio-Sinfonieorchester Stuttgart (1971 - 77), das Orchestre National de France (1973 - 75) und die Münchner Philharmoniker (seit 1979).

Washington Post, 16. August

SERGIU CELIBIDACHE

Dirigent und Komponist

Sergiu Celibidache, 84, in Rumänien geborener Dirigent und Komponist und früherer Direktor der Münchner Philharmoniker, starb am 14. August in Paris an den Folgen eines Herzleidens.

Aus seiner Feder stammen vier Sinfonien, ein Klavierkonzert und mehrere Suiten. Ferner unterrichtete er an der Mainzer Universität, bevor er vor einigen Jahren nach Paris zog. Unter seiner Leitung wurde den Münchner Philharmonikern auf Konzertreisen durch Japan, die Vereinigten Staaten und Osteuropa internationaler Ruhm zuteil.

Sergiu Celibidache, Romanian Composer And Conductor, 84

PARIS, Aug. 15 (AP) — Sergiu Celibidache, a Romanian-born conductor, composer and former director of the Munich Philharmonic, died here on Wednesday. He was 84.

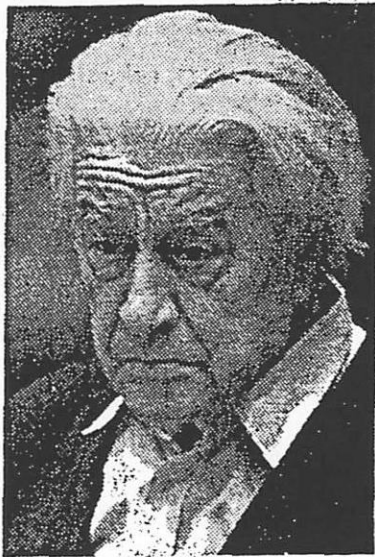
A director of the Munich Philharmonic since 1979, Mr. Celibidache (pronounced cheh-lee-bee-DAH-keh) built a name for himself by refusing to visit sound studios because he opposed recording music. He wrote four symphonies, a piano concerto and several suites, but few recordings of his early work exist.

In addition, he taught at Mainz University in Germany, where he lived before moving to Paris several years ago.

Under his leadership, the Munich Philharmonic gained international fame, touring Japan, the United States and Eastern Europe.

Mr. Celibidache was born in 1912 in Roman, in northeastern Romania. He was a dancer and dance teacher before learning to play the piano. He left Romania in 1936 to study music and composition in Berlin, where he played the piano in a jazz bar to make a living.

In 1945, he was appointed the first conductor of the Berlin Philharmonic, where he became known for his tempestuous style. Mr. Celibidache had great success under the Communist regime in Romania when he



Agence France Presse

Sergiu Celibidache

came back to direct the Bucharest Philharmonic Orchestra in the 1970's and the early 80's.

Later, the Romanian dictator Nicolae Ceausescu, known for his aversion to the arts, refused to let Mr. Celibidache perform in his native land, prompting Mr. Celibidache to say, "How can I be tranquil and make music and conduct an orchestra among foreigners, but not in my own country?"

After the collapse of Communism in 1989, he was made honorary director of the Bucharest orchestra.

Survivors include his wife and a son.

Nachruf in der New York Times, 16. August 1996

Sergiu Celibidache,
rumänischer Komponist
und Dirigent, 84

Paris, 15. August (AP) - Sergiu Celibidache, Dirigent und Komponist rumänischer Herkunft und vordem Generalmusikdirektor der Münchner Philharmoniker, verstarb hier am Mittwoch. Er war 84 Jahre alt.

Der seit 1979 als Generalmusikdirektor der Münchner Philharmoniker tätige Celibidache machte sich dadurch einen Namen, daß er Studiotermine verweigerte, da Musik seiner Meinung nach nicht zum Aufnehmen da war. Er schrieb vier Sinfonien, eine Klavierkonzert und mehrere Suiten, doch gibt es nur wenige Aufnahmen seiner frühen Werke.

Darüber hinaus unterrichtete er an der Universität von Mainz, wo er vor seinem Umzug nach Paris bis vor einigen Jahren lebte.

Er führte die Münchner Philharmonikern auf Konzertreisen durch Japan, die Vereinigten Staaten und Osteuropa zu Weltruhm.

Sergiu Celibidache wurde 1912 in Roman im nordöstlichen Rumänien geboren. Bevor er anfang Klavier zu spielen, war er als Tänzer und Tanzlehrer tätig. 1936 verließ er Rumänien, um in Berlin Musik und Komposition zu studieren, wo er sich in einem Jazzlokal als Pianist seinen Lebensunterhalt verdiente.

Im Jahre 1945 wurde er Chefdirigent der Berliner Philharmoniker, wo er für seinen ungestümen Stil bekannt wurde. Bei seiner Rückkehr in das kommunistische Rumänien feierte er als Gastdirigent der Bukarester Philharmoniker große Erfolge.

Als Sergiu Celibidache später unter dem rumänischen Diktator Nicolae Ceausescu, bekannt für seine Abneigung gegen die Künste, Aufführungen in seinem Heimatland verboten wurden, äußerte sich Celibidache wie folgt: "Wie kann ich heiter sein, Musik machen und ein Orchester unter Fremden leiten, wenn mir dies in meiner Heimat nicht gestattet ist?"

Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus im Jahre 1989 wurde er zum Ehrendirektor des Bukarester Orchesters ernannt.

Er hinterläßt eine Frau und einen Sohn.

The Times, London 16.8.86

SERGIU CELIBIDACHE

**Sergiu Celibidache,
Romanian-born
conductor, died in Paris
on August 14 aged 84. He
was born on June 28, 1912.**

WHEN the London Symphony Orchestra invited Sergiu Celibidache to conduct it at the Festival Hall in November 1978, it was in the knowledge that the concert was certain to lose at least £8,000. Even with ticket prices 50 per cent higher than normal, there was no way to recoup the cost of all the rehearsals demanded by the maverick conductor. For the players, however, there was little doubt that the experience was worth it.

A practising Buddhist with a passion for football and a mystical approach to music, Sergiu Celibidache was one of the most fascinating and eccentric artists of his generation. He belonged, as the *Times* critic observed in 1949, to "the intensity-at-all-costs school of conducting".

His performances were as remarkable for the rigour with which he prepared them as for the powerfully individual results he achieved. Where other conductors might have to make do with three rehearsals at best, Celibidache demanded six, preferred ten, and could happily use 15.

The better the orchestra, the more time he wanted to spend rehearsing. With a poor player, he said, there are fewer possibilities: "forte, mezzo-forte, then he scratches". When he returned to London in 1978 after an absence of more than a decade, the players of the LSO seem to have responded with enthusiasm, even — unprecedentedly — continuing to practise during their breaks. The spectators' balcony was full during rehearsals, with musicians of the calibre of Vladimir Ashkenazy, Pinkas Zukerman and Murray Perahia turning out to watch what amounted to a master class.

The orchestra's chairman likened the process of working with Celibidache to "decoking" the orchestra's engine. The resulting concert performances may not have been to all tastes, but they displayed an orchestral virtuosity rare in late 1970s London.



Other orchestras responded less well, among them the players of the Italian broadcasting corporation orchestra in Rome, who in 1961 hurled their scores at the conductor after a parting of the ways in a fast passage of Beethoven's Ninth. Nor were listeners always convinced.

Throughout his career, Celibidache took extraordinary risks in performance, relishing detail, sustaining dissonances a fraction longer than might be expected, demanding extreme refinements of balance and variations of tempo, polishing timbre and colour and beauty of tone, sometimes at the expense of rhythmic vitality. Critics were quick to complain: "Sound and sense seem poorly integrated." "It was revealing, it was beautiful, but was it right?"

Sergiu Celibidache was the son of a county prefect in the town of Roman in northeast-

ern Romania. He graduated from the music academy in the nearby city of Iasi, the capital of Moldavia, then went to Berlin to study music, composition and philosophy. After winning a conducting competition on Berlin Radio in 1945, he made his debut with the Berlin Philharmonic.

With Wilhelm Furtwängler struggling to vindicate his conduct under the Nazis, Celibidache was appointed the great orchestra's principal conductor, a position he held until 1952, when Furtwängler returned. In England, Celibidache conducted a series of well-remembered concerts with the London Philharmonic Orchestra in 1948.

His idiosyncracies were apparent even in these early years. Advised by one of his former teachers to concentrate on smaller forms after an unsuccessful Berlin performance of Tchaikovsky's *Pathétique*, he promptly com-

plied, substituting Telemann's *Tafelmusik* for an advertised programme of Bruckner and Mahler.

When Furtwängler died, the machinations of Herbert von Karajan ensured that Celibidache was not a candidate for the Berlin succession; it was to be 30 years before he made his peace with the orchestra. He began instead a series of lower-profile associations, working with such orchestras as the South-West German Radio Orchestra in Stuttgart, the Stockholm Radio Symphony Orchestra, the Bamberg Symphony and the French National Orchestra.

During these years he also made guest appearances with orchestras in Europe, the United States and Latin America, and returned to London to work with the LSO in 1962 and again in the late 1970s.

In 1979 he became music director of the Munich Philharmonic; after the fall of the

Ceausescu regime in 1989, he returned with the orchestra to his native Romania for a concert. Since 1990 he had been honorary director of the Bucharest Philharmonic Orchestra and of the Paris-based George Enescu Philharmonic.

Celibidache made a number of records between 1945 and 1950, but he soon became disenchanted with the process and the technology, feeling that it compromised the spontaneity he sought above all in his music-making. "Like peas," he said, "music should not be canned: it loses its flavour, its scent, its life."

"The gramophone," he complained, "is a dead thing. Recording is very negative and encourages musicians simply to imitate." On another occasion he compared recording to going to bed with a picture of Brigitte Bardot. In 1992, however, to general surprise, he released a 12-inch laser disc of rehearsals and a performance of Prokofiev's Classical Symphony.

Those recordings that do exist — of Mozart, Brahms, Tchaikovsky (a striking Fifth Symphony with the LPO), Shostakovich and Roussel — tell us what we missed by the absence from the studios of this strange musical philosopher.

Celibidache was also a composer. He wrote a Requiem, four symphonies, a piano concerto and several other orchestral works.

A German citizen, resident in Paris, he was married and had one son.

The Times, London, 16.08.96

SERGIU CELIBIDACHE

Der in Rumänien geborene Dirigent Sergiu Celibidache ist am 14. August im Alter von 84 Jahren in Paris verstorben. Er wurde am 28. Juni 1912 geboren.

Als das London Symphony Orchestra Sergiu Celibidache als Dirigenten für ein Konzert in der Festival Hall im November 1978 einlud, geschah dies in bestem Wissen, daß dabei mindestens ein Verlust von £ 8.000 entstehen würde. Obwohl die Eintrittskarten 50 % über dem normalen Preis lagen, ließen sich auch so nicht die Kosten für sämtliche Proben einspielen, auf die der eigensinnige Dirigent bestand. Für die Musiker jedoch gab es wenig Zweifel, daß sich diese Erfahrung lohnte.

Als überzeugter Buddhist mit einer Leidenschaft für Fußball und einer mystischen Einstellung zur Musik war Sergiu Celibidache einer der schillerndsten und exzentrischen Künstler seiner Generation. Wie der Kritiker der Times im Jahre 1949 beobachtete, gehörte er zu der "Intensität-um-jeden-Preis-Schule der Dirigenten."

Seine Auftritte sorgten für Aufsehen sowohl in puncto Unerbittlichkeit bei den Vorbereitungen als auch im Hinblick auf die stark individuellen Ergebnisse, die er erzielte. Während andere Dirigenten mit bestenfalls drei Proben auskommen mußten, bestand Celibidache auf sechs, bevorzugte zehn und hatte auch gegen fünfzehn nichts einzuwenden.

Je besser das Orchester, desto öfter wollte er proben. Mit einem schlechten Musiker habe er weniger Möglichkeiten: "Forte, mezzoforte, und dann kratzt er." Als Celibidache 1978 nach über zehnjähriger Abwesenheit nach London zurückkehrte, reagierten die Musiker enthusiastisch und probten sogar während ihrer Pausen weiter - ein Novum. Der Besucherbalkon war bis auf den letzten Platz gefüllt, darunter Musiker vom Kaliber eines Vladimir Ashkenazy, Pinkas Zukerman und Murray Perahia, die, wie es sich herausstellen sollte, einer Art Meisterklasse beiwohnten.

Der Konzertmeister des Orchesters verglich die Arbeit mit Celibidache mit dem "Entkoken" der Orchesterlokomotive. Die resultierenden Konzertauftritte mögen vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack gewesen sein, doch zeugten sie von einer orchestralen Virtuosität, die Ende der 70er Jahre in London selten geworden war.

Andere Orchester, unter ihnen das italienische RAI-Orchester, zeigten sich weniger begeistert. 1961 flogen in Rom die Notenblätter, als es zu Differenzen bezüglich einer schnellen Passage in Beethovens Neunter kam. Auch das Publikum war nicht immer überzeugt.

Celibidache zeigte stets außergewöhnliche Risikobereitschaft bei seinen Auftritten, indem er großen Wert auf das Detail legte, Dissonanzen einen Bruchteil länger als erwartet hielt, extreme Feinheiten der Balance und Variationen des Tempos forderte und

an Timbre, Farbe und Reinheit des Tons arbeitete, was manchmal zu Lasten der rhythmischen Vitalität ging. Die Kritik folgte oft auf dem Fuße: "Klang und Sinn sind schlecht integriert." "Eine wunderschöne Offenbarung - aber im Sinne des Komponisten?"

Sergiu Celibidache war der Sohn eines Bezirkspräfekten in der Stadt Roman im nordöstlichen Teil Rumäniens. Er schloß ein Studium an der Musikakademie in der nahegelegenen Stadt Jassy, der Hauptstadt der Provinz Moldau, ab. Anschließend ging er nach Berlin, um dort Musik, Komposition und Philosophie zu studieren. Nachdem er 1945 siegreich an einem Dirigentenwettbewerb des Berliner Rundfunks teilgenommen hatte, gab er sein Debüt mit den Berliner Philharmonikern.

Während Wilhelm Furtwängler um seine Rehabilitierung für sein Verhalten im 3. Reich kämpfte, wurde Celibidache zum Orchesterleiter ernannt - eine Position, die er bis zur Rückkehr Furtwänglers im Jahre 1952 innehatte. In England dirigierte Celibidache 1948 eine Reihe von denkwürdigen Konzerten mit dem London Philharmonic Orchestra.

Sein Starrsinn war selbst schon in diesen frühen Jahren offensichtlich. Nach einer mislückten Aufführung von Tschaikowskys *Pathétique* in Berlin und dem Ratschlag eines früheren Lehrers, sich doch besser auf kleinere Formen zu konzentrieren, reagierte er prompt und ersetzte ein bereits veröffentlichtes Programm von Bruckner und Mahler durch Telemanns *Tafelmusik*.

Als Furtwängler starb, stellten die Intrigen von Herbert von Karajan sicher, daß Celibidache nicht als Kandidat für die Nachfolge in Frage kam. Es sollte dreißig Jahre dauern, bis er seinen Frieden mit dem Orchester machte. Statt dessen begann er die Zusammenarbeit mit einer Reihe von weniger renommierten Orchestern, wie dem Südwestfunkorchester Stuttgart, dem Stockholmer Radiosinfonieorchester, den Bamberger Sinfonikern und dem französischen Nationalorchester.

Während dieser Jahre gastierte er auch mit Orchestern in Europa, den Vereinigten Staaten und Lateinamerika und kehrte 1962 und erneut Ende der 70er Jahre nach London zurück, um mit den Londoner Sinfonikern zu arbeiten.

1979 wurde er Genralmusikdirektor der Münchner Philharmoniker. Nach dem Fall des Ceausescu-Regimes im Jahre 1989 kehrte er mit dem Orchester anlässlich eines Konzerts in sein Geburtsland Rumänien zurück. Seit 1990 war er Ehrendirektor der Bukarester Philharmoniker und der in Paris angesiedelten George Enescu Philharmoniker.

Zwischen 1945 und 1950 nahm Celibidache eine Reihe von Schallplatten auf. Es folgte jedoch schnell die Ernüchterung bezüglich der Verfahren und der Technologien, die seiner Meinung nach die von ihm so hochbewertete Spontaneität in der Musik untergruben. "Musik gehört ebenso wenig in die Konserve wie Erbsen", sagte er. "Sie verliert ihren Biß, ihren Duft, ihr Leben."

"Das Grammophon ist ein toter Gegenstand. Das Aufnehmen der Musik ist negativ, es ermuntert die Musiker zum Nachahmen." Bei einer anderen Gelegenheit verglich er Studioaufnahmen mit dem Verbringen einer Nacht mit einer Photographie von Brigitte Bardot. 1992 veröffentlichte er jedoch zur Überraschung aller ein 12"-Laserdisk von Proben und einer Aufführung der Klassischen Symphonie von Prokofjew.

Die wenigen existierenden Aufnahmen - von Mozart, Brahms, Tschaikowsky (eine beeindruckende Fünfte Symphonie mit dem London Philharmonic Orchestra), Schostakowitch und Roussel - machen deutlich, was uns durch die Studioabwesenheit dieses außergewöhnlichen Musikphilosophen entgangen ist.

Celibidache hat sich auch als Komponist verdient gemacht. Er schrieb ein Requiem, vier Sinfonien, ein Klavierkonzert und mehrere andere orchestrale Werke.

Der deutsche Staatsbürger mit Wohnsitz in Paris hinterläßt eine Frau und einen Sohn.

Sergiu Celibidache

Orchestral mysteries

FEW musicians have prompted such a wide divergence of view as the Romanian conductor, Sergiu Celibidache, who has died aged 84. Was he one of the great conductors of our time, or was he just a phoney?

His reluctance to appear at all, and then only with a prohibitive number of rehearsals, helped to add to the mystery. His concerts, when they were finally scheduled, offered performances of supreme refinement, but almost always his exaggeratedly slow speeds made them seem like another rehearsal.

Certainly, he was a perceptive, if erratic, musician, and there was no doubt about his personal magnetism, whether in controlling players or whole audiences. Yet his vision, as a rule, was so eccentrically personal that it was hard to take his interpretations seriously.

It is perhaps as well that he was so opposed to making records. There are more of them than he would have wanted, mostly made at the beginning of his career, but rarely do they convey the magnetism which he could project in concert, even those recorded at live events. Even so, he could be a sensitive and helpful concerto conductor,

provided he admired the soloist. He once said of the pianist, Michelangeli, that he "is the greatest conductor, even though he plays the piano". Praise of his colleagues was generally limited to those safely in the past, such as Felix Weingartner and Wilhelm Furtwängler. Of Toscanini he said: "If music were

He used to say that the better the orchestra, the more rehearsals he wanted

just notes, he would have been superb."

Born in Rome the son of a Romanian officer, Celibidache claimed not to have learnt to speak until he was eight; both friends and detractors said that he made up for it later. As a poor student in Bucharest he sent some of his compositions to a Berlin professor and conductor whom he had heard on radio. He was summoned to Berlin in 1936, and on almost no income managed to continue studying there through the whole of the second world war.

He studied philosophy as well as music, and his big break came when he won a Berlin Radio conducting competition. After the war, with many German conductors undergoing de-Nazification, he quickly benefited. In 1945, the year he completed his studies, he was welcomed as principal conductor of the Berlin Philharmonic, and remained with the orchestra until Furtwängler resumed his old position in 1952. He liked to say that he insisted on copious rehearsal, not for the players to learn to play but for him to learn to conduct. In 1948 he shared the orchestra's tour of the United States with Furtwängler, and he gained a reputation outside Germany too, appearing in London with the London Philharmonic.

Then in 1952, whether or not edged out of his Berlin post, he was prompted by strictures from his old professor to learn the art of conducting afresh. He disappeared from the public stage for a time, and ever after that restricted his concert-giving. He gave a few concerts in London in 1962, and in 1978 was invited back to conduct the London Symphony Orchestra, when the management was enthusiastic enough to concede his de-

mand for six rehearsals for each concert.

They were memorable but eccentric events, which divided opinion sharply. As he explained at the time, the better the orchestra, the more rehearsals he wanted. With poor players there were only limited possibilities, he felt — "forte, mezzoforte, and then he scratches" — where, with a good orchestra, he wanted to ensure that every member had a panoramic vision over the whole work.

Certainly, the results with the LSO bore witness to the fact that the players felt they were listening to each other more keenly than usual, many of them likening it to playing chamber music. He revealed himself as the most delicate colourist, acutely aware of acoustics and sound-balance, but tending too readily to languish in slow music.

In his later career, Celibidache held permanent posts in Munich, Stuttgart and

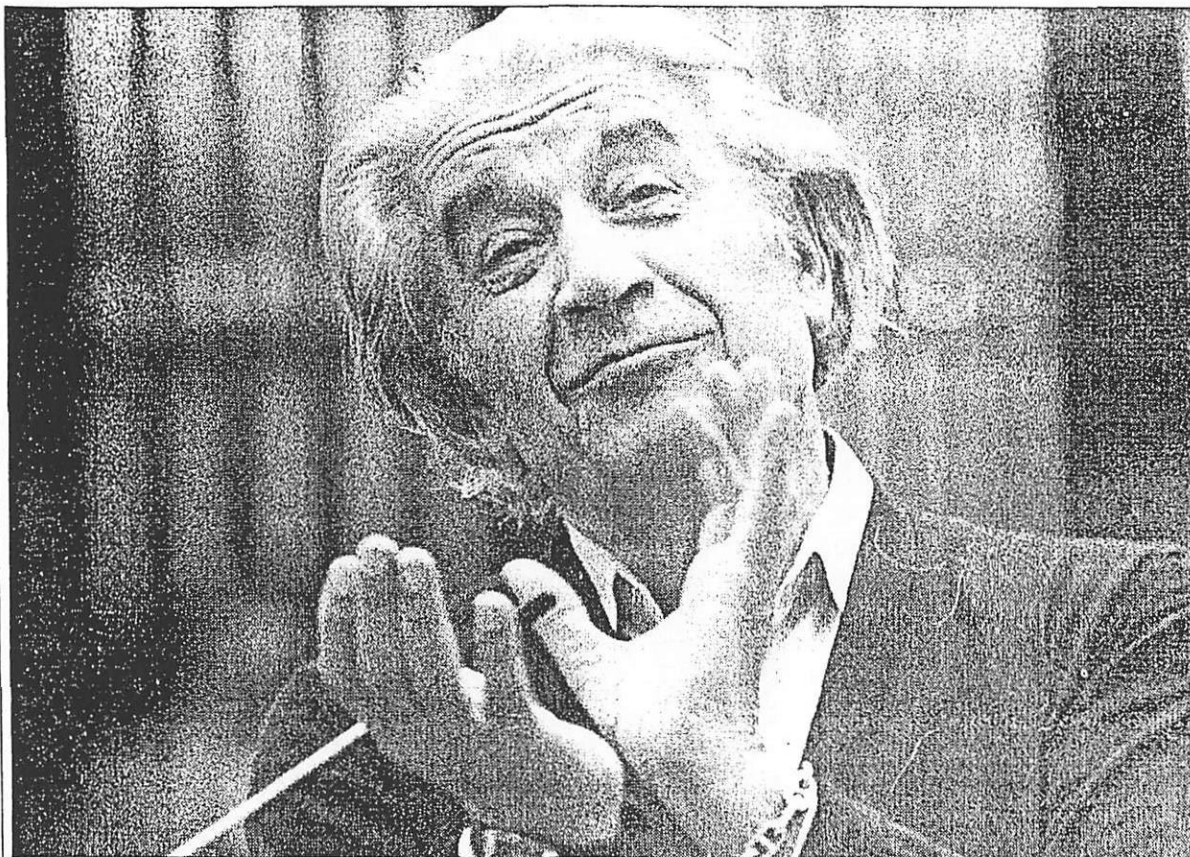
Stockholm, usually with radio orchestras. The surprise tended to be that, for all his reputation as a mystery man and a living legend, he was personally such a forthcoming communicator. I remember when, after a gruelling day involving six hours of rehearsal with the orchestra, he addressed the LSO Club for two whole hours, exuding charm in an extended quick-fire session, full of sharp one-liners.

That performance hardly

matched his usual image. "I am a practical Zen man," I explained. One rather regretted that he did not devote more of his time to verbal: opposed to musical communication. Like Furtwängler, I kept his hand in as a composer. His works include four symphonies and a Requiem.

Edward Greenfield

Sergiu Celibidache, conductor, born June 28, 1912; died August 14, 1986



Sergiu Celibidache . . . no doubt about his personal magnetism in controlling players

PHOTOGRAPH SUZIE MAEDI

The Guardian, 16.08.96

Sergiu Celibidache

Orchestrale Mysterien

Bei wenigen Musikern scheiden sich die Geister so sehr wie bei dem rumänischen Dirigenten Sergiu Celibidache, der im Alter von 84 Jahren verstorben ist. War er einer der großen Dirigenten unserer Zeit oder nur ein großer Showman?

Seine Abneigung gegen Auftritte im allgemeinen und sein Beharren auf eine untragbare Anzahl von Proben trugen zu diesem Mysterium bei. Seine Konzerte, wenn sie doch stattfanden, boten Aufführungen von überragender Ausgefeiltheit, doch fast immer ließ sein verschlepptes Tempo sie wie eine weitere Probe erscheinen.

Gewiß, er war ein fein beobachtender, wenn auch kapriziöser Musiker, und es besteht kein Zweifel über seine persönliche Anziehungskraft sowohl auf Musiker als auch auf das Publikum. Doch waren seine Vorstellungen stets so exzentrisch und persönlich, daß es schwerfiel, seine Interpretationen ernst zu nehmen.

Wahrscheinlich ist es gar gut, daß er sich so sehr gegen Plattenaufnahmen geäußert hat. Es gibt ohnehin mehr, als ihm lieb gewesen wäre, wobei die meisten davon zu Anfang seiner Karriere entstanden. Doch nur selten ist es darauf gelungen, die Anziehungskraft widerzuspiegeln, die er auf Konzerten ausübte, selbst dann nicht, wenn es sich dabei um Live-Mitschnitte handelte. Dennoch konnte er ein einfühlsamer und hilfsbereiter Konzertdirigent sein, vorausgesetzt, daß er den Solisten bewunderte. Über den Pianisten Michelangeli sagte er einmal, er sei "der größte Dirigent aller Zeiten, auch wenn er das Klavier spielt." Sein Lob für Kollegen war im allgemeinen für diejenigen reserviert, die er bereits sicher in der Vergangenheit wähnte, wie beispielsweise Felix Weingartner und Wilhelm Furtwängler. Über Toscanini sagte er: "Wenn Musik nur aus Noten bestünde, dann wäre er brillant gewesen."

Geboren als Sohn eines rumänischen Beamten in Roman, behauptete Celibidache, das Sprechen erst mit acht Jahren gelernt zu haben; sowohl Anhänger als auch Gegner sagten, daß er dies später wettgemacht hätte. Als mittelloser Student in Bukarest schickte er einige seiner Kompositionen an einen Berliner Professor und Dirigenten, den er im Radio gehört hatte. 1936 wurde er nach Berlin geholt und setzte dort sein Studium der Musik und Philosophie während der gesamten Kriegszeit fort. Der große Durchbruch gelang ihm, als er einen Dirigentenwettbewerb des Berliner Rundfunks gewann. Die Zeit nach dem Krieg, sprich die Entnazifizierung vieler deutscher Dirigenten, wurde ihm zum Vorteil. Als er 1945 sein Studium beendete, begrüßte man ihn als Chefdirigenten der Berliner Philharmoniker. Er hielt diesen Posten inne, bis Wilhelm Furtwängler 1952 seine alte Stellung wieder aufnahm. Einer seiner Lieblingsaussprüche war, daß er nicht deshalb auf zahlreiche Proben bestand, damit die Musiker das Spielen lernten, sondern damit er das Dirigieren lernen könne. Im Jahre 1948 teilte er sich die USA-Tournee des Orchesters mit Furtwängler und machte sich

mit einem Auftritt mit den Londoner Philharmonikern auch außerhalb Deutschlands einen Ruf.

Im Jahre 1952, ob nun von seinem Berliner Posten verdrängt oder nicht, veranlaßte ihn die scharfe Kritik seines alten Professors dazu, die Kunst des Dirigierens erneut zu erlernen. Er verschwand für einige Zeit von der Bildfläche und schränkte danach seine Konzertauftritte noch mehr ein. 1962 gab er einige Konzerte in London. Im Jahr 1978, als das Management euphorisch genug war, um seiner Forderung nach sechs Proben pro Konzert nachzugeben, wurde er erneut zur Leitung des Londoner Symphonieorchesters eingeladen.

Es waren denkwürdige, wenn auch exzentrische Auftritte, über die die Meinungen sehr geteilt waren. Wie er damals erklärte, wollte er um so mehr Proben, je besser das Orchester war. Mit schlechten Musikern waren die Möglichkeiten begrenzt - „forte, mezzoforte, und dann kratzt er“ -, während er mit einem guten Orchester sicherstellen wollte, daß jedes Mitglied einen Panoramablick über das gesamte Werk hatte.

Die Ergebnisse mit den Londoner Symphonikern waren ein Zeugnis dafür, daß die Musiker den Eindruck hatten, daß sie einander aufmerksamer zuhörten als sonst. Viele von ihnen verglichen es mit dem Spielen von Kammermusik. Celibidache zeigte sich als einfühlsamer Kolorist, der sich der Akustik und der Ausgewogenheit des Klangs bewußt war, hatte aber die Tendenz, das Tempo zu verschleppen.

Seine spätere Laufbahn bescherte Celibidache Festanstellungen in München, Stuttgart und Stockholm, in der Regel mit Rundfunkorchestern. Überraschend war, daß er bei all seiner Geheimnisumwobenheit und seinem Ruf als lebende Legende ein extrem williger Gesprächspartner war. Ich kann mich erinnern, daß er nach einer aufreibenden, sechsstündigen Probe 2 Stunden lang das Wort an den LSO-Club richtete, wobei er in einem Schnellgefecht voller prägnanter Einzeiler viel Charme verströmte.

Dieser Auftritt läßt sich nur schwer mit seinem gängigen Image vereinbaren. „Ich lebe den Zen-Buddhismus“, erklärte er. Man bedauerte es fast, daß er nicht einen größeren Teil seiner Zeit der verbalen im Gegensatz zur musikalischen Kommunikation widmete. Ebenso wie Furtwängler betätigte er sich auch als Komponist. Zu seinen Werken gehören vier Sinfonien und ein Requiem.

Edward Greenfield

Sergiu Celibidache, Dirigent, geboren am 28. Juni 1912; gestorben am 14. August 1996

REGISTRO

Sergiu Celibidache ☆ 1912 † 1996

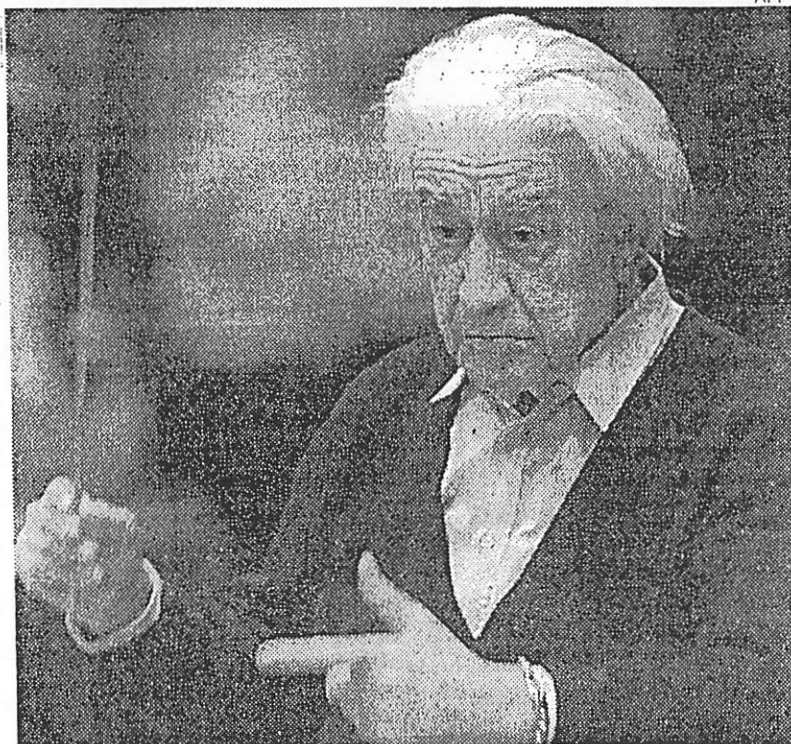
Gênio da regência que detestava discos

OCTAVI MARTI

El País

Paris — Morreu anteontem na capital francesa o maestro, compositor e pedagogo romeno Sergiu Celibidache, um mito da regência por sua originalidade e capacidade para decifrar a lógica e o significado das partituras que interpretava. O músico tinha 84 anos e a notícia de sua morte foi transmitida pela família à Rádio Bucareste. Defensor da música pura em sua interpretação viva, durante décadas Celibidache se negou a participar de gravações, que considerava uma forma frívola de reproduzir as grandes obras da música européia. Mestre da regência, seu caráter provocador e sua independência converteram-no num "atirador solitário".

Celibidache nasceu na Romênia em 28 de junho de 1912, mas sua verdadeira formação musical deu-se na Alemanha, aonde chegou em 1936 para estudar na Hochschule de Berlim, onde viveu durante a Segunda Guerra Mundial. Em 1945, com a desnazificação, Celibidache assumiu a direção da Filar-



AFP

mônica de Berlim, cargo que exerceu durante cinco anos e do qual foi afastado por Herbert von Karajan com a ajuda de Wilhelm Fürtwangler, que não perdoava ao jovem romeno o sucesso obtido em tão pouco tempo.

Ao longo de sua carreira à frente de várias orquestras, entre elas as filarmônicas de Estocolmo e Munique, Celibidache — nas últimas décadas considerado um filósofo da música e universalmente admirado

também por seu ensino — demonstrou amplamente sua capacidade de ler de forma inovadora as partituras e marcou tenazmente posição contra as gravações, que segundo ele dependiam exclusivamente do dinheiro e de fatores que nada tinham a ver com a música e a arte. Como regente da Filarmônica de Munique, ele proibiu seus músicos de participarem de qualquer tipo de trabalho com discos: “Isto é coisa de quem está preocupado com espetáculos e dinheiro, não com a música”, costumava dizer. Apesar disso, Celibidache deixou-se filmar com sua orquestra de Munique nos últimos anos de vida, em vídeos que

foram comercializados (sinfonias de Bruckner, em especial) pelo selo Teldec.

Homem que não tinha medo de formular suas opiniões em voz alta, Celibidache definia Karajan como um “regente elegante, mas superficial” e o comparava à Coca-Cola. Detestava as orquestras americanas, “porque não têm personalidade”, embora admitisse que são “perfeitas, ainda que todas iguais” em sua tendência a “tocar mais rápido que o devido, algo que eles acreditam corresponder à intensidade e eu relaciono com a impotência”. Para Celibidache, os Estados

Unidos “não dão o controle do trabalho artístico aos artistas, mas aos empresários”. Ele via por exemplo no colega Georg Solti “um autêntico músico, um grande pianista, mas não um regente” e considerava Riccardo Muti dono de um “talento extraordinário, mas tão ignorante quanto Toscanini”.

A técnica de regência de Celibidache transcendia as notas, da mesma maneira que, dizia ele, “a religiosidade transcende as religiões, pois não existe nenhuma autêntica”. Celibidache dizia que o mundo está cheio de sons, mas tem muito pouca música, e considerava esta algo que se vive, embora não se explique: “Existem definições para os sons, mas não para a música”. Este ponto de vista, no entanto, não o impediu de ser considerado um dos melhores professores de regência, sobretudo porque analisava muito bem as partituras e sabia impor sua concepção aos músicos. Celibidache desenvolveu uma teoria da “fenomenologia musical” para “objetivar os sons, as estruturas e as condições musicais”.

Embora tenha ganho nacionalidade alemã e recebido o título de Comendador das Artes e Letras dos franceses, na Romênia seu talento só foi reconhecido após a morte do ditador Ceausescu, em 1990. Celibidache, que ultimamente regia sentado, sofria problemas de saúde há muitos anos, principalmente cardíacos, e em 1995 sofreu uma fratura no fêmur que praticamente o deixou preso a sua casa. A família não divulgou as causas de sua morte.

Sergiu Celibidache * 1912 + 1996

Genie des Dirigierens verabscheute Schallplatten

von Octavi Marti, El País

Paris - Vorgestern starb in der französischen Hauptstadt der rumänische Dirigent, Komponist und Pädagoge Sergiu Celibidache, ein Mythos des Dirigierens aufgrund seiner Originalität und seiner Fähigkeit, die Logik und den Sinn der von ihm interpretierten Partituren zu ergründen. Der Künstler starb im Alter von 84 Jahren und die Nachricht seines Todes wurde von seiner Familie dem Radio Bukarest mitgeteilt. Als Verfechter der reinen Musik in seiner lebendigen Interpretation weigerte er sich über Jahrzehnte, an Aufnahmen teilzunehmen, die er für eine frivole Form der Reproduktion der großen europäischen Musik hielt. Er war ein Meister im Dirigieren, sein provozierender Charakter und seine Unabhängigkeit machten ihn zu einem "einsamen Kämpfer".

Celibidache wurde am 28. Juni 1912 in Rumänien geboren und erfuhr seine letztendliche musikalische Ausbildung in Deutschland, wo er 1936 die Hochschule in Berlin besucht, in der Stadt, in welcher er auch die Zeit während des Zweiten Weltkriegs verbrachte. Mit der Entnazifizierung 1945 übernahm Celibidache die Leitung der Berliner Philharmoniker, ein Amt, das er fünf Jahre lang ausübte, bis ihn Herbert von Karajan mit der Unterstützung Wilhelm Furtwänglers, der dem jungen Rumänen niemals den schnellen Aufstieg verziehen hatte, ablöste.

Während seiner langjährigen Karriere als Leiter vieler Orchester, unter ihnen die Philharmonien in Stockholm und München, hat er vor allem in den vergangenen Jahrzehnten - als ein Musikphilosoph betrachtet und weltweit für seine Lehre bewundert -, seine umfangreiche Fähigkeit erwiesen, Partituren auf innovative Art zu lesen und nahm vehement Stellung gegen Tonaufnahmen, die seiner Meinung nach ausschließlich vom Geld und anderen Faktoren bestimmt waren, die mit der Musik und der Kunst nichts gemein haben. Als Chefdirigent der Münchner Philharmoniker verbot er seinen Musikern, an Tonaufnahmen jeglicher Art teilzunehmen: "Das tun nur die, die sich um Auftritte und Geld, weniger jedoch um die Musik kümmern", pflegte er zu sagen. Trotzdem hat Celibidache sich in seinen letzten Lebensjahren mit seinem Orchester auf Video filmen lassen, die über Teldec im Handel (insbesondere die Symphonien Bruckners) erschienen sind.

Celibidache, ein Mann, der es nicht scheute, seine eigenen Standpunkte auch lautstark zu formulieren, sprach von Karajan als dem "eleganten jedoch oberflächlichen Dirigenten" und verglich ihn mit Coca-Cola. Er verabscheute die amerikanischen Orchester, "weil sie keine Persönlichkeit besitzen" obwohl er einräumte, daß "sie perfekt sind, jedoch alle gleich" was ihre Tendenz betrifft "schneller als vorgesehen zu spielen, da sie dem Glauben verfallen sind, dies verleihe der Intensität Ausdruck. Ich hingegen sehe darin nur ihre Unfähigkeit". Celibidaches Meinung nach "überlassen die Vereinigten Staaten die Kontrolle über die

künstlerische Arbeit nicht den Künstlern, sondern den Unternehmern". So sah er beispielsweise in seinem Kollegen Georg Solti einen "authentischen Musiker, einen ausgezeichneten Pianisten, jedoch keinen Dirigenten" und erachtete Riccardo Muti als Besitzer eines "außerordentlichen Talents, gleichzeitig jedoch auch so ignorant wie Toscanini".

Celibidaches Technik des Dirigierens übertraf die Noten auf die gleiche Weise wie die "Religiosität die Religionen übertrifft, da keine von ihnen authentisch ist". Er sagte, die Welt sei voller Klänge, doch Musik gebe es nur wenig, und diese müßte seiner Meinung nach gelebt und nicht erklärt werden. "Es gibt Definitionen für Klänge, jedoch nicht für Musik". Dieser Standpunkt hat ihn jedoch nicht daran gehindert, als einer der besten Lehrer im Dirigieren erachtet zu werden, vor allem weil er die Partituren genau analysierte und es verstand bei den Musikern seine Auffassung durchzusetzen. Celibidache entwickelte eine Theorie der "musikalischen Phänomenologie", um "die Klänge, die Strukturen und die musikalischen Bedingungen zu objektivieren".

Obwohl er die deutsche Staatsbürgerschaft und in Frankreich den Titel eines Komturs der Künste und Literatur erhalten hat, wurde sein Talent in Rumänien erst nach dem Tod des Diktators Ceausescu im Jahre 1990 anerkannt. Celibidache, der in letzter Zeit sitzend dirigierte, litt bereits seit vielen Jahren an gesundheitlichen Problemen, insbesondere am Herzen. 1995 erlitt er einen Oberschenkelbruch, der ihn praktisch an sein Haus fesselte. Die Ursache seines Todes wurde seitens der Familie nicht mitgeteilt.

Sergiu Celibidache

Among the most idiosyncratic of orchestral conductors, Sergiu Celibidache was a rare figure in Britain, where his visits in the past 40 years can be counted on the fingers of one hand. Always a perfectionist, he priced himself beyond most orchestral budgets by his demands for rehearsal time, requiring a minimum of five or six sessions for any programme, and for similar reasons he restricted his association with orchestras with whom he was not familiar.

Yet his meticulous preparation made possible a degree of instinctive insight when it came to performance that could achieve powerful conviction. Documentary evidence of this came recently to hand with an hour-long video, commercially issued in Britain in 1992, of which over half is devoted to the conductor's rehearsal session with the Munich Philharmonic Orchestra for the performance of Prokofiev's "Classical" Symphony that follows thereafter.

Working as usual without a score for music he already knew down to the smallest detail, and letting the orchestra leader give any necessary cues, he is seen to smile and joke with the players (in German, of course; English subtitles are added) to illuminate his batonless gestures. His ultra-sensitive ears fasten on the slightest deviation from his intentions, and he sings the phrase as he wanted it. Yet the performance which follows, so assiduously prepared, comes across with astonishing freshness and apparent spontaneity.

He once said that the quality of an orchestra governed the number of rehearsals he needed, and the better the orchestra the more he rehearsed it, because the possibilities were greater. "There is no miracle in music," he declared, "only work." On occasion he did go too far, once so exacerbating a Rome orchestra in a particularly trying session that the players threw their music at him, bringing an abrupt cancellation of the

engagement and a permanent rift.

Celibidache was born at Iasi, capital of the Romanian province of Moldavia, where his father was a government administrator. He began musical education from the age of six, later taking up philosophy and higher mathematics. In 1936 he entered the Berlin Hochschule für Musik while continuing studies in the psychology of music and in philosophy at Friedrich Wilhelm University. Also about this time he met a Buddhist monk who had a profound effect on his Orthodox faith and his spiritual outlook thereafter.

In a combination of circumstances, his career was launched virtually at the top. At the end of the Second World War in 1945 he won a Berlin Radio competition for the principal conductorship of the Radio Symphony Orchestra there, but when Leo Borchard, then conductor of the Berlin Philharmonic, was shot after failing to stop his car when challenged by a US sentry, Celibidache was offered and accepted the more prestigious post.

He remained there until a rehabilitated Wilhelm Furtwängler returned in 1952, and is remembered for his hard work in rebuilding the Berlin Philharmonic in the aftermath of war. Part of his policy was to restock the orchestra's repertoire, including more than 120 non-German works, by Barber, Britten, Copland, Poulenc, Ravel, Shostakovich, Stravinsky and others, that the orchestra had never previously played, and regularly being given 10 or 12 rehearsals for a single programme.

During his Berlin period Celibidache began making gramophone records, mainly of Mendelssohn, Mozart, Prokofiev and Tchaikovsky and in advance of long-play or stereo sound, some of which reappeared on a CD a few years ago. When the use of magnetic tape for recording allowed for shorter "takes" and the substitution



Celibidache: 'There is no miracle in music, only work'

Photograph: Suzie E. Maeder

of one passage for another, he virtually turned his back on a medium that he accused of producing "complete travesties".

He believed that the technique of tape-editing meant "the end of the continuous and basic pulse necessary to bring the work to life in sound", and considered a recording only offered "an impression of what certain people thought and felt about the music at a certain time", making his views more explicit by reportedly describing a recorded performance as being "like a photograph of love-making".

From his Berlin base Celibidache began to travel more widely, making guest appearances elsewhere in Europe, in Israel and especially in South America. He made his US debut in 1948 on a tour with the Berlin Philharmonic shared with Furtwängler, and in the same year first came to Britain for concerts with the London Philharmonic. He later re-

turned to conduct the London Symphony Orchestra and, although he appeared again since, my own last experience of his tall, lean-faced figure was at an LSO concert in 1962.

My review at the time observed that the flamboyance and eccentricity noted by colleagues 12 years previously had given way to more distinctive qualities of control and deliberation. He began the programme with Beethoven's "Pastoral" Symphony, played more as "pure" music than as scene-painting, with a gain in formal and textural beauty at the expense of some dramatic tension, and balanced that with Berlioz and a *Camaval Romain* overture of unashamed virtuosity, extreme delicacy and subtlety in Ravel's *Ma Mère l'Oye* and rhythmic vitality in excerpts from Prokofiev's *Romeo and Juliet*.

Somebody once coined the term "Latin-Slavonic" to describe Celibidache's style, and it aptly applies to what I can re-

call of him and to the few records that exist. His choice of tempo could be unconventional, and dynamic changes were often steeply graded. At the same time he could obtain an extraordinary delicacy of pianissimo playing as well as a generous and well-balanced sonority, and enjoyed highlighting solo and sectional strands in the overall texture while keeping bass instruments playing extremely quietly.

According to him, a satisfactory performance could only be achieved by working over long periods with profound concentration, to ensure an overall grasp of character and content as well as finesse of detail. He had influential periods with the radio orchestras at Stuttgart from 1959 and Stockholm between 1962 and 1971 (radio orchestras, he found, were usually allowed more rehearsal time), and was a knight of the Swedish Order of Vasa. In 1979 he became music director of the Mu-

nich Philharmonic, and in 1985 he joined the faculty at the Curtis Institute, Philadelphia.

Celibidache composed works of his own, including a Requiem, four symphonies, a piano concerto and *Der Tuschengarten*, an orchestral suite which he did record, with the Stuttgart Radio Orchestra, on behalf of Unicef, but little of his music has been heard. Away from the concert-hall he had an interest in sport, having been a keen footballer in his youth (his first engagement on coming to London was to attend an Arsenal match), but music enveloped his life more completely than most.

Noël Goodwin

Sergiu Celibidache, conductor: born Iasi, Romania 28 June 1912; Conductor and Artistic Director, Berlin Philharmonic Orchestra 1946-51; Chief Conductor, Munich Philharmonic Orchestra 1979-96; married (one son); died Paris 14 August 1996.

The Independent, Freitag 16. August 1996

Sergiu Celibidache

Als einer der eigenwilligsten Orchesterdirigenten war Sergiu Celibidache ein seltener Gast in Großbritannien, wo man seine Besuche in den letzten 40 Jahren an den Fingern einer Hand abzählen kann. Aufgrund seines perfektionistischen Ansatzes und seiner Forderung nach ausgiebiger Probenzeit (mindestens fünf oder sechs Proben für ein beliebiges Programm) verlangte er eine Gage, die weit über dem Budget der meisten Orchester lag. Aus diesem Grund arbeitete er auch selten mit Orchestern zusammen, die er nicht gut kannte.

Seine akribischen Vorbereitungen ermöglichten jedoch einen Grad an instinktivem Einblick bei den Aufführungen, der große Überzeugungskraft besaß. Dies wurde unlängst mit einem einstündigen Video dokumentiert - in Großbritannien 1992 veröffentlicht -, das zu mehr als der Hälfte die Probe des Dirigenten mit den Münchner Philharmonikern für die Aufführung der "klassischen" Symphonie von Prokofjew und das anschließende Konzert zeigt.

Während er die Musik, die er bis ins kleinste Detail kannte, wie üblich ohne Noten dirigierte und den Konzertmeister die notwendigen Winke geben ließ, sieht man ihn mit den Musikern lachen und scherzen (natürlich in Deutsch; das Video hat englische Untertitel) und so seinen stocklosen Gebärden Leben verleihen. Mit seinem äußerst feinen Gehör nimmt er die kleinsten Abweichungen bei den Phrasen wahr und singt sie so vor, wie er sie sich vorstellt. Das anschließende, so sorgfältig vorbereitete Konzert vermittelt dennoch den Eindruck erstaunlicher Frische und sichtbarer Spontaneität.

Sergiu Celibidache sagte einmal, daß die Anzahl der benötigten Proben von der Qualität des Orchesters abhängig sei. Je besser das Orchester, desto mehr müsse man mit ihm proben, da man dann größere Möglichkeiten habe. "In der Musik gibt es keine Wunder", erklärte er "sondern nur Arbeit." Gelegentlich ging er auch zu weit. So zum Beispiel bei einer anstrengenden Probe mit einem Orchester aus Rom, bei der er die Musiker so auf die Palme trieb, daß sie ihm die Notenblätter nachwarfen. Das war zugleich das Ende des Engagements und bedeutete einen dauerhaften Bruch mit dem Orchester.

Celibidache wurde in Jassy, der Hauptstadt der rumänischen Provinz Moldau, geboren, wo sein Vater als Regierungsverwalter tätig war. Ab seinem sechsten Lebensjahr genoß er Musikunterricht, später studierte er Philosophie und höhere Mathematik. Im Jahre 1936 trat er in die Hochschule für Musik in Berlin ein, während er weiterhin seine Studien der Musikpsychologie und Philosophie an der Friedrich-Wilhelm-Universität fortsetzte. Es war zu dieser Zeit, als er einen buddhistischen Mönch kennenlernte, der seinen orthodoxen Glauben und seine spätere spirituelle Einstellung nachhaltig beeinflussen sollte.

Durch eine Verknüpfung der Umstände begann er seine Karriere gleich ganz oben. Nach dem Ende des zweiten Weltkriegs 1945 gewann er einen Wettbewerb des Berliner

Rundfunks für die Leitung des dortigen Rundfunksinfonieorchesters. Doch als der damalige Dirigent der Berliner Philharmoniker Leo Borchard bei einem Zwischenfall irrtümlicherweise von einem US-amerikanischen Wachposten erschossen wurde, bot man Celibidache den mit höherem Ansehen verbundenen Posten an, den er auch annahm.

Er blieb bei den Berliner Philharmonikern bis zur Rückkehr eines rehabilitierten Wilhelm Furtwänglers im Jahre 1952 und machte sich mit seiner harten Arbeit um den Wiederaufbau der Berliner Philharmoniker im Chaos nach dem Krieg verdient. Teil seiner Politik war es, das Repertoire des Orchesters zu vergrößern - einschließlich über 120 nicht-deutscher Werke von Barber, Britten, Copland, Poulenc, Ravel, Schostakowitsch, Strawinsky u. a., welche das Orchester nie zuvor gespielt hatte - und regelmäßig mindestens 10 oder 12 Proben für ein einzelnes Programm durchzuführen.

Während seiner Zeit in Berlin begann Celibidache Schellackaufnahmen zu machen, vorwiegend von Mendelssohn, Mozart, Prokofjew und Tschaikowsky, von denen einige vor einigen Jahren auf CD neu veröffentlicht wurden. Als durch die Verwendung des Magnetbands bei den Aufnahmen kürzere Einspielungen und das Ersetzen einer Passage durch eine andere möglich wurden, wandte er diesem Medium den Rücken zu und beschuldigte es, "komplette Zerrbilder" zu produzieren.

Er war der Ansicht, daß die Technik der Bandbearbeitung das "Ende des kontinuierlichen und grundlegenden Impulses" bedeutete, "der die Arbeit zu Leben im Klang erweckt." Laut Celibidache vermittelt eine Aufnahme nur "einen Eindruck dessen, was bestimmte Leute über die Musik zu einem bestimmten Zeitpunkt denken und fühlen." Er verlieh seinen Ansichten Nachdruck, indem er eine Aufnahme eines Konzerts mit einer "Photographie des Liebesakts" verglich.

Von Berlin aus begann Celibidache mehr zu reisen und gastierte im europäischen Ausland, in Israel und vor allem in Südamerika. Sein Debüt in den USA gab er 1948 auf einer mit Furtwängler geteilten Tournee mit den Berliner Philharmonikern und kam im gleichen Jahr erstmals nach Großbritannien für ein Konzert mit den Londoner Philharmonikern. Später kehrte er zurück, um das London Symphony Orchestra zu dirigieren, und obwohl er seitdem wieder im Lande war, geht meine letzte persönliche Erfahrung dieser hochgewachsenen Gestalt mit dem hageren Gesicht auf ein Konzert mit dem London Symphony Orchestra im Jahre 1962 zurück.

In meiner damaligen Kritik hatte ich festgestellt, daß sein 12 Jahre zuvor von Kollegen bemerkter flamboyanter und exzentrischer Stil mehr den Qualitäten der Führung und der Absicht gewichen war. Er begann sein Programm mit der "Pastorale" von Beethoven - mehr als "reine" Musik als Szenenmalerei und mit einem Zugewinn an Schönheit der Form und des Inhalts zu Lasten der dramatischen Spannung gespielt - und balancierte dies mit schamloser Virtuosität in Berlioz' Ouvertüre *Carnaval Romain*, äußerstem Feingefühl und Subtilität in Ravels *Ma Mère l'Oye* sowie rhythmischer Vitalität in Auszügen von Prokofjews *Romeo und Julia* aus.

Jemand hat einmal den Begriff "latino-slawisch" zur Beschreibung von Celibidaches Stil geprägt. Er paßt haargenau auf das, was ich von Celibidache in Erinnerung habe und auf die wenigen Aufnahmen, die von ihm existieren. Seine Wahl des Tempos mag manchmal unkonventionell gewesen sein, die dynamischen Wechsel oftmals stark ausgeprägt. Gleichzeitig konnte er jedoch eine außergewöhnliche Feinheit beim Pianissimo sowie eine großzügige und ausbalancierte Sonorität erzielen und genoß es, sowohl die Soloinstrumente als auch die Instrumentengruppen im allgemeinen Gefüge hervorzuheben, während er die Baßinstrumente ganz leise hielt.

Seiner Meinung nach ließ sich eine zufriedenstellende Aufführung nur durch längere, konzentrierte Vorbereitungsphasen realisieren, weil dadurch ein umfassendes Verständnis des Charakters und Inhalts sowie Finesse im Detail sichergestellt werden konnten. Er beeinflusste die Rundfunkorchester in Stuttgart (ab 1959) und in Stockholm (zwischen 1962 und 1971), denen seiner Meinung nach in der Regel mehr Zeit für die Proben zugestanden wurde, und war ein Ritter des schwedischen Vasa-Ordens. 1979 wurde er Musikdirektor der Münchner Philharmoniker, und im Jahre 1985 trat er der Fakultät am Curtis Institute in Philadelphia bei.

Celibidache komponierte auch eigene Werke. Dazu gehören u.a. ein Requiem, vier Sinfonien, ein Klavierkonzert und *Der Taschengarten*, eine orchestrale Suite, die er sogar mit dem Stuttgarter Rundfunkorchester für UNICEF aufnahm. Seine Musik ist jedoch wenig bekannt. Außerhalb des Konzertsaals galt sein Interesse dem Sport. In seiner Jugend war ein begeisterter Fußballspieler und wenn er in London gastierte, stand stets ein Besuch bei einem Spiel von Arsenal auf dem Plan. Die Musik jedoch war sein Leben.

Noël Goodwin

Sergiu Celibidache, Dirigent:

geboren am 28. Juni 1912 in Jassy, Rumänien, Dirigent und Künstlerischer Direktor der Berliner Philharmoniker 1946-51; Chefdirigent der Münchner Philharmoniker 1979-96; verheiratet (ein Sohn); gestorben in Paris am 14. August 1996

Le chef d'orchestre avait 84 ans

Sergiu Celibidace,

16 AOUT 1996

l'inflexible **LE FIGARO**

Allemand d'origine roumaine, ce chef mythique, intransigeant et surdoué, détestait le disque et incarnait la plus farouche opposition aux conceptions de Karajan.

Le vieux lion est mort. Sergiu Celibidace s'est éteint dans la nuit de mardi à mercredi à Paris, où il s'était installé depuis de longues années, et où il sera inhumé aujourd'hui. Il avait quatre-vingt-quatre ans et était né à Roman, en Roumanie, de parents musiciens. Après avoir manifesté très jeune une triple passion pour la musique, les mathématiques et la philosophie, il avait commencé ses études de piano à Bucarest, avant de se rendre à Paris, puis, en 1936, à Berlin. Là, il avait étudié la composition et la direction d'orchestre en même temps que la mécanique ondulatoire. Élève de la faculté de musicologie Friedrich-Wilhelm, il avait consacré sa thèse de doctorat à Josquin des Prés, avant de travailler pendant la guerre à la Hochschule für Musik.

C'est au lendemain de la guerre que le jeune philosophe et musicien devint célèbre : c'est en effet à un Celibidace de 33 ans que les alliés confièrent l'un des trésors de l'Allemagne, la Philharmonie de Berlin, son directeur, Wilhelm Furtwängler, devant être « dénazifié » avant de pouvoir remonter au pupitre. Karajan, son grand rival, était également interdit de baguette en 1945.

Furtwängler retrouva moins de sept ans plus tard ses musiciens berlinois. Puis à sa mort, en 1954, c'est Herbert von Karajan qui s'empara du saint Graal musical, devançant tous ses rivaux. Dont Sergiu Celibidace. Celui-ci en conçut une infinie rancœur et une grande tristesse, symptomatiques du caractère profondément roumain du bouillant maestro, fait d'un mélange d'intransigeance et de nostalgie. Il y avait de l'Electre dans cet être fier et assoiffé de justice et d'honnê-

teté morale. Combien d'articles vengeurs a-t-il écrits dans la presse allemande pour y dénoncer le retour et les méthodes de Karajan ou de Carl Böhm au pupitre ! Il vitupérait notamment les conceptions de Karajan, qui s'est plus montré soucieux d'édifier un « empire » personnel sur le disque que d'assumer une tradition germanique.

Dans cette nostalgie agissante, Celibidace rejoignait ses compatriotes roumains de Paris : d'abord Georges Enesco – le père musical de Yehudi Menuhin –, Clara Haskil et sa sœur Jeanne, que le maestro retrouva au poste de premier violon lorsqu'il eut en charge l'Orchestre national de France, mais aussi l'ironie grinçante d'Eugène Ionesco ou la désespérance dandy de Cioran.

Sans partition

Inflexible et agissant, tels sont les qualificatifs de Celibidace. Quand il se fut brouillé avec les musiciens de l'Orchestre national de France – où il avait accompli un travail énorme – en raison d'une obscure polémique avec une violoncelliste, en 1976, il se tourna à nouveau vers l'Allemagne et devint, trois ans plus tard, patron du Philharmonique de Munich, dont il fit l'une des meilleures phalanges d'Europe : son dernier concert, qu'il dirigea avec les musiciens bavarois à l'Opéra Bastille, attestait de cette excellence. Déjà, le vieux maître souffrait de problèmes circulatoires et dirigeait assis. Mais toujours sans partition.

Le chef incarnait, selon lui, celui qui savait. Détenteur du savoir philologique, il avait donc pouvoir sur l'armée des musiciens. Il y avait du beau monde ce soir-là à l'Opéra ! Pas les snobs, mais les musi-

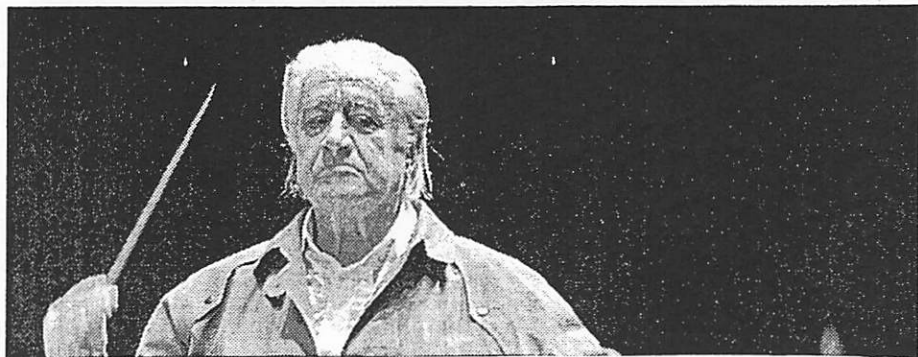
ciens professionnels et les vrais amateurs qui venaient écouter la vérité : celle de Haydn, de Brahms ou de Bruckner. Le geste ample, Celibidace était frère de Giulini : lui aussi célébrait l'acte divin du concert, révélant à l'assistance la parole du génie. Sa longue crinière raide, que le temps avait blanchie, accentuait encore la rigueur d'un visage qui ne souriait jamais.

L'héritage de Celibidace se recueillait ainsi au hasard du concert, à travers l'émotion rationnellement déclenchée par ce philosophe adepte de la phénoménologie. Ou bien depuis quelque temps, par les cours d'interprétation : si le Conservatoire de Paris a ignoré superbement le Roumain irascible, la Schola Cantorum l'invitait régulièrement à passer le flambeau aux jeunes espoirs de la baguette. Il y avait ainsi, voici à peine deux mois, décortiqué des œuvres de Haydn et de Bruckner. On l'attendait à Linz pour célébrer le centenaire de son cher Bruckner en septembre...

Vous ne retrouverez Celibidace que très peu au disque : il détestait la boulimie discographique de Karajan et refusait d'entrer dans un studio d'enregistrement : « Depuis qu'il y a des disques, il n'y a plus d'artistes », disait-il. Merci donc aux « pirates » qui nous ont transmis quelques pages prises en direct. Également compositeur (notamment des *Symphonies*, un *Requiem*), il refusait de laisser jouer ses œuvres.

Avec le plus somptueux et le plus exigeant des musiciens, c'est une des consciences de l'Europe du XX^e siècle qui disparaît avec Sergiu Celibidace.

Jacques DOUCELIN



Sergiu Celibidace s'est éteint à Paris où il sera inhumé aujourd'hui. (Photo Eric Mahoudeau.)

Le Figaro vom 16.8.1996

Jaques Doucelin

Der Dirigent war 84 Jahre alt

Sergiu Celibidache, der Unbeugsame

Deutscher, rumänischer Abstammung, dieser mythische, unerbittliche und hochbegabte Dirigent haßte die Plattenaufnahmen und verkörperte die entschlossendste Opposition zu den Vorstellungen von Karajan.

Der alte Löwe ist tot. Sergiu Celibidache ist in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch in Paris verschieden, wo er seit langen Jahren wohnhaft war und wo er heute beerdigt werden wird. Er ist 84 Jahre alt geworden, in Roman (Rumänien) geboren, seine Eltern waren Musiker. Nachdem er in jungen Jahren eine dreifache Leidenschaft für Musik, Mathematik und Philosophie gezeigt hatte, begann er seinen Klavierunterricht in Bukarest, bevor er nach Paris ging und 1936 dann nach Berlin. Dort studierte er Komposition und Orchesterleitung und gleichzeitig Wellenmechanik. Als Student der musikwissenschaftlichen Fakultät der Friedrich-Wilhelms-Universität promovierte er über Josquin des Prés, bevor er während des Krieges begann an der Hochschule für Musik zu arbeiten.

Nach dem Krieg wird der junge Philosoph und Musiker berühmt: Die Alliierten vertrauen dem 33 Jahre alten Celibidache einen der Schätze Deutschlands an, die Berliner Philharmoniker, deren Dirigent Wilhelm Furtwängler erst entnazifiziert werden mußte, bevor er wieder ans Pult treten durfte. Karajan, seinem größten Rivalen, war 1945 ebenfalls Auftrittsverbot erteilt worden.

Furtwängler wird erst sieben Jahre später seine Berliner Musiker wiedersehen. Nach seinem Tod 1954 läßt Herbert von Karajan alle Rivalen hinter sich und bemächtigt sich des heiligen Graals der Musik. Auch Sergiu Celibidache bleibt auf der Strecke. Dieser verfällt einem unendlichen Groll und einer großen Traurigkeit, beide symptomatisch für den tief rumänischen Charakter des hitzigen Maestro, in dem sich Unerbittlichkeit und Nostalgie mischen. Es war etwas von Elektra in diesem stolzen und nach Gerechtigkeit und Ehrlichkeit dürstenden Menschen. Wieviele Racheartikel hat er in der deutschen Presse geschrieben, um die Rückkehr und die Methoden von Karajan oder auch Karl Böhm am Dirigierpult anzuprangern! Er wetterte vor allem gegen die Vorstellungen von Karajan, der eher besorgt sei, sich ein persönliches „Reich“ auf Plattenaufnahmen zu errichten, als sich einer deutschen Tradition zu stellen.

Mit dieser noch lebendigen Nostalgie trifft er in Paris auf seine Landsleute: zunächst auf Georges Enesco - den musikalischen Ziehvater von Yehudi Menuhin-, auf Clara Haskil und ihre Schwester Johanna, die der Maestro bei den ersten Geigen wiedertrifft, als er das Orchestre nationale de France übernimmt, aber auch auf Eugen Ionesco mit seiner beißenden Ironie oder auf Cioran und seine dandiistische Hoffnungslosigkeit.

Ohne Partitur

Unflexibel und tätig, dies sind die Eigenschaften Celibidaches. Als es 1976 aus Anlaß einer dunklen Polemik einer Cellistin zu einem Zerwürfnis mit den Musikern des Or-

chestre national de France kam - an dem er im übrigen eine enorme Arbeit geleistet hatte - wandte er sich wieder nach Deutschland und wurde drei Jahre später Chef der Münchner Philharmoniker, aus denen er eine der besten Phalanx Europas machte: Das letzte Konzert, das er mit den bayerischen Musikern an der Bastille-Oper gegeben hat, zeugte von dieser exzellenten Qualität. Schon zu dieser Zeit litt der alte Maestro an Kreislaufproblemen und dirigierte im Sitzen. Aber immer ohne Noten.

Der Chef verkörperte, so sagte er selbst, denjenigen, der wußte. Mit seinem philologischen [sic!] Wissen hatte er daher Macht über das Heer der Musiker. Was für hohe Tiere waren alles an diesem Abend in der Oper zugegen! Nicht Snobs, sondern professionellen Musiker und wirkliche Musikliebhaber waren gekommen, um die Wahrheit zu hören: die von Haydn, Brahms oder Bruckner. Mit seinen weiten Gesten war Celibidache Guilini verwandt: auch er zelebrierte den göttlichen Akt des Konzerts, indem er den Anwesenden das Wort des Genies offenbarte. Seine lange, glatte Mähne, von der Zeit gebleicht, betonte noch die Strenge seines Gesichts, das niemals lächelte.

Das Erbe Celibidaches kam so im Verlauf des Konzerts zusammen, über Emotionen, die dieser Philosoph, ein Anhänger der Phänomenologie, rationell ausgelöst hat. Oder aber auch seit einiger Zeit über Meisterkurse: Wenn auch das Pariser Konservatorium diesen jähzornigen Rumänen hochmütig ignoriert hat, so hat ihn die Schola Cantorum doch regelmäßig eingeladen, um an junge Hoffnungsträger die Fackel weiterzureichen. So hat er vor knapp zwei Monaten Werke von Haydn und Bruckner auseinandergenommen. Man erwartete ihn im September in Linz zur Feier des hundertsten Geburtstag von seinem geliebten Bruckner...

Man wird Celibidache nur sehr wenig auf Plattencouverts finden: Er haßte die Plattensucht von Karajan und weigerte sich ein Aufnahmestudio zu betreten: „Seitdem es Platten gibt, gibt es keine Künstler mehr.“, sagte er. Dank also den Raubkopierern, die uns einige Seiten direkt mitgeschnitten haben. Er war auch als Komponist tätig (erwähnenswert sind die Symphonien und ein Requiem), verweigerte aber, daß seine Werke gespielt wurden.

Mit Sergiu Celibidache geht nicht nur der feierlichste und anspruchsvollste Musiker, sondern auch eine ethische Größe des Europa des 20. Jahrhunderts.

DISPARITION

Sergiu Celibidache

Un chef exigeant devenu un mythe de son vivant

LE CHEF D'ORCHESTRE roumain Sergiu Celibidache est décédé à son domicile parisien, mercredi 14 août. Il était âgé de quatre-vingt-quatre ans. Sergiu Celibidache était un mythe vivant. Il représentait l'intégrité musicale face aux « marchands du temple » qui rongent le monde de la musique. Né à Roman, en Roumanie, le 28 juin 1912, il reçoit un enseignement scientifique et musical dans son pays, avant de partir pour Berlin. En 1936, il s'inscrit à la célèbre Hochschule für Musik ; jusqu'en 1945, il est élève de Kurt Thomas (un chef et organiste spécialiste de Bach), de Fritz Stein et de Heinz Gmeindl. Il soutient une thèse de doctorat de musicologie sur Josquin des Prés (1440-1521), ce qui n'est pas banal à l'époque. Une grande énigme plane sur cette période de la vie de Celibidache et sur sa présence à Berlin durant la seconde guerre mondiale.

Juste après la fin de la guerre, le chef d'orchestre allemand Wilhelm Furtwängler, réfugié en Suisse, est interdit d'estrade par les alliés – en attendant le jugement qui le blanchira des accusations portées contre lui –, comme le sont de nombreux autres chefs d'orchestre allemands qui auraient pu diriger la Philharmonie de Berlin. Celle-ci échoit à Leo Borchard, qui mourra malheureusement très vite. Sergiu Celibidache hérite donc de cette formation prestigieuse, contre toute attente. Non parce qu'il est jeune – trente-trois ans –, mais parce qu'il est totalement inexpérimenté. A cette époque, les chefs apprenaient leur métier dans les petits Opéras de province, commençaient pas être chef de chant, répétiteur, avant d'accéder peu à peu aux grandes formations. Celibidache n'avait pas suivi ce parcours.

Les témoignages divergent sur l'aptitude du jeune chef à diriger à cette époque : certains musiciens affirment qu'il était déjà ce qu'il est devenu, d'autres qu'il ne dominait pas les partitions et qu'il était du genre échevelé. Le 17 décembre 1946, Furtwängler est lavé du soupçon de nazisme ; il remonte au pupitre le 25 mai 1947. Celibidache devient alors son assistant jusqu'en 1952. C'est l'époque où il publie les rares disques qu'il acceptera d'enregistrer au cours de sa carrière, et notamment une *Symphonie classique*, de Serge Prokofiev, où l'équilibre souverain de sa

direction se fait jour (EMI). De cette période, quelques disques pirates ont été publiés, premiers jalons d'une carrière qu'il est possible aujourd'hui de reconstituer grâce à la bonne centaine d'enregistrements non autorisés en vente chez les disquaires.

Après son départ de Berlin, en 1952, Celibidache dirige beaucoup en Italie, se rend en Israël. En 1964, il est nommé directeur de l'Orchestre symphonique de la Radio suédoise. Il le restera jusqu'en 1971, année où il devient invité permanent de l'Orchestre de la Radio de Stuttgart. En 1973, il est le premier chef invité de l'Orchestre national de l'ORTF, bientôt rebaptisé Orchestre national de France. Il quitte le National en 1975, poussé dehors par certains musiciens. En 1980, il est nommé directeur musical général de l'Orchestre philharmonique de Munich, un poste qu'il occupait encore le jour de sa mort.

DE NOMBREUSES RÉPÉTITIONS

Il est curieux de constater que si Celibidache s'est vite prononcé contre le disque, qu'il accusait de « tuer » la musique, il a fait l'essentiel de sa carrière de chef à la tête d'orchestres attachés à une radio, qui diffusaient ses concerts en direct ou en différé. Sergiu Celibidache affirmait que l'enregistrement sonore ne pouvait capter l'essence même d'un concert, qui ne peut être vécue que par un public participant physiquement à ce qui, pour lui, ressemblait à une cérémonie impossible à déplacer dans le temps.

La légende de Celibidache est née très tôt. Celle d'un chef exigeant de nombreuses répétitions pour mettre au point ses interprétations. Sous sa direction, des formations « modestes » sonnaient comme jamais. Son passage à la tête de l'Orchestre national restera comme l'un des grands moments de la vie musicale française. Si Celibidache faisait l'unanimité chez ses collègues, les musiciens d'orchestre étaient beaucoup plus réservés sur son attitude. Le chef s'est d'ailleurs brouillé avec la plupart des orchestres qu'il a dirigés. Pour certains musiciens du rang, Celibidache savait les mettre en condition de s'oublier eux-mêmes. L'orchestre devenait alors un corps unique tendu vers le même but. Pour d'autres, il tuait toute envie de jouer, de s'exprimer.

Pourtant, le respect qu'il inspi-

rait a donné des ailes à un pianiste comme Daniel Barenboïm, qui ne passe pas pour un perfectionniste. Il existe deux films (Warner Video) où Barenboïm tient le clavier sous la direction de Celibidache – dans le *Premier Concerto pour piano* de Tchaïkovski et dans celui de Schumann. Il est assez émouvant de voir le pianiste, rivé à son instrument, se couler dans une conception qui lui est imposée. Celibidache aura même réussi à tenir Martha Argerich dans un carcan, à l'empêcher de s'envoler comme elle en a l'habitude. Ce faisant, sans rien abdiquer de la passion qui l'anime, la pianiste donna avec l'Orchestre national de France l'une des lectures les plus émouvantes qui soient du *Concerto* de Schumann.

Si Celibidache dirigea à peu près tout le répertoire, il se tint toujours à l'écart de l'opéra. Son interprétation des *Métaboles*, d'Henri Dutilleul, de *Daphnis et Chloé*, de Ravel, de *L'Empereur*, de Beethoven, avec Arturo Benedetti Michelangeli au piano, resteront, avec la *Pathétique*, de Tchaïkovski, les *Tableaux d'une exposition*, de Moussorgski – dans l'orchestration de Maurice Ravel –, et les symphonies de Bruckner, parmi les interprétations les plus marquantes de sa carrière et de notre époque. Entrées dans la légende, elles mettaient directement en relation la musique avec l'inconscient du public, provoquant des émotions proches de l'extase spirituelle chez ceux qui étaient en état de les recevoir.

Il était, en effet, parfois difficile d'entrer dans l'univers de Celibidache. Lorsqu'on restait à la porte, on remarquait ses tempos lents, trop lents, l'allure pesante, quand elle n'était pas statique, de ses lectures.

Celibidache s'est très tôt tourné vers l'enseignement de la musique et de la direction d'orchestre. Il n'était pas de ceux qui font croire que tout est possible et il a découragé plus d'une vocation. Savoir, toujours savoir, être conscient des actes objectifs qui permettent une réalisation valide, viable dans l'instant, d'une partition étaient une constante de cet enseignement comme de son art. Celibidache fut, non pas le dernier des Mohicans ou le survivant d'une période révolue, mais l'un des derniers avatars connus du musicien absolu.

Alain Lompech

Le Monde vom 17.8. 1996

Sergiu Celibidache

Ein anspruchsvoller Dirigent, ein Mythos zu Lebzeiten.

Der rumänische Dirigent Sergiu Celibidache ist Mittwoch, den 14. August in seinem Pariser Domizil verstorben. Er wurde 84 Jahre alt. Sergiu Celibidache war ein lebendiger Mythos. Er verkörperte die musikalische Integrität gegenüber den „Krämern des Tempels“, die die Musikwelt aufzehren. Geboren am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien, erhält er in seinem Land eine wissenschaftliche und eine musikalische Ausbildung, bevor er dann nach Berlin geht. 1936 immatrikuliert er sich an der berühmten Hochschule für Musik; Bis 1945 ist er Schüler bei dem Dirigenten und Organisten Kurt Thomas, einem Bach-Spezialisten, bei Fritz Stein und Heinz Gmeindl. Er promoviert in Musikwissenschaft über Josquin des Prés (1440 - 1521), was zu dieser Zeit kein geringes Unterfangen bedeutet. Diesen Lebensabschnitt Celibidaches und seinen Aufenthalt in Berlin während des Zweiten Weltkriegs umgibt ein großes Rätsel.

Sofort nach Kriegsende erteilen die Alliierten dem deutschen Dirigenten Wilhelm Furtwängler, der in die Schweiz geflohen war, ein vorläufiges Auftrittsverbot - bis er gerichtlich von den gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen freigesprochen werden wird. So ergeht es auch vielen anderen Deutschen, die als Dirigent für die Berliner Philharmoniker in Frage gekommen wären. Der Posten fällt Leo Borchard zu, der aber leider kurz darauf verstirbt. So erbt Sergiu Celibidache dieses angesehene Ensemble, entgegen aller Erwartungen. Nicht wegen seines jungen Alters - er ist 33 - , sondern weil er total unerfahren ist. Zu dieser Zeit erlernten die Dirigenten ihr Handwerk in einem kleinen Opernhaus in der Provinz, sie wurden zuerst Gesangsleiter, Repetitor, bevor sie allmählich an die bedeutenden Ensembles herankamen. Celibidache war nicht diesen Weg gegangen.

Die Aussagen über die Fähigkeiten des jungen Dirigenten zu dieser Zeit gehen sehr auseinander: einige Musiker behaupten, daß er schon der war, der er geworden ist, andere, daß er die Partituren nicht beherrschte und daß er ein ungestümer Charakter gewesen sei. Am 17. Dezember 1946 wird Furtwängler von jeglichem nationalsozialistischem Verdacht freigesprochen; am 25. Mai 1947 tritt er ans Pult. Celibidache wird sein Assistent, bis 1952. In dieser Zeit veröffentlicht er auch die wenigen Schallplatten, die er im Verlauf seiner Karriere überhaupt bereit war aufzunehmen, besonders hervorzuheben ist die Klassische Symphonie von Sergej Prokofiev, in der die souveräne Ausgeglichenheit seines Dirigierens zu Tage tritt. (EMI). Aus dieser Zeit sind einige Raubplatten veröffentlicht worden, erste Stufen einer Karriere, die man heute dank der gut einhundert nicht-autorisierten Aufnahmen, die in den Plattenläden zum Verkauf angeboten werden, nachverfolgen kann.

Nachdem Celibidache Berlin 1952 verlassen hat, dirigiert er viel in Italien und geht auch nach Israel. 1964 wird er zum Chefdirigenten des Schwedischen Radio-Symphonieorchesters ernannt. Dort bleibt er bis zum Jahr 1971, als er als ständiger Gastdirigent beim Stuttgarter Rundfunkorchesters verpflichtet wird. 1973 ist er erster Gastdirigent des Orchestre National de l'ORTF, das bald darauf zu Orchestre national de France umbenannt wird. Von einigen Musikern hinausgedrängt, verläßt er 1975 das National. 1980 wird er dann zum Generalmusikdirektor der Münchner Philharmoniker ernannt, einen Posten, den er noch bis zum Tag seines Todes einnahm.

Zahlreiche Proben.

Es ist merkwürdig, daß Celibidache, so rasch er sich rasch gegen Plattenaufnahmen verwehrt hat, denen er vorwarf, die Musik zu „töten“, doch einen Großteil seiner Karriere an der Spitze von Orchestern zugebracht hat, die Rundfunkanstalten angeschlossen sind und die seine Konzerte natürlich direkt oder als Aufzeichnung übertragen haben. Sergiu Celibidache behauptete, daß Klangaufnahmen nicht wirklich die Essenz eines Konzertes erfassen, daß ein Konzert nur von einem Publikum erlebt werden kann, das physisch an dem teilnimmt, was für ihn einer Zeremonie gleichkommt, die nicht zeitlich frei verschiebbar ist.

Die Legende um Celibidache ist sehr früh entstanden. Er war ein Dirigent, der zahlreiche Proben forderte, um seine Aufführungen auf den Punkt zu bringen. Unter seiner Leitung erklangen auch „bescheidenere“ Ensembles wie noch nie. Seine Übernahme des Orchestre national wird einer der großen Momente im französischen Musikleben bleiben. So einstimmig Celibidache bei seinen Kollegen anerkannt war, so reserviert standen die Orchestermusiker seiner Art gegenüber. Übrigens hat sich der Dirigent mit den meisten Orchestern überworfen. Einige Musiker von Rang brachte Celibidache dazu sich selbst aufzugeben. Das Orchester wuchs in solchen Augenblicken wie ein Körper demselben Ziel entgegen. Für andere wiederum galt, daß er in ihnen jegliche Lust zu spielen und sich auszudrücken abtötete.

Der Respekt, den er einflöste, lies einem Pianisten wie Daniel Barenboim, der eigentlich nicht als Perfektionist gilt, einfach Flügel wachsen. Es existieren zwei Filme (Warner Video), in denen Barenboim im ersten Klavierkonzert von Tschaikowsky und von Schumann unter der Leitung Celibidaches den Klavierpart innehat. Es ist bewegend mitanzusehen, wie der Pianist an sein Instrument gefesselt sich in eine Musikkonzeption versinken läßt, die ihm auferlegt wurde. Celibidache ist es gelungen, selbst Martha Argerich mit fester Hand zu halten, so daß sie ihm nicht davonfliegen konnte, was sie gewöhnlich zu tun pflegt. Selbstverständlich ohne ihrer persönlichen Leidenschaft auch nur im geringsten zu entsagen, hat die Pianistin mit dem Orchestre national de France eine der bewegendsten Interpretationen von Schumanns Konzert geliefert.

Obwohl Celibidache ungefähr das gesamte Repertoire dirigiert hat, hielt er sich doch immer auf Distanz zur Oper. Seine Interpretationen der „Metabolischen“ von Henri Dutilleux, der „Daphnis und Chloé“ von Ravel, des 5. Klavierkonzerts von Beethoven mit Arturo Benedetti Michelangeli so wie der „Pathétique“ von Tschaikowsky, der „Bilder einer Ausstellung“ von Moussorgski - in der Orchesterfassung von Maurice Ravel - und der Symphonien von Bruckner werden die markantesten Interpretationen seiner Karriere und unserer Zeit bleiben. Zu einer Legende geworden, haben sie eine direkte Verbindung zwischen der Musik und dem Unterbewußtsein der Zuhörer hergestellt und dabei Emotionen freigesetzt, die bei denen, die dafür empfänglich waren, der spirituellen Ekstase nahe kamen.

Der Zugang zu Celibidaches Universum war manchmal tatsächlich schwierig. blieb man an der Tür stehen, dann fielen einem nur seine langsamen, zu langsamen Tempi auf, das Schwerfälligen, wenn nicht sogar Statische, seiner Interpretationen.

Celibidache hat sich sehr früh der Lehre von Musik und Orchesterleitung zugewandt. Er gehörte nicht zu denen, die einen in dem Glauben ließen, daß alles im Bereich des Möglichen ist, und er hat mehr als eine Berufung entmutigt. Wissen, immer nur wissen und sich des Tatsächlichen bewußt sein, das eine gültige, eine in dem Augenblick lebensfähige Verwirklichung einer Partitur ermöglicht, das waren Konstanten dieser Unterrichtsweise wie auch seiner Kunst überhaupt. Celibidache war, nicht etwa der letzte Mohikaner

oder ein Überlebender einer längst verflossenen Zeit, sondern eines der letzten, überhaupt bekannten Exemplare der Gattung absoluter Musiker.

Libération
16.8.96 No 4740

Mort de Sergiu Celibidache

Le chef d'orchestre allemand d'origine roumaine Sergiu Celibidache est décédé dans la nuit de mercredi à jeudi à Paris. La nouvelle a été annoncée hier par la radio roumaine. Le maestro, qui avait fêté ses 84 ans le 28 juin, devrait être enterré aujourd'hui à Paris. Après Rafaël Kubelik, décédé dimanche dernier à l'âge de 82 ans, c'est l'un des derniers monstres sacrés de la direction d'orchestre du XX^e siècle encore en activité qui disparaît.

Après avoir fait des études de mathématiques, de philosophie et de musique en Roumanie, Sergiu Celibidache quitte, en 1936, son pays natal pour l'Allemagne. En 1945, il est nommé chef de l'orchestre de Berlin, puis il dirige, de 1962 et 1971, l'orchestre de Stockholm, puis la Philharmonie de Munich, de 1980 à sa mort. Après la chute du régime communiste, Sergiu Celibidache est revenu plusieurs fois dans son pays natal. Il envisageait d'y organiser une nouvelle tournée de la Philharmonie de Berlin, en octobre prochain. Depuis 1990, il était directeur honorifique de la philharmonie George Enescu de Bucarest.

De fait, Sergiu Celibidache était un très grand chef. En 1973, l'ex-inspecteur de la musique Maurice Fleuret se trouve dans la salle tandis qu'il dirige l'orchestre national de l'ORTF. «Un événement qu'on n'attendait plus vient de se produire, racontera-t-il plus tard. Plus de trac, plus de couacs, plus d'entrées hésitantes, plus d'acidité des cordes ou de vulgarité des vents, plus d'amertume et plus d'ennui mais, partout, une justesse idéale, une chaleur pure et homogène de la sonorité, une précision quasi électronique des attaques, un contrôle absolu des intensités, la transparence, le relief du tissu instrumental, la vie palpitante du phrasé et surtout, un grand souffle unanime.»

Outre des tempi extrêmement lents, notamment dans Bruckner, son compositeur d'élection, Sergiu Celibidache était célèbre pour ses colères homériques. «Suivre [son] enseignement exige de mettre de côté toute orgueil, toute susceptibilité. Il faut accepter l'idée de risquer d'en prendre plein la gueule», déclarait Christophe Lur-et, élève du chef depuis six ans (voir *Libération* du 8 juillet 1995). Parmi les exigences du maître, un minimum de dix répétitions avant chaque concert. Une clause que peu d'orchestres lui ont acceptée, ce qui explique sa discrétion sur scène. Une légende s'est créée autour de son nom. Tous les témoins ont décrit la ferveur qui entourait ses apparitions, et l'atmosphère quasi religieuse de ses concerts. Maintenant que le maître est décédé, les mélomanes regretteront d'autant plus son farouche refus d'enregistrer des disques. A part la Cinquième de Tchaïkovski dûment gravée chez Decca, les autres enregistrements disponibles ont été faits en «live». Sergiu Celibidache a composé quatre symphonies, un concerto pour piano, un requiem, mais a toujours interdit qu'on les joue ●

C. C.



Le chef d'orchestre Sergiu Celibidache en 96.

Libération vom 16.8.1996

Der Tod von Sergiu Celibidache

Der deutsche Dirigent rumänischer Herkunft, Sergiu Celibidache, ist in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag in Paris verstorben. Die Nachricht wurde gestern durch den rumänischen Rundfunk bekanntgegeben. Der Maestro, der am 28. Juni 84 Jahre alt geworden war, mußte heute in Paris beerdigt werden. Nach Rafael Kubelik, der letzten Sonntag im Alter von 82 Jahren verstorben ist, geht einer der letzten noch tätigen Großen der Dirigierkunst des 20. Jahrhunderts.

Nach dem Studium der Mathematik, Philosophie, und Musik in Rumänien verläßt Sergiu Celibidache 1936 sein Heimatland und geht nach Deutschland. 1945 wird er zum Chefdirigenten des Berliner Philharmonischen Orchesters ernannt. Er dirigiert von 1962 bis 1971 das Stockholmer Rundfunk-Symphonieorchester und schließlich von 1980 bis zu seinem Tode die Münchner Philharmoniker. Nach dem Sturz des kommunistischen Regimes ist Sergiu Celibidache mehrmals in sein Heimatland zurückgekehrt. Er hatte für nächsten Oktober eine neue Tournee mit den Berliner Philharmonikern [error!] dorthin geplant. Seit 1990 war er Ehrendirektor der Philharmonie George Enescu in Bukarest.

Tatsächlich war Sergiu Celibidache ein sehr großer Dirigent. 1973 war Maurice Fleuret, ehemaliger Musik - Inspektor, anwesend, während Sergiu Celibidache das Orchester des ORTF dirigiert. „Ein Ereignis, das man schon nicht mehr erwartet hat, ist soeben eingetroffen“, berichtet er später. „Keine Nervosität mehr, keine falschen Töne, kein zögerndes Auf-die-Bühne-kommen, kein scharfer Streicherklang mehr, keine banalen Bläseröne, keine Bitterkeit, keine Langeweile mehr, sondern überall ideale Ausgewogenheit, eine reine und homogene Wärme im Klang, eine fast elektronische Präzision in den Einsätzen, eine absolute Kontrolle der Dichte, der Transparenz, des Reliefs des ganzen Klangteppichs, der nervigen Phrasenbildung, und vor allem des großen einheitlichen Atems.“

Sergiu Celibidache war außer für seine extrem langsamen Tempi - besonders bei Bruckner, seinem auserwählten Komponisten - für seine homerischen Wutausbrüche berühmt. „Seinen Unterweisungen zu folgen, erfordert jegliche Art von Stolz und Empfindlichkeit hintanzustellen. Man muß sich an die Idee gewöhnen, daß man total ausgeschimpft werden kann.“, erklärte Chrisophe Luret, seit sechs Jahren Schüler des Dirigenten (siehe *Libération* vom 8. Juli 1995). Eine der Forderungen des Maestro war ein Pensum von mindestens zehn Proben vor jedem Konzert. Eine Bedingung, die nur wenig Orchester ihm erfüllt haben, was seine sparsamen Auftritte erklärt. Eine Legende ist um seinen Namen entstanden. Alle seine Zeugen haben die Ausstrahlung beschrieben, die von seinem Erscheinen ausging, und die fast religiöse Atmosphäre seiner Konzerte. Jetzt, wo er verstorben ist, werden die Musikliebhaber um so mehr bedauern, daß er Plattenaufnahmen so unerbittlich verweigert hat. Außer der 5. Symphonie von Tschaikowski, ordentlich aufgenommen bei Decca, sind alle anderen vorhandenen Aufnahmen Live-Mitschnitte. Sergiu Celibidache hat selbst vier Symphonien komponiert, ein Klavierkonzert und ein Requiem, aber er hat immer verboten, daß man sie spielt.

Aus: Sankei Shimbun, 19.08.1996 (Montag)

Gerade eben habe ich die Nachricht über den Tod des Maestro Rafael Kubelik erhalten, da muß ich die Meldung über das Ableben von Sergiu Celibidache vernehmen. Im Juni trat er beim regulären Konzert der Münchner Philharmonie auf und konnte dort seine gute Gesundheit unter Beweis stellen, aber es wurde sein letzter Auftritt. 20 Jahre, nachdem der als „geisterhafter Dirigent“, der alle Musikaufnahmen verabscheute, bekannte Maestro sich zum ersten Mal seinen japanischen Fans zeigte. Am 14.08. hauchte Celibidache, der mit Vehemenz das „Celibidache-Haus“ hervorgebracht hat, aufgrund einer Herzschwäche in seinem geliebten Paris seinen letzten Atemzug aus.

(Ryokichi Tanaka)

Zum Ableben des Celibidache

Wieder ein wahrer Maestro

Ein „Perfektionist“, der Musikaufnahmen verabscheute

Zeit

Neben dem chronischen Leiden der Gicht brach er sich vor zwei Jahren im Juni das Bein, und obschon der Bruch noch nicht verheilt war, ereilte ihn ein Herzinfarkt. Trotzdem stand er im Juni nach einem halben Jahr Pause auf der Bühne des regelmäßigen Konzertes der Münchner Philharmonie. Ein Programm mit Schuberts „Ouvertüre Rosamunde“, Mozarts Klavierkonzert Nr. 24 und Beethovens Sinfoniekonzert Nr. 2. Er erfüllte alle Erwartungen seiner Fans, und es war geplant, daß er in der im September neu beginnenden Saison wieder am Dirigentenpult stehen sollte. Aber letztlich war dies doch sein letztes Konzert.

Der Musikkritiker und Dirigent Kenji Kaneko (48) erzählt: „Er war sein ganzes Leben davon überzeugt, daß die Musik an sich im Verlauf der Zeit verschwindet, und daß man sie nur in den Konzertsälen spüren und erleben kann. Nun ist schon wieder ein wahrer Maestro von uns gegangen.“

Sein Tod wurde in der ganzen Welt mit Trauer aufgenommen. Der rumänische Präsident Illiescu sagte: „Für Rumänien und die ganze Welt ein tragischer und unwiederbringlicher Verlust.“ Der deutsche Bundespräsident Herzog meinte: „Er hat vielen Menschen ein unvergeßliches Musikerlebnis geschenkt.“

Trümmer

Celibidache wurde im nordöstlichen Teil Rumäniens in Roman geboren. 1936 kam er nach Berlin, wo er an dem Berliner Musikinstitut, an der Berliner Universität und an der Berliner Musikhochschule studierte.

1946 wurde er Dirigent. Als erstes dirigierte er die Berliner Philharmonie. Diese Philharmonie teilte sich früher und teilt sich auch heute mit der Wiener Philharmonie den Ruf einer sehr distinguierten Musikgruppe. Der Anlaß, warum er an diesem Dirigentenpult stand, ist sehr interessant.

„Als er in dem Gebäude, das durch Luftangriffe zerstört worden war, campierte, kam ein Professor, um ihm mitzuteilen, daß das RIAS (Berliner Rundfunkorchester) einen Dirigenten suchte. Als er dorthin kam, war schon jemand mit Beziehungen zu der Berliner Philharmonie da, und so wurde er ausgespät.“ Dies erzählt ein mit ihm eng befreundeter Journalist. Zu dieser Zeit zog sich Wilhelm Furtwängler, Chefdirigent derselben Philharmonie und „König der musikalischen Welt“, den Argwohn der Naziregierung zu, und erhielt den Bescheid seiner Amtsenthebung. Dieselbe

Philharmonie betrauert nun seinen Tod und beschreibt dessen Leistungen mit diesen Worten: „Er war ein Dirigent, der ohne Schonung und Nachsicht Proben durchführte. Aber durch sein herzliches Freundschaftsbewußtsein war er ein wahrer Freund vom Herzen.“ Ein europäischer Journalist berichtet: „Nach all den Dirigenten hat er mit seinen exakten Musikstücken eine ganze Welt regiert. Seine Dirigentgestalt mit den nach hinten wehenden Haaren zeichnete ihn mit einem gewissen Sex Appeal aus.“ Als 1952 Furtwängler zurückkehrte, mußte er zwar den Posten als Chefdirigent aufgeben, aber Furtwängler starb im Jahre 1954. Er hatte zwar erwartet, daß er als Nachfolger ausgewählt wurde, aber im darauffolgenden Jahr wurde Herbert von Karajan gewählt, woraufhin er Berlin verließ.

Die kleine Wassermühle“

Danach hielt er sich die ganze Zeit in Paris auf. Von der Hausfassade her betrachtet nannte man sein Haus „die kleine Wassermühle“. Die am 16.08. durchgeführte Beerdigung fand in einer kleinen Kirche von Nouvel sur Essonne (der französische Stadtname kann auch anders geschrieben werden)* im Vorort von Paris statt. Sein Sarg, der von etwa 100 Teilnehmern - darunter Freunde und Bekannte, sein einziger 19 jähriger Sohn, der Filme macht, und Juana Roma, eine Malerin, die er in Südamerika während der Arbeit kennenlernte, - bewacht wurde, war mit weißen Hortensien geschmückt.

Nachdem er nach Paris umgezogen war, stand er u.a. als Wissenschaftler auf dem Podium und setzte seine Arbeit als Dirigent des Italienischen Orchesters RIA (Nationaler Rundfunk) fort. Er arbeitete u.a. auch als Dirigent des Schwedischen Rundfunkorchesters und des Stuttgarter Rundfunkorchesters; seit 1979 arbeitete er als Musikleiter an der Münchner Philharmonie. Er machte dieselbe Philharmonie zu einem erstklassigen Ensemble, und in den letzten Jahren rühmte man sich auf diese Kombination, bei der diese Philharmonie als „Celibidaches Instrument“ bezeichnet wurde.

Sushi

Das Berühmteste an Celibidache war seine Abscheu gegenüber Musikaufnahmen. Kaneko erzählt: „Musik kann nur als lebendiges Etwas existieren. Schallplatten sperren die Musik ein wie Dosen die Nahrungsmittel. Das ist schwer zu erlauben.“ Ein Fan erzählt weiter: „Nach 1980 hat er erlaubt, die Konzerte auf Laserdiscs aufzunehmen, aber nur im beschränkten Rahmen und auf beschränkter Bühne. Das ist wohl auch der Grund für die unzähligen Raubkopien.“

Auch ist seine scharfe Zunge sehr berühmt: er nannte Karajan, zu dem er im Kontrast stand, wegen seiner Neigung zur Massenproduktion von Schallplatten „Coca Cola“ oder seinen Senior Karl Böhm „einen Kartoffelsack“.

Als er im Jahre 1977 nach Japan kam, um das Yomiuri Japan Sinfonieorchester (Yomiuri Nikkyo)* zu dirigieren, kannte man ihn gerade wegen der o.a. Sache als „legendenhaften Dirigenten“. Gesprächsstoff waren seine zahlreichen sehr strengen Proben, bei denen der Klang dem Rhythmus angepasst wurde und die Intervalle vereinheitlicht (gleichmäßig gemacht)* wurden. Ihm wurde das Etikett eines „Perfektionisten“ verliehen.

Doch die Vollkommenheit seiner Musik, die aus diesem Takt erwuchs, war sehr hoch, und ein Fan meinte: „Die Verbindung der Klänge war ihm sehr wichtig. Für uns alle wurde ein unerwarteter Klang geboren.“

Über diese Musikproduktion erzählt Kaneko: „Sie ähnelt dem Herstellen von Sushi, wenn sich der Koch einzig und allein an deren Frische verbeißt. Zwar ist der Geschmack seiner Sushi etwas anders, aber die von ihm gemachten Sushi sind

etwas besonderes, wodurch sich natürlich an der Schmackhaftigkeit der Sushi nichts ändert.“

Gott (Religion)*

Aus der Erfahrung des Unterrichtens als Wissenschaftler (Gelehrter)* heraus kannte er sich, als Kapazität, u.a. auch im Buddhismus und unter den Göttern gut aus. Einer seiner Freunde blickt zurück.

„Vor etwa 20 Jahren lernte er Saibaba kennen und besuchte seine Heimat Indien etwa fünfmal. Er hat u.a. seinen Wohltätigkeitsverein mit Spenden unterstützt.“

Nach Japan ist er insgesamt - inklusive seiner persönlichen Besuche - 7 Mal gekommen. Laut den Angaben seiner Verbindungsleute, die die Bühnen aus der Nähe betrachten konnten, soll auf den Bühnen ein kleiner Altar aufgebaut gewesen sein - wie zum Beispiel in der NHK-Halle in Shibuya oder in der Tokyo Ueno Bunkakaikan (Kulturzentrum in Ueno, Tokyo)*, wo er sich erst der Bühne zuwandte, nachdem er zum Altar gegangen war.

=====

Anmerkung der Übersetzerin:

Die mit einem Sternchen versehenen Klammern sind weitere mögliche Übersetzungsmöglichkeiten.

Wieder starb ein großer Alter

Sergiu Celibidache, geliebt und gefürchtet, war GMD in München

In der Nacht auf Donnerstag ist Sergiu Celibidache, zuletzt Chef der Münchner Philharmoniker, im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben.

Die Nachricht ruft zuerst die Lebensstationen dieses bedeutenden und erregenden Musikers ins Gedächtnis: Er trat unmittelbar nach Kriegsende „für Furtwängler“ an die Spitze der Berliner Philharmoniker und mußte diesem nolens volens zurücktreten, als er dieses Ensemble richtig geformt hatte. Nach Furtwänglers Tod fiel naturgemäß sein Name als möglicher Nachfolger – Celibidache verlor allerdings gegen Herbert von Karajan und zog fortan als hochgeschätzter Gastdirigent durch die Welt.

Berühmt geworden für seine harten bis verletzenden Urteile über alle Dirigenten außer Celibidache, gewann er sich an seinem Lebens-

de einerseits die Position eines GMD Münchens und andererseits eine weltweit anerkannte Autorität in Sachen Bruckner.

Freilich nicht nur in Sachen Bruckner, mit „seinem“ Orchester musizierte er das gesamte klassische Repertoire und überzeugte schließlich auf Tourneen die Musikwelt von seinen Qualitäten als Erzieher und Gestalter: Seine Musiker verehrten ihn hörbar, die Musikfreunde vergötterten ihn bei seinen immer seltenen Konzerten für langsame, ins Detail gehende Interpretationen, aus denen sich die Struktur und Farbe einer Komposition im Zeitlupentempo ablesen ließ.

Celibidache, der kaum Schallplatten-Veröffentlichungen zuließ und seltenst für „Musikfilme“ zur Verfügung stand, hinterläßt jedoch ein Archiv an Aufnah-

men, über deren Verwendung jetzt zu entscheiden sein wird: Er war nicht nur eine Art Tyrann, sondern auch ein kluger Mensch, der auf seine Art zweifellos für eine Dokumentation seines Schaffens Sorge trug.

Der Maestro, der in St. Florian und im Musikverein auch dem österreichischen Publikum seine zuletzt altersweise Darstellung von Musik schenkte, kränkelte in den letzten Jahren. Sein Orchester aber war nicht bereit, über eine Nachfolge zu diskutieren – es ehr-

te und verehrte ihn bis zuletzt. Jetzt kann es in großer Würde trauern und einen neuen Chef suchen. „Celi“ hätte keinen Kollegen als Nachfolger gelten lassen. f. e.



Sergiu Celibidache, 84, ist gestorben

Bild: AP/Frank Augstein



Sommerarena Baden:
„Ein Walzertraum“ von
Oscar Straus am pas-
senden, lauschigen Ort
(19.30 Uhr).

Kultur

Raimundtheater Wien:
„Die Schöne und das
Biest“ als Touristen-
magnet mit Caroline
Vasicek (19.30 Uhr).



Seite 20

Die Presse

Freitag, 16. August 1996

16. Aug. 1996

Geheimnisvoll langsamer Despot am Podium mit Stachel im Herzen

Sergiu Celibidaches Leben
war zwischen Extremen auf-
gespannt: Liebe und Haß.
Jetzt ist der Extremist unter
den Dirigenten tot:
Er starb in der Nacht auf
Donnerstag, 84 Jahre alt,
in Paris.

VON WILHELM SINKOVICZ

Liebe und Haß – wüste Be-
schimpfungen, Beifallsorkane,
leidenschaftliche Kritiker-Ver-
risse, Blumenregen, Skandale,
Liebesbeweise: Wo Sergiu Ce-
libidache war, brauchte für Er-
regung nicht gesorgt werden.
Sie war durch seine bloße An-
wesenheit vorprogrammiert.
Kaum ein Dirigent hat die Ge-
müter so erhitzt. In jeder Hin-
sicht.

Celibidache im Interview:
Das bedeutete aggressive Tira-
den gegen Kollegen. Wenn er
auch den vielzitierten Aus-
spruch „Karajan ist wie Coca
Cola“ nie getan hat – er meinte
damals lediglich, der Kon-
kurrent begeisterte zwar die
Massen, das täte aber Coca
Cola ebenso. Auch andere Di-

rigenten waren nicht sicher vor
seinen unbarmherzigen Attak-
ken: Der sei nicht mehr wert
als „ein leerer Erdäpfelsack“,
dieser „untalentierte“, der dritte
„lähmend“.

Die Feindschaft mit Karajan
freilich, die hatte ihre eigene
Geschichte, und sie war nicht,
wie andere, künstlerisch moti-
viert. Celibidache war nach
1945 jener Dirigent der Berli-
ner Philharmoniker, der den
Wiederaufbau wesentlich mit-
bestimmte und dann an der
Seite Furtwänglers zu dessen
potentiellem Erben heran-
wuchs. So dachte man. Eine
singuläre Karriere des jungen,
1912 geborenen rumänischen
Einwanderers wäre das gewe-
sen, in jener Stadt, in der er als
Student groß geworden war.

Berliner wählten Karajan

Das Orchester dachte an-
ders: Es wählte Karajan. Daß
das nicht zum Schaden der
Musiker war, dürfte der
schmerzhafteste, nie entfernte
Stachel in Celibidaches Her-
zen gewesen sein. Als er An-
fang der neunziger Jahre, lang
nach Karajans Tod, doch wie-

der ans Pult der Berliner Phi-
lharmoniker zurückkehrte, be-
reiteten ihm Orchester und
Zuhörer immerhin einen tri-
umphalen Empfang.

Natürlich stand Bruckner auf
dem Programm. Denn als
Bruckner-Interpret war „Celi“,
wie ihn die Verehrer zärtlich ge-
nannt haben, in Furtwänglers
Fußstapfen getreten, wagte sei-
ne extrem langsamen Tempi,

um alles, jede Faser der kom-
positorischen Textur bloßzule-
gen. Daß es ihm gelang, sie
auch vibrieren zu lassen, war
sein Geheimnis. Schon die frü-
hen Aufnahmen, die von Ce-
libidaches Bruckner-Aufführun-
gen überliefert sind, zeichnen
sich durch enorme Innenspan-
nung, staunenerregende
Durchhaltekraft in extrem weit
angelegten Steigerungsbögen



Der Bruckner-Spezialist Sergiu Celibidache ist tot. Photo: reuter

aus. Ganz abgesehen von der
feinen Binnendifferenzierung,
die der Orchestererzieher in der
ihm eigenen, zuweilen tyranni-
schen Manier von seinen Musi-
kern forderte.

Er war gewiß der letzte Des-
pot auf dem Podium. Und sei-
ne Musiker erfüllten ihm den-
noch auch den kleinsten
Wunsch. Bis zuletzt, als seine
Tempovorgaben immer noch
langsamer wurden, die Zerreiß-
probe zuweilen überdehnten.

Feind aller Musikkonserven

Wiener Musikfreunde erin-
nern sich an Gastspiele mit dem
Orchester seiner altersweisen
Phase, den Münchner Philhar-
monikern, wo eine Verdi-Ouvertü-
re zum Stillstand zu kommen
drohte, wo in Strauss' „Don
Juan“ tatsächlich der Faden riß.
Sie erinnern sich freilich auch an
eine Achte Bruckner, deren In-
tensität dem fortwährenden
Adagio zum Trotz in jene Berei-
che anwuchs, die denkwürdigen
Status annehmen.

Was zwischen Berlin und
München war, die „Wander-
jahre“, wie sie einer der blind
ergebenen „Celi“-Biographen

nannte, nährten die „Legende
Celibidache“, die imstande
war, aus drittklassigen Orche-
stern wahre Präzisionsinstru-
mente zu formen. Aus solchem
Stoff ist hingebungsvolle Ver-
ehrung, wie sie dem Chefdiri-
genten der Münchner dann
ebenfalls zuteil wurde wie hef-
tige Kritik, die ihre Energien
nicht zuletzt aus der maßlosen
Übertreibung der Verehrerge-
meinde schöpfte, die in Celibi-
dache den „einzigen wahren Mu-
sikanten“ vis à vis den dirigie-
renden Technokraten zu sehen
meinten.

Bei alledem bleibt in der Er-
innerung wenig „nachhörbare“
Musik, denn Celibidache, der
Strenge, hat niemals (außer im
Fall seiner eigenen Komposi-
tion) Schallplattenaufnahmen
gemacht, nur einige Videoauf-
zeichnungen zugelassen.

Bei alledem bleibt jedenfalls
die Erinnerung an einen der's
verstand, die Menschen zu hef-
tigen Diskussionen anzuregen –
und zwar letztlich immer über
das, was seinem Leben Inhalt
und bis zuletzt Kraft gab.

Das waren nicht die Skan-
dale. Das war die Musik. Und
nichts als diese.

Trauer um den großen Dirigenten Sergiu Celibidache

Die Flaggen der Musikwelt wehen auf Halbmast

Der aus Rumänien gebürtige Dirigent und seit 1976 Chef der Münchner Philharmonie ist gestern, Donnerstag, in Paris, wo er seinen ständigen Wohnsitz hatte, im Alter von 84 Jahren gestorben.

Peter Vujica

Der stille Zweifel, der so manchen bei der Lektüre des Programmkataloges zum diesjährigen Brucknerfest befiel, als er auf einen Termin mit dem schon seit längerem gegen verschiedene Krankheiten ankämpfenden Sergiu Celibidache und seinen Münchner Philharmonikern stieß, hat sich auf noch schlimmere Weise bestätigt als ursprünglich befürchtet: Sergiu Celibidache starb gestern, Donnerstag, 84-jährig in Paris.

Mit ihm hat die Musikwelt nicht nur den letzten wirklich großen Dirigenten verloren, sein Tod bedeutet einen Verlust, der noch schwerer wiegt: Mit seinem Hingang erlischt ein Gefühl, daß es einen gibt, mit dem sich zwar keiner messen kann, an dem aber doch alles, was an Interpretationen Größe beansprucht, gemessen werden mußte.

Celibidaches Größe bestand nicht allein an der monolithischen Unantastbarkeit seiner



Sergiu Celibidache, der letzte der großen Dirigenten – der zwingenden Überzeugungskraft der von ihm geleiteten Wiedergaben konnte sich niemand entziehen. Foto: Werner Naameister

Wiedergaben, auch nicht in seinem Einzelgängertum, mit dem er sich und sein Orchester der Geschäftigkeit und Geschäftlichkeit des Musikbetriebes zu entziehen verstand, sie bestand vielmehr in der universellen Tiefe seines Wissens. Dieses umfaßte nicht nur alle relevanten Tatbestände der von ihm dirigierten Werke, sondern reichte ebenso in die Naturwissenschaften wie in die Zonen des Buddhismus und der Esoterik.

So weist seine Biographie gleich zwei Anläufe zum Studium der Mathematik auf: Den ersten in seiner rumänischen Heimat – er wurde am 26. Juni 1912 in Roman geboren – und einen zweiten, während seiner Musikstudien in Berlin. Diese Auseinandersetzung mit der Mathematik schärfte seine Fähigkeit, den inneren Zusammenhängen eines Werkes weit über die Ausmaße der üblichen Formanalyse hinaus nachzuspüren. Die andere, zur meditativen Zusammenschau tendierende Seite seiner Persönlichkeit befähigte

ihn, diese Erkenntnisse in seinen Wiedergaben nun nicht in kühler Intellektualität zu demonstrieren, sondern in die alle Einwände niederringende emotionale Wucht seiner Wiedergaben einzubeziehen.

Mag sich der äußere Gestus seines Dirigierens innerhalb des halben Jahrhunderts, durch das er sein Publikum als Chefdirigent der Berliner Philharmonie, danach als gefeierter Gastdirigent, Orchesterchef in Stockholm und Stuttgart und seit 1976 in München auch vom Taktstockhexer zum souveränen Grandseigneur, beruhigt haben, das innere Feuer wußte er in allem und in allen, dem und denen er sich näherte, immer wieder erneut zu entzünden.

Zwingender Magnetismus

Das Geheimnis von Celibidaches bis zur letzten Note, die unter seiner Leitung erklang, unverminderter und unvermindert aufregender Intensität liegt freilich in der

überwältigenden Überzeugungskraft seiner Person. In jenem Magnetismus, mit dem er nicht nur die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen vermochte, sondern im anhaltenden Ausmaß auch jene seines Orchesters.

In den großen Augenblicken seiner Interpretationen, meinte man, Celibidache stehe nicht nur am Podium, sondern er sitze auch gleichzeitig an allen Pulten. Er ergriff von seinen Musikern in einer Weise gelstigen und emotionalen Besitz, daß angenommen werden darf, er wird in seinen Münchner Philharmonikern noch eine geraume Weile weiterleben.

Quelle=Tiroler Tageszeitung; Jahr=1996; Quartal=3; Monat=08; Tag=16; Typ=Text;

Der Pultmagier

Sergiu Celibidache, einer der letzten alten Charismatiker einer großen Dirigentengeneration, ist am Mittwoch im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben.

PARIS, MÜNCHEN (dpa, TT). Celibidache war ein Dirigent von faszinierender Ausstrahlung: Ein exzessiver, radikaler, analytischer wie auch geistige Dimensionen ausschöpfender Künstler, der keine Kompromisse kannte und die Öffentlichkeit wissen ließ, von welchen Größen der Musikwelt er nichts hielt. Der Exzentriker verweigerte sich der Schallplatte — es gibt nur wenige offizielle Tondokumente von ihm — und verströmte im Konzertsaal mit atmender, leuchtender, festgefügt, doch an die musikalischen Wurzeln reichender Spannkraft das große symphonische Repertoire. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, war sein Credo.

Die Münchner Philharmoniker führte Celibidache seit seinem Amtsantritt 1979 zu internationalem Ansehen und unternahm mit ihnen viele umjubelte Auslandstourneen. Er setzte sich besonders für den Nachwuchs ein und gründete eine Stiftung zur Förderung junger Dirigenten.

Nicht alle Musiker schätzten seine scharfe Orchestererziehung. Die Berliner Philharmoniker zogen ihm deshalb 1954 Herbert von Karajan als Chefdirigent vor, was Celibidache dem Orchester lange nicht verzieh. Erst 1992 dirigierte er wieder die Berliner.

Celibidache, der neben seiner Dirigiertätigkeit auch symphonische Musik komponiert hat, wurde am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien geboren. Nach anfänglichem Mathematik- und Philosophiestudium wandte er sich aber der Musik zu. Paris und Berlin gehörten zu seinen Lehrstationen. Als Furtwängler 1946 aus Entnazifizierungsgründen seine Berliner GEDENKEN

Philharmoniker nicht leiten durfte, nutzte Celibidache die Chance. In den 50er und 60er Jahren feierte der Maestro große Erfolge auch als Gastdirigent bedeutender Orchester. Über Schweden und Stuttgart kam er nach München.

Am 2. Juni ist dieser faszinierende Außenseiter unter den Pultstars zum letzten Mal aufgetreten. Er spielte mit den Münchner Philharmonikern Schuberts Ouvertüre zu „Rosamunde“, Mozarts erstes Klavierkonzert und Beethovens zweite Symphonie.

(c) Index & Thesaurus by Digital Collections

(c) auto-archiver by Gunther Thiel

Produkt=TTFR; Seite=KU; Datum=16.08.1996; Art=TT-Text;

BoundingBox=(00000,04100,02440,08600);

c) Tiroler Tageszeitung

GESTORBEN

Sergiu Celibidache war ein Kult-Dirigent

Der rumänische Stardirigent Sergiu Celibidache ist im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben. Der eigenwillige Maestro, der keine Mitschnitte von Konzerten duldete, führte seit 1979 die Münchner Philharmoniker zur Weltspitze.

«Gibt es Beethovens fünfte Sinfonie? Nein, entweder sie entsteht oder sie entsteht nicht.» Das Werden war für den kürzlich verstorbenen Stardirigenten Sergiu Celibidache das Kennzeichen der Kunst Musik schlechthin. Von dieser Eigenschaft her lässt sich die etwas ungewöhnliche Künstlerpersönlichkeit Celibidaches erklären, der abseits von seinen Taktstock-Kollegen stand und von den Münchner Fans liebevoll «Celi» genannt wurde: Seine bedächtige Hingabe an solches Werden war Dauergespräch bei Publikum und Kritik. Besonders kam das in den kultisch inszenierten Interpretationen der Sinfonien Bruckners zum Ausdruck und führte vor allem in Celibidaches Spätzeit zu extrem ausladenden Tempi.

Ein Anachronismus

Sergiu Celibidache war in unserer Zeit ein Anachronismus. Schon weil er einer früheren Epoche angehörte, wirkte er für Jüngere wie ein Denkmal. Diese Wirkung wurde zusätzlich dadurch verstärkt, dass der Dirigent bewusst ausserhalb jeglicher Moden stand. Diese besondere Aura Celibidaches mag zusätzlich zu seiner Popularität beigetragen haben. Er stellte einen Begriff von «Fortschritt», den viele mit gemischten Gefühlen empfinden und sogar unterschwellig fürchten, radikal in

Frage. Dazu gehörte vor allem auch, dass er ein Gegner von Tonaufzeichnungen war. Der mechanische Akt der beliebigen Reproduzierbarkeit der genau gleichen Musik durch die Schallplatte widersprach seiner Musikauffassung, die in der Interpretation einen metaphysischen Akt sah: «Die Schallplatte ist die Negierung jeder Musikalität. Wenn Sie mir eine Schallplatte vorspielen, eine von mir sogar, eine Rundfunkaufnahme, gehe ich ein. So quälend ist das, was die Platte nicht kann: die ursprüngliche Spontaneität wiederherstellen. Die göttliche Präsenz, die ist ganz ausgeschlossen.»



Sergiu Celibidache. (Bild: zvz)

In einer Hinsicht war Sergiu Celibidache jedoch ein Moderner: Mit seiner detailgenauen Probenarbeit setzte er internationale Masstäbe. Er machte damit die Münchner Philharmoniker, denen er seit 1979 vorstand, zu einem zeitgemässen Klangkörper der Weltspitze.

Berliner Niederlage

Doch nicht München war das eigentliche Wunschziel des Maestro gewesen. Er hat wohl immer wieder von den Berliner Philharmonikern geträumt, die ihm nach dem Krieg den Sprung an die Spitze der Taktstock-Gilde ermöglichten. Der unbekannte Celibidache brachte das Orchester wieder in Hochform und wurde bald zu einer der populärsten Persönlichkeiten der Stadt.

Nach fünf Jahren übernahm dann zwar wieder die umstrittene Legende Wilhelm Furtwängler die Philharmoniker; aber Celibidache machte sich natürlich schon auf Grund seiner Verdienste Hoffnungen auf die Furtwängler-Nachfolge. Dass dann Herbert von Karajan ihm vorgezogen und nach Berlin berufen wurde, war für den Rumänen ein so schwerer Schlag, dass er erst 37 Jahre nach der Niederlage 1992 wieder vor den Berliner Philharmonikern stand.

Legende durch Erinnern

Celibidaches Tod ist ein wirkliches Verstummen – im Gegensatz zu anderen bedeutenden, verstorbenen Musikern, die durch zahlreiche Aufzeichnungen stets noch präsent sind. Celibidache wird fast nur noch in der Erinnerung lebendig bleiben; aber gerade das gehört wohl mit zur Bildung einer echten Legende.

Klaus Schädeli

Der Perfektionist

Zum Tod des Dirigenten Sergiu Celibidache

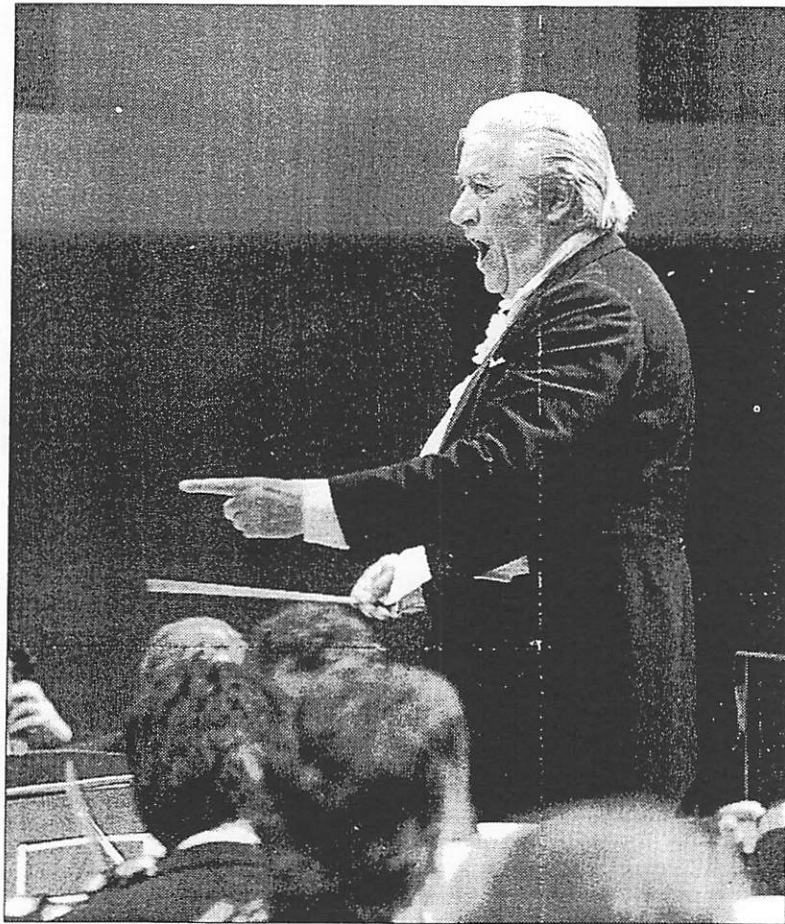
(sda) Sergiu Celibidache, Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, ist am 14. August im Alter von 84 Jahren in Paris gestorben. Celibidache litt an einer schweren Herzkrankheit und an den Folgen eines Oberschenkelhalsbruchs, den er sich vor zwei Jahren zugezogen hatte. Immer wieder hat er deshalb Konzerte absagen müssen; im Januar 1996 ist er allerdings noch einmal für vier umjubelte Abende am Pult der Münchner Philharmoniker gestanden.

★

Wann ist das trockene Solo des Fagotts, mit dem, nach einer kurzen Einleitung, «Der Zauberlehrling» von Paul Dukas beginnt, je so trocken zu hören gewesen? Derart richtig im Tempo und, in Verbindung damit, derart ausgeprägt in der Artikulation? Und wann ist in Tschaikowskys Sinfonie Nr. 6 der Marsch des dritten Satzes schärfer, gerader, unerbittlicher seinem Ende zugestrebt? Wann hat dann das Finale je wieder zu so existentieller Tragik gefunden – und wann war das Ende in den Bässen je wieder so deutlich zu hören? Das war 1987, beim letzten Gastspiel der Münchner Philharmoniker unter der Leitung ihres Chefdirigenten Sergiu Celibidache in Zürich. Die 1500 Menschen, die damals im Grossen Saal der Tonhalle sassen, werden den denkwürdigen Abend in der Reihe der Klubhaus-Konzerte nicht vergessen haben.

Mit der Erinnerung an ein fundamentales Konzerterlebnis kommt ein zentraler Aspekt der Erscheinung Celibidaches zum Ausdruck. Ihn einen der grossen Dirigenten unseres Jahrhunderts zu nennen wäre schlicht eine Banalität. Er war mehr als das, er war die Ausnahmeerscheinung, und als solche ist er in den beiden letzten Jahrzehnten seines Lebens zu einer eigentlichen Kultfigur geworden. Natürlich hat er diese Entwicklung selbst nach Massen gefördert. Er war wählerisch, hochgradig narzisstisch; und was die Kollegen betrifft, gerade die berühmten unter ihnen, hat er mit Häme nicht gespart. Für ihn gab es, grob gesagt, einen einzigen Dirigenten, der sein Handwerk verstand. Es war Sergiu Celibidache. Einige haben es ihm übel genommen; Karl Böhm zum Beispiel war nicht mehr zu einem Gastspiel bei den Münchner Philharmonikern zu bewegen.

Mag sein, dass dies Verhalten durch die tiefe Kränkung mitgeprägt war, die Celibidache beim Berliner Philharmonischen Orchester erfahren hat. 1912 im rumänischen Iasi geboren, kam er nach Studien in Mathematik und Philosophie 1936 nach Berlin, wo er ab 1939 an der Hochschule für Musik studierte. 1946, er hatte gerade eine Dissertation über den Renaissance-Kompo-



Der Dirigent Sergiu Celibidache. (Bild Werner Neumeister)

nisten Josquin Desprez abgeschlossen, wählten ihn die Berliner Philharmoniker zum Chefdirigenten – denn Wilhelm Furtwängler war mit Dirigiervorbot belegt. Celibidache wusste, dass dies ein Engagement auf Zeit war, denn der Vertrag sah vor, dass Furtwängler nach Aufhebung des Dirigiervorbots wieder in seine Rechte eingesetzt werden sollte. Der 34jährige Dirigent machte sich dennoch mit Feuereifer an seine Aufgabe; in den sechs Jahren am Pult der Berliner hat er nicht nur ausgezeichnete, von allen Seiten gelobte Aufbauarbeit geleistet, sondern sich auch einen blendenden Namen geschaffen. So konnte er sich nach dem Tod Furtwänglers 1954 mit Recht einige Hoffnungen machen. Das Orchester wollte sich allerdings nicht an den schwierigen, fordernden Dirigenten binden; es hat Celibidache damals Herbert von Karajan vorgezogen.

Dem Einstieg auf der Höhe folgte der Absturz, folgten lange Jahre als Gastdirigent in vielen Ländern Europas, Nord- und Südamerikas, aber nicht in Deutschland. Geschickt hat Celibidache dabei eine Strategie der Verweigerung eingesetzt. Feste Positionen hat er ebenso abgelehnt wie Schallplatten; dafür ist er rasch zum Geheimtip geworden. Seine Berufung zum Chefdirigenten der Münchner Philharmoniker 1979 erschien denn auch als eigentliche Sensation. Auch in München ist er mit der ihm eigenen Unerbittlichkeit zu Werk gegangen – und hat dabei einen Erfolg sondergleichen errungen. Unter seiner Leitung sind die Münchner Philharmoniker zu einem der ersten Orchester Deutschlands geworden; dass sie sich mit den Berliner Philharmonikern sehr wohl zu messen vermögen, hat das Zürcher Gastspiel von 1987 schlagartig deutlich gemacht. Und obwohl Celibidache auch hier jede Schallplattenauf-

16.08.86

nahme verweigert hat (nur einige Videoaufzeichnungen sind in den Handel gekommen), hat sich das Orchester bald einen ganz ausserordentlichen Ruf erworben. Auf den zahlreichen Gastspielreisen durch die ganze Welt lag das Publikum den Musikern buchstäblich zu Füssen, und die Stadt München hat dem Maestro jeden Wunsch erfüllt; seine Gage war von ungewöhnlicher Höhe, und das Orchesterbudget der Münchner Philharmoniker soll das höchste in Deutschland sein.

Zahlreich waren die Ehrungen, die Celibidache in späten Jahren zukamen. Nach dem Sturz Ceausescus kam er 1990 mit den Münchner Philharmonikern zu einem Gastspiel nach Rumänien, das zu einem wahren Triumph wurde – und das mit einer erfolgreichen humanitären Aktion verbunden war. 1992 trat er auch, durch den damaligen Bundespräsidenten Friedrich von Weizsäcker persönlich eingeladen, wieder ans Pult des Berliner Philharmonischen Orchesters. Er dirigierte Bruckner, der in den letzten Jahren zu einem seiner Hauptkomponisten wurde. Und er tat es mit einer Langsamkeit, die manchen Zuhörer irre werden liess.

Auch darin war Celibidache Perfektionist. Wie er von den Orchestern, die er leitete, letzten Einsatz verlangte, blieb er in seinen künstlerischen Auffassungen konsequent und kompromisslos bis ans Ende. Ein wenig gleicht er darin seinem Rivalen Karajan. Doch anders als Karajan war Celibidache, ein wendiger, umfassend gebildeter Geist, nicht auf mediale Grosspräsenz aus; er glaubte vielmehr unerschütterlich an den magischen Augenblick des Konzerts. Und sein Orchester klang auch ganz anders als jenes Karajans: hell und transparent, in die Extreme zugespitzt, aber jederzeit wohltönend. Ein Jahr nach jenem Zürcher Gastspiel ist Sergiu Celibidache ein weiteres Mal in die Schweiz gekommen: mit den jungen Musikern der Orchesterakademie des «Schleswig-Holstein-Musik-Festivals». Damals gab es die beiden Orchestersuiten aus dem Ballett «Romeo und Julia» von Sergej Prokofjew; was Celibidache an Energie aus diesen Partituren herausholte, war schlechterdings von kathartischer Wirkung.

Peter Hagmann



Dämonisches Energiebündel: Sergiu Celibidache bei einer Orchesterprobe kurz nach Kriegsende.

BILD PD

Der Maestro, der zum Mythos wurde

Zum Tode des Dirigenten Sergiu Celibidache

In Paris ist der Dirigent Sergiu Celibidache im Alter von 84 Jahren gestorben. Kein anderer Pultstar, nicht einmal Karajan, ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts derart zu einer Kultfigur entrückt worden wie der gebürtige Rumäne. Ein Guru, der es verstand, Analyse und Ekstase zu verbinden.

■ VON MARIO GERTEIS

Es muss irgendwann in den achtziger Jahren gewesen sein. Sergiu Celibidache in der Zürcher Tonhalle – ein rares Ereignis. Auf dem Programm Tschaikowskys *Sechste Sinfonie*, die «*Pathétique*». Celibidache spielte sie langsamer als jeder andere; was sonst knappe dreiviertel Stunden geht, dauerte über eine Stunde. Am Schluss, nach dem pppp-Verdämmern der Celli und Bässe, behielt der Dirigent die Hände leicht erhoben. Kein Zuhörer wagte zu mucken, zu husten, ja nicht einmal zu atmen. Quälende, endlose dreissig, vierzig Sekunden lang. Dann erst sanken die Arme des Maestro allmählich herab, liess die Spannung nach. Nie habe ich eine derartige Hypnose auf dem Podest erlebt wie in diesem Moment. Ein Hohepriester hatte seines Amtes gewaltet.

Irgendwann einmal ist dieser Mann zum Mythos geworden. Zuvor aber war er bereits eine Legende gewesen.

Berlin 1945

Seit 1936 lebte und studierte Celibidache in Berlin. Er war am 28. Juni 1912 im rumänischen Roman als Sohn eines Kavallerieoffiziers geboren worden. Über Budapest und Paris kam er in die deutsche Hauptstadt, wo er an der Musikhochschule Komposition und Dirigieren belegte und mit einer Dissertation über die Polyphonie von Josquin Desprez promovierte. Schon damals hatte er sich auf fernöstliche Meditationspraktiken eingelassen und im Buddhismus eine ihm entsprechende Lehre gefunden. Es gelte «den grundlegenden Unterschied zwi-

schen dem Anhaften, dem Beharren, dem ich-bezogenen Denken und dem klarbewussten Erkennen des unergründlichen, unaufhörlichen Kontinuums der dahinrollenden Lebensgesetzmässigkeiten einzusehen und die daraus entstehenden Konsequenzen zu begreifen», sollte er später notieren.

Eigentlich empfand sich der junge Celibidache als Komponist. Immerhin leitete er Arbeiterchöre und ein Studentenensemble. Dann, nach der deutschen Kapitulation, überschlugen sich die Ereignisse. Celibidache gewann einen von der sowjetischen Besatzungsmacht ausgeschriebenen Dirigentenwettbewerb. Darauf durfte er, am 29. August 1945, ein Konzert der Berliner Philharmoniker anstelle ihres tödlich verunglückten Intimschefs Leo Borchard leiten. Und wenige Wochen später wurde er Ständiger Dirigent des renommiertesten Sinfonieorchesters in Deutschland. Das war natürlich nur möglich, weil alle deutschen Dirigenten von Ruf politisch belastet waren und Auftrittsverbot hatten. Aber Celibidache wusste die Chance zu nutzen.

Es gibt einen Film über die Berliner Philharmoniker, der Ende der vierziger Jahre entstanden ist. Celibidache dirigiert vor Ruinen Beethovens «Egmont»-Ouvertüre – ein Temperamentsbündel zwischen Theatralik und Klarsicht, zwischen Leidenschaft und Besessenheit. Wild fallen ihm die schwarzen Locken ins Gesicht, das hatte etwas Dämonisches – schliesslich stammte ja auch Dracula aus den transilvanischen Wäldern. Noch war ein weiter Weg bis zum Heiligen der späten Jahre.

1952 kehrte Wilhelm Furtwängler an seinen Berliner Posten zurück. Celibidache trat diskret beiseite – Furtwängler war einer der wenigen in seiner Gilde, die er akzeptierte (und noch Stokowski und Kubelik). Über die andern, von Toscanini bis Karl Böhm, goss er mit zynischer Zunge Hohn und Spott: sie seien alle dumme, ja gemeingefährliche Ignoranten, eigentlich müsste man sie aus dem Verkehr ziehen. Flotte Sprüche wie diese fanden nicht nur bei der Boulevardpresse

Aufmerksamkeit; sie festigten natürlich auch Celis Ruf als eines Stachels im Fleisch des selbstgefälligen Musikbusiness.

Aber es muss den 42jährigen elementar getroffen haben, dass 1954 nicht er, sondern Herbert von Karajan nach dem Tod Furtwänglers Chef «auf Lebenszeit» bei den Berliner Philharmonikern wurde – wenn auch die Abstimmung unter den Musikern knapp verlaufen sein soll. Karajan war sicher der pflegeleichtere, hatte das ungleich weitere Repertoire – und zeigte sich den Medien, das heisst vor allem der mächtig aufkommenden Schallplattenindustrie, mehr gewogen. Celibidache hat, mit ganz wenigen Ausnahmen in den Anfängen, nie Platten gemacht (was natürlich den Schwarzmarkt um so mehr anheizte...). Die Aufzeichnung verhalte sich zum Original, verkündete er, wie die Fotografie zur abgebildeten Landschaft. Er hingegen setze auf die Einmaligkeit des Live-Ereignisses, auf den «erfüllten Augenblick».

Dass Celi dem gedanklichen Salto keineswegs abgeneigt war, zeigte die Tatsache, dass er sich in der Folge vorab von Rundfunkorchestern (in Stockholm und Stuttgart) binden liess. Radio-Übertragungen akzeptierte er als «transitorischen» Vorgang, weil sie nicht als «scheinhaft-verführerische Waren allgegenwärtig und verfügbar» seien.

Den nächsten Rösselsprung vollführte er im Video-Zeitalter. Jetzt erschienen mit einem Male offizielle Celi-Dokumente. Der Showmann, der er eben stets auch war, gewann Oberhand. Oder glaubte er wirklich, dass der Zuschauer mit einem Blick in die Augen des begnadeten Vermittlers tiefere Einsichten in die Musik gewinne? Da war er wieder, der Erwählte, der Schamane, der Zugänge in Geheimräume öffnete.

Der Mystiker

Nach dem Berliner Desaster war Celibidache für zwei Jahrzehnte mehr oder minder von der Bildfläche verschwunden – ein Geheimtip bestenfalls für Eingeweichte.

Als er 1974 mit dem Schweizerischen Festspielorchester das Eröffnungskonzert der Luzerner Festwochen bestritt, erschien er den meisten wie ein Bote aus einer andern Welt. Und zugleich war er ganz der alte – ein Besessener, ein Klangalchimist, ein Magier. Verknüpft mit einem fanatischen Arbeitswillen und einer seltenen Sensibilität. Ausgestattet zudem mit übermenschlichem Gehör. Wie er da Schönbergs eminent komplexe Orchestervariationen op. 31 probte, hochkonzentriert, hingerissen, ja besessen – so etwas habe ich nie sonst erlebt.

Genialer Schwieriger

Der Schwierige kehrte wieder zurück ins Herz der europäischen Musikszene. 1979 übernahm er als Nachfolger des verstorbenen Rudolf Kempe die Leitung der Münchner Philharmoniker. Trotz eines furiosen Krachs 1985 blieb er der bayerischen Metropole treu. Die Münchner wussten es ihm zu danken: Celi wurde der höchstbezahlte Dirigent in fixer Position. Über 3 Millionen Mark erhielt er, und als der Staat seinen Beitrag nicht erhöhen mochte, sprangen private Gönner in die Lücke. Die Münchner wollten ihren genialischen Exzentriker um jeden Preis halten. Dieser seinerseits machte sich für Gastspiele abseits der Isar rar. Das Versöhnungskonzert in Berlin mit den dortigen Philharmonikern, am 31. März 1992, war eine (höchst spektakuläre) Ausnahme.

Dort spielte Celibidache übrigens Bruckner – die Siebente Sinfonie. Im Repertoire des Dirigenten mit den Schwerpunkten Slawisches, Französisches und Deutsches zwischen Schütz und Hindemith (sowie zwei prominenten Leerstellen: Mahler und Oper, die der Perfektionist Celi als «unrein» abtat) kam dem Œuvre des Meisters von St. Florian zentrale Bedeutung zu. Zu erkennen war: die Ekstase der totalen Hingabe; das allmähliche Einschwingen in seelische Dimensionen; das Mitatmen mit grossen Entwicklungen; das Öffnen von weiten Räumen. Verinnerlichung und Monumentalität: Hier hatten zwei Mystiker zueinander gefunden.

Abendzeitung
Ausgabe Südbayern VR
80331 München
Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: B 209,2
(Sa: 270,6)

17./18.08.96

N IV



Letzte Ruhe für Weltstar Sergiu Celibidache auf dem Dorffriedhof von Neuville-sur-Essonne: Im schlichten Holzsarg wurde er beigesetzt. An der Spitze der Trauernden Sohn Serge (Mitte) mit Sonnenbrille, daneben Celis Frau Iona Rom. Foto: Mike Schmalz

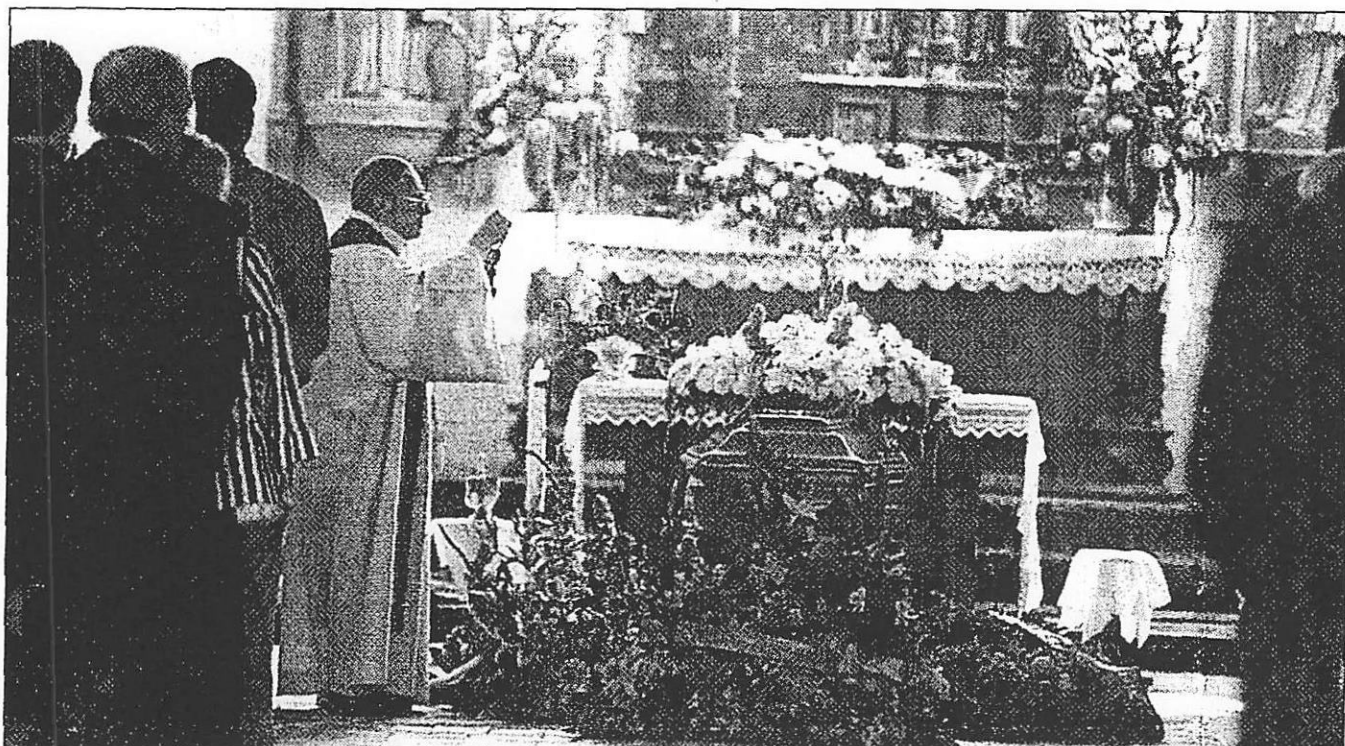
Ohne Rede, ohne Musik – Abschied von Celi

Beerdigung des Star-Dirigenten in aller Stille / Seiten 6 und 19

Abendzeitung
Ausgabe Südbay
80331 München
Auflage (1t. 8
(Sa: 270.6)

17./18.08.96

+ Abschied vom Maestro +



Aussegnung in der Dorfkirche: Vor dem Altar war der Sarg aufgebaut, den ein Gesteck aus weißen Hortensien schmückte. Zu einer Bandaufnahme von Bachs „Jesu, meine Freude“ zogen die Trauernden vorbei.

+ Abschied vom Maestro +



König der Sinfonie und Magier der Musik: Der Dirigent der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, starb am Mittwoch im Alter von 84 Jahren.

Foto: Reto Zimpel

Keine Musik und kein OB - Celis letzter, leiser Akkord

Aus Paris berichten Ulrike Reisch und Mike Schmalz (Fotos)

Ein schlichter Holzarg mit weißen Hortensien, ohne Pomp und hohe Politik – so ging Münchens legendärer Chefdirigent Sergiu Celibidache von dieser Welt. Am Freitag wurde er in seiner Wahlheimat Neuville-sur-Essonne bei Paris beerdigt.

Neuville-sur-Essonne, ein kleiner Ort südlich von Paris. Hier haben wohlhabende Hauptstädter ihre Wochenendhäuser neben alt eingesessenen Bauern. Hier lebte Celibidache seit vielen Jahren, wobei kaum jemand wußte, wie prominent der locker auftretende Mitbürger war. „Er kam oft vorbei und kaufte Baguette und andere Kleinigkeiten“, sagt der Wirt von „Au bon coin“, das nicht nur die einzige Kneipe, sondern gleichzeitig das einzige Lebensmittelgeschäft im Ort ist.

Normalerweise ist Neuville mittags wie ausgestorben, doch am gestrigen Freitag zogen unter sengender Hitze rund 100 Menschen stumm von der Dorfkirche zum etwas 500 Meter entfernten Friedhof. Sie folgten Sergiu Celibidaches schlichtem Eichensarg, der mit einem Ford-Transit gefahren wurde.

Schlichtheit steht dem heruntergekommenen Ort der letzten Ruhe gut an, kaum eines der anderen Gräber ist bepflanzt, Eisenkreuze ragen schief und verrostet in den Himmel. Das Ambiente ist tristesse – kein Vergleich mit den gepflegten Nobel-Friedhöfen in Paris, wo der geniale Dirigent auch einen Platz hätte finden können. Celibidaches Ehefrau Iona und sein einziger Sohn Serge halten einander ganz fest im Arm, als der Eichensarg in die Erde hinabgelassen wird. Bis der letzte Trauergast eine Blume und Erde in das frische Grab geworfen hat, harren die beiden aus – immer wieder von Weindrängen geschüttelt.

„Die Trauerfeier ist beendet“

Der Zeremonienmeister – der Chef des örtlichen Bestattungsunternehmens – setzt dann den Schlußpunkt: „Die Trauerfeier ist beendet“, verkündet der Franzose, der Freunde, Verwandte und Schüler des Meisters schon vorher in der Kirche oft und gerne instruiert hatte. Dort hatte der katholische

Geistliche des Ortes die Messe gelesen. Auch hier lehnten Iona und Serge Celibidache untröstlich aneinander, hielten sich an den Händen und brachen hinter ihren Sonnenbrillen immer wieder in Tränen aus.

Celibidaches Tod, mit 84 Jahren und nach zwei Herzinfarkten eigentlich keine Überraschung, hat Mutter und Sohn zu einer Schicksalsgemeinschaft gegen den Rest der Welt zusammengeschweißt. Auch die anderen Verwandten und Freunde der Familie dringen nicht bis zu ihnen durch.

Serge, der Sohn, der so schön ist, daß er sofort eine Modellkarriere starten könnte, trägt den Konzertrock des Vaters, demonstriert so seine enge Verbundenheit mit dem Toten.

Zu den Klängen von Bachs „Jesu, meine Freude“ (nicht live, sondern vom Band) pilgern in der Kirche die Trauernden am Sarg vorbei. Danach und während der Beerdigung – keine Musik. Ob sich der Maestro im Jenseits darüber freut? Er lehnte Schallplatten zu Lebzeiten stets ab, nur gegen Raubkopien und Rundfunkmitschnitte konnte er sich nicht wehren.

Auf jeden Fall liebte der exzentrische Rumäne das einfache Landleben in Neuville, das weder besonders schön, noch sonst irgendwie spektakulär ist. Hier verbrachte er mindestens sechs Monate pro Jahr in seiner idyllischen Fachwerkmühle direkt am Fluß. Besonders geschätzte Musiker und Studenten durften hierher zu Besuch kommen, an den Nachwuchs gab er in Kursen sein Wissen weiter. Ein Engagement, das sich bei seinen Schülern tief eingepreßt hat: Mindestens zwanzig von ihnen waren die ganze Nacht durchgefahren, um ihrem Meister die letzte Ehre zu erweisen. Die meisten weinten hemmungslos.

Angereist war auch eine Abordnung der Münchner Philharmoniker. Konzertmeister

Werner Grobholz, Orchester-Vorstand Wolfgang Stingl, Wolfgang Gaag, Helmar Stiehler, Harfenist Han-Au-Lin, Solo-Oboist Michael Helmuth, Solo-Cellist Michael Hell und der ehemalige Orchester-Direktor Franz-Xaver Ohnesorg waren vom Abschied ebenfalls sichtlich bewegt.

München war nur schwach vertreten

Schwach vertreten war die Stadt München, die Celibidache den Aufstieg ihres Orche-

sters in die Weltspitze verdankt: Oberbürgermeister Christian Ude, der jeden Schwabinger Kleinst-Kunstpreis selbst übergibt, war nicht abkömmlich, muß die Geschäfte im Münchner Rathaus führen. Stellvertreter Hep Monatzeder weilte im Urlaub, und auch Kulturreferent Siegfried Hummel (Celis Dienst-Vorgesetzter) sonnte sich in Istrien. Dafür jettete No-Name-Stadtrat Friedrich Winklmaier (CSU) ein, dessen Brust für die goldene Stadtkette immerhin breit genug war.

Das offizielle Gedenkonzert der Münchner Philharmoniker für ihren langjährigen Chefdirigenten findet am **7. September** in der **Philharmonie des Gasteig** statt. Voraussichtlich wird **Zubin Mehta** am Dirigentenpult stehen. Auch **Daniel Barenboim** hat seine Mitwirkung signalisiert.

Kondolenzbücher liegen ab sofort im **Foyer des Gasteig** aus, zusätzlich auch am Mon-

tag und Dienstag (10 bis 14 Uhr) im Kleinen Sitzungssaal des Rathauses.

Der Sender **tv.münchen** bringt am heutigen Samstag (15.30 Uhr) und am morgigen Sonntag (11.05 Uhr) ein 50minütiges Porträt Celibidaches.

Der **Stadtrat** wird am **9. Oktober** (9 Uhr) in einer Gedenksitzung den Ehrenbürger der Stadt würdigen.

Viele Freunde des Maestros waren von der Todesnachricht überrascht worden, konnten nicht mehr rechtzeitig einfliegen. Stark vertreten war jedoch die Rumänische Gemeinde in Paris. In der Seine-Metropole leben viele Exilrumänen, Celibidache pflegte die Kontakte mit seinen Landsleuten.

„Mit ihm stirbt ein Stück Rumänien – zu Hause und überall auf der Welt“ sagt die rumänische Sopranistin Mariana Nicolesco.

Und ein Stück München.



Auf dem schlichten Friedhof von Neuville-sur-Essonne in der Nähe von Paris: Die Trauergäste standen Schlange, um Abschied von Sergiu Celibidache zu nehmen.



Von der Trauer überwältigt: Die Witwe Iona Celibidache mit ihrem Sohn Serge, der sich schluchzend an sie klammert.

Das war sein Leben

■ **Sergiu Celibidache – ein Künstlerleben.**

1912. Am 11. Juli (nach dem damals in Rumänien gültigen Julianischen Kalender am 28. Juni) in Roman geboren.

1936. Übersiedlung nach Berlin, Musikstudium.

1946. Wahl zum Dirigenten der Berliner Philharmoniker.

1954. Vorerst letztes Konzert mit den Berliner Philharmonikern, die Herbert von Karajan als neuen Chefdirigenten wählten.

1960. Leiter der Königlichen Kapelle Kopenhagen.

1963. Leiter des Sinfonieorchesters des Schwedischen Rundfunks.

1968. 18. Juni: Geburt seines einzigen Sohnes Serge Ioan.

1972. Leiter des Radio-Sinfonieorchesters des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart.

1979. Chefdirigent der Münchner Philharmoniker.

1985. Eröffnungskonzert der Philharmonie im Gasteig.

1992. Auf Bitte des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker einmalige Rückkehr ans Dirigentenpult der Berliner Philharmoniker.

1992. Ehrenbürger der Landeshauptstadt München.

1996. 14. August: Tod in Paris.



Ein letzter (Blumen-)Gruß: Werner Grobholz, Konzertmeister der Münchner Philharmoniker.



Fassungslos über den Tod des Meisters: Zwei der vielen Schüler von Dirigent Sergiu Celibidache gingen auf dem Friedhofrasen in die Knie, einer weinte hemmungslos.



Trauerzug durch Neuville-sur-Essonne: Dem Ford-Transit mit dem Sarg folgten in der ersten Reihe die Malerin Iona Celibidache und ihr Sohn Serge. Beide mußten gestützt werden.

Ein Gigant unter den Schwierigen

Stimmen zum Tod des großen Sergiu Celibidache: Die Musikwelt trauert

Wie schon nach Rudolf Kempes Tod vor 20 Jahren, sind die Münchner Philharmoniker jetzt wieder ein verwaistes Orchester. Ein Nachfolger für den am Mittwoch nach 17jähriger Amtszeit als Münchens Generalmusikdirektor gestorbenen Sergiu Celibidache muß erst gesucht werden. Wie es weitergeht mit dem Orchester, das unter Celibidache Weltgeltung erlangte, steht momentan in den Sternen. Intendant Norbert Thomas und Kulturreferent Siegfried Hummel weilen noch im Urlaub. Auch die meisten Orchestermusiker sind derzeit nicht in München. Am Freitag wurde der Maestro bei Paris beerdigt (ausführlicher Bericht auf Seite 19). Hier einige Stimmen zu Celis Tod.

Münchens Oberbürgermeister Christian Ude: „Mit Sergiu Celibidache verliert München einen weltweit geachteten Erdenbürger, verliert die Musikstadt München eine herausragende und prägende Persönlichkeit, die mit ihrer unvergleichlichen Musikalität und ihrer Leidenschaft zur Perfektion sowie mit beispielhaftem pädagogischen Eros die Münchner Philharmoniker zu weltweitem Ruhm geführt hat. Die Musikstadt München und die Musikwelt insgesamt sind um eine Künstlerpersönlichkeit ärmer geworden, wie es sie in einem Jahrhundert nur selten gibt.“

Jürgen Kolbe, ehemaliger Kulturreferent, der einst Celibidache nach München holte: „Mit Sergiu Celibidache scheint die Epoche der großen Dirigenten erloschen zu sein. Der letzte der Giganten war der Gegentypus gegen alle Herrscher im Reiche der Orchestermusik. Wo die Musikwelt längst ihr Heil im Kommerz der Reproduktionen sucht und die Welt mit Konzerten zudröhnt, hielt er auf die

Reinheit des Klanges im Moment seiner Entstehung. Oh musikalischer Augenblick, verweile doch, du bist so schön!

Mit einer Unerbittlichkeit verfocht er diese Verweigerung, zu der das phänomenologische Prinzip seiner Tempi-Findung und all seine anderen fundamentalistischen Grillen gehörten; das hatte schon etwas märchenhaft Monströses, Unwirkliches, auch Unmenschliches.

Er war auch unter den Schwierigen ein Gigant. Als er 1979 zu seinen ersten Konzerten nach München kam, reiste er mit dem Versprechen, nie mehr zurückzukehren, wieder ab – einer Überschrift wegen: ‚Karajan ist wie Coca Cola‘ hatte das Feuilleton der Abendzeitung nach einem originalen Celi-Zitat getitelt.

Seine Ausfälle gegen Kollegen waren so notorisch wie seine Kritikerverachtung. Er bekam es fertig, wenige Monate vor der Eröffnung des Gasteig-Konzertsäls zu verschwinden: buchstäblich sang- und klanglos.

Solchen gewaltigen Flausen opferte er auch den schnellen Glanz der Karriere. Daß nach Furtwänglers, seines Lehrmeisters, Tod die Berliner Philharmoniker Herbert von Karajan dem genialen Feuerkopf vorzogen, hat er wohl Zeit seines Lebens nur schwer verwunden. Danach irrte er jahrelang, ohne dem Kompromiß eine einzige Chance zu gewähren, durch die Welt.

Bis ihm ein merkwürdig geduldiges München mit seinen Philharmonikern, die er zu einem der kostbarsten Instrumente der Welt machte, doch noch eine Art Erfüllung bescherten. Die Unendlichkeit einer Bruckner-Symphonie unter dem greisen, sich auf dem Pult kaum noch bewegendem Celibidache ist eine einzigartige musikalische Ikone, die von München aus

erklung. Nie wird sie mehr zu hören sein.“

Elmar Weingarten, Intendant der Berliner Philharmoniker: „Sergiu Celibidache war ein Glücksfall für das Berliner Philharmonische Orchester, wie es freilich auch für ihn ein großes Glück war, wie er selbst betonte, mit diesem Orchester sei-

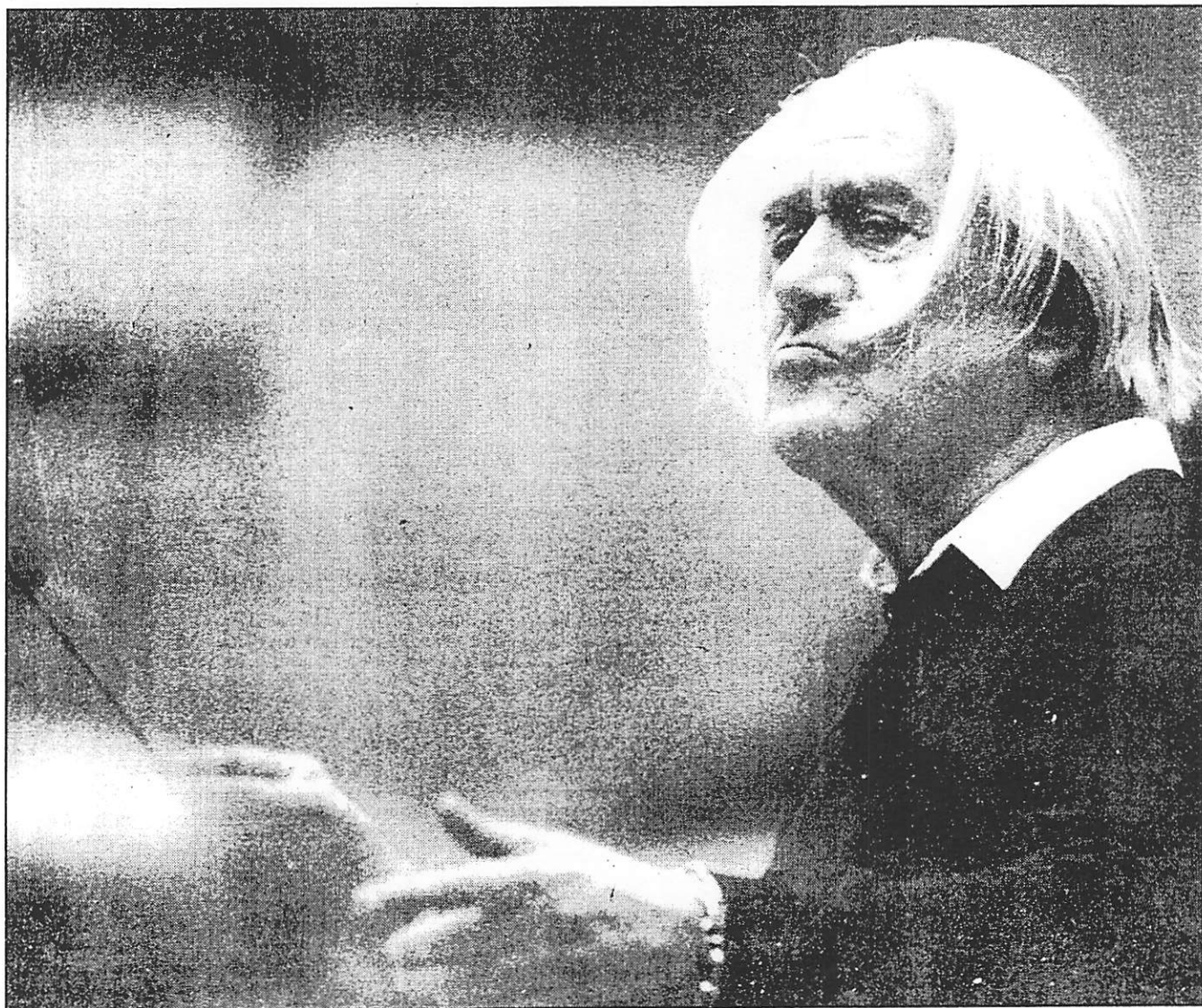
ne ersten musikalischen und menschlichen Erfahrungen gesammelt zu haben. Das Orchester gedenkt mit großer Dankbarkeit dieses der Musik bedingungslos hingeebenen Musikers.“

Peter Michael Hamel, Komponist und langjähriger Freund Celibidaches: „Die persönliche

Begegnung mit Celibidache bedeutete für mich eine existentielle Selbst-Infragestellung. ‚Wunderschöne Klänge‘ seien das bei mir, ‚aber alles keine Musik‘. Celi war selbst Komponist. Für ihn konnte nur das Diatonische, das im weitesten Sinn Tonale bei aller Komplexität zur Musik werden. 1988 hat-

te er die gesamte Partitur meiner ‚Lichtung‘ besser im Kopf als ich selbst, und er probierte sie von Anfang an auswendig. So etwas wird es wohl nie wieder geben. Egal, wie die Nachfolge aussehen wird – es muß mehr zeitgenössische Musik von den Philharmonikern gespielt werden!“

RSp



Sein Tod schockiert die Musikwelt: Geballte Energie und tönende Philosophie verschmolzen bei Sergiu Celibidache.

Foto: Kleinhans

München: Messt / Wochenende 17./18. Aug. '96

Tikeseite

Abschied von Celibidache



Der verstorbene Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, ist am Freitag im französischen Neuville-sur-Essonne beigesetzt worden. Zu der Bestattung waren rund 100 Trauergäste in den Ort 70 Kilometer südlich von Paris gekommen. Neben Familienangehörigen (hinter dem Sarg links sein Sohn und seine Witwe), Vertretern des Orchestervorstands und Bewohnern des Ortes nahmen auch zahlreiche internationale Musiker Abschied von dem großen Dirigenten. (S. Blickpunkte.)

Münchner Merkur / Wochenende 17., 18. August '96

"Kultur" S. 22

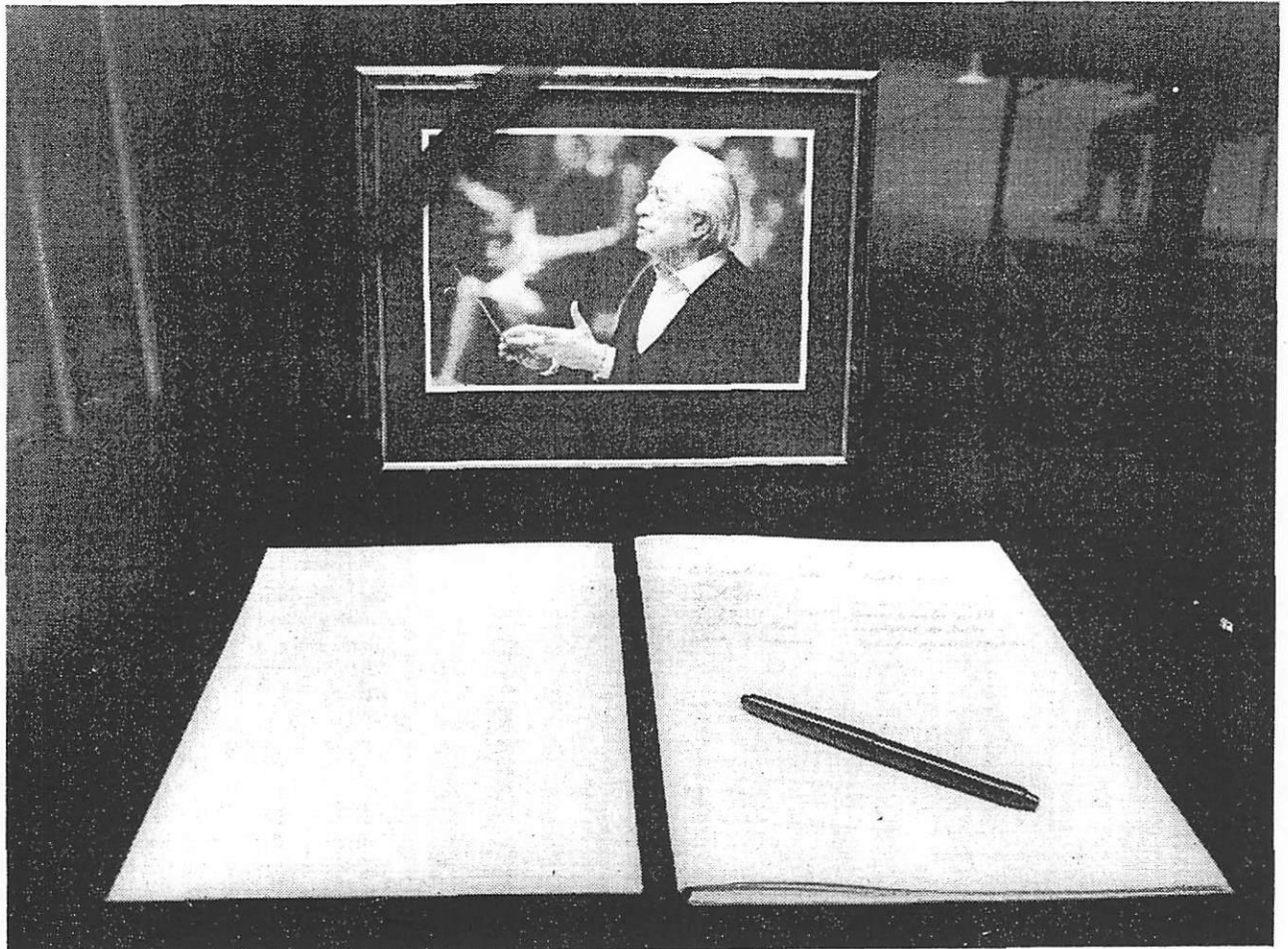
Ehrungen für Sergiu Celibidache

Die Münchner Philharmoniker ehren ihren verstorbenen Chefdirigenten Sergiu Celibidache: Das Konzert zur Eröffnung der Saison 1996/97 soll als Gedenkkonzert für den langjährigen Generalmusikdirektor gestaltet

werden (7. September). Ursprünglich wollte Celibidache dieses Konzert selbst dirigieren – es war als Gedenkkonzert für den Pianisten Arturo Benedetti Michelangeli geplant. Die Stadt München wird den Maestro – er

war auch Ehrenbürger – offiziell in einer Gedenksitzung des Stadtrates am 9. Oktober würdigen. Diese Sitzung (9 Uhr, Altes Rathaus) werden Mitglieder der Münchner Philharmoniker musikalisch gestalten. mm

Samstag, Sonntag 17./18. August 1996



ABSCHIED VON MÜNCHENS MAESTRO: Oberbürgermeister Christian Ude trug sich als erster in die Kondolenzlisten ein, die im Gasteig aufliegen. Photo: Catherina Hess

Wie München seinen verstorbenen Stardirigenten Sergiu Celibidache ehrt

Kondolenzbuch, aber keine Trauerbeflaggung

Gedenkkonzert und Sondersitzung des Stadtrats reichen der CSU nicht aus

Sergiu Celibidache ist tot – und München trauert: Zum Gedenken an den am Mittwoch verstorbenen und gestern im französischen Neuville-sur-Essonne beigesetzten Chefdirigenten der Münchner Philharmoniker wird sich das Stadtratsplenum in seiner ersten Amtshandlung nach der Sommerpause zu einer Trauersitzung im Alten Rathaus zusammenfinden. Als Termin nannte OB Christian Ude gestern den 9. Oktober. Die Stadt verabschiedet sich damit offiziell von ihrem Ehrenbürger, der Celibidache seit dem 27. Juni 1992 war. Die Ehrenbürgerwürde ist die höchste Auszeichnung, welche die Stadt zu verleihen hat.

Daneben wird zu Ehren des verstorbenen Generalmusikdirektors das Eröffnungskonzert der Philharmoniker am 7. September als Gedenkkonzert ausgestellt. Als Dirigenten sind Daniel Barenboim und Zubin Mehta im Gespräch. Die Münchner haben darüber hinaus Gelegenheit, sich in Kondolenzbücher einzutragen. Diese liegen seit gestern im Foyer des Gasteig-Kulturzentrums sowie am kommenden Montag und Dienstag jeweils von 10 bis 14 Uhr im Kleinen Sitzungssaal des Rathauses aus. Im Rathaus sorgte das protokollarische Vorgehen der Stadt gestern für wenig pietätvollen Krach: Aus der CSU gab es Stimmen, die der Stadtspitze vorwarfen,

keine Trauerbeflaggung gesetzt zu haben. In der Stadtspitze wurde dies mit „Befremden“ aufgenommen. Es sei beschämend, daß selbst aus Celibidaches Tod noch parteipolitisches Kapital geschlagen werde, hieß es im Umfeld von Ude. Nach Auskunft der Stadt gibt es in München nur beim Tod eines Oberbürgermeisters Trauerbeflaggung, oder wenn eine Bitte des Freistaats einläuft, sich einer landesweiten Aktion anzuschließen. In einer Erklärung Udes hieß es, er werde gemeinsam mit dem Ältestenrat prüfen, „welche weitergehenden Ehrungen des Ehrenbürgers Celibidache in Betracht kommen“ (siehe auch Feuilleton und „Münchner Kultur“). fm

Eine schlichte Beerdigung auf dem Lande

In einem Dorf südlich von Paris wurde der Dirigent gestern beigesetzt

Die Trauerfeier für Sergiu Celibidache fand in Neuville-sur-Essonne statt, einem kleinen Dorf, 70 Kilometer südlich von Paris. Dort besaß der Dirigent eine alte Mühle, dort wollte er beerdigt sein. Der örtliche Pfarrer, Père David, leitete die Totenmesse, die nach einfachstem katholischen Ritus abgehalten wurde. Musikalisch begonnen wurde sie von einem Introitus auf dem Harmonium der Dorfkirche. Drei Mitglieder des örtlichen Kirchenchores begleiteten den Gottesdienst mit lateinischen und französischen Kirchengesängen. Die Messe hatte halböffentlichen Charakter. Neben der engsten Familie Celibidaches waren etwa hundert Trauergäste gekommen, Mitarbeiter und Freunde aus verschiedenen europäischen Ländern und viele Dirigenten-Schüler. Die Münchner Philharmoniker schickten die Vorstandssprecher Helmar Stiehler und Wolfgang Stingl. Andere Musiker des Orchesters waren aus alter Freundschaft zu Celibidache und seiner Familie angereist. Die Stadt München hatte als Vertreter des Oberbürgermeisters den Stadtrat Friedrich Winklmaier abgeordnet.

Nach der Einsegnung des Toten, zu der deutsche Motetten gespielt wurden, begab sich die Trauergemeinde zu dem kleinen, durch eine Mauer eingefriedeten Friedhof des Dorfs. Hier wurde Celibidache in der strahlenden Mittagssonne beigesetzt. Die Trauernden warfen Blumen und Erde auf den Sarg, aber auch hier wurde auf allergrößter Einfachheit der Zeremonie beharrt. Trauerreden wurden nicht gehalten. Die Trauernden gedachten des Toten in al-



TRAUER um den Mann und den Vater: Celibidaches Ehefrau Iona und Sohn Serge folgen dem Sarg auf dem Friedhof von Neuville-sur-Essonne. Photo: AP

ler Stille und trennten sich kurz vor ein Uhr.

Am Rande der Trauerfeier wurde natürlich auch über die Nachfolgefrage diskutiert. „Letzte Worte“ hat Celibidache in dieser Sache nicht hinterlassen. Keiner der Kollegen Celibidaches, die für die Nachfolge genannt werden, war zur Trauerfeier erschienen. Vorstandssprecher Stingl dankte den Dirigenten ausdrücklich für ihre Zurückhaltung. Ge-

genüber der *Süddeutschen Zeitung* betonte er, daß das Orchester vor allem einen Dirigenten suche, der mit dem gleichen Ernst an die Musik herangehe wie Celibidache. Das schließe auch die überdurchschnittliche Intensität der Probenarbeit ein, an die Celibidache das Orchester gewöhnt habe. Das Alter und die Bekanntheit des Dirigenten seien dagegen nur zweitrangige Kriterien.

Thierry Chervel

Zeit haben für die Musik

Celibidaches Vermächtnis für die Münchner Philharmoniker

Bevor ein Ton überhaupt erklingt, muß er sich bilden: der Ton der schwingenden Saite, die angeschlagen, gestrichen oder gezupft wird; die Schwingung der Luftsäule im Blasinstrument. Einschwingungsvorgang nennt es die Physik. Die Einschwingungszeit übrigens differiert je nach Instrument, Tonhöhe und Intensität des Musikers (so kompliziert sind schon die Voraussetzungen für Musik). Das wichtigste ist für einen Musiker, zunächst physikalisch die Zeit zu finden, um zu musizieren; Zeit für das Studium der Noten, fürs Instrument, Ruhe und Konzentration für die Proben und in den Proben.

Der junge Mann aus Rumänien, der da 1936 nach Berlin gekommen war, hatte zunächst viel Zeit; er hat, lange und ausführlich, sich in vielen Fächern und Disziplinen umgetan (an der Berliner Musikhochschule wie an der Universität wie im Leben), ehe er die ersten Schritte in die Praxis wagte. Celibidache besaß ein ungemein solides theoretisches Fundament (bis hin zur musikwissenschaftlichen Promotion: über den Renaissance-Komponisten Josquin des Prés), und der Krieg bedeutete für ihn nur eine unfreiwillige Verlängerung des Lebens als Student.

Heutzutage ist Zeit Geld, und deswegen tauchte in Celibidaches Dirigentenlaufbahn immer wieder ein Hauptproblem auf: Wie konnte er die geforderte Zeit tatsächlich erhalten, die er benötigte für die Vorbereitung zu einer musikalischen Aufführung, für die Proben? Orchester und Orchestervorstände, Kulturpolitiker und Kämmerer mußten überzeugt werden (es gibt allerdings Dirigenten, die schnell zufrieden und in der Regel mit zwei Proben „fertig“ sind). Bekam er die Proben nicht, wurde Celibidache unendlich. Oder schmiß alles hin. Oder hatte gar keine Lust, die Arbeit mit einem Orchester überhaupt erst zu beginnen.

Es gab Boshafte, die behaupteten, Celibidache sei jemand, der am liebsten Musik nur in Proben open end auseinandernehmen und wieder zusammensetzen, auskosten würde – ohne Verpflichtung zum doch etwas zwanghaften, vielleicht sogar musikfeindlichen Ritual eines Konzerts... Celibidache forderte in der Regel für ein Konzertprogramm eine Woche Zeit, bekam sie. Dementsprechend ausbalanciert in den Tongruppen, durchsichtig und doch substanzreich, mächtig dröhnend und dabei doch durchgezeichnet, reich artikuliert in den Stimmen, konnte das Orchester unter seiner Leitung klingen – er hat das eigentlich erst in seinen späten Jahren, erst in München richtig verwirklicht.

Soviel zur Schwierigkeit Celibidaches mit dem Musikbetrieb und des Musikbetriebs mit ihm und zu den Voraussetzungen dafür, daß die Münchner Philharmoniker erst nach etwa sechs (hochinteressanten) Jahren, die zunächst mit wenig Glanz, aber umso mehr aufregender Pro-

benarbeit angefüllt waren, ein Niveau erreichten, das sie dann in aller Welt, mit wachsendem Erfolg, vorzeigen konnten (und mußten; denn die Schallplatte als Ton-Werbeträger für das Orchester schied bei Celibidache aus).

★

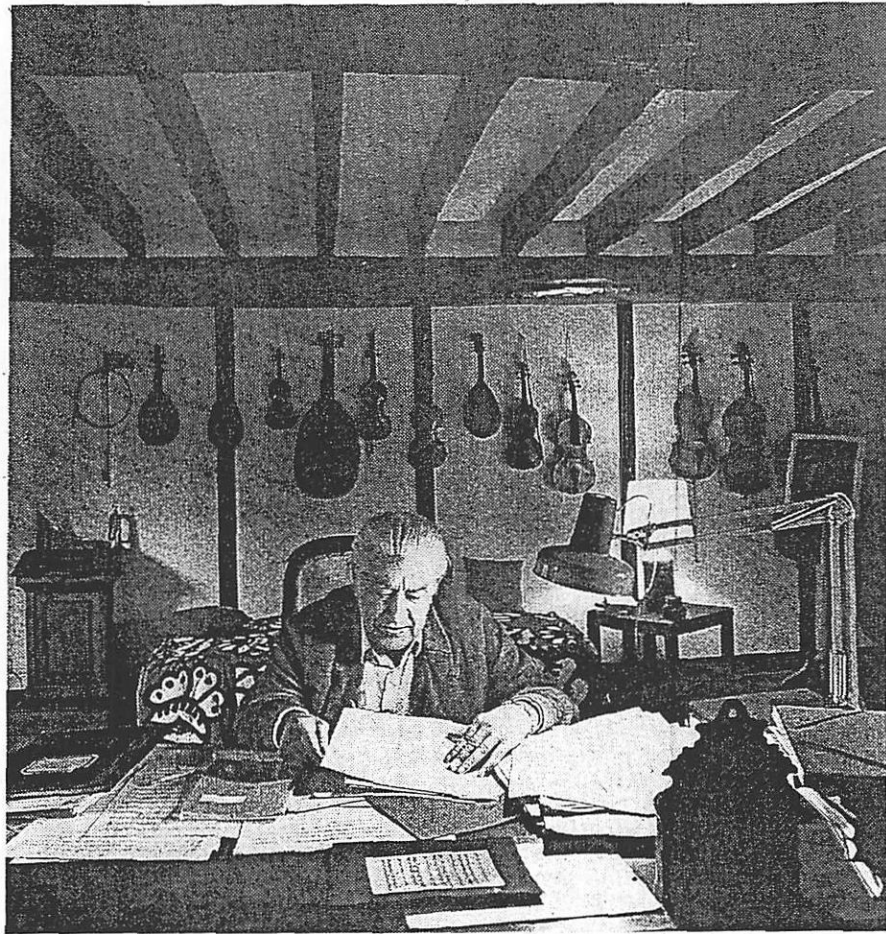
Dergleichen Überlegungen sollte anstellen, wer sich Gedanken um eine Nachfolge Celibidaches in München macht – das Orchester selbst, die Stadtpolitiker, alle Musikfreunde. Will man einen Mann des big music business, des glatten Erfolgs oder gar mit Superstar-Glamour, dann verabschiedet man sich mit ziemlicher Sicherheit von Celibidaches künstlerischen Ansprüchen, von seinem musikalischen Niveau und Geist und mutiert – so fürchtet jetzt sogar ein pensionierter Philharmoniker, der bis vor wenigen Jahren mit Celi musiziert hat – zu einem sehr guten Allerweltsorchester. Zu denken geben sollte die Tatsache: Nur mit einer Figur wie Celibidache waren die Münchner Philharmoniker unverwechselbar, weltweit gefragt. Ohne ihn leider etwas weniger.

Es dürfte auf die Dauer ein mühseliges, kräftezehrendes Unterfangen sein, hinter dem Nimbus und der Qualität der wenigen Weltklasse-Ensembles herzuhecheln – derjenigen aus Berlin, Wien, Amsterdam und der sogenannten Big Five aus den USA – im internationalen Tournee-Geschäft: auf den Plätzen des Erfolgs in London, Tokio und New York. Da macht sich ein Orchester schnell zum Instrument des kommerziellen Musikbetriebs, der Profite von Agenten, Veranstaltern und Großkonzernen. Nicht unbedingt zum Vorteil einer musikalischen Qualität, wie sie Celibidache verstand als Resultat einer instrumentalen – und auch geistigen – Feinabgestimmung unter den Musikern.

Nachfolge oder Neubeginn? Das Orchester selbst spricht davon, danach einen neuen Chefdirigenten auswählen zu wollen, ob dieser Celibidaches Idealen folgen will. Keine Frage: der höchst musikalische, energische, originelle und charaktervolle Sir Simon Rattle käme dem Ideal eines Dirigenten dieses Zuschnitts vielleicht am nächsten, und Celibidache soll noch zuletzt, so versichern Zeugen, mit Rattle als seinem möglichen „Erben“ sehr einverstanden gewesen sein (ob es der Künstler auch sein könnte und wollte, steht auf einem andern Blatt). Oder ein völliger Neuaufbau? Voilà die Frage: Wo und wie findet man ein unverbrauchtes, womöglich unbekanntes Talent, wie weiland der junge Celi eines war?

Der Dirigent als geduldiger Zeitkünstler. „Nichts wollen!“, „Laß es entstehen!“ – diese Zen-Aufforderung rief Celibidache seinen Musikern bei den Proben gern zu, wenn zuviel „Absicht“ die musikalische Freiheit störte. Auch davon könnte ein „Nachfolger“, der nicht allzu überhastet gefunden werden muß, durchaus profitieren.

WOLFGANG SCHREIBER



SERGIU CELIBIDACHE zog sich, wenn er nicht dirigierte, am liebsten auf seinen Landsitz, eine umgebaute Mühle südlich von Paris, zurück. Hier, in seinem Studierzimmer, entstand im Jahr 1991 die vorliegende Aufnahme (entnommen dem Band Sergiu Celibidache. Fotografiert von Konrad R. Müller. Gustav Lübbe Verlag, 1992).

Die Beerdigung Celibidaches auf dem Lande

Die Trauerfeier für Sergiu Celibidache fand in Neuville-sur-Essonne statt, einem kleinen Dorf, 70 Kilometer südlich von Paris. Dort besaß der Dirigent eine alte Mühle, dort wollte er beerdigt sein. Der örtliche Pfarrer, Père David, leitete die Totenmesse, die nach einfachstem katholischen Ritus abgehalten wurde. Musikalisch begonnen wurde sie von einem Introitus auf dem Harmonium der Dorfkirche. Drei Mitglieder des örtlichen Kirchenchores begleiteten den Gottesdienst mit lateinischen und französischen Kirchengesängen. Die Messe hatte halböffentlichen Charakter. Neben der engsten Familie Celibidaches waren etwa hundert Trauergäste gekommen, Mitarbeiter und Freunde aus verschiedenen europäischen Ländern und viele Dirigenten-Schüler. Die Münchner Philharmoniker schickten die Vorstandssprecher Helmar Stiehler und Wolfgang Stingl. Andere Musiker des Orchesters waren aus alter Freundschaft zu Celibidache und seiner Familie angereist. Die Stadt München hatte als Vertreter des Oberbürgermeisters den Stadtrat Friedrich Winklmaier abgeordnet.

Nach der Einsegnung des Toten, zu der deutsche Motetten gespielt wurden, begab

sich die Trauergemeinde zu dem kleinen, durch eine Mauer eingefriedeten Friedhof des Dorfs. Hier wurde Celibidache in der strahlenden Mittagssonne beigesetzt. Die Trauernden warfen Blumen und Erde auf den Sarg, aber auch hier wurde auf allergrößter Einfachheit der Zeremonie beharrt. Trauerreden wurden nicht gehalten. Die Trauernden gedachten des Toten in aller Stille und trennten sich kurz vor ein Uhr.

Am Rande der Trauerfeier wurde natürlich auch über die Nachfolgefrage diskutiert. „Letzte Worte“ hat Celibidache in dieser Sache nicht hinterlassen. Keiner der Kollegen Celibidaches, die für die Nachfolge genannt werden, war zur Trauerfeier erschienen. Vorstandssprecher Stingl dankte den Dirigenten ausdrücklich für ihre Zurückhaltung. Gegenüber der *Süddeutschen Zeitung* betonte er, daß das Orchester vor allem einen Dirigenten suche, der mit dem gleichen Ernst an die Musik herangehe wie Celibidache. Das schließe auch die überdurchschnittliche Intensität der Probenarbeit ein, an die Celibidache das Orchester gewöhnt habe. Das Alter und die Bekanntheit des Dirigenten seien dagegen nur zweitrangige Kriterien.

THIERRY CHERVEL

80336 München

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 185,5

(Sa: 247,6)

17./18.08.96

N IV

Celi ohne Grabrede auf einem Dorffriedhof bei Paris beerdigt



Am Freitagvormittag wurde der große Dirigent und Chef der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, in Neuville-sur-Essonne, seiner Wahlheimat in der Nähe von Paris, wo er am Mittwoch im Alter von 84 Jahren gestorben war, zu Grabe getragen. Rund hundert Trauernde gaben ihm das Geleit, darunter sein 29-jähriger Sohn Serge, seine Frau Ioana und seine Schwester (auf unserem ap-Foto hinter dem Sarg). Ohne Grabreden wurde Celibidache auf dem Dorffriedhof beerdigt. (Lesen Sie auch die Serie auf Seite 17 und die Berichte auf Seite 19.)

Nach dem Tod von Celibidache: Wer wird der Nachfolger?



James Levine Foto: DG



Simon Rattle Keystone

Zwei Welten: Levine und Rattle

Wer wird Celibidaches Nachfolger? Er selber hat, wie viele Große, das Thema kaum zugelassen, immerhin aber eingesehen, daß er seine scharfen Verdikte gegen die Kollegen lockern mußte, um dem Orchester überhaupt noch einen Jahresplan zu ermöglichen. So sieht die neue Saison Gastdirigenten vor von unter anderem Myun Whun Chung, Semyon Bychkov, André Previn und Simone Young.

Das Orchester, von Celibidache mit seiner CD-Abstinenz 17 Jahre lang zu durchaus nennenswerten Nicht-Verdiensten bereit, steht nun vor der Frage, ob es sich schnell mit einem großen Namen verbinden soll (Reisen und Medienpräsenz inbegriffen). Für einen solchen Weg stünde wohl James Levine, 53,

(wohlvertreten durch den mächtigen amerikanischen Agenten Ronald Wilford – ein Reizwort für Celi!) zur Verfügung. Es gilt ja unter Top-Dirigenten als schick, was Feines in Europa zu haben.

Der andere Weg, sehr in Celis Sinne, wäre eine Verbindung mit dem 41jährigen Simon Rattle, der sich gerade von seinem Birmingham-Orchester verabschiedete, eigentlich frei sein will und auf Jahre hinaus Gastverpflichtungen angenommen hat.

Er arbeitet nach ähnlichen Prinzipien wie Celibidache, würde die Philharmoniker nicht als eine unter vielen Aufgaben sehen und ihnen einen kräftigen Schub ins Moderne geben können. Man sollte nichts unversucht lassen, ihn zu gewinnen. B.K.

Trauersitzung

Der Münchner Stadtrat wird am 9. Oktober um 9 Uhr in einer Trauersitzung im Alten Rathausaal offiziell Abschied nehmen vom Ehrenbürger Sergiu Celibidache. Es spielen Mitglieder der Philharmoniker.

Das eigentlich mit Celi geplante Konzert am 7. September soll ein Gedenkkonzert für ihn werden, wahrscheinlich unter Zubin Mehta, aber auch Barrenboim hat sich bereit erklärt. Der OB und der Ältestenrat werden prüfen, welche weiteren Ehrungen es noch für den toten Celibidache geben kann. Im Foyer des

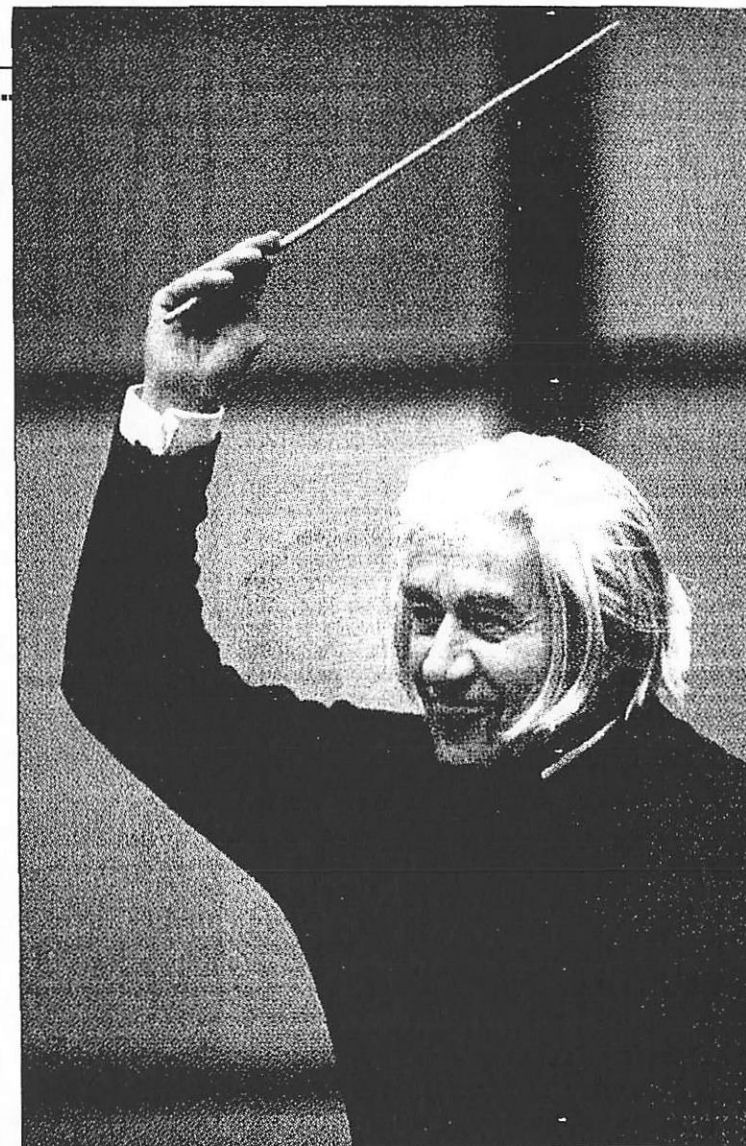
Gasteigs liegen für die Bevölkerung Kondolenzbücher aus, am Montag und Dienstag, jeweils von 10 bis 14 Uhr, auch im Kleinen Sitzungssaal des Rathauses.

Am Freitag um 11 Uhr nahmen rund 100 Trauergäste Abschied – seine Frau Ioana und der 29jährige Sohn Serge, Freunde, Kollegen und Absandte der Münchner Philharmoniker – in Neuville-sur-Essonne, 70 Kilometer von Paris entfernt, wo Celibidache am Mittwoch gestorben war. Den schlichten Holzsarg schmückten weiße Hortensien.

Celibidache – Ein Meister in München

Am Samstag um 15.30 Uhr und am Sonntag um 11.05 Uhr zeigt tv.München noch einmal Nik Germans zu Celis 83. Geburtstag ausgestrahltes Porträt. Es zeichnet den Weg Celibidaches nach,

der ihn zu einer ebenso bewunderten wie umstrittenen Erscheinung werden ließ, für die Musik „weniger eine Sache des ästhetischen Genusses als Offenbarung göttlicher Wahrheit“ war.



Werden die Philharmoniker die Nachfolge in seinem Sinne regeln?

Lesen Sie die tz-Serie
„Maestro“ auf Seite 17

Krach und Versöhnung als Ouvertüre

Es war Dienstag, der 19. Juni 1979, ein Sommertag nach Münchner Art: Kühl und regnerisch. Nix Biergarten, dafür Trinkstuben im Ratskeller.

Dort regnet es übrigens auch, nicht zu knapp. Es regnet Versprechungen. Oberbürgermeister Erich Kiesel und Kulturreferent Dr. Jürgen Kolbe versichern dem „sehr verehrten lieben Maestro“ (was damals in Stadtkreisen noch „Mähstro“ ausgesprochen wird), daß man zwanzig neue Stellen schaffen würde und daß es Gehaltsaufbesserung für alle geben werde.

Sergiu Celibidache, der neue Chef der Münchner Philharmoniker, hört es mit Genugtuung

mengetragen: Da war der ziemlich frische niederbayerische Kiesel, der nicht Oberbürgermeister von Hinterpfuideifi sein wollte. Und daneben der Rumäne mit dem schwer aussprechbaren Namen, der gleich noch höher hinauswollte als der Karajan und der Bernstein zusammen.

Man kennt seine Pappenheimer, man weiß, was man von solch vollmundigen Versprechungen zu halten hat.

Kempe am 13. Mai 1976 herrschte ein musikalisches Interregnum. An Claudio Abbado im nahen Mailand wurde gedacht, an Georg Solti im fernen Chicago, an Carlos Kleiber natürlich, der aber nie und nimmer „Chef“ werden wollte. Mit Wolfgang Sawallisch wurde angebandelt, weil der damals das Opern-Klima nicht so recht vertragen.

Das alles hatte sich zerschlagen. Das Orchester flirtete ein

bißchen mit Rafael Frühbeck de Burgos, der ganz gute Schallplatten-Kontakte hatte. Kulturreferent Kolbe brachte den Israeli Gary Bertini ins Spiel, den das Orchester wiederum für eine Nummer zu klein hielt.

Und dann kommt endlich auch der Name Sergiu Celibidache ins Gespräch. Der rumänische Mittsechziger hat einen Ruf wie Donnerhall, hat gerade wieder einmal einem Orchester den Bettel hingeschmissen. Ein



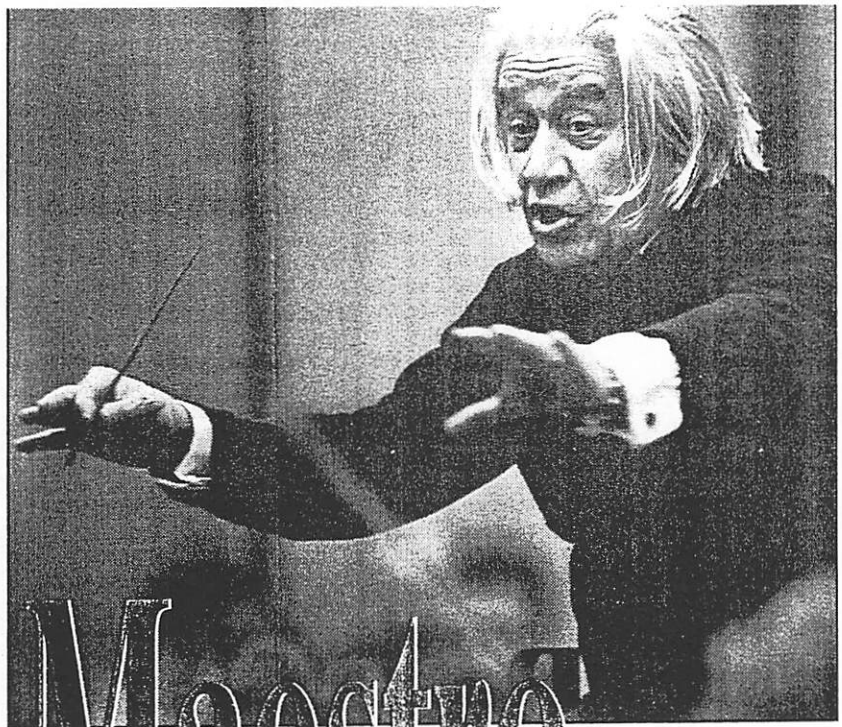
und lächelt fein vor sich hin. Dann setzt auch er an zu einem großen Versprechen: Er werde München „zu einem Weltzentrum musikalischer Art“ machen.

Hoppala, dachten da manche Beobachter, da haben aber die Tauben die richtigen zusam-

Zunächst war man in München einfach einmal froh, daß da überhaupt ein Maestro eingefangen werden konnte. Immerhin war der Thron, das Chefpult bei den Philharmonikern, seit mehr als drei Jahren verwaist.

Seit dem Tod von Rudolf

Der Maestro und sein Orchester. 17 Jahre lang dirigierte Sergiu Celibidache die Münchner Philharmoniker.



Maestro

**-Serie von
Andreas Kehl
Folge 1**

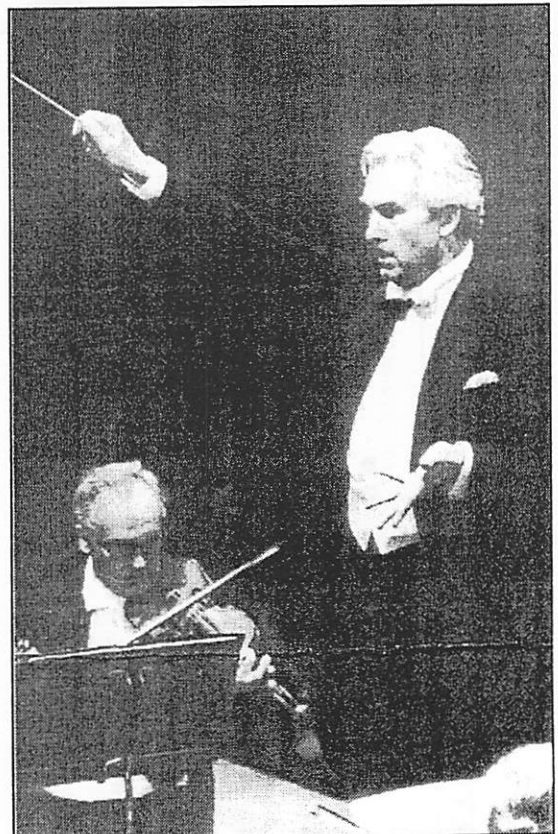
Außenseiter ist er, der keine Platten macht (obwohl er könnte). Verehrt wird er von seinen Fans in aller Welt, gefürchtet wird er von den Musikern in allen Orchestern. Sein Charme ist berühmt, sein Zorn ist es auch.

Schon bei der ersten Zusammenarbeit mit den Philharmonikern tritt beides zutage. Erst gibt's einen riesigen Proben-Krach, dann eine wunderbare Versöhnung – und am Ende ein denkwürdiges, vielbejubeltes Konzert.

Was ist das bloß für ein Mensch? Die Musiker fragen sich das und das Publikum auch. Und die Journalisten gehen ins Archiv und klauben sich dort eine höchst sonderbare Biographie zusammen.

Ehrungen gab es viele: Hier den Maximiliansorden aus den Händen von Edmund Stoiber

Fotos: Heinz Gebhardt / Jürgen Schwarz



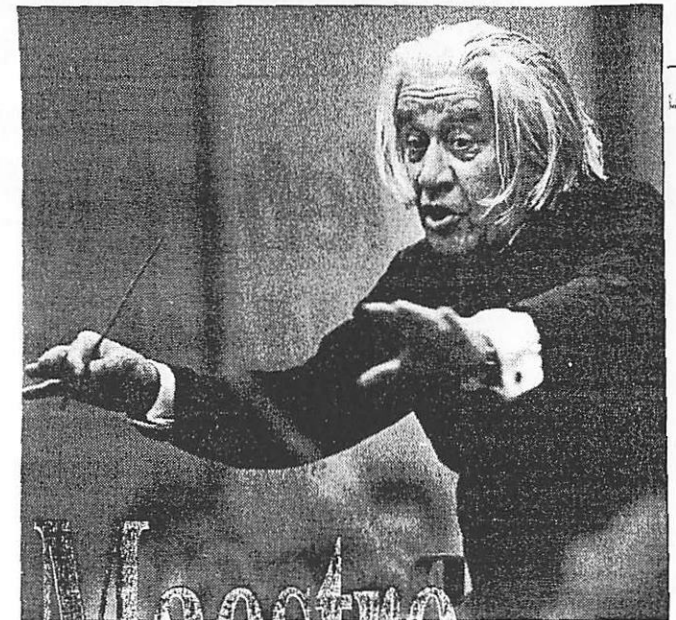
Drei Jahre lang wurde der Nachfolger von Rudolf Kempe gesucht

Lesen Sie am Montag:

*Furtwänglers
schöner Platzhalter
in Berlin*



Furtwänglers schöner Platzhalter in Berlin



-Serie von
Andreas Kehl
Folge 2

tz, 19. August 1996

Berlin, August 1945: Die russische Besatzungsmacht hat, drei Monate nach Kriegsende, die Kultur entdeckt. Man hat ein Radiosymphonieorchester zusammengestellt, aber es gibt keine geeigneten Dirigenten.

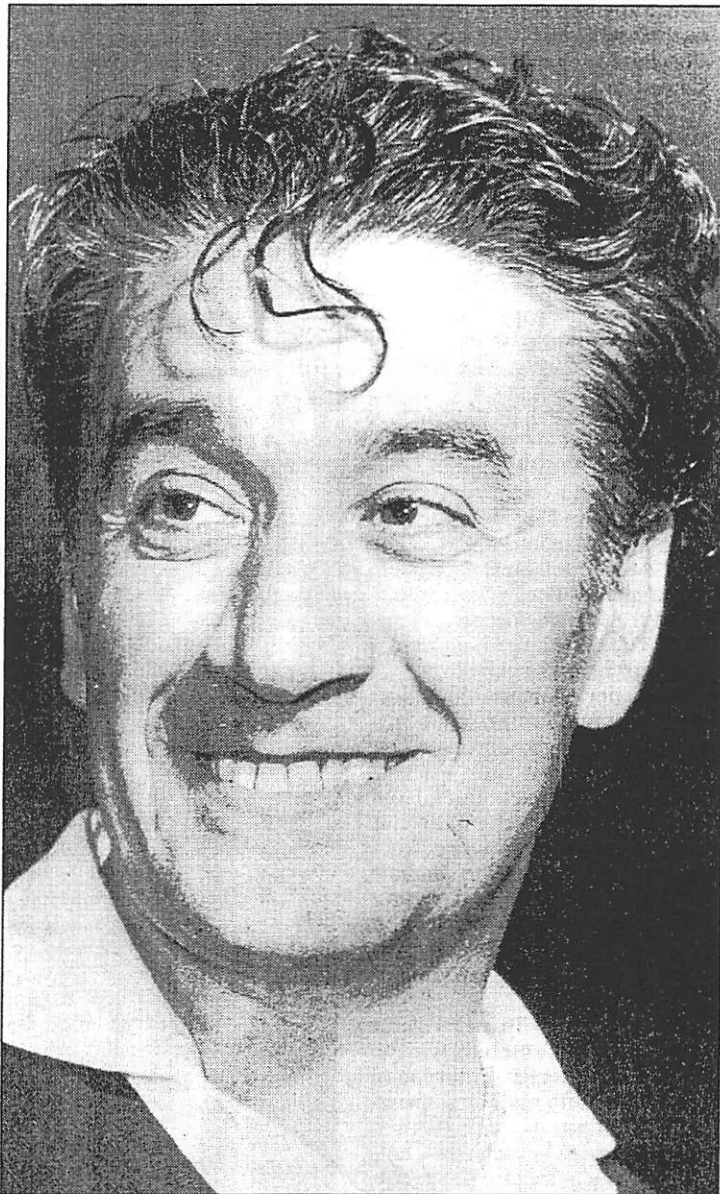
Deutsche Dirigenten gäbe es ja genug. Aber die einen (Kleiber, Klemperer) sind noch im Exil und können deshalb nicht an deutsche Pulte. Und die anderen (Furtwängler, Karajan) waren nicht im Exil und dürfen deshalb noch nicht ans Pult.

Die Russen veranstalten einen Wettbewerb, trommeln eine russische Jury zusammen und harren gespannt der Dinge, die da kommen.

Es kommt ein junger Mann von 33 Jahren. Er ist schlank, was sich in diesen Hungerzeiten von selbst versteht. Er ist groß gewachsen, hat volles, langes, lockig-wildes Haar und faszinierend leuchtende Augen. Ein schöner, ein exotischer junger Mann.

Sergiu Celibidache heißt er. Sein Lehrer Heinz Tiessen hat ihn mit sanfter Gewalt in diesen Wettbewerb geschickt. Celibidache hat einen etwas seltsamen Lebenslauf. Er ist das, was man heute einen Seiteneinsteiger nennen würde.

Bis heute sind die Auskünfte über Kindheit und



Vom Aussehen her eher ein Barmusiker: Der junge Celibidache

Jugend dürftig. Celibidache, 1912 in Roman in Rumänien geboren, hat schon mit vier Jahren Klavier gespielt. Später studiert er an einer Provinzuniversität, arbeitet als Pianist in einer Tanzschule in Bukarest, geht nach Paris und Berlin, woraus wir sehen, daß er damals schon überaus sprachbegabt war.

Mathematik, Philosophie und Musik sind die Interessensgebiete. In Berlin wohnt er – dessen Vater Großes mit ihm vorhatte: Er sah ihn als zukünftigen rumänischen Präsidenten – bei einer einfachen Eisenbahner-Familie, die in schlechten Zeiten das letzte Stück Brot mit ihm teilte. Er hat noch viele Jahre den Kontakt gehalten.

Mit einer Arbeit über den niederländisch-französischen Renaissance-Komponisten Josquin des Prés promoviert Celibidache in Berlin zum Dr. phil. Er studiert seinerseits Komposition und Dirigieren, übt auch gelegentlich mit Laienorchestern und

tz, 19. August 1996

Chören. Vor einem Symphonieorchester mit Berufsmusikern hat er nie zuvor gestanden.

Die Erste von Brahms steht auf dem Programm und Strawinskys „Feuervogel“. Celibidache liefert eine so fabelhafte Probe ab, daß nicht nur der Jury die



Der große Furtwängler und sein Platzhalter beim Gespräch in Berlin

Ihr großer Chef Wilhelm Furtwängler darf nicht, sein Statthalter Leo Borchard kann nicht – weil er tot ist, erschossen von der verritten Kugel eines Besatzungssoldaten. Es waren gefährliche Zeiten...

Die Philharmoniker fragen beim jungen Preisträger an, kommen sich in einer Probe näher, und am 29. August 1945 steht der

Rumäne zum ersten Mal am Pult der Philharmoniker. Ein Gedächtniskonzert für den erschossenen Borchard steht an mit Werken von Rossini, Weber, Dvorak.

Nach den Russen interessieren sich nun die Amerikaner für den unbelasteten Rumänen. Celibidache bekommt als erster eine Dirigier-Lizenz für alle Besatzungszonen. Im Frühjahr 1946 wählen ihn die Philharmoniker zu ihrem Ständigen Dirigenten.

Eine erlauchte Reihe steht da vor ihm: Hans von Bülow, Arthur Nikisch, Wilhelm Furtwängler. Sergiu Celibidache ist der vierte, ein junger Mann mit langen Haaren, der sehr viel mehr nach Barmusiker aussieht als nach einem jener alten Pultkönige mit kahlem Scheitel und dicker Brille. Ein Star ist geboren, ein neuer Typ von Dirigent.

Spucke wegbleibt. Erster Preis!

Im Publikum sitzen vermutlich auch ein paar Philharmoniker, die das gleiche Problem haben wie die Rundfunk-Symphoniker, nämlich keine Dirigenten.

Lesen Sie morgen:

Unruhige Wanderschaft nach der großen Enttäuschung

Unruhige Wanderschaft nach der großen Enttäuschung

tz
20.08.96

Im März 1946 – Celibidache ist gerade ein paar Wochen im Amt des Chefdirigenten der Berliner Philharmoniker – kommt es zum ersten Treffen mit Wilhelm Furtwängler.

Furtwängler ist eine Legende, ist neben Toscanini der größte lebende

Dirigent. Er ist 60 Jahre alt, als ihm der erst 33jährige Celibidache vorgestellt wird.

Das Verhältnis der beiden so gegensätzlichen Persönlichkeiten ist keineswegs einfach. Aber der junge Celibidache sieht in dem alten Herrn (mit 60 ist man da-

mals schon ziemlich alt) ein Vorbild, einen Lehrer, seinen Mentor. Ein Leben lang läßt Celi, dem

Verfahrens wieder ans Pult seines Berliner Orchesters. Es dauert aber noch fünf Jahre, bis er wieder voll in seine alten Rechte eintritt.

Celibidache tritt ins zweite Glied, hat aber

über die ganze Zeit genug Arbeit. Was auch daran liegt, daß Furtwängler Komponist sein will und nicht nur Dirigent. Bis Ende 1954 gibt Celibidache insgesamt 414 Konzerte mit den Philharmonikern.

Gast-Dirigate bei anderen Orchestern kommen dazu. Im April 1948 steht Celibidache zum ersten Mal vor dem London Philharmonic Orchestra. Verpflichtungen in Italien, Frankreich und Amerika folgen. Celibidache gilt neben dem noch jüngeren Leonard Bernstein als die große Hoffnung der Musikwelt.

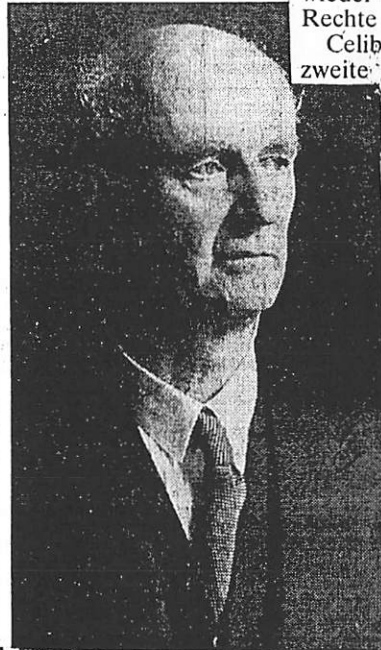
Am 29. November 1954 steht Celibidache wieder vor den Berliner Philharmonikern – und

keiner ahnt, daß es das letzte Konzert sein würde. Genau genommen das vorletzte, weil er am 31. März 1992 – über 37



Der Charmeur: Herbert von Karajan

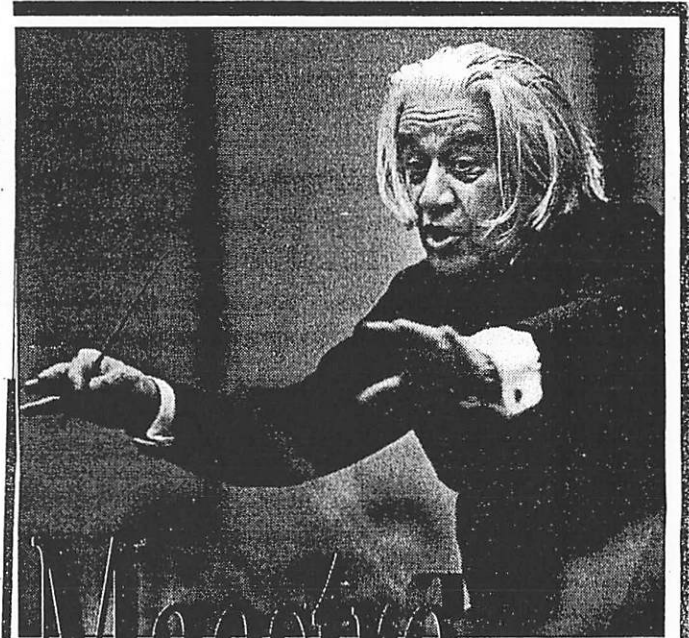
Foto: ZDF



Der Mentor: Wilhelm Furtwängler

zu jedem anderen Dirigenten ein spöttisches, oft böses Wort einfällt, nichts auf Furtwängler kommen.

Im Mai 1947 darf Wilhelm Furtwängler nach glücklichem Ausgang seines Entnazifizierungs-



Maestro

• Serie von
Andreas Kehl
Folge 3

Lesen Sie morgen:

Die schönen und schwierigen Jahre in München

Jahre danach
– Bruckners
Sichte mit den
Berlinern auf-
führen wird.

**Am 30. No-
vember 1954
stirbt Wilhelm
Furtwängler.
Zu seinem
Nachfolger
wählt das
Orchester nicht
Sergiu Celibidache,
sondern den vier
Jahre älteren
Herbert von
Karajan, der
mit tausend
reuden an-
nimmt.**

Karajan ist ein überaus vielseitiger Dirigent, der das Handwerk quasi von der Pike auf gelernt hat, der mit 21 Jahren schon dirigiert hat, ein Musiker mit großem Repertoire. In vielen Dingen ist er das glatte Gegenteil des Seiteneinsteigers Celibidache.

Karajan ist – jedenfalls damals noch – ein verbindlicher, österreichischer Charmeur. Celibidache ist ein strenger, oft

verletzend scharfer Orchesterleiter. Karajan ist ein Mann der Schallplatte, was gute Nebeneinnahmen für das Orchester verspricht. Celibidache lehnt die Musikkonserven grundsätzlich ab.

Kein Wunder, daß die Wahl auf Karajan fällt. Kein Wunder aber auch, daß Celibidache tief verletzt ist, Berlin geradezu fluchtartig verläßt und ein unruhiges, unstehtes Wanderleben beginnt, als ob ihn ein Dämon um den Erdball hetze.

Celibidache arbeitet in Israel, in Japan, in Skandinavien, in Amerika, in Rom und Paris. Im fernen Osten

tritt er wie ein buddhistischer Gelehrter auf, in Spanien wie ein Grande, in Rom wie ein Kardinal, in Israel wie ein alter weiser Rabbi.

Ist er, der Jiddisch spricht,

ein Jude? Oder ein Zigeuner? Oder eben doch ein heimlicher Deutscher, weil sonst keiner die deutsche Symphonik so beherrscht wie er?

Celibidache ist der Rätselhafte unter den großen Dirigenten, ein Sonderling, heftig abgelehnt und noch heftiger geliebt. Auch dort, wo er feste Bindungen eingeht, kommt es zu Turbulenzen.

Wann ist die Frist um? Wo wird er seßhaft werden? Es spricht wenig dafür, daß es ausgerechnet München werden sollte.



Der Strenge: Sergiu Celibidache

Die schönen und schwierigen Jahre in München

Caesar kam, sah und siegte. Celi kam, hörte, redete ziemlich viel – und kämpfte wie ein Löwe. Daß er am Ende siegen würde, war am Anfang seiner Münchner Jahre noch lange nicht ausgemacht.

Orchester sind schwierige Gebilde. Mehr als hundert Menschen müssen einen einzigen „Klangkörper“ bilden. Musiker sind darunter, die sich jedem Dirigenten gläubig (und manchmal auch kritisch) unterordnen.

Andere aber wollen überzeugt werden, ver-

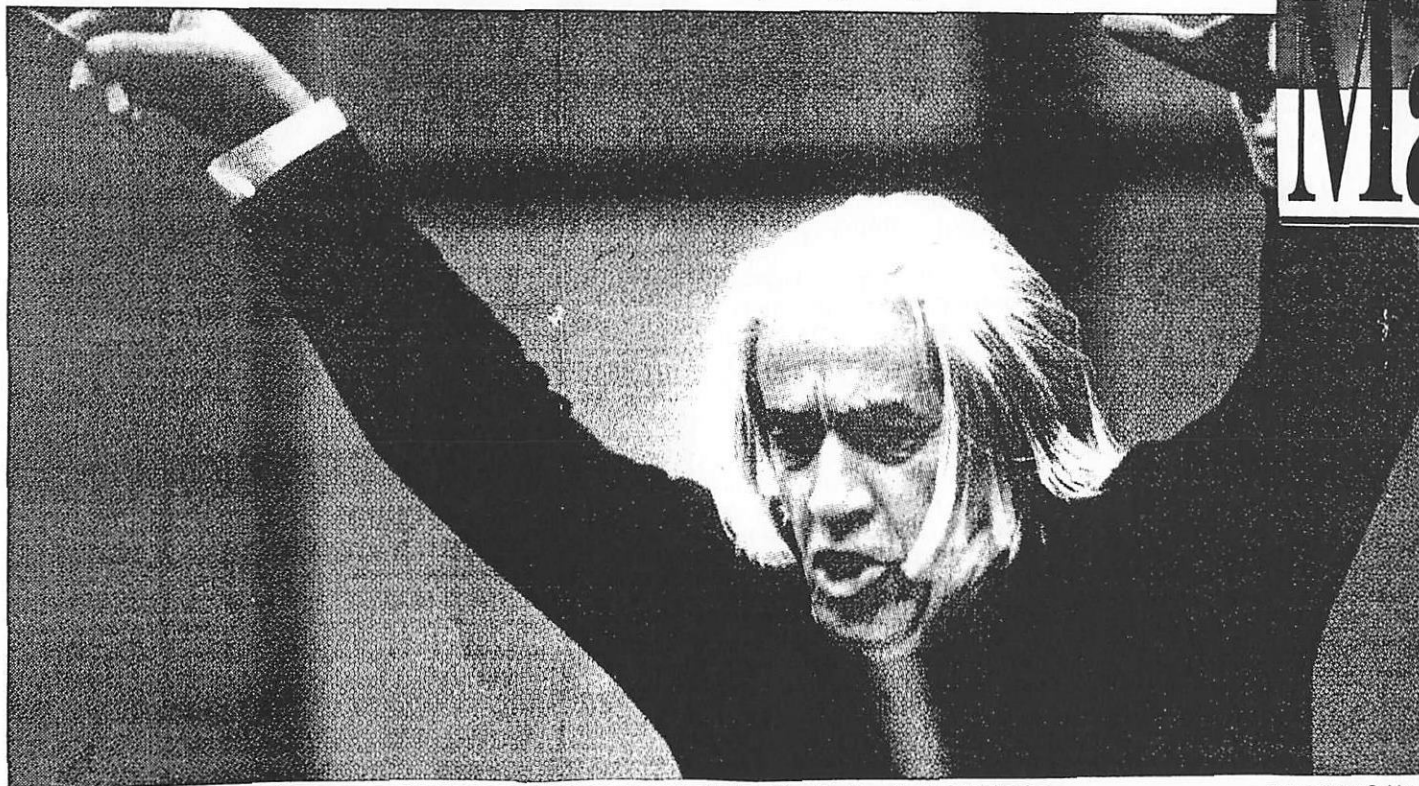
langen nach innerer Führung. Und wieder

andere sind Unruhestifter – oft sind das nicht ge-

rade die schlechtesten Musiker.

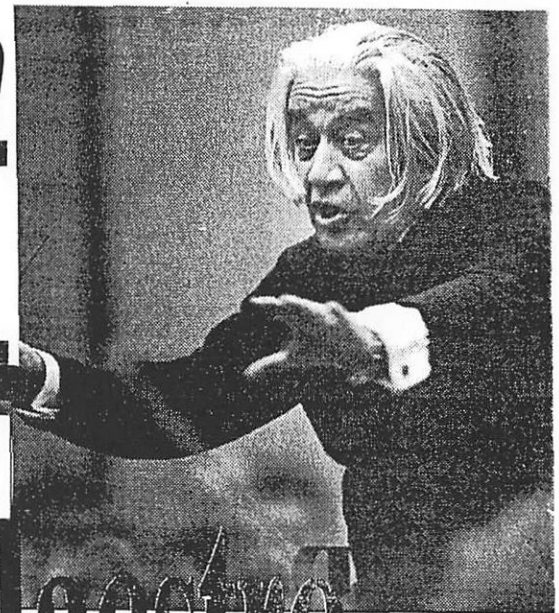
Manche Dirigenten werden geliebt (Leonard Bernstein wurde geliebt), manche

eher respektiert, manche auch nur gefürchtet. Sergiu Celibidache hatte von jeder Sorte etwas.



Er machte sein Versprechen wahr und München zu einer Weltstadt der Musik: Sergiu Celibidache

Fotos: Heinz Gebhardt



Maestro

E-Serie von
Andreas Kehl
Folge 4

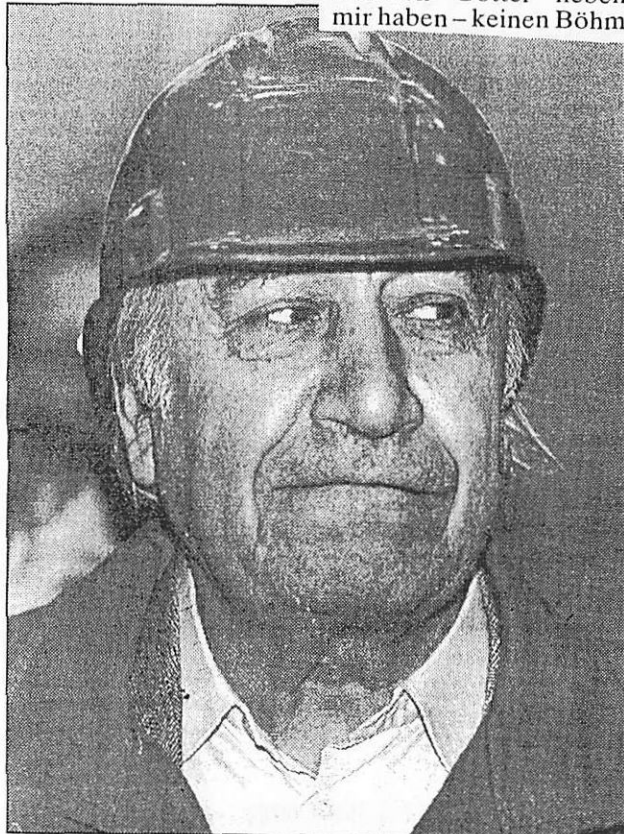
tz

80336 München
Auflage (lt. STAMM '96)
(Sa: 247.6)

21.08.96

Himmel und Hölle nahe beieinander

Er konnte streng sein und verletzend, er konn-



Celi, der Perfektionist. Nichts überließ er dem Zufall, mit dem Maurer-Helm auf dem Kopf inspizierte er den Gasteig, als der noch eine Baustelle war. Und viele, die bei der Besichtigung dabei waren, hielten ihn für einen Polier

te liebenswürdig sein im Wortsinn: würdig jeder Liebe und Zuneigung. Oft lagen Himmel und Hölle nahe beieinander.

In seinen ersten Münchner Jahren war Celibidache nicht immer leicht zu nehmen. Er drechselte

sich selbst sein erstes Gebot: Du sollst keine fremden Götter neben mir haben – keinen Böhm

ven-Symphonien auf Platte einspielte. Andere waren allein schon deshalb sauer, weil Celi das Orchester anders aufstellte und die Celli jetzt vorne zu seiner Rechten saßen.

Eifersüchteleien auf der einen, Mißtrauen auf der anderen Seite. Eine schwere Erkrankung machte alles nur noch komplizierter. Im zweiten Halbjahr 1984 scheint das Ende von Sergiu Celibidaches Münchner Jahren bereits gekommen zu sein.

Aber Anfang 1985 ist dann alles ausgestanden. Die Philharmonie am Gasteig wird im November eröffnet. Celi gastiert mit den Philharmonikern, die jetzt wirklich sein Orchester geworden sind, in Berlin und in Japan, in Italien und in Moskau.

und einen Karajan schon gleich gar nicht. In Celis Augen gab es zweierlei Musik: schlechte und gute. Gute kam von ihm.

Im Orchester gab es Gruppen, die alten Zeiten nachtrauerten; als man unter Kempe alle Beetho-

Das bewegendste Gastspiel findet in Israel statt. Nach der ersten Orchesterprobe in Tel Aviv kommen dutzende alter Männer auf ihn zu: Berliner Juden, die ihn aus den Nachkriegsjahren kennen, viele Musiker, die unter ihm beim Israel Philharmonic Orchestra gespielt haben, Menschen aus der rumänischen Heimat. Wenn der Freude Tränen fließen – hier durch „Das große Tor von Kiew“, das Celi in „Bilder einer Ausstellung“ weit öffnet.

Einladungen in alle Welt

Es sind die Jahre einer reichen Ernte, auch wenn der Sämann zusehends

Mühe hat, die Ernte selbst einzubringen. Celi wird von aller Welt eingeladen, und wo er auftritt, da sind auch die größten Konzertsäle innerhalb weniger Stunden bis auf den letzten Platz ausverkauft.

Im Februar 1990 reist Sergiu Celibidache mit den Münchner Philharmonikern zu vier Konzerten nach Rumänien. Der Dirigent, der jetzt zu den am höchsten bezahlten Musikern auf der Welt gehört, tut Gutes, wo er nur kann. Geld hat ihm ohnehin nie viel bedeutet.

Wohl aber der Ruhm. In seinen letzten Jahren jedenfalls hatte er wahrgemacht, was beim Start im Juni 1979 so großspurig klang: Celi hat München zu einer Weltstadt der Musik gemacht.

ENDE

†, 2, 21. August 1996

Musiker: „Sie sagen, daß Sie nicht schreiben, weil das geschriebene Wort tot ist. Die Tradition muß doch aber irgendwie weitergegeben werden.“

Celibidache: „Was nennen Sie Tradition? Alles, was die anderen gemacht haben?“

Musiker: „Was Sie machen und was wir von Ihnen lernen können.“

neuem geboren.“

✱



Ein Gedanke öffnete alle Türen für mein ganzes Leben

„Eine Probe ist eine Summe von unzähligen ‚Nein‘. ‚Nicht so schnell! Nicht über dem Fagott! Nicht so laut! Nein, nicht so! Nein, nicht, nicht!‘. Wieviele ‚Nicht‘ gibt es? Billionen. Und wieviele Ja? Nur eins!“

✱

Celibidache: „Das ist keine Tradition. Ihr werdet lernen, daß es keine Tradition gibt, daß es das Stück nicht gibt – es wird jedesmal von

Was ist es, was Sie von Wilhelm Furtwängler gelernt haen?

Celibidache: „Gelernt nichts. Aber den einen

Es gibt Billionen von „Nein“ und „Nicht“. Und es gibt nur ein Einziges „Ja“

Gedanken, der mir alle Türen für mein ganzes Leben und für meine ganze Untersuchung geöffnet hat – diesen einen Satz, als ich ihn gefragt habe: ‚Meister, wie geht dieser Übergang bei dieser Bruckner-Symphonie, von dem zu dem da, wie macht man das? Wie schnell, und was schlagen Sie da?‘ Da sagt er: ‚Wieso wie schnell? Je nachdem, wie es klingt‘. Also Tempo nicht als physikalische Angelegenheit... Klingt es reich und tief und überall gleich, werde ich breiter, klingt es trocken und flüchtig, muß ich

schneller werden‘. Das heißt, er ist auf das Hören eingestellt, auf das, was tatsächlich herauskommt, was tatsächlich mitspielt, und nicht auf die Theorie... Jeder Saal, jedes Stück, jeder Satz hat ein eigenes, absolutes Tempo, was diese Situation – nicht eine andere – wiedergibt“.

✱

Zuhörerin:
„Als ich die Musik hörte, habe ich eine Welt der Stille betreten, wo ich mich von irgendwo oben gesehen habe.“



Es gibt keine Tradition: Jedes Stück wird jedesmal von neuem geboren

Celis Credo



Celibidache: „Sie haben eine Art Stille gehört, und Sie glauben, *ich* hätte das bewirkt. Nein: *Sie* haben die Werte so assoziieren können, daß Sie sich von dem Druck links und rechts gelöst haben und über den Klang hinausgekommen sind. Es stört mich, daß Sie das in Beziehung zu mir setzen. Ich habe nichts damit zu tun. Nicht Celibidache hat



Jeder Saal, jedes Stück, jeder Satz hat ein eigenes, absolutes Tempo

diese Loslösung erlebt, sondern Sie!“

Die Zitate sind dem Buch mit Texten zum Film „Celibidache“ von Jan Schmidt-Garre entnommen.



Meister, wie geht dieser Übergang bei dieser Bruckner-Symphonie? Wie macht man das?

Ja, sind denn alle taub? Musik ist nicht nur Feuer

Ein grantiger Lehrer, ein großer Dirigent: Zum Tode von Sergiu Celibidache

**Die Musikwelt trauert um
Sergiu Celibidache, fast 17
Jahre lang Chef der Münchner
Philharmoniker. Gestern
wurde der große Dirigent in
Frankreich beigesetzt.**

Von unserem Mitarbeiter
— HANS BÜNTE —

„Wie verhalten sich zwei Töne im Raum?“ Wer Sergiu Celibidache im Kreise von Schülern erlebte und mit ihnen litt, wenn der weißhaarige Altmeister auch beim achten Versuch grämlich den Kopf schüttelte, ohne daß sie recht wußten, warum, und beim neunten Mal plötzlich lächelte, ohne daß sie wußten, warum — der mochte sich fragen: Was hätte dieser stets grantige Lehrer wohl gesagt, wenn ihm jener blutjunge, schwarzhaarige „Tänzer“ vordirigiert hätte, mit „albernen Grimassenschneidereien, akrobatischen Verrenkungen und zischendem Fauchen“, der er selber einmal war? Hätte auch er wie der Musikkritiker H. H. Stuckenschmidt, der ihn einst mit diesen Worten abfertigte, von „zügellosen Clownerien“ gesprochen?

Er selber meinte später: „Damals habe ich irgendwie intellektuell und theoretisch gewußt, daß Musik nicht so ist, daß sie nicht nur Intensität und Feuer ist. Ich hab's aber nicht gekannt.“ Ein „Guru“ führte ihn zu Zen. „Ohne Zen hätte ich nicht das sonderbare Prinzip erlebt, daß im Anfang das Ende liegt. Musik ist nichts anderes als die Materialisierung dieses Prinzips.“

1912 in Roman/Moldova geboren, begann Celibidache mit Mathematik- und Philosophiestudien, lebte vom Klavierspiel in einer Bukarester Tanzschule, studierte dann in Berlin Musik. 1945 kommt seine einmalige Chance: Während Wilhelm Furtwängler, Celibidaches Idol bis zuletzt („von ihm habe ich die tiefgreifendsten musikalischen Erkenntnisse“) auf seine Entnazifizierung wartet, wird der junge Rumäne an die Spitze des Berliner Philharmonischen Orchesters katapultiert. Binnen kürzester Zeit zeigt sich seine „vollkommene Verbindung von unwiderstehlichem Elan und gewissenhafter Bemühung um die geringste Kleinigkeit“, wie eine mexikanische Zeitung damals schreibt.

Eine Weltkarriere scheint sich anzubahnen — und versickert auf schwer erklärliche Weise. 1949 wird Celibidache Toscaninis Thron bei den New Yorker Philharmonikern angeboten; er sagt ab (ohne zu erklären, warum).

Nach Furtwänglers Tod, 1954, ist er Favorit für die Nachfolge. Trotzig, herausfordernd, ja beleidigend tritt er in den Proben auf — und wird vom Orchester abgelehnt: Karajan übernimmt das Ensemble und bringt ihm in einem jahrzehntelangen Triumphzug den Ruf makellosen Wohllauts, der sich für Dirigent und Musiker nicht zuletzt in Schallplatten-Gold (im doppelten Sinne) auszahlt.

Celibidache hingegen war ein Feind jeder Tonkonserve: „Eine Aufführung ist nicht wiederholbar.“ Und: „Die Akustik ist ein formbildendes Element. Deswegen ist die Schallplatte die Vernichtung der Musik, denn sie wird nicht in derselben Akustik gehört, in der man sie aufgenommen hat.“ Aber war er nicht lange Jahre Chefdirigent am Südfunk? „Wenn der Rundfunk sich einschaltet, kann ich doch nicht nein sagen, sonst müßte ich doch sterben oder einen anderen Beruf ergreifen.“

Doch das Feld seinen Kollegen überlassen? Nein. „Es gibt nicht einen neuen Dirigenten, der noch Musik versteht.“ Wagte der Interviewer Widerspruch, kriegte auch er eins

drauf: „Ihre Frage zeigt, daß Sie außerhalb der Musik sind ... Sie sind taub!“ In dieser Tonart ging dann es weiter: In Jurys höre man nur „Idiotien“, „Ihr seid alle Notenjäger!“

Also gut — wie unterrichtete er selber? „Ein bißchen Schlagtechnik ... dann Phänomenologie, die Verobjektivierung des Materials. Kann er zwei oder fünf oder 15 Töne korrelieren? Wie verhalten sich alle diese

Werte im Menschenbewußtsein, ohne daß derjenige, der zuhört, etwas davon will?“

Was erzeugte Celibidache damit beim jungen Musiker? Ratlosigkeit. So daß er resümieren konnte: „Ich habe über 6000 Schü-

ler gehabt in diesem kurzen Leben, aber nicht einer hat die Geduld, die Bescheidenheit und den Fanatismus gehabt, wirklich zu durchschauen, was das alles ist.“ Ob er deshalb verzweifelte? „Um Gotteswillen, nein. Die Welt ist nun mal so. Wenn ich sie gemacht hätte, wäre ich sicher verzweifelt.“ All das war vergessen, wenn er dann am Pult stand. Weil, wie eine Hörerin einmal schrieb, „auch scheinbar vertraute Werke unter seinen Händen klangen, als hörte man sie zum ersten Mal.“

Kollegenschelte:

„Es gibt nicht einen neuen
Dirigenten, der noch
Musik versteht“

SERGIU CELIBIDACHE

Am 28. Juni 1912 in Roman in Rumänien geboren. Er studierte zunächst Mathematik und Philosophie. Seine Musik-Laufbahn begann „Celi“ als Pianist in einer Bukarester Tanzschule, später studierte er u.a. in Berlin.

Von 1946 bis 1952 leitete er in Vertretung von Wilhelm Furtwängler das Philharmonische Orchester Berlin.

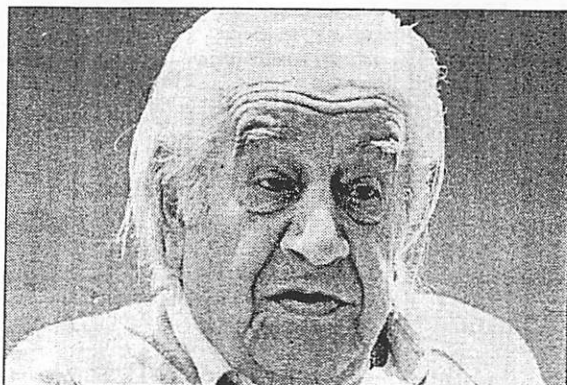
1961 übernahm er nach Jahren als hochbezahlter Gastdirigent in aller Welt die Leitung des Schwedischen Radio-Symphonieorchesters.

1972 bis 1979 war Celibidache Dirigent des Stuttgarter Radio-Sinfonieorchesters.

Im Juni 1979 wurde „Celi“ Chef der Münchner Philharmoniker. Er blieb es, mit kurzer Unterbrechung, bis zu seinem Tod.



„Tänzer“ mit dem Taktstock: Mitreißendes Temperament zeichnete den Dirigierstil des jungen Celibidache aus. FOTO: JEHLE/PM



Meister der Langsamkeit: Zur Zen-Weisheit fand Celibidache im Alter. Und zur Langsamkeit, so auch in seinem Auftritt bei den „Musikfestspielen Saar“ '91. FOTO: AMW

WER WIRD NACHFOLGER?

Schon länger wird darüber spekuliert, wer Sergiu Celibidache am Dirigentenpult der Münchner Philharmoniker nachfolgen könne. Denn wegen seiner angegriffenen Gesundheit mußte der greise Orchester-Chef in den letzten Jahren häufig Auftritte absagen. Als möglicher Nachfolger ist der 53jährige Amerikaner **James Levine** im Gespräch, seit 1986 künstlerischer Leiter der New Yorker Metropolitan Opera und regelmäßiger Gast bei den Salzburger und Bayreuther Festspielen. Als noch aussichtsreicherer Kandidat aber gilt der 41jährige Brite **Simon Rattle**, der das zuvor unbedeutende City of Birmingham Symphony Orchestra zu einem Ensemble von Weltrang formte. Celibidache selbst habe für Rattle votiert, berichteten Orchester-Mitglieder, die ihrerseits öffentlich für den Briten votierten.

Die Entdeckung der Langsamkeit

Der rumänische Dirigent Sergiu Celibidache starb 84jährig in Paris

München (DK) So kannte ihn zuletzt die Welt: Langsam, mit seinen Armen mühsam um Gleichgewicht rudern, geführt von einem Orchesterdiener oder seinem Sohn, betrat er schlurfend das Podest der Münchner Philharmonie. Dann änderte sich plötzlich seine Haltung. Aus dem gichtgepeinigten älteren Herrn wurde ein Monument. Massig saß er da vor dem Orchester, unbeweglich wie ein Fels. Das merkwürdige, an Liszt erinnernde viereckige Gesicht verlor mit einem Mal seine starre Strenge. Mit unendlich lebenswürdigem Ausdruck blickte er ins Orchesterrund und gab den ersten Einsatz. Im Alter waren die Bewegungen des Maestros sparsamer geworden, die Mimik ersetzte die Gestik. Sein Blick überredete nun seine Münchner zu höchstem Ausdruck, zu dem spezifischen Charakteristika des Celibidachischen Stils.

In den letzten Jahren war Celibidache ein gebrechlicher Gigant; ein großer Dirigent, dessen künstlerisches Wirken immer wieder behindert wurde von gesundheitlicher Hinfälligkeit.

Seiner Autorität und seinem Ruhm tat das keinen Abbruch. Wie kaum einem anderen Pultstar dieses Jahrhunderts gelang es ihm, seinen idiosynkratischen Stil zu formen und von Jahr zu Jahr weiterzuentwickeln. Sein interpretatorischer Ausdruck wurde immer extremer, und das heißt in seinem Fall: Celibidaches Tempi wurden von Jahr zu

Jahr langsamer. Celibidache rang fast sein Leben lang um das Ideal der absoluten orchestralen Transparenz. Alle Details der Partitur sollten fast überdeutlich gezeichnet, die komplexen musikalischen Abläufe in zeitlupehafter Genauigkeit dargeboten werden.

Celibidache gelangen auf diese Weise Interpretationen von atemberaubender Schlüssigkeit. Tschairowskys fünfte Sinfonie dirigierte er so langsam und mit so unnachgiebigem Zeitmaß, daß man ein neues Stück zu hören glaubte. Das Werk glich einer Entdeckungsreise in ungehörte Regionen der sinfonischen Partitur. So lebendig, so gewaltig und hinreißend habe ich seitdem dieses Werk nie mehr gehört.

Richard Strauss' „Don Juan“ wirkte unter seinen Händen wie ein gebändigter, aber um so kraftvoller Held, Beethovens Sinfonien entfalteten ihre Energie ebenfalls nicht durch Schnelligkeit, sondern durch genau kalkulierte Steigerungen und Höhepunkte. Die größte suggestive Wirkung hatten Celibidaches Wiedergaben der Bruckner-Sinfonien. Die gewaltigen Tongemälde gestaltete er gleichzeitig mit architektonischer Übersichtlichkeit und mit Sinn für die polyphone Detailarbeit des Komponisten.

Celibidaches eigenwilliger Dirigierstil war konkreter Ausdruck seiner musiktheoretischen Überzeugungen. Als promovierter Philosoph wandte er sich nach dem Krieg den Werken

Edmund Husserls zu und entwickelte eine Art Musikphänomenologie. Musik, so lehrte Sergiu Celibidache seine Schüler immer wieder, ist nicht eine Summe von Lauten oder Geräuschen, sondern ein Prozeß des hermeneutischen Antizipierens. Dieser einheitsbildende Prozeß wird von ihm „Reduktion“ oder „Transzendenz“ genannt. Musikhören ist für ihn genauso wie das künstlerische Gestalten eine intellektuelle Aktivität.

So erklärte sich auch Celibidaches Antipathie gegenüber der Schallplatte und überhaupt gegenüber Tonkonserven jeder Art, die ja nur das akustische Ereignis aufzeichnet, nicht aber die geistige Dimension der Musik. „Ich höre keine Musikkonserven, weil ich auch nicht mit einer Fotografie von Brigitte Bardot ins Bett gehe“, soll er einmal gesagt haben.

Celibidaches Verweigerungshaltung gegenüber der Plattenindustrie hat seiner Karriere sicherlich geschadet. Unweigerlich wurde er in eine Außenseiterposition gedrängt. Nie konnte es ihm gelingen, einen ähnlichen Ruhm zu erlangen wie seine erklärten Kontrahenten Karajan oder Bernstein.

Dabei begann seine Karriere mit einem traumhaften Höhenflug. Unmittelbar nach dem Krieg konnte der am 28. Juni 1912 in Rumänien geborene, damals noch sehr stürmische Celibidache die Leitung der Berliner Philharmoniker übernehmen. Wilhelm Furtwängler mußte zur



Sergiu Celibidache.

Foto: dpa

Entnazifizierung eine Zeitlang aussetzen. Aber der neue Komet am Musikhimmel erlosch fast so plötzlich wieder, wie er aufgestiegen war. 1952 kehrte Furtwängler ans Pult der Philharmoniker zurück, und als Celibidache sich zwei Jahre später nach dessen Tod um die Stelle des Leiters bewarb, wurde er kaum noch ernstgenommen. Herbert von Karajan bekam die Position, die Celibidache sich ersehnt hatte – seitdem war dieser eine Art Intimfeind. Celibidache arbeitete danach einige Zeit als freier Dirigent verschiedener bekannter Klangkörper.

Niemals hat Celibidache die Demütigung überwunden. Alles, was er seit seinen Tagen bei den Berliner Philharmonikern tat,

ist gezeichnet von diesem Erlebnis. In den letzten Jahren seines Lebens zeigte sich Celibidache oft als greiser Grantler, einer, der sich mit der Welt in einem steten Kriegszustand befindet. Das Gefühl der Enttäuschung muß übermächtig geworden sein – trotz aller späten Triumphe, trotz des gewaltigen Erfolgs als Orchesterleiter der Münchner Philharmoniker, die er 1979 übernommen hatte.

Wenn Celibidache auf den Musikbetrieb zu sprechen kam, dann sah er besonders schwarz. Kaum jemand war vor seinen vernichtenden Urteilen gefeit – Kollegen schon gar nicht, es sei denn gelegentlich, wenn sie schon lange tot waren, wie Wilhelm Furtwängler, den „größten

Dirigenten aller Zeiten“. Sawalisch dagegen nannte er einen „Langstreckenspezialisten im Mezzoforte“, Toscanini „spielt alles zu schnell“. Genauso wie Karajan, den er einmal mit Coca-Cola verglichen haben soll. Bernhard Haiting war für ihn schlicht ein „musikalisches Desaster“.

Seine letzten Konzerte mit Werken von Schubert, Beethoven und Mozart waren große Erlebnisse, eine hörbare Quintessenz seiner musiktheoretischen Überlegungen. Celibidache, das konnte man bei jedem Ton hören, war einer der ganz großen Dirigenten dieses Jahrhunderts. Es wird nahezu unmöglich sein, einen ähnlich gewichtigen Nachfolger zu finden.

Jesko Schulze-Reimpell

„Nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“

Sergiu Celibidache ist tot – Der Münchner Generalmusikdirektor war einer der großen charismatischen Dirigenten

Sergiu Celibidache ist tot. Der 84 Jahre alte Münchner Generalmusikdirektor starb bereits am Mittwoch in Neuville-sur-Essonne bei Paris, wo er am gestrigen Freitag beigesetzt wurde. Seit über zwei Jahren war der Maestro schwer herzkrank und nach einem Oberschenkelhalsbruch zusätzlich gehbehindert. Immer häufiger hatten ihn Gastdirigenten am Pult der Münchner Philharmoniker vertreten müssen, dennoch hielt das Orchester, das ihm viel zu verdankt, bis zuletzt zu seinem international renommierten Chef.

Mit Celibidache verlieren die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen der ganz großen charismatischen Dirigenten. Seine weltweiten Tourneen glichen Triumphzügen. Beifallsstürme brandeten auf, kaum daß der Maestro das Podium erklommen hatte. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit von Kritik wie Konzertgängern gleichermaßen bejubelt und verehrt.

Unter Celibidache verschmolzen die Münchner Philharmoniker zu einem weltberühmten Klangkörper. Für viele, so für den Cellisten Jörg Eggbrecht, war es eine „Erfüllung, unter diesem Genie spielen zu dürfen“. In seinem Element war der Meister der breiten Tempi, der lästigen Fotografen und kritischen Frager stets ungnädig begegnete, immer dann, wenn er, die weißen Haare streng zurückgekämmt, auf seinem Stuhl vor dem Orchester thronte und auswendig probierte, dozierte und dirigierte: „Da wußte man wieder, warum man Musiker geworden ist.“

Der gebürtige Rumäne, der in einer ehemaligen Mühle bei Paris lebte, hatte seit 1979 als Chefdirigent der Philharmoniker – trotz aller immer wieder aufgetretenen Dissonanzen – in Bayerns Landeshauptstadt Überragendes geleistet. „Wir müssen durch allerlei Wechselbäder hindurch, um diesen singulären Mann für die Musikstadt München zu halten“, hatte einmal ein früherer Kulturreferent über den als schwieriger geltenden Nonkonformisten und mu-



Sergiu Celibidache im Januar dieses Jahrs während einer Probe der Münchner Philharmoniker.

Foto: Stephan Jansen

sikalischen Pedanten Celibidache gesagt. An seinem 80. Geburtstag ehrte die Stadt ihr musikalisches Aushängeschild mit der Ehrenbürgerwürde.

Über Paris kam der Musiker als noch unbekannter Dirigent nach Berlin, wo er an der Spitze der Philharmoniker fünf Jahre lang eine der populärsten und faszinierendsten Erscheinungen der Zeit nach dem Krieg war – bis Wilhelm Furtwängler das von „Celi“ zuvor auf Hochform gebrachte Orchester dann wieder übernahm. Doch in Berlin erlebte der

Maestro auch seine wohl bittersten Stunden, als nicht er, sondern Herbert von Karajan Nachfolger Furtwänglers wurde. Diese Wunde saß tief, und erst 1992 kehrte er nach 37 Jahren an das Pult der Berliner Philharmoniker anlässlich eines Benefizkonzertes zugunsten rumänischer Kinderheime zurück.

Nach Berlin und vor München wirkte der Dirigent, der Kollegen manchmal mangelnde Fähigkeiten im Notenlesen vorhielt, als begehrter und hochbezahlter Gastdirigent, der sich

in Rom, Schweden und Stuttgart wieder stärker band. Seine Abneigung gegen jede Art von Tonkonserven machten den „Guru der Musik“ und unbequemen Querdenker zu einem Außenseiter unter den großen Dirigenten. Für Celibidache zählte nur der Augenblick des Empfindens, so daß es kaum Aufnahmen von seinen Konzerten gibt. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, war sein lebenslanges künstlerisches Credo.

Hilmar Bahr

Sublime Klangmischungen

Der rumänische Dirigent Sergiu Celibidache starb am Mittwoch in Paris

Am Mittwoch starb Sergiu Celibidache 84jährig in Paris. Der rumänische Dirigent mit deutschem Paß gehörte zur Elite der Pultstars, ein eigenwilliger, origineller Künstler, der enthusiastierte oder enttäuschte. Unbeeindruckt blieb niemand.

Sein Anfang war bereits Vollendung. Als der 33jährige unbekannte Rumäne Sergiu Celibidache 1946 nach dem gewaltsamen Tod des Interimsleiters Leo Borchard an die Spitze der Berliner Philharmoniker berufen wurde, zeigte er sich zur Verblüffung aller bereits als fertiger Dirigent, ein schmaler, junger, glühender Beschwörer symphonischer Ekstasen, der ohne Erfahrung und Routine ein Ensemble von Star-Musikern sieben Jahre lang über alle Fährnisse eisern trainierte, so daß Wilhelm Furtwängler, als er 1953 wieder dirigieren durfte, sein Orchester in Hochform übernehmen konnte. Daß die Kulturbehörden und auch die Berliner Philharmoniker selbst zwei Jahre später beim Tode Furtwänglers den jungen Herbert von Karajan zum Chefdirigenten wählten, blieb das Trauma seines fortan unruhigen musikalischen Wanderlebens, und er hat erst 1982 zum 100jährigen Jubiläum des Orchesters wieder dessen Pult betreten.

Die Absage der Instrumentalisten, mit denen er über 350mal umjubelt musiziert hatte, lag nicht zuletzt in der merkwürdigen Charaktermischung dieses selbstbewußten Exzentrikers begründet, seiner Art der Kritik, seinem kompromißlosen Führungsanspruch, was Werk-Interpretationen anging, und später zu den legendären kruden Äußerungen über Toscanini, Muri, Böhm, Bernstein oder Sawallisch geführt hat. 1963 übernahm er die Leitung des schwedischen Rundfunksymphonieorchesters, und 1972 ging er in der gleichen Position zum Süddeutschen Rundfunk Stuttgart.

Er blieb der Schwierige unter den dirigierenden Nonkonformisten, der immer wieder Diskussionen provozierte als Verweigerer geäußelter Begriffe des Musikbetriebes, der weder Schallplatten-Studios noch Opernbühnen betrat und daher unter den namhaften

Dirigenten einem breiten Publikum relativ unbekannt blieb, bis ihn die Münchner Philharmoniker 1979 zu ihrem Generalmusikdirektor machten.

Und als die neue Philharmonie im Gasteig mit ihren 2400 Plätzen fertiggestellt war, die der Maestro mit überwältigendem Abonnementheer zumeist mühelos füllte, wurden für den 70jährigen Celibidache am Ende seiner Karriere die Münchner Philharmoniker, die trotz einiger Anfangs-Querelen seine anspruchsvolle Orchesterarbeit immer zu schätzen wußten, so etwas wie besänftigender Ersatz für die Berliner Philharmoniker zu Beginn seiner Laufbahn. Der Selbstbewußte versprach denn auch emphatisch bei Dienstantritt, den Münchner Philharmonikern unter seiner Leitung Weltgeltung zu verschaffen.

Celibidache formte sie tatsächlich mit Strenge und Suggestion nach seinem Bilde und machte sie zum hochrangigen Musiker-Ensemble, das über weiche, warme Klangfülle verfügt und ein wunderbar fazettiertes Piano produziert. Vor allem bei den Franzosen, Debussy oder Berlioz, entwickelte Celibidache einen siebten Sinn für sublimen Klangmischungen, die auch den fülligsten Orchestersatz noch durchsichtig erscheinen lassen. Mit seinem geliebten Bruckner hat er, vor allem im Kirchenraum, Furore gemacht. Über seine Brahms-, Beethoven- und Schubert-Interpretationen ließ sich streiten.

Mit der Stadt München hatte er einen äußerst lukrativen, lebenslänglichen Vertrag geschlossen, der dann in den letzten Jahren, krankheitsbedingt, von ihm nicht mehr voll erfüllt werden konnte, aber auch verhinderte, daß ein berufener Nachfolger bereitstand. Jetzt wird händeringend einer gesucht.

Der Pädagoge Celibidache sorgte sich dagegen um den Nachwuchs. Zu seinen Dirigier-Kursen drängte man sich. Ein amerikanischer Musikstudent sagte tief beeindruckt nach einem Kurs-Besuch: „Er wandelt nicht direkt auf dem Wasser, aber es ist schon imponierend, wie er es immer wieder versucht.“

Hans Lehmann

Der neue Tag

VR

32637 Weiden

Auflage (lt. STAMM '96) in Tsd.: 6 94,3

18.08.96

N IV



Noch im Januar probte der Münchner Generalmusikdirektor Sergiu Celibidache mit den Münchner Philharmonikern. Am Freitag wurde dem „König der Symphonie“ bei einem Trauer-Gottesdienst in Neuville-sur-Essonne, südlich von Paris, gedacht. Zu den rund 100 Trauergästen gehörten neben Familienangehörigen, Vertretern des Orchestervorstands auch Musiker aus Deutschland, Dänemark und Spanien.

Bild: dpa

Der „König der Symphonie“ ist tot

Sergiu Celibidache war einer der großen und charismatischen Dirigenten

München. (dpa) Sergiu Celibidache, der „König der Symphonie“, ist tot. Der 84 Jahre alte Münchner Generalmusikdirektor starb am Mittwoch bei Paris, wo der Künstler einen Wohnsitz hatte. Seit über zwei Jahren war der Maestro schwer herzkrank und nach einem Oberschenkelhalsbruch zusätzlich gehbehindert. Immer häufiger hatten ihn Gastdirigenten am Pult der Münchner Philharmoniker vertreten müssen, dennoch hielt das Orchester, das ihm viel zu verdankt, bis zuletzt zu seinem international renommierten Chef.

Mit Celibidache verlieren die Münchner Philharmoniker und die Musikwelt einen der ganz großen charismatischen Dirigenten. Seine weltweiten Tourneen glichen Triumphzügen. Beifallsstürme brandeten auf, kaum daß der Maestro das Podium erklommen hatte. Als „Zauberer des Taktstocks“ wurde er weltweit von der Kritik wie von Konzertgängern gleichermaßen bejubelt und verehrt.

Unter Celibidache verschmolzen die Münchner Philharmoniker zu einem weltberühmten Klangkörper. Für viele, so für den Cellisten Jörg Eggbrecht, war es eine „Erfüllung, unter die-

sem Genie spielen zu dürfen“. In seinem Element war der Meister der breiten Tempi, der lästigen Fotografen und kritischen Frager stets ungnädig begegnete, immer dann, wenn er auf seinem Stuhl vor dem Orchester thronte und auswendig probierte, dozierte und dirigierte.

Der gebürtige Rumäne, der in einer ehemaligen Mühle bei Paris lebte, hatte seit 1979 als Chefdirigent der Philharmoniker – trotz aller immer wieder aufgetretenen Dissonanzen – in der Isar-Metropole Überragendes geleistet. „Wir müssen durch allerlei Wechselbäder hindurch, um diesen singulären Mann für die Musikstadt München zu halten“, hatte einmal ein früherer Kulturreferent über den als schwierig geltenden Nonkonformisten und musikalischen Pedanten Celibidache gesagt. An seinem 80. Geburtstag ehrte die Landeshauptstadt ihr musikalisches Aushängeschild mit der Ehrenbürgerwürde. Über Paris kam der Musiker als noch unbekannter Dirigent nach Berlin, wo er an der Spitze der Philharmoniker fünf Jahre lang eine der populärsten und faszinierendsten Erscheinungen der Zeit nach dem Krieg war – bis Wilhelm Furtwängler das von „Celi“ zuvor auf Hochform gebrachte Orchester dann wieder übernahm. Doch

in Berlin erlebte der Maestro auch seine wohl bittersten Stunden, als nicht er, sondern Herbert von Karajan Nachfolger Furtwänglers wurde. Diese Wunde saß tief, und erst 1992 kehrte er nach 37 Jahren an das Pult der Berliner Philharmoniker anlässlich eines Benefizkonzertes zugunsten rumänischer Kinderheime zurück.

Nach Berlin und vor München wirkte der Dirigent, der Kollegen manchmal mangelnde Fähigkeiten im Notenlesen vorhielt, als begehrter und hochbezahlter Gastdirigent, der sich in Rom, Schweden und Stuttgart wieder stärker band. Seine Abneigung gegen jede Art von Tonkonserven machten den „Guru der Musik“ und unbequemen Querdenker zu einem Außenseiter unter den großen Dirigenten. Für Celibidache zählte nur der Augenblick des Empfindens, so daß es kaum Aufnahmen von seinen Konzerten gibt. „Jede Note ist ein Solarsystem, und nur im Langsamen liegt der Reichtum der Musik“, war sein lebenslanges künstlerisches Credo.

Celibidache beigesetzt

Paris. Der verstorbene Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, ist gestern südlich von Paris beigesetzt worden. Bundeskanzler Helmut Kohl kondolierte der Witwe des gebürtigen Rumänen.

Zum Tode von Sergiu Celibidache

Von SUSANNE KUNCKEL

„Ich kann doch der Nachwelt keinen Dreck hinterlassen“, polemisierte Sergiu Celibidache in seinem letzten großen Interview, das er der WELT am SONNTAG gab. Er verweigerte sich „diesem elenden Geschäft mit der Musik, der Schallplatte, auf der alles drauf ist, nur das Wesentliche nicht“.

Celibidache, von seinen Anhängern „Celi“ genannt, zelebrierte Musizieren als Schöpfungsakt, versuchte, besessen vom Detail, Klangphänomenen und musikalischen Strukturgesetzen auf den Grund zu gehen,

pochte auf Präzision und Perfektion. Er motivierte Münchens Philharmoniker 17 Jahre lang zu Höchstleistungen, bescherte dem Publikum sinfonische Sternstunden. Und polarisierte Künstler, Kulturpolitiker und Kritiker mit seiner Unnachgiebigkeit, Exzentrizität, seinem despotischen Führungsstil.

Am Mittwoch starb Sergiu Celibidache, seit längerem gesundheitlich geschwächt, im Alter von 84 Jahren bei Paris. In Neuville-sur-Essonne, 70 Kilometer südlich der französischen Hauptstadt, wurde er am Freitag beigesetzt. Bundeskanzler Kohl würdigte den Maestro als „herausragenden Dirigenten unserer Zeit“ und „begnadenen Musikpädagogen“.

Begonnen hatte der Aufstieg des Rumänen aus Roman, der Philosophie und Mathematik studierte, ehe er 1936 nach Berlin übersiedelte und sich dem Zen-Buddhismus und der Musik verschrieb, mit einem Zufall. Bei den Berliner Philharmonikern herrschte 1945 ein Dirigentenvakuum. Furtwängler hatte Auftrittsverbot, sein Vertreter Leo Borchard war irrtümlich von Besatzungssoldaten erschossen worden. Der Pult-Novi-

ze Celibidache, der bereits bei Rundfunk- und Hochschulkonzerten aufgefallen war, bekam, mit 33, seinen ersten großen Auftritt und wurde kurz darauf zum „Lizenzträger“ der Berliner Philharmoniker ernannt. Doch nach Furtwänglers Tod – Celibidache hatte inzwischen 414 erfolgreiche Konzerte dirigiert – entschied sich das Orchester 1954 gegen den Rumänen – für Herbert von Karajan. Der gekränkte Maestro verweigerte dem Orchester 38 Jahre lang, bis 1992, die künstlerische Zusammenarbeit.

Er dirigierte in Dänemark, Italien, Mexiko, Schweden und Stuttgart und widmete sich der Förderung junger Musiker. 1979 dirigierte er erstmals die Münchner Philharmoniker, wurde dort kurz darauf zum Chefdirigenten und Generalmusikdirektor ernannt und führte sein Orchester zu Weltruhm.

In der Verurteilung seiner Musikerkollegen, ob toter oder lebender, war er nicht zimperlich, degradierte Gustav Mahler zu einer „der peinlichsten Erscheinungen der Musikgeschichte“, verglich Karajans Musizieren mit dem Geschmack von Coca-Cola. Anne-Sophie Mutter nannte er ein „geigendes Huhn“ und Abbado hielt er für „einen völlig unbegabten Menschen“.

Bissigkeit, die brüskierte. Doch das Publikum verehrte den Maestro. Wenn er Bruckners Sinfonien dirigierte – in den letzten Jahren das Zentrum seiner Kunst – folgte es „Celis“ subtilen Interpretationen gespannt und ergriffen.

Ein Nachfolger für Celibidache in München? „Wir werden einen anderen Dirigenten finden müssen“, hatte der Maestro kürzlich gesagt, „aber es wird keinen Nachfolger geben“.



Sergiu Celibidache
28. 6. 1912–14. 8. 1996

Zum Tode von Sergiu Celibidache

Von SUSANNE KUNCKEL

„Ich kann doch der Nachwelt keinen Dreck hinterlassen“, polemisierte Sergiu Celibidache in seinem letzten großen Interview, das er der WELT am SONNTAG gab. Er verweigerte sich „diesem elenden Geschäft mit der Musik, der Schallplatte, auf der alles drauf ist, nur das Wesentliche nicht“.

Celibidache, von seinen Anhängern „Celi“ genannt, zelebrierte Musizieren als Schöpfungsakt, versuchte, besessen vom Detail, Klangphänomenen und musikalischen Strukturgesetzen auf den Grund zu gehen,

pochte auf Präzision und Perfektion. Er motivierte Münchens Philharmoniker 17 Jahre lang zu Höchstleistungen, bescherte dem Publikum sinfonische Sternstunden. Und polarisierte Künstler, Kulturpolitiker und Kritiker mit seiner Unnachgiebigkeit, Exzentrizität, seinem despotischen Führungsstil.

Am Mittwoch starb Sergiu Celibidache, seit längerem gesundheitlich geschwächt, im Alter von 84 Jahren bei Paris. In Neuville-sur-Essonne, 70 Kilometer südlich der französischen Hauptstadt, wurde er am Freitag beigesetzt. Bundeskanzler Kohl würdigte den Maestro als „herausragenden Dirigenten unserer Zeit“ und „begnadenen Musikpädagogen“.

Begonnen hatte der Aufstieg des Rumänen aus Roman, der Philosophie und Mathematik studierte, ehe er 1936 nach Berlin übersiedelte und sich dem Zen-Buddhismus und der Musik verschrieb, mit einem Zufall. Bei den Berliner Philharmonikern herrschte 1945 ein Dirigentenvakuum. Furtwängler hatte Auftrittsverbot, sein Vertreter Leo Borchard war irrtümlich von Besatzungssoldaten erschossen worden. Der Pult-Novi-

ze Celibidache, der bereits bei Rundfunk- und Hochschulkonzerten aufgefallen war, bekam, mit 33, seinen ersten großen Auftritt und wurde kurz darauf zum „Lizenzträger“ der Berliner Philharmoniker ernannt. Doch nach Furtwänglers Tod – Celibidache hatte inzwischen 414 erfolgreiche Konzerte dirigiert – entschied sich das Orchester 1954 gegen den Rumänen – für Herbert von Karajan. Der gekränkte Maestro verweigerte dem Orchester 38 Jahre lang, bis 1992, die künstlerische Zusammenarbeit.

Er dirigierte in Dänemark,

Italien, Mexiko, Schweden und Stuttgart und widmete sich der Förderung junger Musiker. 1979 dirigierte er erstmals die Münchner Philharmoniker, wurde dort kurz darauf zum Chefdirigenten und Generalmusikdirektor ernannt und führte sein Orchester zu Weltruhm.

In der Verurteilung seiner Musikerkollegen, ob toter oder lebender, war er nicht zimperlich, degradierte Gustav Mahler zu einer „der peinlichsten Erscheinungen der Musikgeschichte“, verglich Karajans Musizieren mit dem Geschmack von Coca-Cola. Anne-Sophie Mutter nannte er ein „geigendes Huhn“ und Abbado hielt er für „einen völlig unbegabten Menschen“.

Bissigkeit, die brüskierte. Doch das Publikum verehrte den Maestro. Wenn er Bruckners Sinfonien dirigierte – in den letzten Jahren das Zentrum seiner Kunst – folgte es „Celis“ subtilen Interpretationen gespannt und ergriffen.

Ein Nachfolger für Celibidache in München? „Wir werden einen anderen Dirigenten finden müssen“, hatte der Maestro kürzlich gesagt, „aber es wird keinen Nachfolger geben“.



Sergiu Celibidache
28. 6. 1912–14. 8. 1996

Zum Abschied gab es weiße Hortensien für den Maestro

Celibidache beigesetzt – Gedenkkonzert am 7. September in München

Von Camille Brion

Neuville-sur-Essonne – Die kleine Kirche der französischen 250-Seelen-Gemeinde Neuville-sur-Essonne war am Freitag der schlichte Rahmen für die Beisetzungsfeierlichkeiten von Sergiu Celibidache.

Die Beerdigung des international renommierten Dirigenten, der am Mittwoch 84jährig in seiner Wahlheimat 70 Kilometer südlich von Paris gestorben war, fand in aller Stille statt. Rund 100 Trauergäste – Familie, Freunde und Kollegen geleiteten den langjährigen Chefdirigenten der Münchner Philharmoniker, dessen schlichten Holzsarg weiße Hortensien schmückten, zur letzten Ruhe.

Stille herrschte bei der Beisetzung auf dem Dorffriedhof – auf Grabreden wurde verzichtet. „Das wäre ganz in seinem Sinne gewesen – er hat auch zu Lebzeiten den Medienrummel gemieden“, kommentierte Patrick Lang, einer seiner Schüler. Über seinen Lehrmeister meinte er rückblickend: „Er war in seinem Leben und seiner Arbeit immer absolut. Man mußte zu ihm immer Stellung beziehen.“

Celibidaches Frau, die Malerin Joana Rom, und der

29jährige Sohn Serge verbargen ihre Trauer hinter Sonnenbrillen. Einige Orchestermusiker waren neben einer Vertretung des Vorstandes der Münchner Philharmoniker zur Trauerfeier in die Gemeinde angereist, die am Freitag trotz Sonnenscheins einen etwas verschlafenen Eindruck machte. Die Totenmesse hatte ein örtlicher Geistlicher gelesen.

Als Vertreter der bayerischen Landeshauptstadt war CSU-Stadtrat Friedrich Winklmaier für den verhinderten Oberbürgermeister Christian Ude zum Begräbnis gereist. Das Trauerkonzert wird am 7. September in München wahrscheinlich sein Lieblingsdirigent Zubin Mehta dirigieren. Auch Daniel Barenboim soll seine Bereitschaft signalisiert haben, an dem Gedenkkonzert mitzuwirken. Der Münchner Stadtrat wird am 9. Oktober bei einer Trauersitzung Celibidaches als Ehrenbürger gedenken.

Celibidache, der das Münchner Orchester während seiner 17jährigen Amtszeit zu Weltruhm führte, galt als schwieriger Nonkonformist und musikalischer Pedant. „Deutschland verliert mit Sergiu Celibidache einen seiner bedeutendsten musikalischen Botschafter“,

schrrieb Bundeskanzler Helmut Kohl in einem Telegramm an die Witwe.

Celibidache hatte vor dem Wechsel an die Isar 1979 die Berliner Philharmoniker, das schwedische Radiosymphonie-Orchester und das Stuttgarter Radio-Symphonieorchester geleitet und war ein gefragter Gastdirigent. In den vergangenen zwei Jahren hatte er sich krankheitsbedingt öfter vertreten lassen müssen. Zu der schon damals aufgekommene Diskussion um seine Nachfolge meinte Lang: „Natürlich wird es einen Nachfolger geben, aber er wird Sergiu Celibidache nicht ersetzen können.“

Die Nachfolge am Pult der Münchner Philharmoniker wird vom Münchner Oberbürgermeister, dem Kulturreferenten als Chef des Orchesters, dem Orchesterintendanten und dem Orchestervorstand entschieden. Dabei kann das Orchester Vorschläge einbringen.

Für eine kurzfristige Besetzung kommt keiner der internationalen Stardirigenten infrage.

Das Orchester würde wohl gerne den jungen Simon Rattle (41) haben, doch auch der Chef der New Yorker Oper, James Levine, wird gehandelt.

17. / 18. AUGUST 1996

INTERNATIONALE PRESSE

Finisce, con la scomparsa del direttore d'orchestra rumeno (a 84 anni) un modo di intendere la musica

L'addio a Celibidache

il guru della bacchetta

Quei "no" che pagò con l'emarginazione

MUSICA

**MUORE
UN GRANDE**

di ANGELO FOLETTTO

PARIGI — Tra qualche settimana avrebbe dovuto inaugurare con l'esecuzione dell'incompiuta e amatissima **Sinfonia N.9** di Bruckner la sua diciottesima stagione come direttore stabile dell'Orchestra Filarmonica di Monaco. Non ce l'ha fatta. Da quando, nel maggio scorso era caduto a Firenze, prima del suo attesissimo concerto, il grande vecchio non s'era più ripreso. Mercoledì notte, a 84 anni, Sergiu Celibidache è morto a Parigi. Ieri è stato sepolto nella città che aveva eletto a residenza, dopo decenni di vagabondaggio artistico e culturale. Con Celibidache, «Celi» come lo chiamavano affettuosamente a Monaco di Baviera, sua seconda città, non scompare un direttore d'orchestra, uno dei più straordinari e discussi del nostro tempo, ma in un certo senso «il» direttore d'orchestra. O perlomeno una figura di direttore d'orchestra che lui aveva creato, e di cui il suo e nostro tempo soltanto a fatica gli è stato grato.

Sarebbe stata diversa probabilmente la storia della musica, o quella dell'interpretazione del dopoguerra, se nel 1952 i professori della Filarmonica di Berlino pur sedotti dal giovane e boccolato direttore rumeno, non avessero scelto Herbert Von Karajan. Ma se c'è un destino per i grandi, era giusto che un'orchestra, nata per il successo, cercasse la propria guida a vita nell'intraprendente direttore salisburghese già pronto a sfruttare il microscolco e il mercato ad esso agganciato, lasciando per strada

**Berlino,
una
rinvincita
attesa 38
anni**

W i l h e l m
Furtwängler autoesiliatosi a Cla-

rens in Svizzera: l'estroso e arruffato gesto del trentaseienne Celibidache diede nuovo entusiasmo agli strumentisti decimati dal conflitto bellico. Ma al momento di scrivere il loro futuro optarono per Karajan. E Celibidache a Berlino venne chiamato soltanto 38 anni dopo. Per il suo ritorno, nel 1990, pretese un numero di prove esasperante. Come per un'orchestra di allievi.

Musicista di pensiero arduo e fiammeggiante come Pierre Boulez. Artigiano della musica indefesso e maniacale come Arturo Benedetti Michelangeli. Teorico dell'interpretazione inconfondibile e appassionato come nessun altro interprete aveva mai saputo essere. Irascibile e generoso. Dittatore e guru. Incontentabile e litigioso. Perfezionista e passionale fino allo spasimo. Spirito caustico e insofferente di ogni forma di mercificazione della professione musicale. A partire da quella della musica riprodotta, di cui è stato fierissimo osteggiatore. Una biografia costellata di rinunce, di ostracismi immeritati. Compensata solo in parte dall'aura sacrale e di leggenda che s'è addensata attorno alla sua figura di interprete.

Nato a Roman, una provincia moldava del nord, il 28 giugno 1912, Sergiu Celibidache fin da ragazzo non venne chiamato solo dalla musica ma dal pensiero, in generale. Del suo corso scolastico, compiuto nella vicina Jassy possiamo riconoscerne gli indizi: materie preferite accanto alla musica, matematica e filosofia. Ma assolti gli obblighi militari il suo primo impiego retribuito fu quello di pianista in una scuola di danza di Bucarest.



Il maestro nell'86 a Bologna per la stagione sinfonica (sopra); e a Helsinki nel '64 durante il Sibelius Festival (sotto)

L'approfondimento della musica fu il frutto delle successive stagioni di studio a Parigi e a Berlino. Nella capitale tedesca Celibidache iniziò a precisare i suoi obiettivi di artista. Approfondì la conoscenza dei processi compositivi, gettando le basi per quella sua teoria sulla «Fenomenologia musicale» che avrebbe avuto un riscontro immediato in esecuzioni dai tratti non prevedibili. Lo fece comin-

ciando a dirigere e interessandosi alla tecnica compositiva dei più spericolati e virtuosi costruttori di musica della storia, i contrappuntisti fiamminghi. La tesi con cui uscì dalla Hochschule di Berlino fu infatti dedicata a Josquin Desprez.

Per un giovane aspirante direttore, Berlino significava la Filarmonica e Furtwängler che di quella già leggendaria orchestra era il

nume. Inevitabilmente le prime esperienze di Celibidache sono da direttore tedesco che opera su un repertorio «tedesco». Però non è privo di significato che, tolta l'ammirazione e la riconoscenza per Furtwängler, l'incontro più emozionante e fondamentale Celibidache lo riconoscesse subito nelle prove di Victor De Sabata, il direttore italiano che insegnò a cercare nelle partiture il suono dei

colori, l'ebbrezza del grande *rubato* (cioè applicato alle arcate sinfoniche, non quello minimalista dei francesi), il piacere dionisiaco del respirare con la musica e non il gusto di dirigerla. «Perché la musica non esiste: esiste l'uomo che la fa. L'interprete che la mette in sintonia con se stesso, che cerca se stesso attraverso quella musica».

Per questo da una parte venne il perfezionismo maniacale, il repertorio relativamente ristretto ed esclusivamente sinfonico («per l'opera bisogna possedere una generosità che io veramente non ho») e dall'altra la straordinaria capacità di ridisegnare ogni volta lo spazio psicoacustico entro cui accogliere le sue letture. Tempi lentissimi, tanto più lenti quanto più il materiale musicale era denso e intricato, oppure sulfurei. Bilanciamento non prevedibile dei pesi orchestrali: spesso Celibidache si disinteressa, in apparenza almeno, delle linee portanti lummeggiando controcampi o colori per altri secondari. Il tutto volutamente indirizzato a stabilire un contatto quasi medianico, sacrale e misteriosamente vischioso, tra ogni partecipante al rito del concerto. Un vero guru, secondo alcuni. Un semplice stregone, residuo del virtuosismo ottocentesco applicato al podio, secondo altri. Ma i concerti di Celibidache erano unici. Giustamente difesi dalla massificazione della registrazione: «Il mio modo di vedere il lavoro con la musica ha condizionato non le mie scelte, ma la frequenza con cui queste scelte hanno potuto essere portate al pubblico».

Con Celibidache è finito un modo di fare la musica. E un modo di ascoltarla. Non a caso, un quotidiano tedesco ieri titolava: «Ha istruito, cioè ha insegnato ad ascoltare, le nostre orecchie». Chi oggi ha la capacità, l'estro stregante e la lucidità di pensiero, la luciferina superbia e il carisma sacerdotale per continuare a insegnarci qualcosa? A pensarci bene, con la scomparsa di Celibidache, come con quella di Michelangioli, dobbiamo rinunciare a due professioni musicali. Direttori d'orchestra e pianisti ne abbiamo. Sono finiti i sacerdoti dell'interpretazione, gli asceti della musica.

**I suoi
concerti
erano
unici: un
verito**

“FRASI AL VELENO *Antologia di cattiverie* “Mahler? Senza carattere”

Celibidache, l'altro maestro è il titolo della biografia scritta da Klaus Umbach (Pipe 1995). Un volume ponderoso che mette a fuoco la figura unica del grande maestro rumeno, il suo pensiero musicale, ma che è anche una gustosa antologia di impietose e cattivissime definizioni, destinate a colleghi vivi e morti. Senza escludere i compositori.

■ Herbert von Karajan. «Terribile. O è un grande affarista, oppure è sordo. E come la Coca-Cola. Buon direttore, non un grande musicista: si è sempre interessato soltanto all'orografia della musica».

■ Wilhelm Furtwängler. «Non è stato un maestro. Non ha fatto scuola. È stato un caso unico e lo rimarrà».

■ Arturo Toscanini. «Il più grande criminale della musica, uno che non ha mai fatto musica ma solo note. Una pura fabbrica di note».

■ Karl Böhm. «Un sacco di patate».

■ Gustav Mahler. «Un uomo senza carattere. Solo un grande virtuoso della strumentazione: comincia sempre bene e poi non è capace di smettere».

■ Arnold Schönberg. «Un compositore di assoluta stupidità».

”



la Repubblica, Samstag, 17. August 1996

**Mit dem Tod des rumänischen Dirigenten (im Alter von 84 Jahren)
stirbt auch eine besondere Art des Musikverständnisses**

**Adieu Celibidache,
Guru des Dirigentenstabs**

Für sein "nein" bezahlte er mit Ausgrenzung

MUSIK

DER TOD EINES GROSSEN

von ANGELO FOLETTTO

PARIS - In wenigen Wochen wollte er mit der Aufführung der unvollständigen und heißgeliebten **Sinfonie Nr. 9** von Bruckner seine achtzehnte Saison als ständiger Dirigent des Münchner Philharmonischen Orchesters beginnen. Er hat es nicht mehr geschafft. Von seinem Sturz im Mai dieses Jahres vor seinem mit Spannung erwarteten Konzert in Florenz hat sich der große alte Mann nicht mehr erholt. Mittwoch nacht verstarb Sergiu Celibidache 84jährig in Paris. Gestern wurde er in der Stadt beigesetzt, die er nach Jahrzehnten künstlerischen und kulturellen Vagabundierens zu seinem Wohnsitz auserkoren hatte. Mit Celibidache, "Celi", wie er in München, seiner zweiten Heimatstadt, liebevoll genannt wurde, nehmen wir nicht nur von einem der außergewöhnlichsten und umstrittensten Dirigenten unserer Zeit Abschied, sondern in einem gewissen Sinne von "dem" Dirigenten schlechthin. Oder zumindest von einer Dirigentenfigur, die er geschaffen hatte und für die seine und unsere Zeit ihm erst nach langer Mühe dankbar ist.

Wahrscheinlich wäre die Geschichte der Musik bzw. die der Interpretation der Nachkriegszeit anders verlaufen, hätten sich die Professoren der Berliner Philharmonie 1952, obgleich sie dem jungen, lockigen rumänischen Dirigenten begeistert waren, nicht für Herbert von Karajan entschieden. Doch wenn es für die Großen ein Schicksal gibt, dann war es richtig, daß ein Orchester, das mit dem Ziel gegründet worden war, erfolgreich zu sein, seine lebenslange Führungsgestalt in dem unternehmungsfreudigen Salzburger Dirigenten suchte, der bereit war, Langspielplatten aufzunehmen und den damit verbundenen Markt zu nutzen, auch wenn dabei der Idealist Celibidache auf der Strecke blieb, der seit 1948 die Stelle des anderen Dirigenten eingenommen hatte. Es waren harte Jahre für das verwaiste Orchester, dessen ständiger Dirigent Wilhelm Furtwängler freiwillig nach Clarens in der Schweiz ins Exil gegangen war: die schrullige und zerzauste Gestik des sechsunddreißigjährigen Celibidache gab den von Kriege dezimierten Instrumentalisten neue Begeisterung. Doch als sie dabei waren, ihre Zukunft zu schreiben, optierten sie für von Karajan. Und Celibidache wurde erst 38 Jahre später wieder nach Berlin

gerufen. Für seine Rückkehr 1990 verlangte er eine nervenzerrüttende Anzahl von Proben. Wie bei einem Schülerorchester.

Ein Musiker mit schwierigen und flammenden Gedanken wie Pierre Boulez. Ein Handwerker der Musik, rastlos und manisch wie Arturo Benedetti Michelangeli. Ein Theoretiker der Interpretation, unverkennbar und eindringlich wie noch kein Interpret vor ihm. Aufbrausend und großzügig. Diktator und Guru. Anspruchsvoll und streitlustig. Perfektionistisch und leidenschaftlich bis zum Letzten. Bissige und unduldsame Geisteshaltung gegenüber jeder Form der Vermarktung des Berufs des Musikers. Anfängen von der reproduzierten Musik, deren überaus stolzer Gegner er war. Eine von Rückzügen und ungerechtfertigten Anprangerungen überstreute Biographie. Nur teilweise kompensiert durch die sakrale und legendäre Aura, die sich um seine Rolle als Interpret verdichtet.

Sergiu Celibidache, geboren am 28. Juni 1912 in Roman, einer Provinz im Norden Moldawiens, war schon als Kind nicht nur von der Musik, sondern auch vom Denken allgemein angetan. Aus seinem schulischen Werdegang, den er in dem nahegelegenen Jassy zurücklegte, sind Indizien hierfür zu finden: seine Lieblingsfächer neben der Musik sind Mathematik und Philosophie. Nach abgeleistetem Militärdienst fand er seine erste bezahlte Stellung in Bukarest als Pianist in einer Tanzschule.

----- Der Maestro bei der
Stagione Sinfonica in Bologna 1986 (oben) und während des Sibelius-
Festivals in Helsinki 1964 (unten)

Die Vertiefung der Musik war das Ergebnis darauffolgender Studienaufenthalte in Paris und Berlin. In der deutschen Hauptstadt begann Celibidache, seine Ziele als Künstler zu präzisieren. Er vertiefte die Kenntnis der kompositorischen Prozesse und entwarf die Grundlage seiner Theorie der "Phänomenologie der Musik", die in Ausführungen mit unvorhersehbaren Zügen unmittelbare Entsprechung fand. Hierbei begann er zu dirigieren und sich für die Kompositionstechnik der wagehalsigsten und virtuosesten Musikschafter der Geschichte, die flämischen Kontrapunktisten, zu interessieren. So war denn auch die Arbeit, mit der er das Studium an der Berliner Hochschule abschloß, Josquin Desprez gewidmet.

Für den jungen Dirigentenanwärter war Berlin gleichbedeutend mit den Philharmonikern und Furtwängler, dem Gott dieses bereits legendären Orchesters. Unvermeidlich sind Celibidaches erste Erfahrungen die eines deutschen Dirigenten, der ein "deutsches" Repertoire bearbeitet. Nicht ohne Bedeutung ist allerdings, daß, von der Bewunderung und Anerkennung für Furtwängler abgesehen, Celibidaches bewegendste und grundlegendste, bereits bei den Proben erkannte Begegnung die mit Victor De Sabata ist, dem italienischen Dirigenten, der ihn lehrt, in den Partituren den Klang der Stimmen zu suchen, den Rausch des großen rubato (d.h., auf die sinfonischen Bögen und nicht auf den minimalistischen Bogen der Franzosen angewandt), die

dionysische Freude, mit der Musik zu atmen, nicht den Gefallen, sie zu dirigieren. »Weil die Musik nicht existiert. Es existiert nur der Mensch, der sie macht. Der Interpret, der sie in Einklang mit sich selbst bringt, der durch die Musik sich selbst sucht«.

Aus diesem Grund kam von der einen Seite der manische Perfektionismus, das relativ begrenzte und ausschließlich sinfonische Repertoire (»für die Oper muß man eine Großzügigkeit besitzen, die ich wirklich nicht habe«), und von der anderen die außergewöhnliche Fähigkeit, den psychoakustischen Raum für die Aufnahme seiner Lektüren jedesmal neu zu bestimmen. Sehr langsame Tempi, um so langsamer, je dichter und verwickelt oder gar schwefelig das musikalische Material war. Nicht vorhersehbares Abwägen der Orchestergewichte: häufig kümmert sich Celibidache zumindest scheinbar nicht um die tragenden Linien, sondern hebt Controcanti oder Farben anderer Nebentöne hervor. Insgesamt wollüstig darauf zielend, zwischen allen an dem Ritus des Konzerts Beteiligten einen fast mediumistischen, sakralen und geheimnisvoll viskösen Kontakt herzustellen. Ein wirklicher Guru nach Auffassung einiger. Ein einfacher Hexenmeister, ein Überbleibsel der am Pult angewandten Virtuosität des 19. Jahrhunderts, nach Auffassung anderer. Dennoch waren Celibidaches Konzerte einzigartig. Zu Recht gegen die Vermassung durch Tonaufnahmen verteidigt: »Meine Art, die Arbeit mit der Musik zu sehen, hat nicht meine Entscheidungen beeinflusst, sondern die Häufigkeit, mit der diese Entscheidungen dem Publikum präsentiert werden konnten«.

Seine Konzerte waren

einzigartig: ein wirklicher Ritus

Mit Celibidache endete eine Art, Musik zu machen. Und eine Art, sie zu hören. Nicht zufällig brachte eine deutsche Tageszeitung gestern die Überschrift: »Er schulte unsere Ohren, d.h. er lehrte uns hören«. Wer besitzt heute die Fähigkeit, die verzaubernde Eingebung und die Klarheit des Gedankens, den luziferischen Hochmut und das hohepriesterliche Charisma, um uns weiterhin etwas zu lehren? Wenn man es sich genau überlegt, verlieren wir mit dem Ableben Celibidaches, ebenso wie mit dem Michelangelis, zwei Musikberufe. Dirigenten und Pianisten haben wir. Doch die Hohepriester der Interpretation, die Asketen der Musik sind untergegangen.

GIFTIGE WORTE

Anthologie der Bosheiten "Mahler? Charakterlos"

Celibidache, der andere Meister lautet der Titel der von Klaus Umbach geschriebenen Biographie (Piper 1995). Ein schweres Buch, das Licht auf die einzigartige Persönlichkeit des großen rumänischen Meisters und dessen musikalisches Denken wirft, und zugleich eine unterhaltsame Anthologie mitleidloser und sehr böser, auf lebende und verstorbene Kollegen gemünzter Definitionen. Auch die Komponisten bleiben nicht verschont.

- Herbert von Karajan. »Schrecklich. Entweder ein großer Geschäftsmann oder taub. Er ist wie Coca Cola. Ein guter Dirigent, kein großer Musiker: er war stets nur an der Orogaphie der Musik interessiert«.

- Wilhelm Furtwängler. »Er war kein Meister. Er hat nicht Schule gemacht. Er war ein Einzelfall und wird es auch bleiben«.

- Arturo Toscanini. »Der größte Kriminelle der Musik, einer, der nie Musik, sondern nur Noten machte. Eine reine Notenfabrik«.

- Karl Böhm. »Ein Kartoffelsack«.

- Gustav Mahler. »Ein Mann ohne Charakter. Nur ein großer Virtuose der Instrumentation: er fängt immer gut an und kann dann nicht mehr aufhören«.

- Arnold Schönberg. »Ein Komponist von absoluter Dummheit«.

Uto Ughi e Roman Vlad ricordano il direttore d'orchestra

Sergiu Celibidache scomparso mercoledì a Parigi

Addio maestro della musica spirituale

BARBARA BONURA

«CELIBIDACHE era un mito vivente. Rappresentava l'integrità musicale di fronte ai "mercanti del tempo" che corrodono il mondo della musica». Ha commentato così ieri il giornale «Le Monde» la morte del direttore d'orchestra rumeno Sergiu Celibidache, avvenuta mercoledì scorso a Parigi. I funerali del maestro ottantaquattrenne si sono svolti ieri alla presenza dei parenti e degli amici più stretti a Neuville-sur-Essonne, nella Francia centro-settentrionale, la località dove il maestro aveva una piccola proprietà. A Lipari, isola delle Eolie dove l'artista aveva costruito il suo piccolo rifugio, sarà intestata una strada in sua memoria.

«Con lui avevo suonato una volta a 18 anni per i concerti che si tenevano a Palazzo Ducale a Venezia. Sì, ricordo, era il concerto di Beethoven. L'impressione fu grandissima, oggi non riesco a vedere nessuna persona di questo calibro». Ecco come Uto Ughi ricorda Celibidache. Quello a Venezia fu il primo ed unico incontro del violinista con il maestro rumeno ma evidentemente bastò a lasciare nel giovane artista un segno importante. «Aveva un modo di dirigere, di interpretare, molto personale, analitico — continua Ughi — Era un uomo di grande levatura spirituale. Studioso di filosofia, si interessava di tutto ciò che era metafisico, al di là della realtà concreta. Per lui davvero la musica era elevazione spirituale, ricerca continua. Ricordo durante quel concerto, sceglieva tempi lent' molto medita-

ti, era in grado di creare dei "pianissimo" quasi impercettibili eppure carichi di spiritualità. È stato un incontro con una personalità fortissima. Non indugiava mai su narcisismi o effettismi, quelli che vanno tanto di moda ora, guastati come siamo dalla maledetta moda televisiva. Oggi conta più apparire e non essere, la sostanza ha perso di senso. Celibidache era contro la diffusione della musica attraverso i dischi. Diceva: "La registrazione è solo un momento dell'interprete", perché il divenire della musica non conservava il suo respiro. Io non sono d'accordo su questo punto, anzi, credo che senza i dischi non avremmo mai avuto testimonianza dei grandi interpreti. Ma posso capire la scelta personale di Celibidache, era un vero asceta della musica, un po'

MAESTRO

*Jergiu
Celibidache,
in una
performance.
Il direttore d'
orchestra
rumeno, che
soggiornava
spesso in
Italia è morto
all'età di
ottantaquattro
anni*



come Benedetti Michelangeli. Era nemico di tutte le forme di commercializzazione dell'arte: per lui il disco era come mettere in scatola la musica. Purtroppo — prosegue Ughi — dopo quel concerto a Venezia non ho più avuto occasione di incontrarlo. Era un autentico esteta e un grande umani-

sta. Parliamo di un direttore che non è mai caduto nella teatralità ridicola e addirittura caricaturale a cui siamo abituati oggi per via della mediazione televisiva. No, Celibidache era sobrio, essenziale nei suoi gesti. Così come lo era Toscanini».

«Il rapporto di Celibidache con

la musica era spirituale — conferma anche il musicologo Roman Vlad che conobbe il maestro rumeno negli anni Cinquanta — Veniva spesso in Italia, diresse la Rai di Roma, adorava l'Italia tanto che aveva comprato una casa a Lipari, era il suo rifugio. Io lo incontravo sempre in un piccolo al-

bergo vicino Porta Pinciana che preferiva a tanti altri. Aveva un senso sacro della musica, e nelle interpretazioni cercava sempre ciò che essa poteva dire oltre le parole. Era anche molto esigente con gli interpreti: bisognava dare sempre il massimo per mettere in atto questa "resurrezione". Il che poteva renderlo antipatico, difficile. Ricordo che una volta redargui i musicisti dell'Orchestra della Rai di Roma, usò parole molto dure con loro. L'approccio che aveva con la musica era quasi sacerdotale: il senso che dava ad ogni esecuzione era quello di una nuova nascita, di una resurrezione — dice ancora Vlad il cui figlio, Alessio, studiò per un anno con Celibidache direzione d'orchestra a Treviri — Ecco perché non amava affatto le registrazioni: erano la negazione di tutto questo. Eppure non ha mai avuto preclusioni: ricordeva Celibidache dirigere musiche di nostri giovani contemporanei, come Guido Turchi per esempio, che non era certo una notorietà. La lettura della musica che lui faceva era molto in funzione del respiro, di un fraseggio che rendesse tutto molto vivo, interiormente palpitante e non esteriormente appagante».

UNA VITA PER LA MUSICA

Non salì mai sul podio per un'opera lirica

NATO nel 1912 a Roman, in Moldavia (Romania) da genitori musicisti, Sergiu Celibidache a 24 anni si trasferì in Germania dove studiò composizione e direzione d'orchestra. A soli 33 anni si trovò di fronte alla sua prima grande sfida: la direzione della prestigiosa Filarmonica di Berlino per la quale prese il posto del "direttore a vita" Wilhelm Furtwaengler, il quale era stato allontanato subito dopo la guerra per i suoi «compromessi» con il nazismo. Fu proprio in questa occasione che Celibidache diede la prima prova del suo incredibile carattere e si inoltrò nella sua personale ricerca della lettura musicale intesa in senso altamente e spirituale. Successivamente diresse le grandi orchestre londinesi, l'Orchestra della Radio di Stoccarda, l'Orchestra della Radio di Stoccolma, l'Orchestra nazionale

di Francia e la Filarmonica di Monaco, l'ultimo appassionato impegno che lo vide sempre presente e inesauribile fonte di grandi interpretazioni. Oltre ad essere un raffinato interprete del romanticismo tedesco e della musica russa, si è saputo misurare magistralmente con gli autori contemporanei e a sua volta si è cimentato nella composizione: scrisse un Requiem, quattro sinfonie, un concerto per pianoforte. La sua avversione per la produzione discografica restò proverbiale. «Da quando ci sono i dischi che distruggono la poesia — diceva — non ci sono più artisti». Fortunatamente restano documenti e filmati della sua attività di direttore d'orchestra, e questo soprattutto grazie al periodo italiano: intorno agli anni Sessanta, quando lavorò con le quattro orchestre sinfoniche della Rai.

Divenuto celebre per le sue straordinarie interpretazioni del repertorio romantico tedesco e della musica russa, Celibidache si scagliò con rigore e coerenza contro gli effettismi e i virtuosismi da palcoscenico preferendo ad atteggiamenti divistici il raccoglimento e la riflessione di un artista solitario. Non salì mai sul podio per dirigere un'opera lirica mentre la sua attenzione si concentrò sulla musica sinfonica e concertistica. L'ultima apparizione in Italia fu nel maggio scorso. Celibidache avrebbe dovuto dirigere in occasione del 58° Maggio Musicale Fiorentino la IV Sinfonia di Bruckner, «Romantica», in mi bemolle maggiore. Ma proprio a Firenze si infortunò rompendosi il femore e al suo posto diresse l'opera Zubin Mehta.

Bar.Bon.

IL TEMPO, 17. August 1996

Uto Ughi und Roman Vlad erinnern sich an den Dirigenten

Sergiu Celibidache verstarb am Mittwoch in Paris

Adieu, Maestro der spirituellen Musik

BARBARA BONURA

»CELIBIDACHE war ein lebender Mythos. Er stellte die musikalische Integrität gegenüber den "Händlern des Tempels" dar, die die Welt der Musik korrodieren«. So schrieb die Tageszeitung "Le Monde" gestern über den rumänischen Dirigenten Sergiu Celibidache, der vergangenen Mittwoch in Paris verstarb. Die Beerdigung des vierundachtzigjährigen Maestro fand gestern im Beisein seiner Verwandten und engsten Freunde in Neuville-sur-Essonne im nördlichen Mittelfrankreich statt, wo der Maestro einen Landsitz besaß. Auf Lipari, der äolischen Insel, wo sich der Künstler ein kleines Refugium errichtet hatte, wird zur Erinnerung an ihn eine Straße nach seinem Namen benannt.

»Mit ihm habe ich einmal im Alter von 18 Jahren bei den Konzerten im Palazzo Ducale von Venedig gespielt. Ja, ich erinnere mich, es war das Konzert von Beethoven. Es war äußerst beeindruckend, und heute kann ich niemanden solchen Kalibers erkennen«. Mit diesen Worten erinnert sich Uto Ughi an Celibidache. Diese Begegnung in Venedig war die einzige zwischen dem Violinisten und dem rumänischen Maestro, doch offensichtlich genügte er, um bei dem jungen Künstler einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. »Er hatte eine sehr persönliche, analytische Art zu dirigieren«, so Ughi weiter, »er war ein Mensch von hohem geistigem Format. Als Philosoph war er an allem interessiert, was metaphysisch war, jenseits der konkreten Wirklichkeit lag. Die Musik war für ihn wirklich geistige Erhöhung, ständiges Suchen. Ich erinnere mich daran, daß er in diesem Konzert sehr durchdachte, langsame Tempi einführte, daß es ihm gelang, fast un wahrnehmbare "pianissimi" zu schaffen, die voller Spiritualität waren. Es war eine Begegnung mit einer sehr starken Persönlichkeit. Er ließ sich nie zu Narzißmen oder zu Effekthascherei verleiten, was heute so sehr in Mode ist, da wir von dem unseligen Fernsehen bereits verdorben sind. Heute zählt der Schein mehr als das Sein, die Substanz hat an Sinn verloren. Celibidache war gegen die Verbreitung der Musik durch Schallplatten. Er sagte: "Die Aufnahme ist nur ein Moment des Interpreten", denn das Werden der Musik bewahrt seinen Atem nicht. Ich stimme dem nicht zu, im Gegenteil, ich glaube, ohne Aufnahmen hätten wir niemals Zeugnisse der

großen Interpreten gehabt. Allerdings kann ich die persönliche Entscheidung Celibidaches verstehen, er war ein wirklicher Asket der Musik, ein wenig wie Benedetti Michelangeli. Er war ein Feind aller Formen der Vermarktung von Kunst: Schallplatten waren für ihn wie in Dosen gepackte Musik. Leider«, fährt Ughi fort, »hatte ich nach diesem Konzert in Venedig keine Gelegenheit mehr, ihm zu begegnen. Er war ein authentischer Ästhet und ein großer Humanist. Wir reden hier von einem Dirigenten, der nie in die lächerliche oder gar karikaturistische Theatralität verfiel, an die wir heute wegen des unsäglichen Fernsehens gewöhnt sind. Nein, Celibidaches Gestik war nüchtern, wesentlich. So wie die Gestik Toscaninis«.

MAESTRO Sergiu Celibidache bei einer Aufführung. Der rumänische Dirigent, der sich oft in Italien aufhielt, starb im Alter von vierundachtzig Jahren.

»Das Verhältnis Celibidaches zur Musik war spirituell«, bestätigt auch der Musikwissenschaftler Roman Vlad, der den rumänischen Maestro in den 50er Jahren kennengelernt hatte. »Er kam oft nach Italien, dirigierte das RAI-Orchester von Rom, er liebte Italien so sehr, daß er sich auf der Insel Lipari ein Haus kaufte, das zu seinem Refugium wurde. Ich traf ihn immer in einem kleinen römischen Hotel nahe der Porta Pinciana, das er allen anderen vorzog. Er hatte einen heiligen Sinn für Musik, und in den Aufführungen suchte er stets nach dem, was sie über das Wort hinaus bedeuten konnte. Auch an die Interpreten stellte er höchste Ansprüche: sie mußten stets ihr Maximum erbringen, um die "Auferstehung" zu verwirklichen. Dadurch konnte er als unsympathisch und schwierig erscheinen. Ich erinnere mich daran, wie er einmal die Musiker des RAI-Orchesters von Rom zurechtwies, ihnen gegenüber sehr harte Worte benützte. Seine Annäherung an die Musik war geradezu die eines Hohepriesters: der Sinn, den er jeder Aufführung gab, war der einer neuen Geburt, einer Auferstehung«, so Vlad weiter, dessen Sohn Alessio ein Jahr bei Celibidache in Trier Dirigieren studierte. »Dies ist der Grund, warum er Aufnahmen überhaupt nicht mochte: sie sind die Negation all dessen. Gleichwohl verwehrte er sich nicht dem Neuen: ich erinnere mich, daß Celibidache Werke unserer jungen zeitgenössischen Komponisten wie etwa Guido Turchi aufführte, der gewiß keine Berühmtheit war. Celibidaches Lesart der Musik stand sehr in Funktion zum Atem, zu Phrasen, die das Gesamte sehr lebhaft, innerlich pulsierend und nicht äußerlich zufriedenstellend, gestalten«.

EIN LEBEN FÜR DIE MUSIK

Für eine Oper bestieg er das Dirigentenpult nie

GEBOREN 1912 in Roman, Moldawien (Rumänien) als Sohn von Musikern, zog Sergiu Celibidache im Alter von 24 Jahren nach Deutschland, wo er Komposition und Dirigieren studierte. Bereits mit 33 Jahren stand er vor seiner ersten großen Herausforderung: der Stelle des Dirigenten der angesehenen Berliner Philharmoniker als Nachfolger des "lebenslänglichen Dirigenten" Wilhelm Furtwängler, der sofort nach Kriegsende wegen seiner »Kompromisse« mit den Nationalsozialisten aus seinem Amt entfernt wurde. In dieser Funktion stellte Celibidache zum ersten Mal seinen unglaublichen Charakter unter Beweis und erzielte bei seiner persönlichen Suche nach in hohem spirituellen Sinne intensiver musikalischer Lektüre Fortschritte. Danach dirigierte er die großen Londoner Orchester, das Orchester des Südfunks Stuttgart, das Orchestre National de France sowie die Münchner Philharmoniker, sein letztes, leidenschaftliches Engagement, bei dem er eine stets sprudelnde, unerschöpfliche Quelle großer Aufführungen war. Er war nicht nur ein feiner Interpret der deutschen Romantik und der russischen Musik, er wußte sich auch meisterlich an den zeitgenössischen Autoren zu messen, und er versuchte sich auch selbst als Komponist: er schrieb ein Requiem, vier Sinfonien und ein Klavierkonzert. Seine Aversion gegen Schallplattenaufnahmen bleibt sprichwörtlich. »Seit es Schallplatten gibt, die die Poesie vernichten, gibt es keine Künstler mehr«, sagte er. Glücklicherweise gibt es Dokumente und Filmaufnahmen seiner Dirigententätigkeit, vor allem aus seiner italienischen Periode um die 60er Jahre, als er mit den vier RAI-Sinfonieorchestern arbeitete.

Nachdem er wegen seiner außergewöhnlichen Interpretationen des deutschen Romantikerpertoires und der russischen Musik berühmt geworden war, wandte sich Celibidache streng und konsequent gegen die Effekthascherei und das Bühnenvirtuosentum, und den Starallüren zog er die Sammlung und Reflexion eines Einzelkünstlers vor. Nie bestieg er das Dirigentenpult, um eine Oper zu dirigieren, denn seine Aufmerksamkeit konzentrierte sich auf Sinfonie- und Konzertmusik. In Italien trat Celibidache zuletzt im Mai dieses Jahres in Erscheinung. Er sollte anlässlich des 58. Maggio Musicale Fiorentino Bruckners 4. Sinfonie, die "Romantische" in Es-Dur, dirigieren. Doch in Florenz brach er sich den Oberschenkel, und Zubin Mehta dirigierte an seiner Stelle.

Bar.Bon.

MAESTRI *Morto a 84 anni il famoso direttore d'orchestra d'origine romena.*

A 84 ANNI

*Morto Celibidache
grande rivale
di von Karajan*

Sergiu Celibidache, uno dei maggiori direttori d'orchestra del mondo, è morto nella notte di mercoledì a Parigi. Nato nel 1912 in Romania da una famiglia di musicisti, Celibidache era stato il grande rivale di Herbert von Karajan. La sua ostilità nei confronti dei dischi ci priva di testimonianze durevoli della sua opera.

■ Nella Cultura
PAOLO ISOTTA

I suoi concerti parevano una cerimonia religiosa

Celibidache, sacerdote del podio

di PAOLO ISOTTA

I funerali del maestro Sergiu Celibidache, morto mercoledì notte, si sono svolti ieri a Parigi. Era nato nel 1912 in Romania da una famiglia di musicisti.

In altre occasioni ho parlato di un principio regale che, espulso ormai dal mondo politico, si incarna in alcune figure dell'arte e dello spettacolo. Rispondendo a un bisogno delle masse ma insieme colpito da interdizione da parte del sistema di valori diffuso, tale principio può attuarsi solo in modo da negare se stesso: donde idoli per le masse dotati di un intrinseco carattere caricaturale, i «Re di Carnevale», secondo un concetto familiare alla mitologia e all'antropologia.

Non così è stato sempre. Il bruciarsi dell'epoca classico-romantica, che pose la musica al sommo dell'edificio dell'estetica, incoronò il direttore d'orchestra. A mano a mano che l'impulso creativo della civiltà europea scemava e il ruolo dell'interpretazione, della riflessione, divenne centrale sino a confondersi con la creazione stessa, al direttore d'orchestra si attribuirono gli aspetti della regalità sacrale che ai monarchi, finché ce ne furono, si rifiutavano. La direzione d'orchestra è stata per poco più di un secolo un'arte cui proiezioni dell'inconscio collettivo diedero sensi simbolici ben oltrepasanti l'arte. E l'Europa, non la sola Germania, ha saputo creare decine di figure della direzione d'orchestra che davvero erano Re, non si limitavano a sembrarlo in una parodia dell'esteriore solennità.



Sergiu Celibidache durante le prove per un concerto a Bucarest nel febbraio 1990

Non ho cercato a mia volta un esordio solenne per un necrologio «importante». Occorre riconoscere al concetto un peso capitale in relazione al nostro argomento. Occorre avere chiara coscienza del fatto che Sergiu Celibidache era il più grande, senza confronti, direttore d'orchestra vivente: e quest'affermazione non assume efficacia solo a far tempo dalla morte di Herbert von Karajan, ma è vera anche per i lunghi anni in cui il sommo Herbert era attivo. Karajan e Celibidache si fronteggiavano, diversi, nemici, eppur simili, e accomunati innanzitutto dalla pari grandezza. Occorre avere chiara coscienza, ancora, che con

la morte di quest'uomo si chiude, almeno per ora, il ciclo della regalità artistica. Bravissimi e pur grandi direttori d'orchestra ci sono e saranno; nessuno più che incarni in modo così esclusivo, con una concentrazione così strenua, quell'idea. Anche per questo, la sua morte provocherà sollievo in gran parte del mondo musicale: proprio come fu per quella di Karajan, a cominciare dai Filarmonici stessi di Berlino, che se ne

intessero liberati. Se tutto il mondo contemporaneo ha espulso quel principio, dovevano restare proprio loro l'ultima sacca in cui esso si manifestava?

I concerti di Sergiu Celibidache, e specialmente quelli degli ultimi dieci e più anni, gli anni di Monaco, in cui egli ha regnato sui Filarmonici trasformandoli finché non corrispondessero al suo ideale, avevano appunto acquisito sempre più il carattere della cerimonia religiosa, officiata da un re-sacerdote. Lo avevano acquisito per forza propria e quasi insensibilmente, senza un cosciente progetto di esteriore rappresentazione e sceneggiatura dell'idea, che

dell'artista trapassavano nell'adorazione del credente officiante. Ciascun tema, ciascun legamento interno della composizione, fino al minimo frammento, venivano esposti come il Santissimo nell'ostensorio: senza però pompa superficiale, e circonfusi di bellezza.

Tutto ciò produceva un fenomeno contraddittorio, sul quale ci si è interrogati. I concerti di Celibidache, insieme con quelli di Karajan, rappresentano il culmine di un processo di mitizzazione del concerto sinfonico e della figura del direttore. Questo procede da una sorta di culto della personalità dotato di caratteri arbitrari e ambigui in pari misura che da una «volontà

te di Empedocle. Processo del tutto moderno, che la naturalezza e la semplicità anche solo del secolo scorso non avrebbero concepito.

Da giovane e uomo maturo, Celibidache era sul podio nervosissimo, e questo poteva anche avvertirsi all'esecuzione. Da vecchio, l'olimpicità di cui parlò non era stata per lui un ripiego al venir meno delle forze ma un'autentica conquista. Il suo gesto, che generazioni di giovani direttori hanno tentato invano di imitare, s'era ridotto all'essenziale, quasi confinandosi allo scolastico «battere», ma in realtà conservando la precisione, la capacità di suggerire, suggestionare, anticipare, che rivelava su premea combinazione di istinto e sapienza tecnica. Ed egli, da fomentatore di tensione che era stato, pareva trarre gli esecutori verso una superiore serenità. Le sue interpretazioni consistevano in una impareggiabile analisi strutturale della composizione, e quindi in primo luogo dei grandi capolavori sinfonici classico-romantici, quelli che più sul piano strutturale hanno da dire. Le si accompagnava, come ho detto, una rifinitura analitica del particolare di una delicatezza e minuzia forse uniche: Celibidache la perseguiva a prezzo di fatiche e insistenze massacranti, per sé e l'orchestra, ogni volta ricominciando da capo: quasi che da quel minimo particolare dovesse dipendere la salvezza del mondo. Le si accompagnava, ancora, una trasparenza dell'edificio della partitura, della sua ricchezza di polifonia interna, che realizzava quanto i grandi compositori non avrebbero mai immaginato fosse della loro musica per essere portato alla luce. E ancora, una varietà e raffinatezza di sfumature dinamiche e ritmi-

che difficili da trovare presso qualsiasi altro; una luminosità del suono orchestrale, un'arte della velatura e della smorzatura attorno al suono e all'accordo e tra suono e suono, accordo e accordo, che forse nessuno eguaglierà mai più.

Nonostante il culto, peraltro crescente, di cui egli era fatto oggetto dalla parte migliore del mondo musicale, la fama di Celibidache non è stata e non è paragonabile, presso la massa, non dico a quella di Karajan, ma nemmeno a quella di tanti altri direttori non degni di essere accostati né a lui né al suo nemico. La radice ne è nella posizione di ostinata e radicale antitesi assunta da Celibidache nei confronti della riproduzione meccanica dell'opera dell'artista, in una parola del mondo del disco; e, conseguentemente, dei mezzi di comunicazione di massa.

Celibidache non ha inciso dischi considerandoli il congelamento, la morta imitazione di una realtà vivente qual è quella dell'esecuzione musicale, che scaturisce, a sua volta, dal concorso di esecutori e pubblico, come atto comunitario di vita, ed è valido solo nel qui e ora. Per la coerenza con cui questa scelta è stata attuata possiamo provare solo ammirazione. Sul piano pratico, dobbiamo dolerci che l'aristocratico isolamento di Celibidache ci abbia privato delle sole testimonianze durevoli della sua arte che sia possibile avere. Certo, così come già circolano numerose registrazioni (fuori diritti) dei suoi concerti, se ne diffonderanno sempre di più: e speriamo che la loro qualità tecnica renda almeno una giustizia alle esecuzioni.

Per chi avesse potuto, e molte volte, essere nella sala in cui il Maestro dirigeva, chissà se le registrazioni saranno consolazione o fonte di rimpianto.

Sia permesso concludere con una riflessione personale. La violenta contrapposizione tra Karajan e Celibidache attiene, ripeto, a carattere e visione musicale (sotto il rispetto della quale i due rappresentano l'estremo e supremo frutto della tradizione europea), tecnica, statura. Guardando le cose dall'alto e con l'aiuto del tempo si scoprirà che, fatte salve le differenze riposanti sull'irripetibile di individui di tal fatta, gli aspetti che uniscono fanno di gran lunga premio su quelli che dividono. Nel luogo delle mie immaginazioni mitiche sono giunto a fondere Karajan e Celibidache a Giovanni di Pannonia e Aureliano. I teologi di uno degli indimenticabili racconti dell'*Aleph* di Borges. Il secondo odia segretamente il primo; osteggiandolo nella dottrina, riesce, già vecchio, a mandarlo, vecchio, al rogo; perisce della stessa morte in un incendio. «La fine della storia è riferibile solo in metafora, giacché si compie nel regno dei cieli, dove non esiste il tempo. Si potrebbe forse dire che Aureliano conversò con Dio e che Questi s'interessa così poco di divergenze religiose che lo prese per Giovanni di Pannonia. Ma ciò indurrebbe a sospettare una confusione della mente divina. E' più esatto dire che nel paradiso Aureliano seppe che per l'insondabile divinità egli e Giovanni di Pannonia (ortodosso ed eretico, abborrito e aborrito, accusatore e vittima) erano una sola persona».

Con la sua scomparsa si conclude il ciclo della regalità artistica. La rivalità con Karajan: erano diversi ma di pari grandezza. L'ostilità nei confronti della riproduzione musicale attraverso i dischi ci priva di testimonianze durevoli di un'opera irripetibile

sarebbe stato una falsificazione all'americana.

La concentrazione, l'atmosfera solenne e sospesa che lo circondava ogni qual volta alzava la bacchetta parevano rendere quello non un comune concerto, sia pur di eccelsa qualità, ma un evento unico. Tanto più perché negli anni di Monaco Celibidache si era dedicato a reinterpretare i monumenti del repertorio, quasi volesse consegnare al mondo la sua ultima meditazione su di essi, il suo ultimo messaggio. Lo stile della sua interpretazione si era sempre più precisato nel senso del rito: egli esprimeva il materiale di cui è fatta la composizione musicale con una lentezza e una minuziosità analitica che dalla semplice fedeltà

di potenza» che si manifesta nell'attività, appunto, mitizzata del direttore d'orchestra. Ma poi questa volontà di potenza si ritorce contro se stessa. Tutto l'apparato mitico veniva, tanto dall'ultimo Karajan che dal vecchio Celibidache, rivolto verso l'opera d'arte. Il loro stile di interpreti pareva approdato, come ultimo stadio, a una sorta di oggettività e necessità impersonali che, identificandosi con l'oggettività e la necessità dell'opera d'arte stessa, attribuisce a quest'ultima i caratteri di un grandioso fenomeno della natura. Ivi l'interprete scompariva, come assorbito. Il massimo della volontà di potenza dell'individuo contrapposto all'opera d'arte diveniva ogni volta una specie di mor-

Corriere della Sera, Samstag, 17. August 1996

MAESTRI Der berühmte Dirigent rumänischer Herkunft verstarb im Alter von 84 Jahren

MIT 84 JAHREN

Celibidache, der große Rivale von Karajans, ist gestorben

Sergiu Celibidache, einer der weltweit bedeutendsten Dirigenten, verstarb Mittwoch nacht in Paris. 1912 in Rumänien in einer Musikerfamilie geboren, wurde er zum großen Rivalen von Karajans. Wegen seiner feindseligen Einstellung gegen Tonaufnahmen verfügen wir über keine dauerhaften Zeugnissen seines Schaffens.

Seine Konzerte kamen einer religiösen Zeremonie gleich

Celibidache, der Hohepriester des Dirigentenpults

von PAOLO ISOTTA

Gestern fand in Paris die Beisetzung des Mittwoch nacht verstorbenen Maestro Sergiu Celibidache statt. Er war 1912 in einer Musikerfamilie in Rumänien geboren worden.

Bei anderen Anlässen sprach ich von einem königlichen Prinzip, das nach der Verbannung aus der Welt der Politik in einigen Persönlichkeiten der Kunst und des Theaters wieder in Erscheinung tritt. Als Antwort auf ein Massenbedürfnis, doch zugleich von Verboten des geltenden Wertesystems getroffen, kann dieses Prinzip nur umgesetzt werden, wenn es sich selbst negiert: von daher die Massenidole mit wirklich karikaturistischem Charakter, nach einer familiären Auslegung der Mythologie und der Anthropologie die "Könige des Karnevals".

So war es nicht immer. Der Niedergang der klassisch-romantischen Epoche, die die Musik an die Spitze des Gebäudes der Ästhetik stellte, krönte den Dirigenten. Während der kreative Impuls der europäischen Kultur die Rolle der Interpretation, der Reflexion herabsetzte und bis zur Verschmelzung mit dem Werk selbst zentral wurde, wurde dem Dirigenten die Aspekte der sakralen, königlichen Großartigkeit beigemessen, die den Monarchen, solange es sie gab, vorenthalten blieben. Ein Orchester zu dirigieren galt etwas mehr als ein Jahrhundert lang als Kunst, deren Projektionen des kollektiven Unbewußten einen symbolische Sinn verlieh, der über die Kunst weit hinausging. Und Europa, nicht nur Deutschland, hat Dutzende von Dirigentenpersönlichkeiten

hervorgebracht, die wirkliche Könige waren und sich nicht darauf beschränkten, in einer Parodie der äußerlichen Feierlichkeit als solche zu erscheinen.

Meinerseits habe ich keine feierliche Einleitung für einen "wichtigen" Nachruf gesucht. Diesem Konzept ist hinsichtlich unseres Themas grundlegende Bedeutung beizumessen. Wir müssen uns der Tatsache bewußt werden, daß Sergiu Celibidache der größte lebende Dirigent ohnegleichen war: und diese Behauptung erhält nicht erst seit dem Tod von Karajans Gültigkeit, sie trifft auch für die langen Jahre zu, in denen der große Herbert aktiv war. Von Karajan und Celibidache standen einander gegenüber, waren verschieden, verfeindet, auch wenn sie sich glichen, und es verband sie insbesondere die gleiche Größe. Wir müssen uns auch bewußt sein, daß sich mit dem Tod des Letztgenannten der Zyklus der künstlerischen Großartigkeit zumindest vorerst schließt. Es gibt sehr gute und große Dirigenten, und es wird sie immer geben; jedoch keinen, der diese Idee so exklusiv, mit so unermüdlicher Konzentration verkörpert. Auch deshalb wird sein Tod in einem großen Teil der Welt der Musik Erleichterung hervorrufen: genau so wie es beim Tod von Karajans war, angefangen bei den Berliner Philharmonikern selbst, die sich befreit fühlten. Wenn die ganze zeitgenössische Welt dieses Prinzip verbannt hat, mußten dann gerade sie der letzte Freiraum bleiben, in dem es sich manifestierte?

Die Konzerte Sergiu Celibidaches, vor allem die der letzten gut zehn Jahre, der Münchner Jahre, in denen er die Philharmoniker regierte und sie so lange veränderte, bis sie seinem Ideal entsprachen, hatten immer mehr die Art einer von einem König-Priester zelebrierten religiösen Zeremonie erreicht. Sie hatten dies aus eigener Kraft erreicht, ohne bewußtes Projekt äußerer Darstellung und Inszenierung der Idee, was eine Verfälschung nach amerikanischer Art gewesen wäre.

Mit seinem Ableben schließt sich der Zyklus der künstlerischen Großartigkeit. Die Rivalität mit von Karajan: sie waren unterschiedlich, aber ebenbürtig. Wegen seiner Ablehnung der Musikwiedergabe auf Schallplatten liegen uns keine dauerhaften Zeugnisse seines nicht wiederholbaren Werks vor.

Die Konzentration, die feierliche und erhabene Atmosphäre, die ihn jedesmal umgab, wenn er den Stab hob, schien kein gewöhnliches, wenn auch qualitativ erlesenes Konzert, sondern ein einzigartiges Ereignis zu bedeuten. Um so mehr, als Celibidache sich in seinen Münchner Jahren der Neuinterpretation seines Repertoires widmete, fast als wolle er der Welt seine letzte Meditation darüber geben, seine letzte Botschaft. Der Stil seiner Interpretation hatte sich immer mehr im Sinne des Ritus präzisiert: er trug das Material, aus dem die musikalische Komposition gemacht ist, mit einer Langsamkeit und äußerster analytischer Genauigkeit vor, die aus der einfachen Treue des Künstlers in eine Anbetung des zelebrierenden Gläubigen überging. Jedes Thema, jede innere Ligatur der Komposition, bis hin zum kleinsten Fragment wurde wie der

Allerheiligste in der Monstranz herausgestellt: jedoch ohne oberflächlichen Pomp, und von Schönheit umgeben.

All dies erzeugte ein widersprüchliches Phänomen, das Fragen aufwarf. Die Konzerte Celibidaches wie auch die von Karajans bilden den Höhepunkt des Prozesses der Mythologisierung des Sinfoniekonzerts und der Person des Dirigenten. Dies geht ebenso von einer Art mit willkürlichen und zwiespältigen Charakteren ausgestatteten Personenkult wie von einem "Wunsch nach Macht" aus, der gerade in der mythologisierten Tätigkeit des Dirigenten zum Ausdruck kommt. Doch dieser Wunsch nach Macht kehrt sich danach gegen sich selbst. Der gesamte mythologische Apparat wurde beim späten von Karajan ebenso wie beim späten Celibidache gegen das Kunstwerk gewandt. Ihr Stil als Interpreten schien im letzten Stadium an einer Art Objektivität und unpersönliche Notwendigkeit angelangt zu sein, die, mit der Objektivität und der Notwendigkeit des Kunstwerks selbst identifiziert, diesem die Eigenschaften eines großartigen Naturphänomens zuschreibt. Dort verschwand der Interpret, als wäre er absorbiert. Das Maximum des dem Kunstwerk entgegenstehenden Wunsches des Individuums nach Macht wurde jedesmal zu einer Art Tod des Empedokles. Ein völlig moderner Prozeß, den die Natürlichkeit und Einfachheit auch noch des vergangenen Jahrhunderts nicht zugelassen hätten.

In seiner Jugend und als reifer Mann war Celibidache auf dem Dirigentenpult sehr nervös, was auch in der Aufführung zu spüren war. Im Alter war die olympische Ruhe, von der ich spreche, für ihn kein Verbeugen vor dem Nachlassen der Kräfte, sondern ein authentischer Gewinn. Seine Gestik, die Generationen junger Dirigenten vergebens nachzuahmen versuchten, hatte sich auf das Wesentliche reduziert, fast als beschränke sie sich auf das scholastische "Schlagen", bewahrte jedoch in Wirklichkeit die Präzision, die Fähigkeit zu suggerieren, zu beeinflussen und zu antizipieren, was eine vortreffliche Kombination von Instinkt und Fachkenntnis erkennen ließ. Und als der Steigerer der Spannung, der er gewesen war, schien er die Ausführenden zu einer höheren Heiterkeit zu führen. Seine Interpretationen bestanden aus einer unvergleichlichen Strukturanalyse der Komposition, und zwar in erster Linie der großen klassisch-romantischen sinfonischen Meisterwerke, die auf der strukturellen Ebene mehr aussagen. Er begleitete sie, wie ich bereits sagte, mit einer wohl einzigartig delikaten und minutiösen analytischen Bearbeitung des Details: Celibidache verfolgte sie auch um den Preis aufreibender Mühe und Beharrlichkeit gegenüber sich selbst und dem Orchester, und jedesmal fing er von vorne an: als hinge von diesem kleinen Detail das Wohl der Welt ab. Er begleitete sie auch mit einer Transparenz des Gebäudes der Partitur, seines Reichtums an innerer Vielstimmigkeit, die er umsetzte, während sich die großen Komponisten nie vorgestellt hatten, dies könne aus ihrer Musik ans Licht geholt werden. Und auch eine Vielfalt und Raffinesse dynamischer und rhythmischer Nuancen, die bei anderen nur schwer zu finden sind; eine Helligkeit des Orchesterklangs, eine Kunst der Verhüllung und des Dämpfens von Ton und Akkord, zwischen Ton und Ton, Akkord und Akkord, die vielleicht niemand jemals mehr erreichen wird.

Trotz des sich übrigens noch steigernden Kults, zu dessen Objekt er von den Besten der Welt der Musik gemacht wurde, erreichte und erreicht der Ruhm Celibidaches beim Volk nicht den von Karajans und auch nicht den vieler

anderer Dirigenten, die es nicht verdienen, neben ihn und seinen Feind gestellt zu werden. Die Wurzel hierfür liegt in Celibidaches beharrlicher und radikaler Ablehnung der mechanischen Wiedergabe des künstlerischen Werks, mit einem Wort, der Welt der Schallplatte und folglich der Massenkommunikationsmittel.

Celibidache ließ keine Schallplatten aufnehmen, da er sie als Einfrieren, als tote Imitation einer lebendigen Wirklichkeit der musikalischen Aufführung ansah, die wiederum aus dem Zusammenwirken von Interpreten und Publikum als gemeinsamer Lebensakt hervorquillt und nur hier und jetzt Gültigkeit besitzt. Für die Konsequenz, mit der diese Entscheidung umgesetzt wurde, können wir nur Bewunderung empfinden. Auf der praktischen Ebene können wir nur bedauern, daß die aristokratische Isolierung Celibidaches uns die einzigen möglichen dauerhaften Zeugnisse seiner Kunst vorenthalten hat. Allerdings sind bereits zahlreiche (nicht autorisierte) Aufnahmen seiner Konzerte im Umlauf, und sie werden immer größere Verbreitung finden: hoffentlich läßt ihre technische Qualität den Aufführungen Gerechtigkeit widerfahren. Wer weiß, ob die Aufnahmen für diejenigen, die mehrmals in dem Saal sein konnten, in dem der Maestro dirigierte, Trost oder Anlaß zur Trauer sein werden.

Es sei mir gestattet, mit einer persönlichen Betrachtung zum Abschluß kommen. Die starke Kontraposition zwischen von Karajan und Celibidache bezieht sich, ich wiederhole, auf den Charakter und die musikalische Vision (in deren Hinsicht die beiden das extreme und höchste Ergebnis der europäischen Tradition sind), Technik und Statur. Schaut man sich die Dinge von oben und mit der Hilfe der Zeit an, wird man entdecken, daß mit Ausnahme der in der Nichtwiederholbarkeit derartiger Persönlichkeiten begründeten Unterschiede die gemeinsamen Aspekte die trennenden bei weitem überwiegen. Am Orte meiner mythologischen Vorstellungen sind von Karajan und Celibidache mit Johannes von Pannonien und Aurelian verschmolzen. Die *Theologen* in einer der unvergeßlichen Erzählungen des *Aleph* von Borges. Der zweite haßt insgeheim den ersten; während er ihn in der Lehre bekämpft, gelingt es ihm als altem Mann, den anderen alten Mann auf den Scheiterhaufen zu verbannen; bei einem Brand fällt er dem gleichen Tod anheim. »Das Ende der Geschichte ist nur in Metaphern zu beschreiben, denn es geschieht im Reiche der Himmel, wo es Zeit nicht gibt. Man könnte vielleicht behaupten, Aurelian habe mit Gott gesprochen, doch dieser interessierte sich so wenig für religiöse Divergenzen, daß er ihn für Johannes von Pannonien hielt. Dies führte allerdings dazu, den göttlichen Geist der Verwirrung zu bezichtigen. Richtiger ist es zu sagen, daß Aurelian im Paradies wußte, daß er und Johannes von Pannonien (orthodox und häretisch, verabscheuend und verabscheut, Ankläger und Opfer) für den unergründlichen Gott ein und dieselbe Person waren«.



Il direttore d'orchestra Sergiu Celibidache, morto l'altro ieri a 84 anni

La morte del direttore d'orchestra d'origine rumena.

L'amore per Beethoven, l'avversione per le incisioni

Celibidache, l'antidivo della grande musica

Daniele Spini

PARIGI. I funerali di Sergiu Celibidache, il grande direttore d'orchestra morto l'altro ieri a Parigi a 84 anni, si sono svolti ieri a Neuville-sur-Essonne (Francia centro-settentrionale). L'inumazione, avvenuta nel piccolo cimitero del paesino dove Celibidache aveva una proprietà, è stata preceduta da una cerimonia alla quale hanno partecipato pochi parenti e amici. Rendendogli omaggio, il quotidiano «Le monde» ha scritto che Celibidache «era un mito vivente. Rappresentava l'integrità musicale di fronte ai "mercanti del tempio" che corrodono il mondo della musica».

In un'epoca in cui il valore di un artista si misura sulla sua risonanza nei mass media Sergiu Celibidache andava decisamente controcorrente. La sua invincibile avversione ai dischi restringeva i suoi ammiratori fra i collezionisti di registrazioni «pirata». L'incontentabilità quasi maniacale della sua ricerca di perfezione sfiorava il capriccio: non c'era sala che lo soddisfacesse per l'acustica, non c'era orchestra che gli garantisse un numero di prove sufficiente, di opera nemmeno a parlarne perché non gli pareva possibile un'intonazione corretta dell'insieme. Un antidivo (per qualcuno soprattutto un anti-Karajan), capace però proprio per questo di farsi avvolgere da un'aura quasi mitica: quanto più era difficile ascoltarlo, tanto più si avvertiva il peso eccezionale delle sue interpretazioni, che con l'andare del tempo chiarivano sempre meglio la sua immagine di estremo, importantissimo rappresentante di un grandioso decadentismo. Un po' come per Benedetti Michelangeli, suo partner in pochi, favolosi concerti.

Forse per questo la nostra tv ne ha comunicato la scomparsa dando la raccapricciante impressione che nessuno avesse ben chiaro di chi si trattasse: ribattezzandolo su Televideo «Celi-

badache», con la «a», ed etichettandolo non meglio che come «musicista tedesco» (di «origine russa», ha precisato il Tg3 della notte). Del resto, viva gli addetti ai lavori: il «Dummi», autorevolissimo dizionario in dodici monumentali volumi, gli accordava nel 1985 in tutto sedici righe, meno della metà di quelle dedicate ad André Previn. Eppure Celibidache in Italia avremmo dovuto conoscerlo non meno che altrove, per i molti concerti negli anni Cinquanta-Sessanta, con quasi tutte le nostre principali orchestre; specialmente di quelle Rai, compresa la Scarlatti (del resto a Napoli Celibidache lasciò segni indimenticabili anche negli anni Ottanta, con i suoi Filarmonici di Monaco: tanto più si lamenta il brutto pasticcio che quattro anni fa impedì un suo concerto a Salerno). E anche per i corsi di direzione d'orchestra, a Siena e a Bologna.

Nato in Romania nel 1912, aveva completato la sua formazione alla Hochschule di Berlino, accrescendo un già imponente medagliere accademico con la laurea in musicologia all'università (tesi su Josquin Desprès). Alla solidità e all'ampiezza, leggendarie, della preparazione tecnica e della cultura Celibidache univa la forza poetica di un talento fra i più pronunciati e personali. Nell'immediato dopoguerra, quando la parabola storica del grande interprete si preparava a toccare il suo punto più alto identificandosi proprio con la figura del direttore d'orchestra, il giovane Celibidache sembrò entrare di prepotenza nell'Olimpo dei massimi quando fu nominato direttore della Filarmonica di Berlino, succedendo dal 1945 al '52 a Furtwängler provvisoriamente epurato. Alla morte di questi, nel 1954, l'arrivo di Karajan spezzò il rapporto di Celibidache con la Filarmonica (si sarebbero ritrovati solo dopo quasi quarant'anni, scomparso anche Karajan). La carriera di Celibidache si espanse allora sul piano internazionale, pagando però sempre un certo scotto al suo rifiuto di ogni com-

promesso, alla tenace difesa della sua indipendenza morale di artista.

Dopo presenze importanti alla testa di orchestre come quelle della Radio di Stoccarda e della Radio Svedese, e per breve tempo della London Symphony (ma per grande che fosse il suo prestigio i complessi più famosi potevano avere qualche problema a legarsi con un direttore che non incidere dischi), approdò nel 1979 all'Orchestra dei Filarmonici di Monaco, che è rimasta la sua fino all'ultimo, in un rapporto praticamente esclusivo da parte di lui. Con i Filarmonici, nel nuovo auditorium di Gastein, Celibidache estremizzò la sua ansia di perfezione: prove lunghissime, spietatamente meticolose, fino a ottenere una precisione assoluta dell'esecuzione, un suono poderoso, lucente ma anche morbido e ricchissimo di sfumature che attestavano un'intesa totale, con altri ineguagliata.

Controllo granitico e severità implacabile erano funzionali a un disegno esecutivo che fondava un virtuosismo tanto più prodigioso quanto meno spiegabile con la concisione e la parsimonia del suo gesto personalissimo, e uno scavo analitico, degno del musicista formidabile e feratissimo come dell'interprete geniale, sensibile fino alla morbosità. Le interpretazioni di Celibidache erano insieme ciclopiche e duttili, nobili e coinvolgenti, lucidamente consapevoli del grande disegno formale e attente a sottolineare il significato espressivo di ogni minimo fatto musicale. In un repertorio circoscritto quantitativamente ma esteso da Bach a Verdi, da Beethoven a Villa-Lobos, Celibidache trovava perciò i confronti più felici nel grande sinfonismo fra Otto e Novecento: specialmente in autori come Bruckner, di cui forse fu l'interprete più autorevole e fascinoso, Brahms, Debussy. Il lascito imponente e finora semisegreto delle sue registrazioni potrà domani avere una diffusione sufficiente a rendere giustizia a questo ultimo grande di una stagione di grandi.

IL MATTINO, SAMSTAG, 17. August 1996

Zum Tod des großen rumänischen Dirigenten

Liebe zu Beethoven, Abneigung gegen Aufnahmen

**Celibidache, der Antistar
der großen Musik**

Daniele Spini

PARIS. Sergiu Celibidache, der große Dirigent, der vorgestern im Alter von 84 Jahren in Paris verstarb, wurde gestern in Neuville-sur-Essonne (nördliches Mittelfrankreich) beigesetzt. Der Beerdigung auf dem kleinen Friedhof des Dörfchens, in dem Celibidache einen Landsitz hatte, ging eine Zeremonie voraus, an der nur wenige Verwandte und Freunde teilnahmen. Die Tageszeitung "Le Monde" schrieb in ihrer Hommage, Celibidache »war ein lebender Mythos. Er vertrat die musikalische Integrität gegenüber den "Händlern des Tempels", die die Welt der Musik korrodieren«.

In einer Zeit, in der der Wert eines Künstlers an seiner Resonanz in den Massenmedien gemessen wird, schwamm Sergiu Celibidache entschlossen gegen den Strom. Seine unüberwindbare Abneigung gegen Schallplatten zwang seine Bewunderer, zu Sammlern von "Piratenaufnahmen" zu werden. Die fast manische Nichterfüllbarkeit seines Strebens nach Perfektion nahm geradezu kapriziöse Formen an: es gab keinen Saal, dessen Akustik ihn zufriedenstellte, es gab kein Orchester, das ihm eine ausreichende Anzahl von Proben gewährte, ganz zu schweigen von den Werken, denn eine richtige Gesamtintonation erschien ihm als nicht möglich. Ein Antistar (für manche vor allem ein Anti-Karajan), der sich jedoch gerade deshalb mit einer fast mythischen Aura umgeben konnte: je schwieriger es war, ihm zuzuhören, desto mehr spürte man das außergewöhnliche Gewicht seiner Interpretationen, die im Laufe der Zeit sein Bild als extremer und eminent wichtiger Vertreter eines grandiosen Dekadentismus immer deutlicher in Erscheinung treten ließen. Ein wenig wie bei Benedetti Michelangeli, der in einigen großartigen Konzerten sein Partner war.

Vielleicht ist dies der Grund, warum unser Fernsehen bei der Bekanntgabe seines Ablebens den schaudererregenden Eindruck vermittelte, daß niemand genau geklärt hatte, um wen es sich handelte: in Televideo wurde er in "Celibadache" mit "a" umbenannt und als "deutscher Musiker" bezeichnet - ("russischer Herkunft", wie in der Nachtausgabe des Telegiornale in RAI 3 präzisiert wurde). Auch sonst ein Hoch auf die Fachleute: das sehr angesehene, zwölfbändige "Dizionario Universale del Mondo della Musica" widmete ihm

1985 insgesamt sechzehn Zeilen, weniger als die Hälfte des André Previn zugestandenen Textes. Dennoch hätten wir Celibidache in Italien nicht weniger als anderswo kennen müssen, denn er hatte in den 50er und 60er Jahren mit fast all unseren wichtigen Orchestern insbesondere denen der RAI, einschließlich Scarlatti Konzerte gegeben (außerdem hinterließ Celibidache in Neapel mit seinen Münchner Philharmonikern unvergeßliche Spuren: um so mehr werden die Mißstände beklagt, die vor vier Jahren seinen Auftritt in Salerno verhinderten). Und auch wegen der Dirigentenkurse, die er in Siena und in Bologna gehalten hat.

Er wurde 1912 in Rumänien geboren, beendete seine Ausbildung an der Berliner Hochschule und krönte seine bereits zahlreichen akademischen Auszeichnungen mit einem Universitätsabschluß in Musikwissenschaften (mit einer Arbeit über Josquin Despres). Die legendäre Solidität und Breite seiner Fachkenntnisse und Kultur vereinte Celibidache mit der poetischen Kraft eines der herausragendsten und persönlichsten Talente. In der Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, als die historische Parabel des großen Interpreten sich ihren Höhepunkt zu erreichen und sich wirklich mit der Figur des Dirigenten zu identifizieren anschickte, schien der junge Celibidache, als er zum Dirigenten der Berliner Philharmoniker ernannt wurde und von 1945 bis '52 den verläufig verdrängten Furtwängler ablöste, unaufhaltsam in den Olymp der Größten einzudringen. Nach dessen Tod 1954 führte das Auftreten von Karajans zum Bruch der Beziehungen zwischen Celibidache und den Philharmonikern (sie fanden sich erst fast vierzig Jahre später wieder zusammen, nachdem auch von Karajan verstorben war). Nun erreichte die Karriere Celibidaches internationales Ausmaß, er zahlte jedoch stets einen gewissen Tribut für seine Verweigerung jeglichen Kompromisses und für die zähe Verteidigung seiner künstlerischen Unabhängigkeit.

Nach wichtigen Stellen als Dirigent von Orchestern wie dem des Südfunks Stuttgart, dem des Schwedischen Rundfunks und kurze Zeit des London Symphony Orchestra (so groß sein Ansehen auch war, so konnten die berühmtesten Orchester doch Probleme damit bekommen, sich an einen Dirigenten zu binden, der kleine Platten aufnahm), kam er 1979 zu den Münchner Philharmonikern, die bis zuletzt in einer von seiner Seite aus praktisch exklusiven Beziehung dirigierte. Mit den Philharmonikern führte Celibidache in dem neuen Auditorium sein Streben nach Perfektion bis ins Extreme: sehr lange, unerbittlich genaue Proben, bis eine absolute Präzision der Ausführung und ein gewaltiger, klarer, aber auch weicher und sehr facettenreicher Klang erreicht waren, die ein vollkommenes, von niemandem erreichtes Verstehen bezeugten.

Die kompromißlose Kontrolle und die unnachgiebige Strenge dienten einem Ausführungskonzept, das eine ebenso erstaunliche wie unerklärliche Virtuosität mit der Gedrängtheit und Sparsamkeit seiner sehr persönlichen Geste und einem analytischen Tiefgang verschmelzte, der dem außergewöhnlichen und bewanderten Musiker wie dem genialen, bis zur Morbosität sensiblen Interpreten würdig war. Celibidaches Interpretationen waren zyklisch und

geschmeidig, luzide des großen formellen Plans bewußt und zugleich darauf bedacht, die expressive Bedeutung jedes noch so kleinen musikalischen Fakts hervorzuheben. In einem quantitativ begrenzten, aber von Bach bis Verdi, von Beethoven bis Villa-Lobos reichenden Repertoire fand Celibidache deshalb die glücklichsten Auseinandersetzungen in dem großen Symphonismus zwischen dem 19. und dem 20. Jahrhundert: vor allem bei Autoren wie Bruckner, dessen vielleicht maßgebendster und faszinierendster Interpret er war, Brahms und Debussy. Das stattliche, bisher noch halb geheime Vermächtnis an Aufnahmen wird morgen eine Verbreitung finden können, die diesem letzten Großen einer Epoche der Großen Gerechtigkeit widerfahren lassen wird.

Bildunterschrift: Der Dirigent Sergiu Celibidache, der gestern im Alter von 84 Jahren verstarb

Obituary

Sergiu Celibidache; Former Munich Philharmonic Leader

From Times Staff and Wire Reports

PARIS—Sergiu Celibidache, a Romanian-born conductor, composer and former director of the Munich Philharmonic, has died in exile at 84, the Romanian Embassy said.

Celibidache, who wrote four symphonies, a piano concerto and several suites, died in Paris on Wednesday. He had a heart condition and recently canceled concerts because of frail health.

Bucharest radio interspersed regular programming with Celibidache's compositions and a recording of him conducting Johann Strauss' "Tales From the Vienna Woods."

A director of the Munich Philharmonic since 1979, Celibidache built a name for himself for refusing to visit sound studios because he opposed recording music.

"You cannot press the sublime mystique of music," he once said, "into something that resembles a pancake."

Few recordings of his early work exist.

He also taught at Mainz University in Germany, where he lived before moving to Paris several years ago.

Under his leadership, the Munich Philharmonic gained international fame, touring—albeit rarely—Japan, the United States and Eastern Europe.

German President Roman Herzog, in a condolence message to Celibidache's widow, Joana, called him a genius, a "gifted musician and a great conductor."

"His interpretations of the great works of musical history were exemplary," Herzog said. "He led the Munich Philharmonic to world fame, and the audiences thanked

him with their great love."

Celibidache brought the orchestra to Los Angeles in 1989 for performances at the Dorothy Chandler Pavilion and UCLA's Royce Hall. He impressed former Times music critic Martin Bernheimer then as "effusive, witty, charming, richly expressive and decidedly outspoken" with "an almost Falstaffian command of his audience."

"Celibidache," the critic wrote, "does not bore the listener."

The conductor was born in 1912 in the northeastern town of Roman. He started as a dancer and dance teacher before learning to play the piano.

He left Romania in 1936 to study music and composition in Berlin, where he played the piano in a jazz bar to make a living.

In 1945, he was appointed the first conductor of the Berlin Philharmonic, where he became known for his tempestuous style.

Celibidache had great success under the Communist regime in Romania, when he came back to direct the Bucharest Philharmonic Orchestra in the 1970s and early '80s.

Later, Romanian dictator Nicolae Ceausescu, known for his aversion to the arts, refused to let Celibidache perform in his native land, prompting Celibidache to say, "How can I be tranquil and make music and [conduct an] orchestra among foreigners, but not in my own country?"

After the collapse of communism in 1989, Celibidache was made honorary director of the Bucharest orchestra.

Los Angeles Times, Samstag, 17. August 1996

Nachruf

Sergiu Celibidache; früherer Leiter der Münchner Philharmoniker

PARIS - Sergiu Celibidache, Dirigent und Komponist rumänischer Herkunft und früherer Direktor der Münchner Philharmoniker, ist im Alter von 84 Jahren im Exil verstorben, so die rumänische Botschaft.

Celibidache, der vier Sinfonien, ein Klavierkonzert und mehrere Suiten komponierte, starb am Mittwoch in Paris. Aufgrund eines Herzleidens hatte er in jüngster Vergangenheit bereits einige Konzerte abgesagt.

Radio Bukarest unterbrach das reguläre Programm und spielte Kompositionen von Celibidache und eine seiner Aufnahmen von Johann Strauß' "Geschichten aus dem Wienerwald."

Seit 1979 Direktor der Münchner Philharmoniker, hatte sich Celibidache einen Namen gemacht, weil er sich gegen Studiotermine verwehrt, da Musik seiner Meinung nach nicht zum Aufnehmen da war.

So sagte er einmal: "Die sublime Mystik der Musik läßt sich nicht in etwas pressen, das wie ein Pfannkuchen aussieht." Es gibt allerdings ein paar Aufnahmen seines frühen Werks.

Zudem unterrichtete er an der Universität Mainz, wo er lebte, bevor er vor einigen Jahren nach Paris zog.

Auf den leider zu seltenen Konzertreisen durch Japan, die Vereinigten Staaten und Osteuropa führte er die Münchner Philharmoniker zu Weltruhm.

In einem Kondolenzschreiben an seine Witwe Joana bezeichnete ihn der deutsche Bundespräsident Roman Herzog als Genie, als einen "begnadeten Musiker und einen großen Dirigenten."

"Seine Interpretationen der großen Werke der Musikgeschichte sind vorbildhaft", sagte Herzog. "Er hat die Münchner Philharmoniker zu Weltruhm geführt, und das Publikum hat es ihm mit seiner Verehrung gedankt."

1989 brachte Celibidache das Orchester zu Aufführungen im Dorothy Chandler Pavilion und der Royce Hall der UCLA nach Los Angeles. Damals beeindruckte er den früheren Musikkritiker der Times, Martin Bernheimer, als "überschwenglich, geistreich, charmant, extrem ausdrucksstark und direkt" mit "einer nahezu falstaffischen Kenntnis seines Publikums."

"Celibidache", so der Kritiker, "langweilt seine Zuhörer nicht."

Der Dirigent wurde 1912 in der nordöstlichen Stadt Roman geboren. Er begann als Tänzer und Tanzlehrer, bevor er das Klavierspiel erlernte.

Im Jahre 1936 verließ er Rumänien, um in Berlin Musik und Komposition zu studieren, wo er sich in einem Jazzlokal als Pianist seinen Lebensunterhalt verdiente.

1945 wurde er zum Chefdirigenten der Berliner Philharmoniker ernannt und wurde dort für seinen ungestümen Stil bekannt.

Celibidache hatte großen Erfolg unter dem kommunistischen Regime in Rumänien, als er zur Leitung des Bukarester Philharmonieorchesters in den 70er und frühen 80er Jahren zurückkehrte.

Als der rumänische Diktator Nicolae Ceausescu, bekannt für seine Abneigung gegen die Künste, Sergiu Celibidache später Aufführungen in seinem Heimatland verwehrte, äußerte sich Celibidache wie folgt: "Wie kann ich heiter sein, Musik machen und ein Orchester unter Fremden leiten, wenn mir dies in meiner Heimat nicht gestattet ist?" Nach dem Zusammenbruch des Kommunismus 1989 wurde Celibidache zum Ehrendirektor des Bukarester Orchesters ernannt.



セルジュ・チェリビダッケ氏

(ルーマニア出身の指揮者) ルーマニアからの報道などによる

と、14日パリで死去、84歳。12年、ルーマニア東部の生まれ。45年以來、ベルリン・フィルハーモニー管弦楽団の指揮台に立ったが、55年、同楽団常任指揮者の座をカラヤンと争って敗れた。その後、フランス国立管弦楽団音楽監督、シュツットガルト放送交響楽団常任指揮者などを歴任、79年からミュンヘン・フィルハーモニー管弦楽団の常任指揮者を務めていた。徹底した完全主義者で、録音を嫌ってレコード、CDをほとんど発表しなかったため、「伝説的指揮者」と呼ばれた。77年以來、数回来日している。(パリ=時事、写真はAP)



幻の指揮者 チェリビダッケ氏死去

【ワイー】ン支局15日「アカレ」目「アカレ」ストからの

報道によると、現代指揮界の巨匠で、ミュンヘン・フィルハーモニー管弦楽団首席指揮者のセルジュ・チェリビダッケ氏が十四日夜、パリの自宅で死去した。八十四歳。死因は明らかにされていない。十六日、パリで埋葬される予定。ルーマニア生まれ。ドイツのベルリン音楽院、ベルリン大学で学び、第二次大戦後、追放中のフルトベングラーに代わって、ベルリン・フィルの常任指揮者に就任し、再建に尽力。一九五五年、カラヤンの常任指揮者就任とともにベルリン

1996年(平成8年)8月16日(金曜日)

言

言

余

聞

から離れた。その後、フランス国立管弦楽団の音楽監督を務めるなど各国を客演し、七九年からミュンヘン・フィル首席指揮者。

妥協を知らない完全主義者として知られ、録音を嫌い、レコード、CDをほとんど発表しなかったため「幻の指揮者」とも呼ばれた。日本には七七年、読売日響を指揮するため初来日、その後数回来日している。

二か月前、ミュンヘンで指揮したのを最後に、体調を崩してコンサートをやキャンセルしていた。

音楽評論家・藤田由之氏の話「オーケストレーションが優れた曲しか指揮せず、作品を徹底的に分析して彼でしか作れない響きを追求した。まれにみる指揮者でした」

Aus: Nihon Keizai Shimbun, 16.08.1996 (Freitag)

Presseberichten aus Rumänien zufolge ist Sergiu Celibidache (Dirigent aus Rumänien) am 14.08.1996 im Alter von 84 Jahren in Paris verstorben. Er wurde im Jahre 1912 im östlichen Teil Rumäniens geboren. Seit 1945 stand er am Dirigentenpult des Berliner Philharmonieorchesters, aber im Jahre 1955 stritt er mit Karajan um den Posten eines regulären, ständig angestellten Dirigenten bei demselben Orchester, war aber Karajan unterlegen. Danach war er u.a. Leiter des Französischen Nationalorchesters (Staatsorchesters)* und Chefdirigent des Stuttgarter Rundfunk-Sinfonieorchesters. Seit 1979 arbeitete er als Chefdirigent des Münchner Philharmonieorchesters. Da er ein gründlicher Perfektionist war und Musikaufnahmen derart verabscheute, sodaß er kaum CDs und Schallplatten veröffentlichte, wurde er „legendenhafter Dirigent“ genannt. Seit dem Jahre 1977 besuchte er mehrere Male Japan. (Paris = Aktualitäten, Bilder = AP)

Aus: Yomiuri Shimbun, 16.08.1996 (Freitag)

Der geisterhafte Dirigent.

Celibidache ist tot.

(15.08., Zweigbüro Wien)

Laut den Presseberichten aus Bukarest ist der Maestro (Meister)* der gegenwärtigen Dirigentenwelt, der Dirigent des Münchner Philharmonieorchesters Sergiu Celibidache in seinem Haus in Paris im Alter von 84 Jahren am 14.08.1996 verstorben. Die Todesursache ist nicht bekanntgegeben worden. Er wird voraussichtlich am 16.08. in Paris beerdigt.

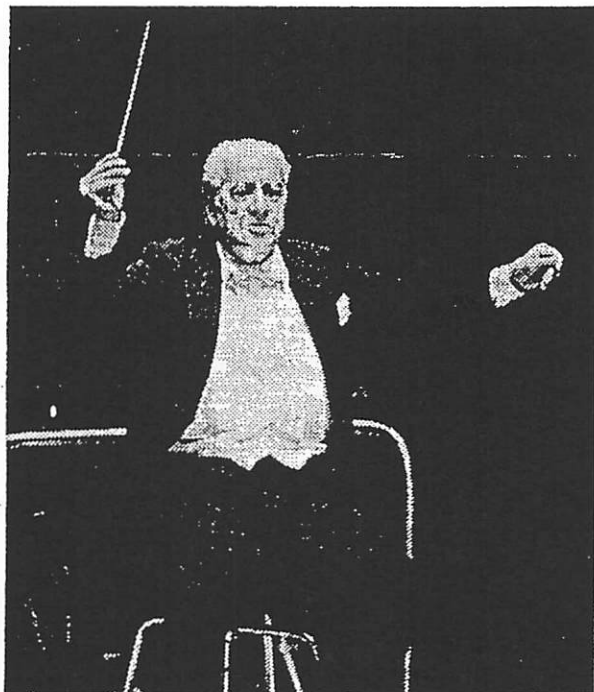
Geboren in Rumänien. Er studierte an dem Berliner Musikinstitut und an der Berliner Universität; nach dem 2. Weltkrieg wechselte er den sich im Exil befindlichen Furtwängler ab und wurde regulärer Dirigent der Berliner Philharmonie, wobei er sich dessen Wiederaufbau völlig verschrieb. Im Jahre 1955 verließ er gleichzeitig mit dem Amtsantritt von Karajan als regulärem Dirigent die Stadt Berlin. Danach arbeitete er u.a. als Musikleiter des Französischen Nationalorchesters und gab Gastvorstellungen in vielen Ländern. Seit 1979 war er Chefdirigent der Münchner Philharmonie.

Er war als kompromissloser Perfektionist bekannt, der Musikaufnahmen verabscheute, und da er aus diesem Grunde kaum CDs oder Schallplatten veröffentlichte, nannte man ihn den „geisterhaften Dirigenten“. Im Jahre 1977 kam er das erste Mal nach Japan, um das Yomiuri Japan Sinfonieorchester zu dirigieren. Vor zwei Monaten dirigierte er ein letztes Mal in München, danach verschlechterte sich sein Gesundheitszustand so rapide, daß er weitere Konzerte absagen mußte. Der Musikkritiker Yunosuke Fujita berichtet folgendes:

„Er hat nur Musikstücke aufführen lassen, die eine außergewöhnlich hervorragende Instrumentierung besaßen; außerdem hat er jedes Werk sehr gründlich analysiert, wobei er einen Klang verfolgte, den nur er hervorbringen konnte. Ein mit außergewöhnlichen und seltenen Gaben versehener Dirigent.“

金子 建志

チ^エリビダ^ツケ氏を悼む



イスに座ってミュンヘン・フィルを指揮する
チェリビダッケ氏（1990年10月の来日公演で）



1990年10月

レコード録音を認めない
せいもあるって、実演を聴く
しか接する手立てがないた
め、我が国では、長い間「カ
ラヤンとベルリン・フィル
のシェフの座を争った幻の
巨匠」のままだったが、77
年に初来日。特に、79年か

てしまったのは残念だが
それを体験できたことに
感謝しつつ、冥福を祈り
たい。

（音楽評論家・指揮者）
☆チェリビタツケ氏は14
日、パリで死去、84歳。

が、実演を通じて示してくれた高みは明らかな事実であつたし、忘れることのできない鮮烈な記憶として残っている。もはや、それに接することが不可能になつ

そうした諸刃の剣のような魔力こそはチェリビタツケの芸術の本質の部分だったのだ。

つもりで来た臆き手を、その先入観ごと丸呑みにしてしまいかねないブラック・ホールのように強力な磁場があった。それが常に、あの星の反発を召いていた。

曲という鏡を通して、聴き手自身の認識を試されているような怖さも増大した。

Aus: Mainichi Shimbun, 19.08.1996 (Montag)

Ein faszinierender Dirigent, der seine Zuhörer verschlingt.

Trauer um Celibidache

Kenji Kaneko

(Unter dem Bild)

Celibidache, der auf einem Stuhl sitzend die Münchner Philharmonie dirigiert.

(bei der Aufführung im Oktober 1990)

Der im Jahre 1912 in Rumänien geborene große Dirigent Celibidache ist verstorben. In den letzten Jahren zog er sich aufgrund der gesundheitlichen Schwächung durch sein hohes Alter verschiedene Knochenbrüche zu, ihm wurde ein Herzschrittmacher eingepflanzt, aber während sich seine zahlreichen Fans noch sorgten, kehrte er, als ob er unsterblich wäre, als ein Phönix aus der Asche an sein Dirigentpult zurück. Im Juli wurde er 84 Jahre alt und es war geplant, daß er im Januar den „Helden“ dirigieren und Ende September bei den Brückner Festen in Linz dirigieren sollte. Sehr schade, daß dies nun nicht mehr stattfinden konnte.

Die Tatsache, daß es keine Musikaufzeichnungen von ihm gab, und daß man nur als Zuhörer seiner Vorstellungen in den Genuß seiner Musik kam, führte dazu, daß man ihn in Japan über eine lange Zeit hinweg nur als den geisterhaften Maestro der Berliner Philharmonie kannte, der mit Karajan im Streit um den regulären Posten lag, bis er im Jahre 1977 das erste Mal nach Japan kam.

Besonders seit dem Jahre 1979, also in dem Zeitraum, als er Musikleiter der Münchner Philharmonie war, besuchte er noch viermal Japan. Da im letzten Jahr Bildmaterial mit Ansichten seiner Proben und Lifeaufnahmen freigegeben worden sind, besteht nun die Möglichkeit, mit anderen Dirigenten auf derselben Arena zu diskutieren, und man kann das Mysterium seiner Kunst in einem erheblichen Ausmaß begreifen.

Die dadurch deutlich gewordene Ästhetik ist nicht im mindesten sonderbar. Wie schon in der Aussage „Karajan sei wie Coca Cola“ deutlich wird, ist es Tatsache, daß es spitze und bissige Bemerkungen gab, aber es sieht tatsächlich so aus, als ob in dieser Musiksicht vielmehr der Ausgangspunkt einer Handlung - nämlich ein Konzert - als natürlichste Sache der Welt behauptet wird. Es gleicht den Äußerungen eines Koches, der dem Geheimnis des Sushi auf der Spur ist. „Was ist schon ein Kaiten Sushi?“ Während der Lieferung frei Haus verliert sich der wahre Geschmack. Will man ein wahres Sushi genießen, sollte man in ein Restaurant gehen und die von Hand hergestellten Sushi essen.“

** Kaiten Sushi: Sushi sind Reiseröllchen mit Fisch etc. Hier wird ein rundes Laufband gemeint, von dem sich die Kunden die Teller mit Sushi herunternehmen können. Fabrikmäßig.

Sollte dies die tatsächliche Vorstellung zu betreffen, dann scheint dies auf den ersten Blick te klar zu sein. Der Dichtegrad und der wie ein Seidenfaden gespannte Druck waren nicht wie gewöhnlich. Vergleicht man dies einfach mit der Vollkommenheit als Klang, so kann dieses Konzert mit einem ziemlich nahen Level auch von anderen Dirigenten am eigenen Leib erfahren werden, aber die restlichen 5% sind anders. Besonders der reine Klang bei den niedrigen (schwachen)* Tönen und die winzige Schattierung der Farbgebung, die sich wie Wolken einer Mondnacht verändern, führen dazu, daß man meint, eine Musik aus einer anderen Dimension zu hören. Auch wenn sich die technische Kunst der Wiedergabe noch so sehr entwickelt, gerade dies kann nicht noch einmal wiedergegeben werden; es ist eine Musik, die nur

von Menschen, die sich gemeinsam in einem RAUM und in einer ZEIT befinden, erfahren und erinnert werden kann. Gerade weil es notwendig war, daß auch die Musiker sich damit einverstanden erklärten, wurde viel Zeit für die Proben aufgebracht.

Da in seinen späten Jahren das langsame Tempo, also ein „superlangsames Fortschreiten“, in seinen Stücken vorherrschte, erhöhte sich die Zahl der unerwarteten Entdeckungen und Überraschungen bei den lehrhaften Konzerten. Wie bei Bruckner konnte man einen Höhepunkt erleben, als ob man aus dem Universum auf die Erde herabschauen würde. Aber auf der anderen Seite nahm aber auch der Schrecken zu, daß durch die einzelnen Stücke die Wahrnehmung der Zuhörer direkt verschlungen wurden.

Je nach Voreingenommenheit der Zuhörer, die die Werke angeblich begriffen hatten, wurden sie direkt verschlungen und von einem riesigen Magneten wie das schwarze Loch angezogen. Sicherlich ist es dann in diesem Sinne auch zu Rückschlägen gekommen. Gerade dieser Zauber eines zweiseitigen Schwertes war ein substantieller Bestandteil der Kunst des Celibidache.

Jedenfalls ist die von Celibidache bei seinen Aufführungen gezeigte Größe eine Tatsache und bleibt unvergessen als frische Erinnerung zurück.

Es ist nur bedauerlich, daß es unmöglich geworden ist, noch einmal in seine Nähe zu kommen, und ich möchte mich bedanken, daß ich seine Musik direkt erleben durfte und möchte für sein Glück in der ewigen Seeligkeit beten.

(Musikkritiker - Dirigent)

Celibidache ist am 14.08.1996 in Paris in einem Alter von 84 Jahren verstorben.

Gânduri... gânduri • Gânduri... gânduri • Gânduri... gânduri

lată câteva gânduri exprimate de personalități ale vieții muzicale din România, precum și aprecierile France Presse în ziua în care a dispărut unul dintre marii muzicieni români, dirijorul Sergiu Celibidache.

Dirijorul Răzvan Cernat: "Am avut marea şansă de a fi alături de maestrul Celibidache, la Bologna, în 1972, și la Paris, în 1974. Erau două



dintre citadelele celebre în care domnia sa ținea lecții practice de dirijat și, la care, bineînțeles, audiența era selectată cu grijă. Ce să spun, acum, când am aflat trista veste a trecerii în neființă a unuia dintre marii muzicieni români? Că dirijorul Sergiu

Celibidache - dirijor și pedagog - nu poate fi comparat cu nimeni. Dacă-i înțelegeai adâncul vorbelor sau sensurilor muzicii pe care o clădea - erai în om fericit".

Criticul muzical Dumitru Avakian: "Pentru muzica românească este mai mult decât un muzician-interpret. Este figura gânditorului, a filozofului, a celui care deschide căi noi privind orientarea în domeniul muzicii. Muzica observată, constituită și redată în firescul desfășurării evenimentelor muzicale, a gândirii specific muzicale - aceasta este marea lecție pe care Celibidache ne-a dat-o și pe care ne străduim să o învățăm".

Dirijorul Iosif Conta: "Sergiu Celibidache a trecut prin moarte, în



rândul dirijorilor nemuritori ai acestui secol. Tot ce alcătuiește marele

său repertoriu, și cum a fost interpretat, îi stabilește rolul și locul în istoria muzicii - ca o personalitate distinctă. Păcat că pentru aleșii soartei în muzică, moartea vine nechemată și ntotdeauna prea repede. A fost o făclie pe pământ. Să fie și în ceruri".

Compozitorul Adrian Iorgulescu, președintele Uniunii Compozitorilor și Muzicologilor: "Moartea lui Sergiu Celibidache ne mănnește, ne îndurerează. Uniunea Compozitorilor și Muzicologilor, întreaga noastră breaslă, îi aduce un profund omagiu. Pentru că și-a iubit țara, cu ultimele sale puteri a dorit să și-o revadă, iar lecția lui de muzică înseamnă cea mai profundă pledoarie pentru adevărul artei, pentru înțelepciune. Prin moartea lui Sergiu Celibidache, România pierde un mare muzician, fără de care nu se poate scrie istoria vieții artistice internaționale din ultimele decenii. Suntem alături de familia doamnei sale și niciodată nu vom uita prelegerile maestrului care însemnau muzică, filozofie, fenomenologie estetică, istorie, adică mesajul unei puternice personalități".

Dirijorul Horia Andreescu: "Prin dispariția lui Sergiu Celibidache a plecat de lângă noi un mare muzician, un mare om, un mare gânditor al muzicii în acest sfârșit de secol. Ne-a rămas drept conduită exemplară traiectoria sa de om prob aflat în slujba adevărului muzical".

Soprana Eugenia Moldoveanu, ministrul secretar de stat în Ministerul Culturii: "Vestea înțării din viață a marelui Celibidache

ne-a îndurerat. Este cumplit să știi că nu-l vei mai vedea niciodată dirijând, vorbind, explicând... Mai ales că

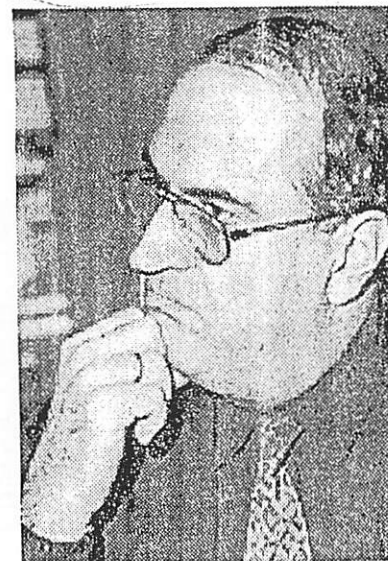


l-am așteptat în acest an la București, că toată suflarea iubitorilor de muzică aștepta evenimentul întâlnirii cu o mare orchestră simfonică - cea din Munchen, și cu unul dintre cei mai mari dirijori ai lumii - Sergiu Celibidache. În numele meu, în numele Ministerului Culturii, al tuturor colegilor de breaslă, nu pot decât să spun că această zi va fi greu de uitat, mai ales că cel ce era și <<directorul de onoare al Filarmonicii George Enescu>>, a dorit până-n ultima clipă să-și revadă țara".

Sergiu Celibidache a fost considerat ultimul mare dirijor legendar al acestui secol, scrie France Presse.

Campion al clarității și al unei fraze muzicale aerisite, acestui perfecționist al notelor îi plăcea adesea să spună: "Am scăpat păcatului de a confunda muzica cu sunetul. Nu nota aceasta sau cealaltă mă interesează, ci relația dintre ele". Însă caracterul

său intransigent și disprețul față de orice fel de zgomot mediatic, la fel ca și aversiunea pentru disc, l-au ținut la o oarecare distanță de restul compozitorilor, chiar dacă geniul său a sfârșit prin a fi recunoscut de toți. "De când există discul, nu mai există artiști", spunea Sergiu Celibidache. Pianistul Dan Grigore: "Societatea ProCelibidache anunță stingerea din viață a celui mai mare dirijor al acestui veac - maestrul Sergiu Celibidache. Sub semnul adevărului și al perfecțiunii, a dăruit semenilor clipe unice de bucurie întru muzică, a cărei traiectorie spre absolut nu a părăsit-o niciodată. Ne rugăm bunului Dumnezeu să-l odihnească în pace".



Gedanken zum Tode von Sergiu Celibidache

Aus "Actualitatea", Bukarest, 19.8.1996

Der Dirigent Razvan Cernat:

Ich hatte die große Chance, 1972 in Bologna und 1974 in Paris, in der Nähe des Maestro Celibidache zu sein. Es waren dies zwei der berühmten Hochburgen, wo der Maestro Dirigierkurse abhielt (...). Was könnte ich jetzt sagen, angesichts der traurigen Nachricht vom Tode eines der größten rumänischen Musikers? Daß der Dirigent und Pädagoge Sergiu Celibidache mit niemandem verglichen werden kann. Wer den tiefen Sinn seiner Worte oder seines Musizierens verstand, der war ein glücklicher Mensch.

Der Musikkritiker Dumitru Avakian:

Für die rumänische Musik ist Celibidache mehr als ein ausführender Musiker. Er ist der Denker, der Philosoph, derjenige, der neue Wege im Bezug auf die Betrachtung der Musik eröffnet (...)

Der Dirigent Iosif Conta:

Durch seinen Tod ging Sergiu Celibidache in die Reihe der unsterblichen Dirigenten dieses Jahrhunderts über. Sein großes Repertoire, seine Art die Musik auszuführen, zu vermitteln, all das läßt Celibidache als eine herausragende Persönlichkeit des Musiklebens erscheinen (...)

Der Komponist Adrian Iorgulescu, Vorsitzender des Komponisten- und Musikwissenschaftlervverbandes:

Der Tod von Sergiu Celibidache betrübt und schmerzt uns. Der Verband der Komponisten und Musikwissenschaftler, unsere ganze Zunft bringt Celibidache ein tiefes Hommage, weil er sein Land, das er mit seinen letzten Kräften wiedersehen wollte, geliebt hat und weil seine Musiklehre, das tiefste Plädoyer für die Wahrheit der Kunst, für die Weisheit bedeutet. Durch den Tod von Celibidache verliert Rumänien einen großen Musiker, ohne den das internationale Musikleben der letzten Jahrzehnte undenkbar ist (...). Wir werden die Vorlesungen des Maestro, welche Musik, Philosophie, Phänomenologie, Ästhetik, Geschichte, mit einem Wort die Botschaft einer herausragenden Persönlichkeit bedeuteten, niemals vergessen.

Der Dirigent Horia Andreescu:

Durch das Ableben von Sergiu Celibidache ist ein großer Musiker, ein großer Mensch und ein großer Denker des ausgehenden 20-Jahrhunderts von uns gegangen (...).

Die Sopranistin Eugenia Moldoveanu, Staatssekretärin im Kulturministerium:

Die Nachricht vom Tode des großen Celibidache schmerzte uns. Der Gedanke, daß man den Maestro nie wieder dirigieren, sprechen, erklären sehen wird, ist schrecklich... Voller Sehnsucht sahen die Musikliebhaber in Bukarest (in diesem Jahr) der Begegnung mit einem großartigen Sinfonieorchester (den Münchner Philharmonikern) und mit einem der größten Dirigenten der Welt - mit Sergiu Celibidache entgegen. In meinem Namen, im Namen all meiner Berufskollegen und im Namen des Kulturministeriums kann ich nur sagen, daß man diesen Tag schwer vergessen wird, zumal derjenige, der auch "Ehrendirektor der Bukarester Philharmonie "George Enescu">" war, sich bis zuletzt gewünscht hat, seine Heimat wiederzusehen.

Aus "Adevarul", Bukarest, 18.8.1996

Der Violinpädagoge Stefan Gheorghiu:

Der Tod von Sergiu Celibidache hat mich tief beeindruckt. Ich habe ihn vor 4-5 Jahren in München kennengelernt (...) Ich bat ihn nach Rumänien zu kommen und er sagte zu. Es kam, leider, nicht mehr dazu. Er war einer der großen Gelehrten, der großen Musiker der Welt. Sein Ableben bedeutet für die Musik, für uns alle einen schweren Verlust.

Münchener Merkur

80336 München

Auflage (lit. STAMM '96) in Tsd.: 6 216.0

(Sa: 248.5)

20.08.96



„Ein Musikerlebnis schlechthin“

Weit mehr als 100 Freunde und Bewunderer des verstorbenen Generalmusikdirektors der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, haben sich gestern im Rathaus in das dort aufgelegte Kondolenzbuch eingetragen. Auch noch am heutigen Dienstag besteht im Rathaussaal zwischen 10 und 14 Uhr die Möglichkeit, der Familie des Dirigenten das Beileid auszusprechen.

„Für mich war Celibidache das musikalische Erlebnis schlechthin“, erklärte Johannes Streicher seinen Eintrag ins Buch. Sichtlich bewegt erzählte der Musikkritiker aus Rom von seinen Besuchen bei den Philharmonikern unter dem Maestro: „Das war Orchesterklang, das waren Top-Inszenierungen. So etwas werden wir nie wieder genießen können.“ Ähnliches sagten auch Un-

terzeichner wie Christina und Manfred Heinze (Foto) aus Dresden.

An die Bedeutung Celibidaches für das Münchner Kulturleben soll nun auch öffentlich und sichtbar erinnert werden. Die CSU-Fraktion im Stadtrat hat deshalb bei Oberbürgermeister Christian Ude angeregt, eine repräsentative Straße nach dem Generalmusikdirektor zu benennen. bat

Der Wind hat sich gedreht

Die Pultstars sterben aus: Feiert der gute alte Kapellmeister ein Comeback?

VON THOMAS WÖRDEHOFF

Natürlich grämten sich die Überlebenden mit gravitätischer Trauer. Die Berliner Philharmoniker gedachten seiner – warum eigentlich? – «mit grosser Dankbarkeit», der Münchner Oberbürgermeister kam zwar nicht zur Beerdigung, verwies aber ergriffen auf den Verlust einer Künstlerpersönlichkeit, «wie es sie in einem Jahrhundert nur selten gibt».

Keine Frage, der Tod des Dirigenten Sergiu Celibidache hinterlässt eine Lücke. Kei-

ne pressungen kursieren. Diskret, aber gebannt äugt die Branche auf Celibidaches Sohn Serge, der mit den Münchner Philharmonikern die Rechte an der heissen Ware hält.

Mit einer «Celibidache-Edition» könnten die entsprechenden Plattenfirmen noch mal ein richtiges Fass aufmachen, der tote Rumäne wäre eine echte Herausforderung für jede Marketingabteilung. Noch einmal könnte der Mythos des Dirigenten als musikalischer Übervater aufgeschäumt werden: Würde man Sergiu Celibidache gegen den immer noch marktbeherrschenden Herbert von Karajan in Stellung bringen – der Erfolg wäre garantiert.

Denn mit Sergiu Celibidache hat sich nicht nur ein grosser Dirigent aus dem Musikleben verabschiedet – sein Tod ist nach Karajans, Bernsteins und auch Rafael Kubeliks Hinscheiden ein weiteres Fanal auf das Ende einer Epoche, in der ein Maestro als allwissende Autorität anerkannt wurde (siehe auch das nebenstehende Interview mit Pierre Boulez). Die Zeit monolithischer Künstlerpersönlichkeiten am Pult geht unwiderrüflich zu Ende: Einzig Sir Georg Solti strahlt noch jene unbeugsame Kompetenz aus, die traditionsgemäss den Dirigenten zum Machthaber kürte.

Die «jüngere Generation» ist 60

Als «jüngere Generation» bezeichnet man heute Musiker, die ihr fünfzigstes, oft genug auch das sechzigste Lebensjahr längst überschritten haben: Claudio Abbado, Christoph von Dohnanyi, Riccardo Muti, Lorin Maazel oder Zubin Mehta. Und diese Stars von heute verfügen beileibe nicht über jene donnernde Aura, die das Bild des Dirigenten so nachhaltig geprägt hatte. Ungünstig für die

tenindustrie scheint seinem Ende entgegenzugehen. Die Überlegungen der Manager weisen in die gleiche Richtung: «Jeder Dirigent hat bisher sein Repertoire dokumentieren wollen – und dieser Tendenz müssen wir zukünftig entgegenwirken», formulierte Karsten Witt, frischgekrönter Präsident der Deutschen Grammophon vorsichtig. Angesichts der Inflation von Neuaufnahmen der immergleichen Evergreens ist diese Kurskorrektur keineswegs unverständlich: Allein von Mozarts «Don Giovanni» gibt es derzeit 25 verschiedene Gesamtaufnahmen im Handel – der Sinn einer 26. Produktion erschliesse sich derzeit nur einem Dirigenten.

Kleingedruckter Dirigent

Es war der Zufall, der der kriselnden Branche vor kurzem einen Weg wies. Unter dem klotzig gedruckten Titel «The Jazz Album» veröffentlichte Decca im vergangenen Jahr ein Album mit unbekannten Jazzsuiten des russischen Komponisten Dmitri Schostakowitsch – ein Wunsch des Dirigenten Riccardo Chailly. Die Platte dümpelte einige Zeit zäh durch den Verkauf – bis sie eines Tages in die Hände eines französischen Werbemanagers geriet. Der entnahm der Jazz Suite No. 1 kurzerhand den ersten Satz und liess ihn unter den TV-Spot für eine Versicherung legen. Erfolg: Decca konnte binnen weniger Monate in Frankreich mehr als 200 000 Exemplare der CD verkaufen. Dass Riccardo Chailly die Scheibe dirigiert hatte, war der Kundschaft egal: Obnehin ist er unüblich klein auf dem Cover vermerkt. Dass der Verkauf von Musik der E-Klasse zukünftig nicht unbedingt vom Glanz der Interpreten profitieren wird, dämmerte der Branche seit den Er-



Sergiu Celibidache: Allwissender Vater

ner unter den Dirigenten konnte mehr so aufbrausend sein wie er, keiner setzte so extreme stilistische Auffassungen durch, keiner – bis auf den anderen Sonderfall Carlos Kleiber – verweigerte den künstlerischen Kompromiss so radikal wie «Celi», der mit seinen Interpretationen sein Publikum zu unerbittlichen Fanatikern machen konnte.

Und da war noch etwas: Keine Macht der Welt hätte Sergiu Celibidache zu einem Gang in ein Aufnahmestudio bewegen können. Platten mit ihm sind lediglich in raren Exemplaren aus den fünfziger Jahren und als illegale Raubmitschnitte erhältlich – das musikalische Schaffen des charismatischen Maestros scheint nach dem tödlichen Herzinfarkt – bis auf ein paar TV-Dokumente – endgültig der Vergangenheit anzugehören.

Doch – wie es sich gehört verhalten – keimt erste Hoffnung auf. Denn es gibt selbstverständlich Konzertmitschnitte aus allen Perioden, die das atemberaubende Œuvre des Maestros dokumentieren könnten: Aufnahmen von Bachs h-Moll-Messe, von einigen Beethoven-, Bruckner- und Tschaikowsky-Sinfonien, die teilweise schon in vorzüglicher Klangqualität als CD-Raub-



Name egal: Erfolgs-CD, Riccardo Chailly



Tonträgerindustrie: Mit wallender Haarpracht und zerfurchten Zügen liess sich halt reissender Absatz erzielen.

Der Wind hat sich gedreht auf dem Markt der hehren Töne. Schon geisterten erste Horrormeldungen durch die englische Presse: Die Firma Decca werde den Vertrag mit Christoph von Dohnanyi und dem Cleveland Orchestra auslaufen lassen, und Sony Classical werde hinfort auf Claudio Abbado verzichten. Beide Firmen dementierten zwar energisch, doch der einstige Einfluss des Berufsstands auf die Repertoirepolitik der Plat-

folgen der Firma Naxos, die das Repertoire von unbekannten Musikern und Ensembles millionenfach auf Grabbeltischen umsetzt. Decca setzte prompt nach: In diesen Tagen erscheint «The Dance Album» mit einer Ballett-Suite des russischen Komponisten, und auch hier verschwindet der Name von Dirigent und Orchester in der poppigen Aufmachung des Covers.

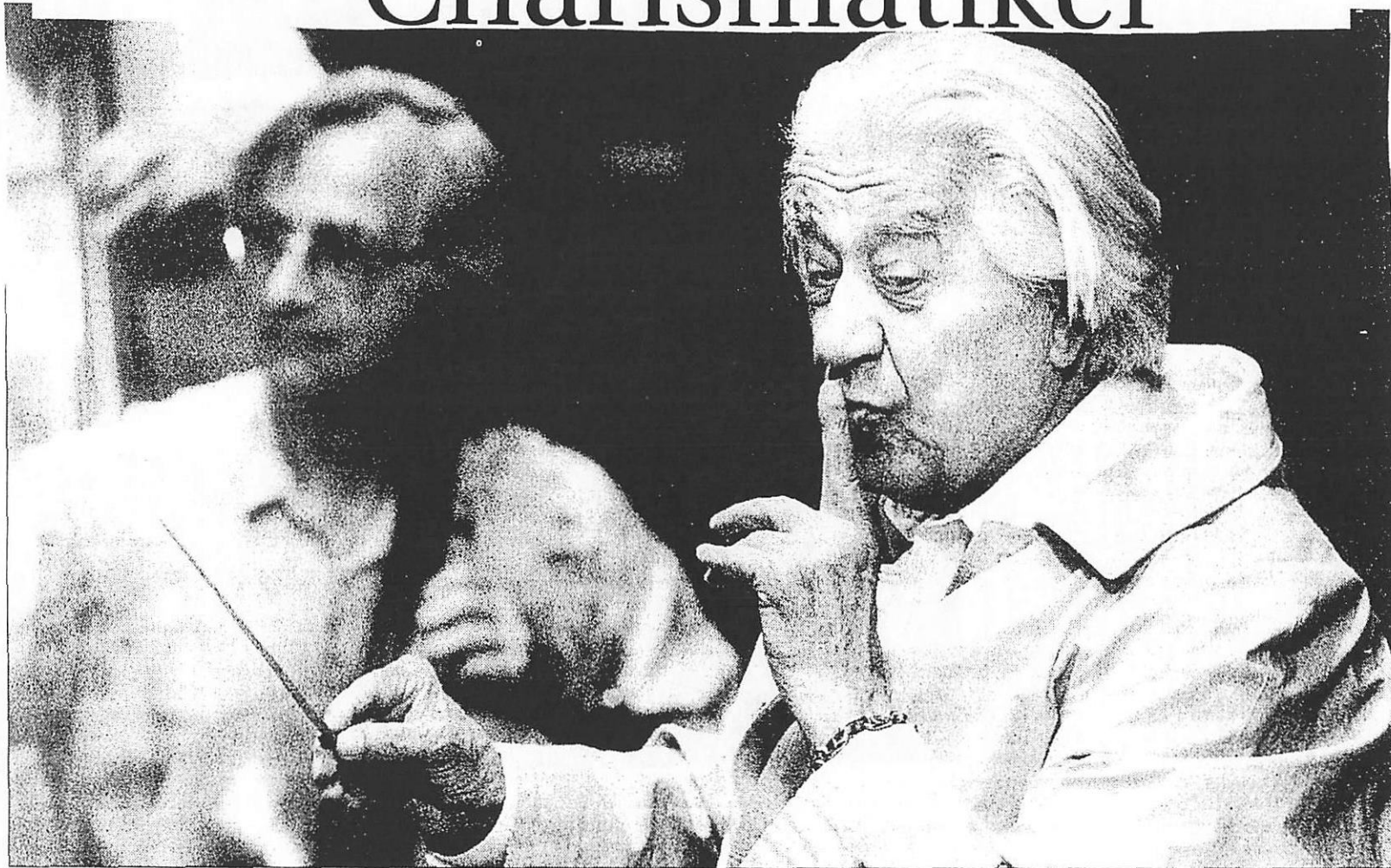
So könnte denn die Musikwelt im Zeichen von Internet tatsächlich zu einer Rolle rückwärts ansetzen: Der gute alte Kapellmeister scheint wieder gefragt.

SERGIU CELIBIDACHE / Die Unterstellung eines Dirigenten, der um Musikbetrieb Distanz hielt

Der letzte Charismatiker

RHEINISCHER
MERKUR

23. August 1996



PHILOSOPH BEI DER PROBE: „Es wird einen Nachfolger geben, aber er wird nicht der Nachfolger sein.“ Mit diesem Satz würdigen die Münchner Philharmoniker ihren Chefdirigenten. In Neuville-sur-Essonne bei Paris starb Sergiu Celibidache am 14. August im Alter von 84 Jahren.

Foto: argum/J. Oberheide

*Große Männer am Pult:
Sir Georg Solti, Lorin
Maazel, Sir Simon Rattle,
Carlos Kleiber, Claudio
Abbado, Seiji Ozawa –
aber dieser eine entfernte
sich von allen Kollegen.*

■ GÜNTER ENGELHARD

Als Sergiu Celibidache im März 1992 einer Bitte des damals amtierenden Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker entsprach und nach 38 Jahren wieder am Pult der Berliner Philharmoniker erschien, um Bruckners Siebente zu erfassen, unterwarf sich das berühmteste und selbstherrlichste aller deutschen Orchester in sechs konzentrierten Proben dem längsten symphonischen Dehnungsprozeß, der ihm jemals von einem Dirigenten abgefordert worden war.

Die gewöhnlich auf 65 Minuten terminierte, von Wilhelm Furtwängler einst mit dem gleichen Orchester auf 62 Minuten beschleunigte Symphonie dauerte mehr als zwanzig Minuten länger: Celibidaches Einsichtnahme nahm 87 Minuten in Anspruch. Die Reaktion des Publikums geriet gegenüber dieser Ewigkeitsversion buchstäblich „außer Fassung“: Zur orkanartigen Huldigung für den damals 80jährigen Maestro steigerte sich der Jubel erst, nachdem das schüchtern aufkommende Wagnis der Akklamation im Anschluß an einen ersticken Begeisterungsschrei zunächst in sich zusammengebrochen war.

Der gichtbrüchige alte Mann, dessen konzentrierte Energie den vom Leiden nur äußerlich wie gelähmten Körper bis zuletzt stets sichtbar durchdrang und schließlich noch über die Physiognomie hinweg das ganze Register der Zeichengung entfaltete, hatte die in seiner technischen Perfektion und virtuoson Beweglichkeit kaum zu übertreffenden Philharmoniker in einen meditativen Prozeß gezwungen, der Bruckners gesamten symphonischen Corpus bereits vom Anfang her auf dem Orgelpunkt zu fixieren schien und aus der Tiefe zu durchleuchten trachtete. So benutzte der Dirigent die Instrumentalisten als ausführendes Organ einer persönlichen Entwicklung, an deren charismatischem Resultat sich das Orchester im Dezember 1954 nach Furtwänglers Tod und insgesamt 414 Konzerten unter Celibidaches Leitung mit der Entschei-

dung für den Chefdirigenten Herbert von Karajan weiterhin teilzunehmen geweigert hatte.

Letzter Resonanzkörper für die einzigartigen Versuche des unerbittlichen Klangforschers, die Strukturen einer Tonschöpfung praktisch durch die Zeitlupe der Wahrnehmung auszusetzen und der Entstehung von Musik im Konzertsaal zur sichtbaren Darstellung zu verhelfen, waren seit 1979 die Münchner Philharmoniker. Die gänzlich andersartige Intensität dieses Orchesters gegenüber den Berliner Kollegen mußte mangels der von Celibidache verweigerten Tonträgerproduktion die Zeit als unvollendete Legende überdauern – wären da nicht die Mitschnitte, deren Vermarktung ohne entsprechende testamentarische Verfügung gewiß nicht aufzuhalten ist.

Auf Bruckners Wolken

Was wenige Glückliche vor genau fünfzig Jahren im Berliner Sendesaal an der Masurenallee miterlebten, nämlich den atemberaubenden Beginn der Auseinandersetzung des Rumänen mit dem Werk Anton Bruckners, kann jetzt nicht mehr in der für Ende September im Stift St. Florian bei Linz erhofften Coda münden: Zum 100. Todestag des Meisters von St. Florian wollte Celibidache anlässlich des persönlichen Bruckner-Jubiläums den sakralen Raum am Beispiel der 9. Symphonie quasi mit dem testamentarischen Fazit seiner Klangphilosophie erfüllen.

Nimmt man den alljährlich zum Brucknerfest realisierten Begriff der „Klangwolke“ wörtlich, so hatte der Guru am Pult alle Vorkehrungen getroffen, um das Konzertleben mitsamt seiner musikalischen Phänomenologie innerhalb einer sphärischen Aktion auf Bruckners Wolken zu verlassen – in endloser Getragenheit. Es war ihm durchaus klar, daß die Münchner nach seinem Tod mit einem anderen Chefdirigenten bestenfalls wieder in die irdische Brillanz zurückfinden würden, aus der er selbst in jenen Berliner Tagen mit ingenieusent Entdeckungseifer und virtuosem Elan aufgebrochen war.

Eskalation eines Konfliktes

Jagende Wolken über den Ruinen der Berliner Philharmonie begleiten kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs das erste filmische Erscheinungsbild des damals 34jährigen rumänischen Feuerkopfs. In den Trümmern dirigiert im Sinne der Schlußworte des Freiheitshelden aus Goethes Trauerspiel („freu-

dig, wie ich euch ein Beispiel gebe“) ein schwarz gelockter Mann mit dämonischer Aura Beethovens Egmont-Ouvertüre als Aufbruchsmusik. Genau diese Art der trotzig und stürmisch demonstrierten Zuversicht spornte die Bewohner der zerstörten Stadt damals an.

Wie aus dem Nichts war der phänomenale Typ nach dem tragischen Tod Leo Borchards, den kurz nach dem ersten Konzert der wiedervereinten Philharmoniker versehentlich die Kugel eines Besatzungssoldaten getroffen hatte, mit der ersten Brahms-Symphonie und Strawinskys „Feuervogel“ als Sieger aus einem Dirigentenwettbewerb des Berliner Symphonieorchesters hervorgegangen. Der Einladung zum Probedirigat, unter dem Eindruck der vierten Brahms-Symphonie, hatten die Philharmoniker im Februar 1946 Celibidaches Wahl zum Chefdirigenten folgen lassen – befristet bis zu Furtwänglers Rückkehr. Der aber wollte noch nicht: Nach der Entnazifizierung ins Komponieren vertieft und durch die deutsche Erstaufführung der siebten (Leningrader) Schostakowitsch-Sinfonie überwältigt von der abgründigen Leidenschaft des rumänischen Dirigierwunders, überließ er dem Genius aus der Fremde die Chefposition bis zum Jahr 1952.

Noch lag das Berliner Publikum, ohne deshalb Furtwängler an der Spitze des Orchesters missen zu wollen, im Celibidache-Fieber. Zudem hatte sich der Ruf des Rumänen während zahlreicher Gastkonzerte über viele Länder Europas, schließlich bis Lateinamerika verbreitet. Aber im Orchester machten sich Spaltungstendenzen bemerkbar. Des Dirigenten ungezügelter Temperament, seine unstillbare Probensucht, der unerschütterliche Absolutheitsanspruch und das exzessive Bedürfnis, durch ein als unseriös verkanntes musikantisches Gebaren das Erlebnis der Musik mimetisch zu verarbeiten, insgesamt also der offenkundige Drang, mit der eigenen Erscheinung die Verkörperung von Musik zu verbinden – das überforderte philharmonisches Selbstwertgefühl und förderte das Zerwürfnis. Daß Celibidache schon damals nicht mit der unrevidierbaren, aber gewinnbringenden Einspielung musikalischer Werke für die Schallplatte einverstanden war, förderte den Interessenkonflikt.

Als Furtwängler schon zwei Jahre später starb, bald nach der Aufzeichnung des sensationellen Salzburger „Don Giovanni“ mit Cesare Siepi, wurde Hals über Kopf Herbert von Karajan zum Chefdirigenten gewählt. Damit fiel die Entscheidung zugunsten eines Mannes, der weiterhin den Weltrang des Orchesters garantierte, aber für sich selbst die bei Celibidache naturgegebene charis-

matische Ausstrahlung erst einstudieren mußte. Die sensitiv heraufbeschworene Spiritualität der musikalischen Schöpfung wich unter Karajans beschwörenden Händen der exemplarisch deutschen Perfektion. Das ernste Zeremoniell trat an die Stelle der inspiriert ausgelebten Darstellung.

Die Umorientierung im Jahre 1954 hat der bis zuletzt in aller Welt als Guru der symphonischen Szene frenetisch gefeierte Celibidache den Philharmonikern nie verziehen. Sein Klangideal realisierte er fortan mit Orchestern der unterschiedlichsten Güteklasse, meist auf Tourneen, nach ausgedehnten Proberzeiten. Immer hatte man den Eindruck, er wolle den Berliner Philharmonikern zeigen, daß es ihm ein Leichtes sei, ihr Niveau durch intensive Probenarbeit auch mit jedem eher durchschnittlichen Sinfonikerkollektiv zu erreichen. Die Proben aufs Exempel gelangen ihm Anfang der sechziger Jahre mit dem Königlich Philharmonischen Orchester Kopenhagen, anschließend mit dem Sinfonieorchester des Schwedischen Rundfunks, in den Siebzigern mit dem Stuttgarter Südfunk-Sinfonieorchester und, auf dem Höhepunkt seines philosophisch-ethischen Bewußtseins gegenüber der Musik, 17 Jahre lang mit den Münchner Philharmonikern. Mit ihnen behauptete er schließlich den Rang eines letzten Charismatikers am Pult. Wer nach ihm kommen wird? Sir Simon Rattle? James Levine? Bernard Haitink? Gegenüber dem Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, das mit Lorin Maazel wieder einen ähnlichen Rang wie einst unter Rafael Kubelik behauptet, und gegenüber dem Bayerischen Staatsorchester unter Zubin Mehta gilt es, den hohen Standard zu wahren.

Abschied von den Zigeunern

„Mein Vater hatte die Charakterstärke, mich hinauszuerwerfen, und ich hatte die Charakterstärke zu gehen.“ Der am 11. Juli 1912 in Roman geborene Sohn einer, laut eigener Aussage, wenig musikalischen Pianistin und eines Kavallerieoffiziers mit musikalischer Veranlagung hatte seinen Lebensweg, wie jeder charismatisch veranlagte und seine Zeitgenossen polarisierende Geist, auf eigene Faust begonnen. Bereits als Kind von der Musik rumänischer Zigeuner ergriffen, das gesprochene Wort lange Zeit verweigernd, entwickelte er missionarische Neigungen: Die Verkündigung der reinen musikalischen Idee vor dem Hintergrund mathematischer und philosophischer Studien läßt sich gut und

Der letzte Charismatiker

Fortsetzung von Seite 19

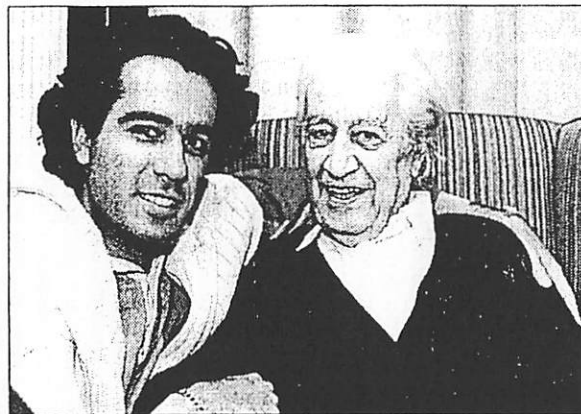
gern bereits aus dem ersten Berufswunsch ableiten – Priester zu werden. Die Idee, eine politische Laufbahn einzuschlagen, fand er schon damals grotesk – ebenso wie fünfzig Jahre später den Bukarester Antrag, das Amt des Staatspräsidenten zu übernehmen.

Nach dem Abschied vom Elternhaus verdiente sich der eigensinnige junge Mann als Pianist in einer Bukarester Tanzschule das Geld für die Fahrt nach Paris, dem Traumziel der rumänischen Intelligenz. Im Anschluß an die Pariser Studienjahre wechselte er nach Berlin, verfaßte dort zwei Doktorarbeiten über ein mathematisches Thema und den Renaissance-Komponisten Josquin Desprez und bereitete sich auf den philharmonischen Handstreich vor. Daß er nachts in einer Jazzkapelle improvisierte, wirkte sich auch nach dem Karriereprung stimulierend aus: Vergnügt berichtete er, wie Walter Gieseking nach der gemeinsamen Aufführung eines Mozart-Klavierkonzertes vierhändig Jazz mit ihm spielte.

Anmut, Logik, Energie

In dieser Zeit begann sich der Pfau zu spreizen. Im gleichen Maß, wie er dem Orchester filigrane Gespinste und delicate Impressionen bis hin zu einem Feuerwerk der Effekte entlockte, führte er das Resultat seiner virtuellen Instrumental-Equilibristik mit unnachahmlichem Schwung aus der Hüfte heraus als tänzerische Aktion vor. Was von der sinfonischen Andachtsgemeinde als Show mißbilligt wurde, war in Wirklichkeit diktiert vom unbändigen Verlangen, praktisch jeder Note, bestimmt aber jeder Nuancierung, jedem Wechsel der Tempi und des Ausdrucks sichtbare Gestalt zu verleihen.

Er konnte gar nicht anders: Vor aller Augen traf der Nerv der Musik seinen ei-



DER ALTE MANN UND DIE JUNGEN: Wer ihn begreifen wollte, den liebte er. Sergiu Celibidache erfreut eine kleine Geigerin und lacht mit Serge, dem Sohn aus harmonischer Ehe mit der Malerin Joana Rom.

Fotos: dpa, Reto Zimpel

genen Nerv – und jeder, dessen Musikalität dafür empfänglich war, geriet in einen Glückszustand. Neben Celibidache hat niemand mehr durch Anmut und Logik der beherrschten körperlichen Reaktion den komplexen Organismus einer Komposition derart plausibel verdeutlicht. Auch Leonard Bernsteins Vitalität ist mit der geschliffenen Energie des Rumänen nicht zu vergleichen.

Wie aber wandelt sich die äußere Faszination durch den dirigierenden Musiker mit der Zeit in charismatische Ausstrahlung? Zuerst einmal erlaubte sein phänomenales optisches Gedächtnis dem Rumänen die mühelose Speicherung unzähliger Partituren. Das Repertoire für die 414 Berliner Konzerte der frühen Jahre mit ihren zahlreichen Erstausführungen beherrschte er in jedem einzelnen Fall bereits nach ersten Probephasen ohne Notentext. Er hatte folglich eine Menge Sinneskapazitäten für die reflexartige Umsetzung musikalischer Gedanken und Strukturen frei.

Von Anfang an verlieh diese Naturgabe seinem Körper die Entspannung: Der Dirigent strahlte zwischen Orche-

ster und Publikum aus, was er begriffen hatte. Rasch gelangte er mit Beethovens Symphonien an sein Wunschziel. Weil der 40jährige den Komponisten, der 56 Jahre alt wurde, schon so früh in seiner ganzen Komplexität beispielhaft erfaßt hatte, wußte er später so gut, daß diese Sinfonik für die prozessual gedehnte Altersbetrachtung nicht gut geeignet war – nur die letzten Quartette reichen an den Horizont, den Celibidache zu überschreiten versuchte. Zu den wenigen Solisten, mit denen er zuletzt harmonisierte, nachdem er die größten Instrumentalisten begleitet hatte, gehörte der Pianist Arturo Benedetti Michelangeli. Er blieb von (bewußten) Kränkungen verschont, mit denen der einst tief verletzte Dirigent viele Musiker bedachte.

Guru im Maß der Zeit

Da Celibidache bereits früh begonnen hatte, sich die Selbstversenkungstechniken des Zen-Buddhismus anzueignen, konnte die im Lauf der Jahrzehnte fortschreitend meditative Konzentration

auf eine musikalisierte Lebensphilosophie nicht ausbleiben. Kein Dirigent hat die altersbedingten Veränderungen der Einsichten in das immer konsequenter auf seine geistigen Bedürfnisse reduzierte Repertoire so zwingend verdeutlicht. Das war es, wozu er Zeit brauchte: sich selbst und denen, die seine Methode begriffen, im Sinne der Phänomenologie des Philosophen Edmund Husserl (1859-1938) kraft Intention „das Bewußtsein von etwas“ zu verschaffen.

Mit wachsendem Alter dehnte sich logischerweise das Maß der Zeit, in der dieses Bewußtsein reifte. Am Ende blieb Anton Bruckner der letzte Komponist, dessen Werk die ungeheure Dehnung für Celibidaches Erweiterung und Vertiefung der musikalischen Architektur aushielt. Zwischen Bruckner und dem Publikum saß der Maestro wie ein Guru, der die immer gleichen Werke im Detail immer länger und genauer betrachtete.

So wurde er zum einzigen Dirigenten, dem die Überschreitung der Horizonte zu gelingen schien. Kein Wunder, daß er seine Neugier auf das Unbekannte jenseits des Todes eingestand. □

23.08.96

Ü

■ Sergiu Celibidache ■

Augenblicke gefeiert

■ Mal ehrlich: So viel wir auch kulturkritisch lästern mögen über Konzertbetrieb, Kommerzkunst und Konservenmusik – mis-sen möchten wir die großen Starauftritte und die kleinen Silberscheiben, die Minderheitennischen im Rundfunk, bei Arte oder 3sat doch nicht. Konsequenz ist eben kein Massenartikel. Aber es gab ihn, den einen, der es fertigbrachte, sich gegen den übermächtigen Trend zu stemmen. Der sich verweigerte, um so mehr geben zu können. Sergiu Celibidache, der aus Rumänien kam, Berlin sah und siegte – bis die Philharmoniker 1955 nicht ihm, sondern dem Aufsteiger Karajan den Zuschlag gaben.

Er war ein junger Wilder, dessen Temperament Wilhelm Furtwänglers Eliteorchester gerade recht kam. Berlin lag in Trümmern, der Vorzeigemaestro mußte nach dem Willen der Alliierten erst mal für sein Durchhalten im Nazideutschland büßen und zwangspausieren. Celibidache, Anfang 30 und ein großer Bewunderer Furtwänglers, wurde Interimschef der Berliner Philharmoniker.

Das waren aufregende Zeiten für die, die das miterlebten. Davon gibt es Filmdokumente. Aber 1952 war Furtwängler wieder da, und als er zwei Jahre später starb, konnten die Philharmoniker wohl den Eigensinn, all die Wutausbrüche des besessenen Arbeiters Celibidache, seine unbittlich hoch angesetzten Ansprüche an Qualität und Hingabe des Orchesters nicht vergessen. Mit Herbert von Karajan, den sie als Gastdirigenten kannten, gingen sie auf Nummer Sicher. Und das hat sich wahrlich gelohnt für sie, denn mit fortschreitender Hi-Fi-Technik wuchs der neue Maestro der Nation zum uneingeschränkten Herrn aller Medien heran, und die Kassen klingelten.

Sergiu Celibidache dagegen kultivierte seinen Abscheu vor jeder multiplizierbaren Musik und schwor sich ganz dem Augenblick, den er mit zunehmend intensiver Langsamkeit auskostete: in harten Proben, im Konzertsaal. Es wurden Sternstunden,

die wohl die subtilste Aufnahmetechnik nicht hätte festhalten können. Er war zum Wanderer der Musikwelt geworden, als die Münchener Philharmoniker ihn 1978 an ihr Pult holten. Und auch für sie hat sich das gelohnt. Nicht das Plattenstudio, das der Maestro weiterhin mied, mehrte ihren Ruf oder ihr Einkommen. Aber sie spielten sich in die kleine Spitzengruppe der Orchester vor. Dank Celibidache, der mit ihnen einen Bruckner zelebrieren konnte, daß einem das Herz aufging. Das immerhin war, selten genug, gelegentlich auch im Fernsehen zu erleben. Im 100. Todesjahr Bruckners ist Sergiu Celibidache, 84 Jahre alt, vergangene Woche in Paris gestorben.

HERBERT GLOSSNER

Auf der Suche nach der musikalischen Wahrheit

Zum Tode von Sergiu Celibidache

Der Tod kam nicht unerwartet. Immer wieder hatte Sergiu Celibidache in den letzten Jahren seines herrlich anstrengenden Daseins im Dienste von Frau Musica pausieren müssen. Einmal ließen ihn Gicht und Groll das Pult der Münchner Philharmoniker fast 12 Monate meiden, ein schwerer Sturz überschattete seinen Lebensherbst, schränkte seine Bewegungsfreiheit ein, ließ ihn Tourneen absagen, auf denen er vordem „seine“ Philharmoniker zu einem der begehrtesten Orchester der Welt geführt hatte. Seine Gemeinde – und seine Hörer bildeten eine Gemeinde, ja eine Sekte, hatte doch ihres Gurus Musizierstil das Publikum polarisiert wie der keines anderen Dirigenten – hielt den Atem an, wenn er sich durchs Orchester zum Pult quälte; aber dort wuchsen ihm, dem griechischen Antaios gleich, magische Kräfte zu. Das war kein greisenhaft-gebrechliches Musizieren, innere Spannung erfüllte es. Mag sein, daß der Maestro kürzere Werke ansetzte, daß sich Programme wiederholten, daß sich die Tempi noch verlangsamen: bis zum letzten Konzert im Juni dieses Jahres war das Musizieren dieses Philosophen am Pult von erleuchteter Klarheit.

München hat Sergiu Celibidache erst spät kennengelernt, im Jahre 1961 – sozusagen mit 14-jähriger Verspätung. Für Juni 1947 hatten die Berliner Philharmoniker ihre erste Reise in die amerikanische Besatzungszone geplant, geleitet von dem jungen Rumänen, ihrem behördlich aufoktroierten, bald bestaunten, dann verehrungsvoll geliebten Chefdirigenten in der schrecklichen, der Furtwängler-losen Nachkriegszeit. Die beiden Konzerte in München waren schon mit seinem Namen plakatiert; als wir uns am Abend durch die Gnadenpforte des Kongreßsaales im Deutschen Museum drängten, prangte quer ein roter Streifen „Wilhelm Furtwängler dirigiert Beethoven, Coriolan-Ouvertüre, Pastorale und 5. Symphonie“. Kurz zuvor war er entnazifiziert, das Dirigierverbot aufgehoben worden.

So haben wir in München nur den Altersstil Celibidaches kennengelernt, nicht den sprühenden jugendlichen Feuerkopf, der mit Vehemenz und entflammten Tempi dramatisch sich der Musik bemächtigte. Musik gerate nicht unbedingt feurig, wenn sich der Dirigent feurig gebärde, soll Furtwängler gespöttelt haben – aber derlei Aperçus taten der Verehrung, die der Jüngere gegenüber dem großen Alten hegte, keinen Abbruch, er verstand sich als Statthalter, hatte ja auch die beiden Münchner Konzerte ohne Murren dem Wiedergekehrten überlassen.

Furtwängler war wohl der einzige, den Sergiu Celibidache zeitlebens respektierte; für andere Kollegen und Solisten, die sich ihm nicht unterordneten, hatte er ein brillantes Vokabular von Invektiven, er machte da in aller Öffentlichkeit aus seiner Mördergrube kein Herz. Und auch die Jung-Musiker seiner Kurse, die er allerorten mit pädagogischem Eros abhielt, mußten so manches einstecken. Derlei Schelte, von den Medien genüßlich breitgetreten, wurde – außer für die Gekränkten – unwesentlich, sobald der Maestro sich in Musik verlor.

Um sich seiner Lebensarbeit zu erinnern, braucht man nicht in Archiven, vergilbten Kritiken oder gar in der fragwürdigen Biographie von Klaus Umbach herumzusu-

chen. Es genügt, die Augen zu schließen, und schon drängen sich die Töne seiner Musik- und Klangvisionen heran, unverwechselbar dank seiner Fähigkeit des geduldigen Aushörens, seiner Abneigung gegen alles Forsche, Pauschale, oberflächlich „Musikantische“, dank seines Schürfens nach den Strukturen. Bruckner vor allem, wo die Zeit in einem einzigen symphonischen Fluß Dauer zu haben schien. Die sublimen Orchesterwerke seiner Wahlheimat Frankreich; die Sensibilisierung statt Monumentalisierung der Symphonie César Francks, dieses Bruckners der Champs Élysées; der geistreiche Witz Milhauds; die Klangakribie für Roussel; Debussy und Ravel mit einem Feuerwerk rhythmischer Finessen und harmonischer Überraschungen; die Farbvaleurs für Fauré „Requiem“.

Unorthodoxe Interpretationen

Faszinierend seine ganz unorthodoxen Tschaikowsky-Interpretationen: in „Romeo und Julia“ ein russisch-verhangenes Seelenepos statt veronesischer Leidenschaft, in den Symphonien Abkehr von der verzweifelten russischen Bravour, dafür eine Nobilitierung der effektbesessenen Brutalität, die Verwandlung aufgedonnerter Brillanz in wohlklingende Humanität, fern jedem schnellen Glamour. Der von Indiens Geist und Seele so tief Angerührte dirigierte sogar den Geschwindmarsch in der „Pathétique“ anti-motorisch, Schwermut durchzog. Wenn Celibidache Wagner sorgsam aufhellte, machten differenzierte Analyse und klangliche Belebung begreifbar, was Thomas Mann in seinem Wagner-Essay einmal „Beziehungsfest“ genannt hat; in poetisch lyrischer Kraft nahm er Wagner alles peinlich Teutonische.

Celibidache war ein Schwieriger und sein Leben war ein schwieriges. Er war der Außenseiter im heutigen Kulturbetrieb, nicht nur, was die immense Probenzeit betraf, die er sich ausbedingte. Er verweigerte sich der Schallplatten-Industrie, es gibt kaum Fernsehaufzeichnungen. „Musik ist nicht fixierbar. Wenn Sie die 5. Symphonie von Beethoven spielen – es gibt sie nicht, aber sie entsteht jedesmal. Das ist die einzige Wahrheit...“ – und dieses „Entstehen“ begriff man vielleicht am eindringlichsten, wenn das „Freudenthema“ in Beethovens IX. oder das „Tristan“-Vorspiel aus dem Nichts kamen, die Töne nicht da waren, sondern wurden, als suchten sie erst ihre Ordnung.

In der nächsten Zukunft werden wir mit Raubpressungen überschwemmt werden, nur wenige Originaleinspielungen datieren aus frühen Tagen mit den Berliner Philharmonikern, mit denen er ja an die 400 Konzerte musiziert hat. Daß sie sich nach Furtwänglers Tod gegen ihn, für Karajan entschieden, hat ihn tiefst gekränkt, über Jahrzehnte verbittert; erst Richard von Weizsäcker versöhnte ihn mit dem Orchester.

Die Jahre nach dem Bruch mit den Berlinern muten in der Retrospektive weniger als Wander-, denn als Fluchtjahre an, unstet konzertierte er mit Orchestern unterschiedlichster Provenienz, Mittel- und Südamerika, Rom, Paris haben ihn sporadisch erlebt, immer nur auf dem Konzertpodium, nie in der Oper. Seit 1979 war Ser-

giu Celibidache, den die Münchner bald liebe- und respektvoll „Celi“ nannten, den Münchner Philharmonikern verbunden, in fruchtbarer Spannung eine aetas aurea für das Orchester – und vielleicht auch für den schwierigen Dirigenten, der aus ihm ein williges und in seiner Art einzigartiges ideales Instrument schuf, seine Idee der Musik zu verwirklichen.

„Das ist es“ hat Hans Krieger in der Bayer. Staatszeitung seine Besprechung von Celibidaches Aufführung des Mozartschen „Requiem“ (7/1995) überschrieben: „Eigentlich scheint das alles so selbstverständlich, als könne es gar nicht anders sein: diese Trauer jenseits der Trauer, diese Geisterfahleheit der majestätisch schreckenden Jenseitsgewalt, dieses blühend Naturhafte im tränenschweren Erlöschen. Denn, was eigentlich macht Sergiu Celibidache, wenn er Mozarts „Requiem“ dirigiert? Er sitzt da und horcht und die Musik geschieht. Dieses Horchen aber, eine hochkonzentrierte Aktivität nicht des Tuns, sondern des Lassens, rührt an den Schlaf der Welt. Und was an schmerzhaft trostreichen Klängen aufsteigt aus diesem Schlaf der Welt, ist von überwältigender Istigkeit: Es ist, wie es ist, und dieses Ist ist von solcher Intensität, daß jenseits davon überhaupt nichts ist, solange diese Klänge dauern, keine Möglichkeit, daß etwas anderes sein könnte, und schon gar nicht die Möglichkeit, daß dieses klingende Ist anders sein könnte, als es ist...“

„Das ist es“: das war es. Am 14. August 1996 ist Sergiu Celibidache gestorben. KA



Bild: dpa

In der Nähe von Paris starb vergangene Woche der Chef der Münchner Philharmoniker, Sergiu Celibidache, dem das Orchester seine weltweite Reputation verdankt. Auf unserem Bild dirigiert der Maestro sein Orchester im November 1985 bei der Eröffnung der Münchner Philharmonie im Gasteig.

CELIBIDACHE †

Singulärer Dirigent

Ist es nicht gleichgültig, ob Sergiu Celibidache der Chef der Münchner Philharmoniker, der sie seit 1979 zu einem wirklich sehr, sehr guten Orchester geformt hat, ob Celibidache jetzt „einer der größten Dirigenten des Jahrhunderts“ war, gar „der größte“ oder nun einer der „ganz Großen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“? Sind denn die ganz Großen so umstritten, wie es Münchens Maestro war? Man wehre nicht ab: Niemand hätte dem am 14. August in seiner umgebauten Mühle südlich von Paris im Alter von 84 Jahren Verstorbenen die höchste musikalische Begabung, die höchste Kompetenz abgesprochen. Und doch schuf er Fronten: der völligen Bewunderung und der harschen Kritik. Wann hätte man schon je zuvor in den Abendnachrichten des Fernsehens im Zusammenhang mit der Todesmeldung eines Dirigenten gehört, viele hätten ihn kritisiert wegen seiner langsamen Tempi?

Das ist zwar eher eine Kuriosität am Rande, daß solcherlei „Insider“-Meinung den Weg in eine Öffentlichkeit findet, die unter allen Dirigentennamen bestenfalls den Karajans einmal gekannt hat. Was es aber von Celibidache zu sagen gibt, ist etwas anderes, daß er nämlich unter allen Dirigenten unserer Zeit eine völlig singuläre Erscheinung war; daß er sich der Vervollkommenung des Klangbildes einer Partitur mit äußerster Konsequenz und philosophischen Kategorien näherte; eine Woche lang Probezeit für ein Konzert verlangte; daß er, ostkirchlich religiös und asiatischen Einflüssen ergeben, an das Ethos der Musik glaubte, deren Gestalt er tief wissend mit genauester Kenntnis der Partitur, die er zumeist „par coeur“ dirigierte, also auswendig, in immer neuen Zusammenhängen und Schichtungen, Strukturen und Beziehungen offenlegte.

Ebenso einmalig: Celibidache hielt die Tonkassette für den Tod des Musizierens, stellt sich für Schallplattenaufnahmen nicht zur Verfügung. Und er liebte die Oper nicht, diese die Musik in ein Gesamtkunstwerk einsaugende Mischform, die den autonomen Status, die Freiheit der Musik vertrat. Der dauerhafte Erfolg, das große Geld, die Systematisierung der Publikumsgunst — auf all das hatte Celibidache von Anfang an verzichtet; und auch die Münchner Philharmoniker, die er als Nachfolger von Rudolf Kempe übernahm, hatten darauf zu verzichten, was ihnen nicht allzu schwer fiel, da Celibidache sich um gute Gehälter und reichlich Planstellen gekümmert

hatte. So sehr übrigens, daß andere Dirigenten an den Münchnern einiges auszusetzen hatten, was ihre Arbeitsmoral betrifft, und sie auch in die öffentliche Kritik gerieten wegen zu weniger „Dienste“, als es um eine Vertretung ging.

Der 1912 im rumänischen Roman geborene Celibidache kam als 24jähriger Musikstudent nach Berlin, bildete sich vielfältig, übernahm 1946 für den mit Dirigierverbot belegten Furtwängler die Berliner Philharmoniker, wo er sich bereits mit jener Besessenheit und jenen Vorlieben Ruhm holte und Kritik einhandelte, die ihm bis zum Schluß geblieben sind, obwohl das letzte Lebensjahrzehnt, seit Eröffnung des Münchner Gasteigs und seiner Philharmonie, ihn in der Aureole des völlig vergeistigten Musikers erscheinen ließ, der dennoch immer wieder ein unerhörtes Kraftpotential mit winzigen Zeichen mobilisieren konnte. Es zog ihn spirituell immer mehr zu Bruckner, während das französische Repertoire seiner Klangzauberei entsprach. Als 1957 Herbert von Karajan die Berliner Philharmoniker übernahm, ging Celibidache tief enttäuscht in ferne Länder, kam später nach Europa, nach Stockholm, dann nach Stuttgart zurück, wo er die Rundfunksymphonieorchester leitete und bei Kennern einen Ruf wie Donnerhall hatte, der sich aber in der gesamten Musikszene nicht allgemein durchsetzte. Das geschah erst in München.

Immerhin war „Celi“ — Abkürzungen sind nicht unbedingt Kose- und Spitznamen — im Pensionsalter von 67 Jahren, als er das mittelpträgliche Münchner Orchester übernahm, mit hohen Versprechungen, da er um große Worte nie verlegen war; auch nicht um grotesken Tadel und arrogante Abkanzlung; auch nicht um erleuchtete Beurteilungen und verbale Deutungen von Musik und Musikern. Tatsächlich hatte er bis 1984, bis es zu einer internen großen Krise kam, die gelöst zu haben sich nicht wenige in München schmeicheln, das Orchester schon formiert: Die Münchner Philharmoniker waren ein erstes Orchester geworden. Garantiert unter Celibidache, der kein anderes mehr leitete, mehrheitlich auch unter anderen Dirigenten, die gerade in letzter Zeit sich hier die Klinke in die Hand gaben resp. den Taktstock, da Celibidache schon seit Jahren krank und kränker wurde, auch wenn er noch am 2. Juni sein letztes Münchner Konzert leitete.

Celibidache hatte viele Schüler — nicht wenige nahmen an seiner bescheidenen Beerdigung teil. Wie man liest, gab es keine Rede, und bei der Totenmesse in der Dorfkirche trat das Harmonium in Aktion. Seine Tätigkeit als Lehrender war Celibida-

che immer von zentraler Wichtigkeit — ein sendungsbewußter, väterlicher, missionarischer Eros beflügelte den Maestro mit dem massigen Kopf und dem lebenswürdigen Charme, dessen öffentliche Proben Mitteilung davon machten, wie Musik entsteht, wie sie in der Zeit geschieht, aus sich selbst aufblüht, ihren Weg sucht, wie Teile zueinanderfinden und Kontraste sich selbst herausfordern. All das war einmalig, und einzigartig war es, daß der alte Celibidache der wahre, der große, der ganz und gar konsequente Celi wurde.

Die Nachfolgefrage, bei einem Dirigenten auf Lebenszeit zu Lebzeiten natürlicherweise bestenfalls subkutan ventiliert, scheint fast unlösbar, da, so groß der musikalische Weinberg ist, der wirklichen Arbeiter wenige sind; Oberflächenglanz ist nicht das Signet der Münchner Philharmoniker, im Blendwerk sind andere besser. Simon Rattle, der mit langjährigen Engagements zugedeckt ist, wäre ein Name. Es geht auch, gewiß, um den Ruf, den ein Orchester zu verlieren hat, mehr noch aber um ein riesiges Publikum, das Celibidache, nicht weniger als sein Münchner Orchester, zuerst angezogen und dann erzogen hat.

WOLFGANG JOHANNES MÜLLER

24.08.96

Ü

Waigel und Stoiber würdigen Celibidache

CSU-Vorsitzender Theo Waigel hat Frau Ionă Celibidache zum Tode ihres Mannes Sergiu Celibidache seine Anteilnahme ausgesprochen. „Mit Ihnen trauert ein millionenfaches Publikum um Sergiu Celibidache, das ihn als eine große Persönlichkeit von außerordentlicher künstlerischer und menschlicher Ausstrahlung verehrt und geliebt hat. Mit dem Tod Ihres Mannes hat eine der großen Dirigentenpersönlichkeiten unseres Jahrhunderts den Taktstock für immer aus der Hand gelegt. Überall wo

Ihr Mann auftrat, begeisterte er die Musikliebhaber durch seine einmalige Interpretationskunst. Er hat die Partituren nicht nur dirigiert, er hat sie mit Leben erfüllt und vielen Menschen einen neuen Zugang zu den Werken der Meister vermittelt. Innerhalb kurzer Zeit gelang es ihm, die Münchner Philharmoniker zu einem Orchester von Weltrang zu formen, das seinem Anspruch an musikalische Schöpfungskraft gerecht wurde. Bayern und seine Landeshauptstadt verlieren mit Ihrem Mann einen Künstler, der zurecht als herausragender Botschafter unserer Heimat in der Welt bezeichnet werden darf“, schrieb Waigel. Auch der Bayerische Ministerpräsident Dr. Edmund Stoiber bekundete seine Anteilnahme: „Die musikalische Welt hat einen ihrer ganz großen Dirigenten verloren. In die Trauer mischt sich die Dankbarkeit für das, was Sergiu Celibidache durch sein Schaffen allen Musikfreunden gegeben hat. Sein Name steht für eine unverwechselbare Art des Musizierens. In ihm verbanden sich interpretatorische Kraft und Kreativität mit äußerster Akribie und der charismatischen Ausstrahlung eines großen, mitreißenden Musikers. Die Landeshauptstadt München, der Freistaat Bayern und die ganze Welt verlieren mit Sergiu Celibidache einen begnadeten Künstler. Wir sind stolz und dankbar, daß er seit 17 Jahren Bayern zum Mittelpunkt seines Schaffens gemacht hatte. Ich traure mit allen Freunden der Musik um diese begnadete Persönlichkeit.“ (Siehe dazu auch Seite 14)



Von musikalischer Wahrheit

Zum Tode von Rafael Kubelik und Sergiu Celibidache

Mit Rafael Kubelik und Sergiu Celibidache hat die musikalische Welt zwei ihrer großen Persönlichkeiten verloren, die beide in enger Verbindung zum kulturellen Leben Münchens standen – letzterer bis zu seinem plötzlichen Tod. Christoph Schlüren, über zwölf Jahre ein Schüler Celibidaches, äußert sich aus persönlicher Sicht über den Verlust beider Dirigenten.

Rafael Kubelik am 11. August in Luzern, Sergiu Celibidache in der Nacht vom 14. zum 15. August in Nemours in der Nähe von Paris: Innerhalb von einer knappen Woche verstarben nicht nur die zwei größten Dirigenten, die in München



Rafael Kubelik

wirkten. Die Welt hat zwei unverwechselbar gezeichnete Charaktere von umfassendem Format verloren – künstlerisches Urgestein, wie es in dieser schnelllebigen Zeit nicht nachwächst.

Als überragender Exponent böhmischen Musikantentums war der am 29. Juni 1914 bei Kolin geborene Rafael Kubelik immer schon von Musik umgeben. Sein Vater, der komponierende Geigenvirtuose Jan Kubelik, sorgte für die umfassende Ausbildung zum Geiger, Pianist, Dirigent und Komponist. Nachdem der 19jährige sein Debüt am Pult mit einer Dvořák-Sinfonie gegeben hatte, wurde er bald zum ständigen Dirigenten der Tschechischen Philharmonie.

1948, nach der Machtübernahme durch die Kommunisten in der Tschechoslowakei, emigrierte er in den We-

sten. Von 1950 bis 1953 war er Chefdirigent des Chicago Symphony Orchestra, von 1955 bis 1958 am Royal Opera House Covent Garden. Künstlerische Erfüllung fand Rafael Kubelik schließlich ab 1961 als Chefdirigent des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks in München, das er bis 1983 leitete. Aufgrund fortschreitender Arthritis zog er sich vom Dirigieren zurück.

Rafael Kubelik war in seiner heimatlichen böhmischen Musik zu Hause wie der sprichwörtliche „Fisch im Wasser“ – ob in Smetanas „Vaterland“ oder bei Dvořák und Janáček. Er hatte aber auch eine besondere Affinität zur ausufernden Spätromantik und zu den Bekenntnis musiken unseres Jahrhunderts: Wenigen sonst sind so verinnerlichte Wiedergaben von Kompositionen Max Regers, Gustav Mahlers oder Alexander Skrjabin geglückt, selten kamen Werke Benjamin Brittens oder Arthur Honeggers mit solch elementarer Dringlichkeit zum Klingen. Und Karl Amadeus Hartmanns Sinfonien erstanden in alle intellektuellen Barrieren durchdringender Menschlichkeit – expressiv, natürlich, aristokratisch.

Das Tonträgervermögen Kubeliks ist beträchtlich, aber nicht durchweg zugänglich. Der Komponist Kubelik, ein Schöpfer von tiefer Empfindung, ist weitgehend unbekannt geblieben.

Extremer steht es um Sergiu Celibidache. Auch er hat bis zuletzt komponiert, doch nur eines seiner Werke je der Öffentlichkeit zugänglich gemacht: den „Taschengarten“, gedacht als Musik für Kinder, als lebensprühende Widerlegung allen tonsetzerischen Regelwerkes – mit der stummen Aufforderung „Brecht die Regeln, aber wißt, wie!“

Celibidache hat mit den Regeln der Geschäftswelt stets gebrochen. Bis mitten in seine Münchner Zeit hatte er nie irgendwo einen Kontrakt unterschrieben. Seine Arbeitsbedingungen setzte er kompromißlos durch: ein Maximum an Proben, keine anderen Projekte während seiner Arbeitsphasen, keine Aufnahmesitzungen, keine Tonträger. „Es erklingt unter diesen einmaligen Bedingungen so und nicht anders. Durch die Aufnahme- und Wiedergabebedingungen wird es verfälscht, sterilisiert und standardisiert.“

Immer wieder rekurrierte der Pädagoge Celibidache, der Tausende von Schülern unterrichtet hat, auf der Grundfrage: „Was ist Musik?“ Die Antwort lautete: „Das Wesen der Musik ist Wahrheit. Aber wie könnten wir überhaupt über Musik sprechen? Musik ist nicht etwas, aber etwas kann unter bestimmten, einmaligen Bedingungen Musik werden, und dieses Etwas ist der Klang.“

Sergiu Celibidache, am 11. Juli 1912 im rumänischen Roman geboren, studierte ab 1936 in Berlin bei Heinz Tiessen Komposition, außerdem Dirigieren, Musikwissenschaft und Philosophie. Über Nacht wurde er 1945 zum Chefdirigenten der Berliner Philharmoniker – und eroberte die Herzen der Berliner mit Impulsivität und Liebe zum Detail. Seine Anforderungen zehrten an den Kräften und Nerven der Musiker, und als Wilhelm Furtwängler 1954 starb, entschieden sich die Berliner für Herbert von Karajan als Nachfolger.

Von 1954 bis 1979 stand er keinem Orchester offiziell als Chef vor, wenn gleich er vor allem bei den Rundfunkorchestern in Stockholm und Stuttgart eine entsprechende Funktion ausübte und diesen musikalische Höhenflüge abforderte, die – so hieß es bei einem Gastspiel beim Finnischen Rundfunk – „nahezu unmenschlich hoch angesiedelt“ waren.

1979 war die Stadt München bereit, alle Bedingungen des Unbeugsamen zu er-



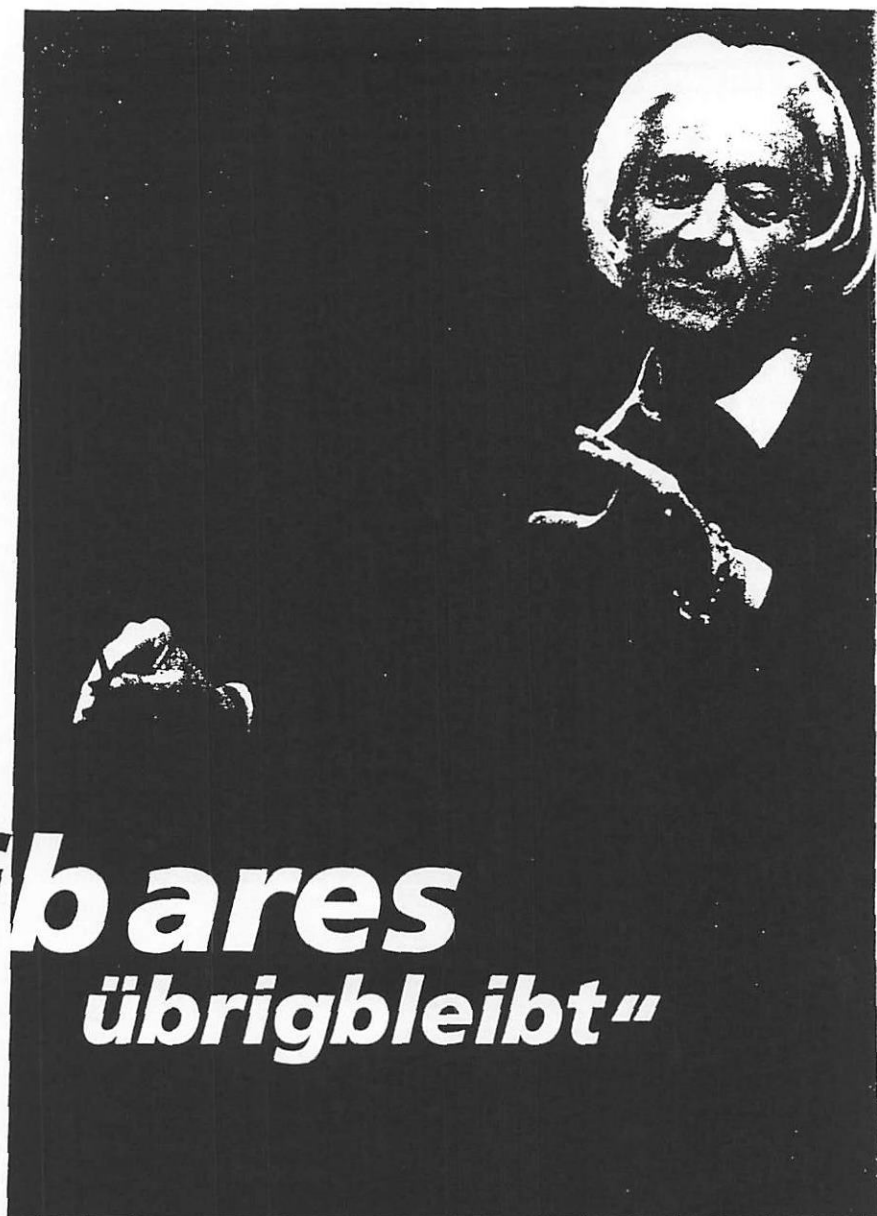
Sergiu Celibidache

füllen, und Celibidache übernahm die Leitung der Münchner Philharmoniker, die er wie angekündigt trotz manch dramatischer Zerwürfnisse zu einem Weltorchester formte, in wahren Triumphzügen um den Globus führte: Sie sind heute das Bruckner-Orchester par excellence, ausgestattet mit jener einmaligen Fähigkeit, immer wach den Gesetzen der sinfonischen Kontinuität zu folgen, eins aus dem anderen entstehen zu lassen.

Es ist ein bißchen der Fluch der überwältigenden Größe, daß Celibidache heute vor allem als überragender Bruckner-Dirigent gilt. Ob Mozart, Beethoven, Brahms, Debussy, Sibelius oder Strawinskij – je nachdem, was ein Orchester ihm geben konnte, formte er es in absichtsloser Hingabe zu etwas Spezifischem, Überpersönlichem.

ÜBER DAS MUSIKHÖREN –
SERGIU CELIBIDACHE

„Wo nichts Greifbares übrigbleibt“



Kritiker sind, was das eigene Ehrenpäpfchen angeht, meist hochsensibel – auch wenn sie's woanders vielleicht gar nicht so sind. Celibidache hat für derlei Berührungssängste wenig übrig und ließ die Welt immer gerne wissen, was er von der über Musik schreibenden Zunft hält: „Musik hat mit Intellekt absolut nichts zu tun. Musik kann man nur erleben. Und in dieser Hinsicht ist jeder Kritiker überfragt ... Wenn jeder das tun würde, was er wirklich kann, gäbe es keine Probleme.“ (in einem Interview mit der AZ). Wie nun die Fraktionen der Kritiker tief gespalten sind in ihrer Haltung zum Phänomen Celibidache, so ist es auch das übrige Publikum. Da stehen entrüstete Ablehnung und vorbehaltlose Begeisterung nebeneinander.

» Das Wesen der Musik ist Wahrheit «

Nun haben ja große Künstler immer ihre Umgebung polarisiert. Was jedoch viele irritiert, ist der sogenannte Altersstil Celibidaches. Was ihm heute als Musiker vorgeworfen wird („verschleppte Tempi“, „Mangel an Leidenschaft“ usw.), hätte in den 60er Jahren völlig absurd geklungen, im Gegenteil, man bewunderte seine leidenschaftliche und stürmisch mitreißende Musizierweise über alles. Aber ist das heute wirklich verschwunden? Und hat man damals wirklich das Wesentliche seines Musizierens erkannt, oder ist man nur auf faszinierende äußere Merkmale angesprungen? Wer heute beklagt, Celibidache habe die einstige musikalische Ausstrahlung verloren, der hat auch früher sicher nur die Oberfläche wahrgenommen. Vor allem in den Jahren am Pult der Berliner Philharmoniker (1945 – 54), wo der mittellose Stu-

dent über Nacht im Rampenlicht stand, waren seine Auftritte geprägt von überbordender Impulsivität, von wild loderndem Feuer, von obsessioneller Liebe zum Detail. In einem Interview mit Klaus Lang bekannte Celibidache: „Natürlich habe ich irgendwie gewußt, daß Musik nicht nur Intensität und Feuer ist. Und ich wußte genau, daß alle diese Momente, die dem Menschen etwas geben, zu transzendieren sind. Ich hab's aber nicht gekonnt. Bis einmal mein Professor zu mir gekommen ist und gesagt hat: 'Du bist ein Idiot'.“ Das hat Celibidache inzwischen auch zu vielen anderen gesagt, und seit Ende der 50er Jahre hat er seine schöpferische Gewißheit gefunden. Celibidaches musikalischer Zugang ist nicht analytisch, sondern integrativ, nicht statisch, sondern dynamisch, jedes Detail im organischen Gesamtzusammenhang erlebend. Wilhelm Furtwängler vermittelte

dem jungen Celibidache ganz nebenbei eine fundamentale Einsicht. Er hatte Furtwängler gefragt, wie schnell es denn an einem bestimmten Übergang weitergehe, und erhielt die verständnislose Antwort: „Je nachdem, wie es klingt.“ Celibidache: „Furtwängler hat wie kein anderer die Beziehung von vertikalem Druck und horizontalem Fluß gehört und realisiert.“ Tempo also nicht als etwas Feststehendes, sondern als eine die Vielfalt der Erscheinungen zusammenschließende Bedingung, die jedesmal neu und einmalig gegeben ist! Tempo ist demnach nicht zu verwechseln mit Geschwindigkeit, dem momentanen physikalischen, aus dem Erlebniszusammenhang isolierten Ergebnis. Geschwindigkeit interessiert nicht, und wenn es dem Erlebenden nicht zu schnell oder zu langsam erscheint, spielt es überhaupt keine Rolle, was außerhalb des Erlebens befindliche Spezialisten messen und vergleichen. Ob die achte Symphonie von Anton Bruckner 100 Minuten dauert, die „Rheinische“ von Schumann über 40 Minuten, die Fünfte Tschaikowskij eine knappe Stunde – das kann nur für Archivare von Interesse sein oder als statistische Kuriosität. Und deswegen ist auch eine Bruckner-Symphonie nicht länger als eine Mozart-Ouvertüre. Denn der ganze musikalische Prozeß, der zwar in der Zeit stattfindet, ist seinem Wesen nach außerzeitlich, spielt sich in der Gleichzeitigkeit aller

In memoriam

Der folgende Beitrag entstand aus Anlaß eines Gedenkkonzertes für den Pianisten Arturo Benedetti Michelangeli, das Sergiu Celibidache zur Saisoneroöffnung der Münchner Philharmoniker hätte dirigieren sollen. Celibidache hielt Michelangeli für den „größten Musiker des Jahrhunderts“. – Der Verfasser denkt nicht anders über die Bedeutung Celibidaches.



Sergiu Celibidache dirigiert das Symphonieorchester des Schwedischen Rundfunks in München – Mitte der 60er Jahre

involvierten Momente ab, in der Gleichzeitigkeit folglich – auf einen verführerisch einfachen Nenner gebracht – von Anfang und Ende.

Die Denkschule der „Musikalischen Phänomenologie“, entwickelt auf den methodischen Grundlagen der Philosophie Edmund Husserls, hat Celibidache mittlerweile Tausenden von Schülern nahezu bringen versucht: eine Wissenschaft davon, was dem Musizieren im Wege stehen kann, eine Wissenschaft vom 'Nein'. Denn das 'Ja' bleibt intellektuellem Erkennen verschlossen. Was ist dann Musik? „Musik ist nicht der Klang. Musik ist überhaupt nicht, hat keine Daseinsform. Ein solches Dasein hat der Klang, dessen Wesen Harmonie ist, dessen Schönheit uns anzieht. Das Wesen der Musik ist Wahrheit. Aber wie könnten wir über Musik sprechen? Musik ist nicht etwas, aber etwas kann unter bestimmten, einmaligen Bedingungen Musik werden, und dieses Etwas ist der Klang.“

Als die Resultate von Celibidaches 1979 begonnener Arbeit als Generalmusikdirektor der Münchner Philharmoniker nirgends auf der Welt mehr übersehen werden konnten, sich die Tourneen in Europa, Nord- und Südamerika und Asien, vor allem in Japan, zu wahren Triumphzügen gestalteten, wurde auch die Haltung der von ihm vielgeschmähten Fachpresse („Wieso Fach?“) davon beeinflusst, und man überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen. Er war eben, wie er war... Dafür schossen sich manche umso gezielter auf seine Schüler ein. Seine für jeden offenen Kurse, die ab den 70er Jahren in Deutschland – lange Jahre an der Mainzer

Universität, einer regelrechten „Celibidache-Pilgerstätte“ – und zuletzt in Paris stattfanden, sind nicht nur für jene interessant, die Wesentliches über Musik erfahren wollen: Philosophen, Physiker, Psychologen, Künstler anderer Sparten – sie alle wollen lernen von diesem Mann, der kein System vertritt, kein theoretisches Gebäude, dessen Vorgehensweise nur helfen kann, aus der Zerstörung eingrenzender Theorien, der Befreiung von im Wege stehenden Gewohnheiten heraus das freizulegen, was sich jeder Definition entzieht: das spontane Erleben, das Erfahren des nicht Zeitgebundenen, unzweifelhaft Wahren. Kein Wunder, daß ironisch-distanzierte Beobachter mit dieser „Lebensphilosophie“ nichts anfangen konnten und die „Celibidache-Gemeinde“ mit Hohn und Spott überzogen. Wie sollten sie begreifen, daß, wo am Ende nichts Greifbares übrig bleibt, ihr Begriff vom Leben auf der Strecke blieb?

Christoph Schlüren



20. AUGUST / SEPTEMBER 1996

INTERNATIONALE PRESSE

Kuolleet

Kapellimestari Sergiu Celibidache

Vuosisatamme lahjakkaimpiin kuulunut kapellimestari

Kapellimestari *Sergiu Celibidache* kuoli Pariisissa 14. elokuuta 84-vuotiaana. Hän oli syntynyt Romaniassa 28. kesäkuuta 1912.

Sergiu Celibidache oli yksi vuosisatamme lahjakkaimpia, mutta samalla ristiriitaisimpia kapellimestareita. Hän opiskeli musiikkia Bukarestissa, Pariisissa ja Berliinissä ja väitteli Josquin de Prezistä. Sodan aikana hän jäi Berliiniin, minkä vuoksi häntä sodan päätyttyä 1945 pyydettiin johtamaan sitä, mitä Berliinin filharmonikoista oli jäljellä. Työsuhde päättyi seitsemän vuoden kuluttua syistä, joita Celibidache ei välittänyt koskaan lähemmin eritellä.

Selvää oli kuitenkin, että pesäeron synnä olivat olleet hänen persoonallisuutensa aiheuttaneet vaikeudet, samaten se, että sekä hänen edeltäjänsä että seuraajansa olivat häntä nimekkäämpiä: Wilhelm Furtwängler ja – Furtwänglerin kahden viimeisen elinvuoden jälkeen – Herbert von Karajan. Eri asia on, että jotkut molempien levytyksiä suurenuslasilla kuunnelleet asiantuntijat ovat olleet sitä mieltä, että Karajanissa oli tosin enemmän säilyä ja pintakiiltoa, mutta että Celibidache näki syvemmälle. Celi-



Sergiu Celibidache

bidachen vahvin puolestapuhuja tässä "vuosisadan kapellimestarivaihtelussa" oli itse Furtwängler, joka ei sietänyt Karajania, mutta Karajania pidettiin enemmän saksalaisena ja hänet valittiin.

Berliinin jälkeen Celibidache toimi joitakin vuosia pelkästään vieraillevana kapellimestarina. Vuosina 1963–71 hän johti Ruotsin radion sinfoniaorkesteria, toimi sitten taas vierailijana ja lopuksi Münchenin filharmonikoiden kapellimestarina vuodesta 1979 kuolemaansa saakka.

Celibidachen objektiivista arvioimista kapellimestarina vaikeutti jossain määrin se, että hän teki arvojärjestyksen varmuuden vuoksi selväksi itse: tuskin oli kapellimestarikollegaa, jota hän ei olisi haastattelussa lyönyt maan rakoon, jos joku vain välitti kuunnella.

Leonard Bernstein oli "puru-kumi-Bernstein", Karajan johti "kauniisti ja huolitellusti, mutta pinnallisesti" (mahdollisesti aivan oikein sanottu), syvällisimpänä Mahlerin tulkitsijana pidetty Bruno Walter oli suurkimus, josta ei kannattanut edes keskustella, Toscaninilla ei ollut väritä jua jne. Celibidache pisti matalaksi myös kaupungit: maailman viheliäisin musiikkikaupunki oli Pariisi, toinen Rooma ja kolmas Milano. La Scalassa yleisön musiikin ymmärtämys oli kääntäen verrannollista sen pukujen loisteliaisuuteen. Savonlinnassa Celibidache ei käynyt.

Mutta mielenkiintoisella tavalla Celibidachen ja sellaisen auktoriteetin kuin Joonas Kokkosen mielipiteet kävivät yksiin soittajista: Kokkoselle pianisti Eduard Erdmann on Ainoa, Celibidacheille samoin, ainoana mahdollisena perillisenä Svjatoslav Rich-

ter. Lahjakkaana nuoren polven kapellimestarina hän kiitti Simon Rattlea, ja oppi-isänään hän kunioitti Furtwängleria.

Celibidachen erikoisuuksiin kapellimestarina kuului myös se, että hän ei koskaan levyttänyt, koska se oli "musiikin prostituimista". Hän saattoi käyttää orkesterin virittämiseen puolikin tuntia – mikä ei ollut pahitteeksi, koska puhdasta soittoa saa niin harvoin kuullakseen. Hänellä oli rohkeutta muuttaa esimerkiksi Schumannin orkesterointia "tekemällä retusseja, jotka Schumann olisi tehnyt, jos olisi osannut". Kaikki kuorot kautta maailman lauloivat hänen mielestään epäpuhtaasti, ja kun Hermann Scherchen johti Schönbergin Moosesen ja Aaronin, siinä ei ollut "juuri yhtään puhdasta säveltä".

Kaikista näistä koppavista puheista huolimatta Sergiu Celibidachessa oli ihmisenä hämmästyttävää sympaattisuutta. Hän sanoi syntyneensä kapellimestarina kaksisataa vuotta liian myöhään. Ehkä. Ainakin hän kuoli liian varhain ja kävi Suomessa aivan liian harvoin.

SEPPO HEIKINHEIMO

(Zeitungsartikel aus „Helsingin Sanomat“)

Gestorben

Dirigent Sergiu Celibidache

Einer der begabtesten Dirigenten unseres Jahrhunderts

Im Alter von 84 Jahren starb am 14. August in Paris der Dirigent *Sergiu Celibidache*. Geboren wurde er am 28. Juni 1912 in Rumänien.

Sergiu Celibidache gehörte zu den begabtesten, aber gleichzeitig zu den umstrittensten Dirigenten unseres Jahrhunderts. Er studierte Musik in Bukarest, Paris und Berlin und schrieb seine Dissertation über Joaquin de Prez. Während des Krieges blieb er in Berlin, weshalb er nach Kriegsende 1945 gebeten wurde zu dirigieren, was von den Berliner Philharmonikern übrig geblieben war. Das Arbeitsverhältnis endete nach sieben Jahren, aus Gründen, die näher zu erläutern Celibidache nie für nötig hielt.

Es war jedoch klar, daß die Gründe der Trennung mit den Schwierigkeiten zusammenhingen, die seine Persönlichkeit hervorgerufen hatte, desgleichen der Umstand, daß sowohl seine Vorgänger als auch Nachfolger namhafter waren als er: Wilhelm Furtwängler und - nach den letzten zwei Lebensjahren Furtwänglers - Herbert von Karajan. Auf einem anderen Blatt steht, daß einige Fachleute, die sich Schallplatteneinspielungen beider mit äußerster Aufmerksamkeit angehört haben, der Ansicht waren, daß Karajan zwar mehr äußeren Glanz besaß, daß aber Celibidache mehr in die Tiefe ging.

Der stärkste Fürsprecher Celibidaches in diesem „Dirigementurnier des Jahrhunderts“ war Furtwängler selbst, der Karajan nicht leiden konnte, aber Karajan wurde für „deutscher“ gehalten und deshalb gewählt.

Nach Berlin war Celibidache einige Jahre lediglich als Gastdirigent tätig. In den Jahren 1963-71 leitete er das Schwedische Rundfunksinfonieorchester, arbeitete danach wieder als Gastdirigent und zum Schluß vom Jahr 1979 bis zu seinem Tod als Chefdirigent der Münchner Philharmoniker.

Die objektive Beurteilung Celibidaches als Dirigent wurde zum Teil dadurch erschwert, daß er selbst sicherheitshalber die Rangordnung festlegte: Es gab kaum einen Dirigentenkollegen, den er in einem Interview nicht herabgesetzt hätte, wenn sich jemand nur die Mühe machte, ihm zuzuhören.

Leonard Bernstein war „Kaugummi-Bernstein“, Karajan dirigierte „schön und kultiviert, aber oberflächlich“ (möglicherweise ganz richtig gesagt), der für den tiefsinnigsten Mahler-Interpreten gehaltene Bruno Walter war eine Jammergestalt, von der es sich nicht einmal zu sprechen lohnte, Toscanini hatte keinen Farbsinn usw. Celibidache ließ auch kein gutes Haar an den Städten: Die miserabelste Musikstadt der Welt war Paris, ihr folgten Rom und Mailand an zweiter und dritter Stelle. In „La Scala“ war das Musikverständnis des Publikums umgekehrt proportional zu dessen Kleiderglanz. In Savonlinna war Celibidache nicht zu Gast.

Aber in einer interessanten Weise stimmten die Meinungen von Celibidache und einer Autorität wie Joonas Kokkonen über die Musiker überein: Für Kokkonen war der Pianist Eduard Erdmann der Einzige, für Celibidache ebenfalls, Svyatoslav Richter allein möglicher Nachfolger. Als talentierten Dirigenten der jungen Generation lobte er Simon Rattle und als seinen Lehrmeister ehrte er Furtwängler.

Zu den Besonderheiten Celibidaches als Dirigent gehörte auch die Tatsache, daß er nie Schallplatten aufnahm, weil dies „Prostituierung der Musik“ sei. Er vermochte sogar eine halbe Stunde für die Stimmung des Orchesters verwenden - was nicht schaden konnte, da sauberes Spielen so selten zu hören sei. Er hatte den Mut, zum Beispiel die Orchestrierung von Schumann zu ändern, um „Retuschen vorzunehmen, die Schumann gemacht hätte, wenn er gekonnt hätte“. Alle Chöre rund um die Welt sangen seiner Meinung nach unsauber, und als Hermann Scherchen Schönbergs „Moses und Aaron“ dirigierte, war „kaum ein sauberer Ton“ zu hören.

Trotz all dieser überheblichen Äußerungen besaß Sergiu Celibidache als Mensch erstaunlich viel Sympathie. Er sagte, er sei als Dirigent zweihundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen. Mag sein. Zumindest starb er zu früh und war viel zu selten zu Gast in Finnland.

SEPPO HEIKINHEIMO

幻の名指揮者“チェリビダッケ”を悼む

完璧さがもたらした音楽への感動

藤田 由之

チェリビダッケの訃報を、実をまた一つ失ったような聞いた。世界は、音楽の真気がする。



初来日で読売日響を指揮したチェリビダッケ氏(1977年10月)

もっとも、彼は、大方の人びとにとっでは必ずしも親しみある存在ではなかった。いわゆるレコードを嫌い、純粋に演奏の単一機会性を尊重し、音楽界の商業主義的な在り方に背を向け

てきた彼は、現代社会ではむしろ奇人に属していたかもしれないし、彼にとつても住みにくい時代であったにちがいない。実際に、彼のどの大指揮者が、世界を代表するようなオーケストラのポストになかったという。これも、それを物語っているようだ。もちろん、それには理由がないわけではない。

まさに完全主義の一語につきるような彼の音楽に対する姿勢は、一つのプログラムに、通常の倍以上のリハーサルを要求したりしており、現代のオーケストラ界がおかれた経済的条件の中では、うけいれ難いものがあったのも事実である。もちろん、それによって可能な演奏会の数にも、おのずから限りがある。演奏のマンネリズムは、彼が極度に嫌悪するところだからだ。結局、大方の楽団は、手を拱いて機会を待つしかなかったのであらう。

結果的に、少なくともわが国では、ほとんどの人びとにとって、彼は「幻の名指揮者」でしかなかった。一九七七年十月に読売日響への客演という形で実現された初来日は、多くの人びとの期待にこたえるものとなったが、それはまた、音楽、そして演奏というものの当然あるべき姿を実感させるものともなっていた。

第二次大戦終結直後に、ベルリン・フィルを指揮してデビューした彼は、追放となったフルトヴェングラーに代わって首席指揮者に迎えられる、廃墟からの楽団再建にも尽力した。フルトヴェングラー復帰後も協力を続けたが、その後任にカラヤンが決まった時、彼は決を分かった。あらゆる意味でカラヤンとは対照的な理念をもつ彼の極端なまでにストイックな生き方は、こうした経緯によって一層強められたのかもしれない。

だが、彼は決して冷たくななく、むしろきわめて豊かな人間性の持ち主だった。他の話題も多く、その後も来日したが、最大の魅力は、やはり彼の完璧さがもたらす稀有の音楽への感動だった。

今後、おそらく彼のような指揮者が誕生することは二度とあるまい。そして、レコードがほとんど残されていらないこともあって、彼のふれあいから何かを得た人びとも、いずれ皆無となるに違いない。一つの世紀に生まれたひとつの奇蹟のように全て消え去る日も来るのだ。

（音楽評論家）

Aus: Yukan Yomiuri Shimbun, 21.08.1996 (Mittwoch)

(Unter dem Bild): Celibidache, der bei seinem Japanbesuch das Yomiuri Japan Sinfonieorchester (Yomiuri Nikkyo)* dirigiert. (Oktober 1977)

„Ein geisterhafter Dirigent“ - Trauer um Celibidache
Ergriffenheit durch eine Musik, die durch den Perfektionismus
hervorgebracht wurde
Yunosuke Fujita

Ich habe die Nachricht über den Tod von Celibidache vernommen. Mir ist, als ob die Welt eine weitere Wahrheit (Wahrhaftigkeit)* in der Musik verloren hat. Eigentlich war er ein Mensch, der für die meisten nicht unbedingt eine lebenswürdige Gestalt war. Er verabscheute die sogenannten Schallplatten und Musikaufnahmen und schätzte das Konzert als einzig unverfälschte Möglichkeit für eine Musikdarbietung hoch ein. Er kehrte der kommerziellen Seite in der Musikwelt den Rücken zu, wodurch er vielleicht in der jetzigen Gesellschaft zu einem Original oder Sonderling wurde. Tatsächlich war es eine Zeit, in der er nur schlecht oder nur sehr schwer leben konnte. Auch die Tatsache, daß sich ein solch großer Dirigent wie er nicht an einer Stelle in einem Orchester befand, das sozusagen die Welt repräsentierte, zeugt von seiner Eigenart. Natürlich gibt es dafür Gründe. Tatsache ist auch, daß seine Haltung der Musik gegenüber, die stark vom Perfektionismus geprägt war, und die danach verlangte, für ein Programm mehr Proben durchzuführen als normal, inmitten der kommerziellen Bedingungen der gegenwärtigen Orchester schwierige Aufnahme fand. Selbstverständlich war dadurch die Zahl der möglichen Konzerte automatisch beschränkt. Ganz extrem war ihm der Manierismus der Konzerte verhasst. Letztendlich blieb den meisten Orchestern nichts anderes übrig, als mit verschränkten Armen auf eine passende Gelegenheit zu warten. Kurz nach Beendigung des 2. Weltkrieges wurde er, der sein Debut als Dirigent der Berliner Philharmonie hatte, als Chefdirigent anstelle des ins Exil gegangenen Furtwänglers begrüßt. Er unternahm alle Anstrengungen, um den Wiederaufbau des Orchesters aus den Ruinen voranzutreiben. Auch nach der Rückkehr Furtwänglers setzten sie die Zusammenarbeit fort, aber als Karajan zum Nachfolger bestimmt wurde, nahm er seinen Abschied. Gerade durch diese Erfahrung mag sich seine stoische Lebensweise bis ins Extreme hinein verstärkt haben, da er in jeglichem Sinne im Vergleich zu Karajan gegensätzliche Ideen besaß. Letztendlich war er wenigstens in unserem Lande für die meisten Menschen nichts anderes als ein „geisterhafter Dirigent“. Der erste Japanbesuch, der im Oktober 1977 in der Form eines Gastspiels bei dem Yomiuri Japan Sinfonieorchester (Yomiuri Nikkyo)* realisiert wurde, hat alle Erwartungen erfüllt; aber darüberhinaus vermittelte dieses Gastspiel einen lebendigen Eindruck der natürlichen Gestalt von Musik oder musikalischen Aufführungen. Er kannte das Repertoire vollständig auswendig, und bei seinen Proben, die keinerlei Zweifel hinsichtlich des Geheimnisses des Ausdruckes und der Balance der angestrebten Klangfarbe und Musik hinterließen, gab es keine Kompromisse. Durch eine perfekte Technik und ein scharfes sensibles Ohr wurde alles bis zum vollkommenen Einverständnis unermüdlich und gründlich aufeinandergeschichtet. Sicherlich unterscheidet sich dies von einem herkömmlichen professionellen Orchester. Auch wenn man zum Beispiel auf einem sehr hohen Niveau spielt, war es

ihm trotzdem bewußt, daß in den bisherigen alltäglichen musikalischen Aufführungen eine Vielzahl von Kompromissen vorhanden waren.

Aber er war kein kühler oder kalter Mensch, sondern vielmehr der Besitzer einer sehr ordnungsliebenden Natur. Auch andere Gesprächsstoffe sind zahlreich vorhanden; danach besuchte er Japan noch mehrere Male, aber sein größter Zauber war die Ergriffenheit von einer phänomenalen Musik, die durch seinen Perfektionismus hervorgebracht wurde.

In Zukunft wird es wahrscheinlich nicht noch einmal einen solch großen Dirigenten geben. Irgendwann wird der Zeitpunkt kommen, daß keine Erinnerungen an ihn mehr existent sind, da es kaum Schallplatten oder andere Musikaufzeichnungen von ihm gibt - und die wenigen Leute, die mit ihm in Berührung kamen, werden ebenfalls eines Tages nicht mehr leben. Es wird der Tag kommen, an dem dieses in diesem Jahrhundert einmalige Wunder, für immer verschwunden bleibt.

第3種郵便物認可

ラファエル・クー
ベリック

セリビダック・チェリ

ラファエル・クーベリックとセルジュ・チェリビダック。現代の指揮界を支えてきた二人の巨匠が相次いで亡くなった。「巨匠」とはなんだ、だれが決めるんだ、という議論はある。たぶんその人に芸術的な影響を与える人、そして影響を受けた人がそう呼ぶ名称。二人は「マ

リカ・デビュス」を亡くなったという因縁がある。マエストロは自筆で「コンサートがうまくいき、あなたの人生が大きく羽ばたくように祈っている」とファックスを送った。僕はあの演奏で、よい返事が出来たと信じている。突然、僕はクーベリックの事をかと思案中に思ったりしながら振ったのだ。

クーベリック、チェリビダック追悼

のボローニャで開かれていたチェリの「指揮講習会」に出席したり、練習を山ほどみたり、音話を聞いたりした。いちばんおもしろかったのは、三十年ぶりに生まれ育ったルーマニアに帰った時、コンサートの後、ものすごい巨体のオバサンが、やばに感激して抱きついてくるので困った。昔、村中でゴシップになった

のボローニャで開かれていたチェリの「指揮講習会」に出席したり、練習を山ほどみたり、音話を聞いたりした。いちばんおもしろかったのは、三十年ぶりに生まれ育ったルーマニアに帰った時、コンサートの後、ものすごい巨体のオバサンが、やばに感激して抱きついてくるので困った。昔、村中でゴシップになった

クーベリック氏は八月十一日にスイス・ルツェルンで死去、八十二歳。チェリビダック氏は同十四日パリで死去、八十四歳。

二人の巨匠と私

井上 道義

あまりに高い知性と、男性的魅力と、カリスマ性に加わった彼は、僕が、時期、自分を失い、一歩、動までチェリの真似をして、オーケストラにばかりにされたこととある。

「エストロ」の名にふさわしい人だった。チェコのクーベリックは戦後、東欧から自由を求めて亡命した多くの音楽家たちとシカゴ交響楽団の団長を作った。四十年ぶりにシカゴ響の定期演奏会を振ろうとした時に体調をこわし、私がマラーの「第九」というクーベリックのために入々が用意した、名曲中の名曲でアメ

もう一人のチェリビダックは、とても深い関係を持っていた数少ない大指揮者だ。二十二歳の時、デユッセルドルフでスウェーデンのストックホルム・フィル（京響と姉妹オーケになっている）を振っていたマエストロに、僕は同性として一生に一度の一目惚れ。

初戀の彼女だったというホロ苦い顔だ。でも、何より大事なものはチェリも、わが師範先輩先生と同じように音楽を感じ、感情、直観におんぶした「アート」というものを、現象として捕らえ直し、演奏や快楽と二線を画するものとして、命をかけて、あらゆる知性を動員して分析していたことだ。

に、何を求めているんだ」とドアを開められた。二十六歳のころだった。僕だって食っていかないとやいかんの。それから二十年して、なぜかチェリは常任指揮者からたムンヘン・フィルに僕を招き、ニコニコして抱きついてくれた。でも、僕の心の底のあの時の僕のせい、その時あの昔の「よい生徒」だった僕と大先生だった天才との甘い思い出は、もう帰ってこなかった。

（京響音楽監督・常任指揮者）

「わたしの好きな時間」「ぶらいむタイム」は休みます。

9 (ein Wort unleserlich)*

(Unter den Bildern):

linkes Bild: Rafael Kubelik

Rechtes Bild: Sergiu Celibidache

Die beiden großen Maestro und ich!

Im Gedenken an Kubelik und Celibidache.

Tsuneyoshi Inoue.

Rafael Kubelik und Sergiu Celibidache. Die beiden großen Maestro, die die gegenwärtige Dirigentenwelt gestützt haben, sind nacheinander verstorben. Es gibt natürlich die Diskussion darüber, was eigentlich ein „großer Maestro“ ist oder wer darüber bestimmt. Für viele Leute ist es eine Bezeichnung, die von denjenigen bestimmt wird, die einen künstlerischen Einfluß ausüben oder diesen Einfluß aufnehmen. Beide waren Persönlichkeiten, die den Namen „Maestro“ zurecht trugen. Kubelik aus der Tschechoslowakei floh auf der Suche nach Freiheit nach dem Krieg aus seiner Heimat und schaffte zusammen mit vielen anderen emigrierten Musikern die Grundlage für das Chicago Sinfonierorchester. Als nach 40 Jahren endlich das regelmäßige Konzertprogramm des Chicago Orchesters eröffnet werden sollte, wurde Kubelik krank, woraufhin ich das für Kubelik vorbereitete berühmte Lied unter den berühmten, nämlich Mahlers „Neunte“ aufführen sollte und so in Amerika mein Debut hatte. Zu diesem Zeitpunkt erhielt ich ein vom Maestro selbst verfasstes Fax: „Ich bete darum, daß das Konzert ein voller Erfolg wird und daß auch Ihr Leben erfolgreich wird.“

Ich glaube, daß ich mit jenem Konzert eine gute Antwort geben konnte. Tatsächlich habe ich während des Konzertes für einen kurzen Augenblick an Kubelik gedacht. Celibidache ist einer der wenigen großen Dirigenten, mit denen mich eine tiefe Beziehung verbindet.

Als ich 22 Jahre alt war, war ich dem Maestro, der in Düsseldorf die Stockholmer Philharmonie (Schwesterorchester zusammen mit dem Orchester von Kyoto) dirigierte, als Kollege beigeordnet und habe ihn nur einmal in diesem einen Jahr gesehen.

Danach nahm ich am „Dirigentenkursus“ von Celibidache teil, die in Stuttgart und in Bologna/Italien abgehalten wurden. Dort habe ich dann viele Übungsstunden beigewohnt und darüber hinaus eine Unzahl von Geschichten über ihn gehört.

Am interessantesten war folgende: als er nach 30 Jahren nach Rumänien, wo er ja geboren und großgezogen worden war, zurückkehrte und ein Konzert gab, geriet er durch eine sehr voluminöse ältere Dame, die von ihm tief beeindruckt war und ihn stürmisch umarmte, nach dem Konzert in arge Verlegenheit. Dabei soll es sich um seine erste Jugendliebe gehandelt haben, über die in früherer Zeit in den Dörfern viel und lang geredet worden war.

Wichtiger aber ist folgende Tatsache. Celibidache hat wie unser berühmter Meister Hideo Saito die „Kunst“, bei der die Musik von der Wahrnehmung, Leidenschaft und der Intuition getragen wird, als ein Phänomen aufgefasst; sie widmeten ihr Leben einer Musik, die sowohl Sittenlehre (Moralphilosophie)* als auch pures Vergnügen verband, und unter der Mobilisierung jeglichen Intellekts analysierten sie diese Musik. Eine Zeit lang fühlte ich mich durch sein Intellekt, seinen männlichen Zauber und sein Charisma zu ihm stark hingezogen. Bis hin zu seinen typischen Bewegungen kopierte ich Celibidache, sodaß ich manchmal sogar vor dem Orchester als Dummkopf dastand.

Aber der Maestro, den ich bis dahin am meisten liebte, zeigte mir dann sein wahres Gesicht. Als er in Hamburg ein Konzert gab, eilte ich dorthin, um ihn zu treffen.

„Maestro, ich werde morgen hier ein anderes Orchester dirigieren.“ erzählte ich ihm freudestrahlend. Aber er antwortete nur: „Gehen Sie fort! Ich möchte Sie nicht noch einmal sehen! Sie haben ja noch nicht einmal Ihr Studium beendet - was denken Sie sich eigentlich!?“ Dann schloß er die Tür vor mir. Das war, als ich 26 Jahre alt war. Aber ich muß doch auch von etwas leben.....

Es vergingen daraufhin 20 Jahre. Ich wurde dann aus einem unerfindlichen Grund von dem Münchner Philharmonieorchester eingeladen, an dem Celibidache regulärer Dirigent war. Er empfing mich zwar lächelnd, aber die süßen Erinnerungen an die Zeit, in der ich der „gute Schüler“ und Celibidache das große „Genie“ war, kamen nicht mehr zurück - vielleicht lag das an den Äußerungen der damaligen Zeit. Celibidache hat nicht ein einziges Mal ein Orchester in Amerika dirigiert. Auch Kubelik hat außer in Chicago kein anderes amerikanisches Orchester dirigiert. Beide waren bewundernswerte Künstler. Gerade jetzt ist die Zeit, in der begnadete Künstler sowohl in Amerika als auch in Japan Musik machen. Gerade jetzt schätze ich den Frieden hoch ein.

(Musikleiter des Kyoto Sinfonieorchesters - regulärer Dirigent)

Kubelik starb am 11.08. in Luzern/Schweiz. Er wurde 82 Jahre alt. Celibidache starb am 14.08. in Paris. Er wurde 84 Jahre alt.

Avis.....: Weekendavisen
 Udgivelsesdato.: 23 Aug 1996
 Udgivelsesdag.: Fredag
 Sektion.....: 1. sektion
 Type.....: nekrolog;navne
 Emne.....: dødsfald
 Forfatter(e)....: Peter Johannes Erichsen.
 Tekst:
 Sergiu Celibidache, 84

INGEN kan glemme ham. Man er fri for at sætte plader på. Den eller de koncerter man var til, er man stadig til. Her rummes ingen tragedie, men stedse livets sang. Den gamle dame fra München, som jeg mødte i Bayreuth og som fortalte mig, at hun altid gik til »Celi«s åbne prøver med München-filharmonikerne, har da sidste gang nået det op til koncerten 2. juni i år, hvor værker af Mozart og Beethoven stod på programmet. Der er hun så stadig. Sergiu Celibidache, oprindelig rumænsk Celebidachi, boede de sidste mange år udenfor Paris i Neuville sur Essonne, hvor han også blev begravet. Musikeren Peter Bastian, der var med til højtideligheden, fortæller, at han synes kisten blev sænket i det dybeste hul som tænkes kan, men samtidig var det livsbekræftende at se den unge søn Serge stå som et helt menneske ved sin fars grav. Hvad verden her tog afsked med, var en norm, ikke en excentriker. De, det forundtes at opleve Sergiu Celibidache i livsdøgnets lys og afskygninger, kan vidne om det gudsbenådede normale menneske, der minder andre eksistenser om, at de kun er fragmenter. Det generøse og det kælnе, det rasende og det eksakte, det ujordiske og det opmærksomme rummer vi alle, men spiller det ikke ud. Ikke som han. I jagten på musikken gennem musikerne, ikke hen over hovedet på dem, var han forførende og frygtindgydende - og så tog han stedse sin lærergerning alvorligere end sin dirigentstatus, derfor de åbne prøver. Hans elever blev i hvert fald aldrig forulempet, og det er saligt også at finde hans virke båret videre på nærmeste hold i Den Danske Blåserkvintet. Musik, også ment som jagten på stilheden, et mål, der ligeledes blev nået af den anden af årets store døde blandt århundredets musikere, pianisten Arturo Benedetti Michelangeli. At han og Celibidache var medlemmer af den samme gourmetklub, hvor det lykkedes Sergiu at sætte Arturo til vægs med en ret karper, som det tog 16 timer at tilberede, kan ikke komme bag på nogen. Da jeg spurgte Peter Bastian om, hvorfor dirigenter tit bliver så gamle, var svaret i hvert fald et, der passede på Celibidache: »Fordi det er så sundt så tit at få lejlighed til at yde sit bedste«.

(FORTS.)

Det skete fra starten, da den unge rumæner på 35 år blev betroet Berliner Filharmonikerne i det interregnum, hvor Wilhelm Furtwängler var borte fra orkestret efter Anden Verdenskrig. Oprindeligt var en anden ung dirigent udpeget, men i det tumultuariske Berlin blev han skudt, og Celibidache sadlede om fra RIAS-orkestret, som han var udset til. At det var Stunde Null fremgår af en efterlysning fra den tid i en Berliner-avis: Dirigenten Celibidaches cykel er blevet stjålet, og alle bedes lede efter den, da den er uundværlig i en by, hvor trafikmidler ikke findes. Der findes vidundere af plader fra den tid, Bizets C-Dur Symfoni og Stravinskys »Jeux de Cartes«, men »hvad vil De med et fotografi af Deres elskede, så længe De har Deres elskede« som Celibidache sagde. Han blev en fornægter af plademediet samtidig med, at Berliner Filharmonikerne efter Furtwänglers død i 1954 blev overtaget af indspilningsnarkomanen Karajan. Det Kongelige Kapel og Radiosymfoniorkestret kom til at nyde godt i perioder af Sergiu Celibidaches virke, ligesom Stockholm Symfonikerne. En smeltedigel blev Stuttgart, München blev den sidste. At filharmonikerne i Wien blev omtalt som et mezzoforte-orkester man ikke kunne komme nogen vegne med, sigtede til Celibidaches vision om »weg-dirigieren«, at skrælle alle nej'er ud af musikken og nå frem til det store ja. Furtwängler var »Ein Schöpfer«, Bhm »Ein Kartoffelsack« målt med denne alen. Peter Bastian husker sit livs Pastoralesymfoni opstå med Konservatorieorkestret i København under Celibidaches ledelse, og den videre kreds, der gerne vil tidsfæste, hvornår Fauré's Requiem celebreredes i Radiohuset, er nu 20 år fra den stjernestund: torsdag den 23. september 1976 dirigerede Sergiu Celibidache Alban Bergs violinkoncert med Rony Rogoff og Gabriel Fauré's Requiem med Bodil Gøbel og Philippe Huttenlocher. Så forlod han os til fordel for München. Oplevelsen af et menneske, der på podiet både kunne nyde sin krop og sin musik, faldt selvfølgelig de forkert højtidssømte for brystet. Men Celibidache kunne, som Peter Bastian udtrykker det, faktisk være frakkere i sin sanselighed end Prince, når han indskibede os til Lesbos i Ravels »Daphnis & Chloé« eller duppede os til døde med Ravels »Boléro«. Operaen nærmede han sig ikke, selve dens idé syntes at spærre for det transcendentale. Kun når den syntes at tilhøre et næste årtusinds musik, som Per Nørgaards »Gilgamesh«, ville Celibidache være villig til at melde sig under fanerne. Det skete dog ikke, men Berliner Filharmonikerne besøgte han sent i livet, da alle de der havde været med til at stemme ham ud til fordel for Karajan, var døde. Den gamle makedoner var da også selv borte, den evigunge rumæner lod tiden stå stille i Bruckners 7. Symfoni og vendte tilbage til sin mølle i Neuville.

Jeg vil stadig med alle forventninger i behold huske Sergiu Celibidache som forfatteren Henrik Bjelke oplevede ham en aften udenfor Radiohuset i København, hvor Bruckners 8. Symfoni stod på programmet, og alt var udsolgt.

(FORTS.)

Bjelke uden billet så da Celibidache højst naturstridigt gå sig en tur rundt om koncertsalen kort før klokken 20. At undlade at genkende manden og komme med et udbrud af lykke var umuligt. Uden at sagtne farten betragtede Celibidache den hilsende og trak en billet op af brystlommen til ham. Bjelke og jeg blev siden aldrig trætte af at diskutere, hvor længe Celibidache mon i grunden gik rundt derude. De gange, man får lov at møde ham i et medmenneske, vil man føle velsignelsens strøg. »Musik kan ikke skildre noget. Musik kan noget andet. Musik kan vise dig, hvor enestående du selv er! – og hvad er smukkere end det?« Med disse tanker kunne Celibidache gøre forståeligt, hvordan nu'et er evigheden i Verdis Requiem (sidst opført af ham hos os i 1963 med Det Kongelige Kapel, samarbejdets sidste koncert). Hvis ikke slutningen rummes i begyndelsen, kan vi ikke vide, hvornår det er forbi. Han ønskede ikke at overliste forgængeligheden, som en af hans gamle venner sagde. Kierkegaard kender Celibidache som Troens Ridder i »Frygt og Bæven«: »Han glæder sig ved Alt, deeltager i Alt, og hver Gang man seer ham deltage i det Enkelte, skeer det med en Vedholdenhed, som betegner det jordiske Menneske, hvis Sjæl hænger fast ved sligt. Han passer sin Gerning. Naar Man da seer ham, skulde man troe, han var en Skriverkarl, der havde fortabt sin Sjæl i det italienske Bogholderi, saa punktlig er han . . . Henad Aften gaaer han hjem, hans Gang er ufortrøden som et Postbuds. Underveis tænker han paa, at hans Kone vist har en apparte lille Ret varm Mad til ham, naar han kommer hjem, f.Ex. et stegt Lammehoved med Grønt til. Hvis han mødte en Ligesindet, da kunde han vedblive lige til Østerport at samtale med ham om denne Ret med en Lidenskab, der ville passe for en Restaurateur«. Celibidaches livslængde blev som Goethes. Vort Århundrede fik alligevel en norm.

*: **SLUT PA ARTIKEL**

Zeitung:	Weekendavisen
Erscheinungsdatum:	23. August 1996
Erscheinungstag:	Freitag
Teil:	1. Teil
Typ:	Nekrolog; Namen
Thema:	Todesfall
Autor:	Peter Johannes Erichsen
Text:	Sergiu Celibidache, 84

Niemand kann ihn vergessen. Man braucht keine Schallplatten aufzulegen. Das Konzert oder die Konzerte, die man erlebt hat, erlebt man noch immer. Hier geht es nicht um eine Tragödie, sondern um den nie endenden Gesang des Lebens. Die alte Dame, die ich in Bayreuth traf und die mir erzählte, sie gehe immer in "Celi"s öffentliche Proben mit den Münchner Philharmonikern, hatte hierzu also zum letzten Mal beim Konzert am 2. Juni dieses Jahres Gelegenheit, wo Werke von Mozart und Beethoven auf dem Programm standen. Und dort ist sie also noch immer. Sergiu Celibidache, ursprünglich auf rumänisch "Celibidachi", wohnte zuletzt lange Jahre in der Nähe von Paris in Neuville sur Essonne, wo er auch begraben wurde. Der Musiker Peter Bastian, der an der Feierlichkeit teilnahm, sagt, er habe das Gefühl, der Sarg sei in das tiefste Loch hinabgelassen worden, das man sich vorstellen könne, und gleichzeitig habe er es als lebensbejahend empfunden, den jungen Sohn Serge als ganzen Menschen am Grabe seines Vaters zu sehen. Das, wovon die Welt hier Abschied nahm, war die Norm, nicht ein Exzentriker. Diejenigen, denen es vergönnt war, Sergiu Celibidache im Licht und in den Schattierungen einer Lebensspanne zu erleben, können von dem gottbegnadeten normalen Menschen zeugen, der andere Existenzen daran erinnert, daß sie nur Fragmente sind. Das Großzügige und das Zärtliche, das Wütende und das Genaue, das Unirdische und das Aufmerksame tragen wir alle in uns, aber wir spielen es nicht aus. Nicht so wie er. In seinem Jagen nach der Musik durch die Musiker hindurch, nicht über ihre Köpfe hinweg, war er verführerisch und beängstigend - und dann nahm er immer seine Aufgabe als Lehrer ernster als seinen Dirigentenstatus, deshalb die öffentlichen Proben. Seine Schüler wurden jedenfalls nie belästigt, und es ist beglückend, daß sein Wirken unmittelbar im Dänischen Bläserquintett weitergeführt wird. Musik, auch verstanden als ein Jagen nach Stille, ein Ziel, das auch der zweite große Musiker dieses Jahrhunderts erreichte, der in diesem Jahr verstorben ist: der Pianist Arturo Benedetti Michelangeli. Daß er und Celibidache Mitglieder desselben Feinschmeckerclubs waren, wo es Sergiu gelang, Arturo mit einem Karpfengericht in die Enge zu treiben, für dessen Zubereitung er 16 Stunden benötigte, kann niemanden überraschen. Als ich Peter Bastian fragte, warum Dirigenten oft so alt werden, erhielt ich eine Antwort, die auf jeden Fall zu Celibidache paßte: "Weil es so gesund ist, so oft die Gelegenheit zu erhalten, sein Bestes zu geben."

Das war von Anfang an der Fall, als dem jungen Rumänen mit 35 Jahren die Berliner Philharmoniker - in dem Interregnum nach dem Zweiten Weltkrieg, als Wilhelm Furtwängler nicht mehr bei dem Orchester war - anvertraut wurden. Ursprünglich hatte man sich für einen anderen jungen Dirigenten entschieden, aber in dem damaligen Berliner Chaos wurde er erschossen, und Celibidache wechselte vom RIAS-Orchester, für das er vorgesehen war, zu den Philharmonikern. Daß dies in der Stunde Null geschah, verdeutlicht auch eine Verlustanzeige, die damals in einer Berliner Zeitung veröffentlicht wurde: das Fahrrad des

Dirigenten Celibidache ist gestohlen worden, und alle werden gebeten, danach zu suchen, da es in einer Stadt, in der es keine Verkehrsmittel gibt, unentbehrlich ist. Es gibt wunderbare Platten aus dieser Zeit, Bizets Symphonie in C-Dur und Stravinskys "Jeux de Cartes", aber "was wollen Sie mit einer Photographie von Ihrer Geliebten, solange Sie Ihre Geliebte haben?" wie Celibidache sagte. Er wurde zu einem Gegner des Mediums Schallplatte, als die Berliner Philharmoniker nach Furtwänglers Tod 1954 von Karajan übernommen wurden, der ein Schallplattenfanatiker war. Die Königliche Kapelle und das Rundfunksymphonieorchester profitierten zeitweise sehr von Sergiu Celibidaches Wirken, ebenso die Stockholmer Symphoniker. Ein Schmelztiegel wurde Stuttgart, der letzte wurde München. Daß die Wiener Philharmoniker als ein Mezzoforte-Orchester bezeichnet wurden, mit dem man nicht vorankommen könne, zielte auf Celibidaches Vision vom "Wegdirigieren", wobei man alles "Nein" von der Musik abschält und zu dem großen "Ja" vordringt. Mit dieser Elle gemessen war Furtwängler "ein Schöpfer", Böhm "ein Kartoffelsack". Peter Bastian erinnert sich, wie das Konservatoriumsorchester in Kopenhagen der Pastoral-symphonie seines Lebens unter Celibidaches Leitung Gestalt verlieh, und der weitere Kreis, der gern den Tag bestimmen möchte, an dem Faurés Requiem im Rundfunkhaus zelebriert wurde, ist nun 20 Jahre von dieser Sternstunde entfernt: Donnerstag, den 23. September, dirigierte Sergiu Celibidache Alban Bergs Violinkonzert mit Rony Rogoff und Gabriel Faurés Requiem mit Bodil Gøbel und Philippe Huttenlocher. Dann verließ er uns und ging nach München. Einen Menschen zu erleben, der auf dem Podium sowohl seinen Körper als auch seine Musik genießen konnte, war natürlich nichts für Leute, denen es eher um eine unechte feierliche Stimmung ging. Aber Celibidache konnte, wie Bastian es ausdrückt, tatsächlich in seiner Sinnlichkeit unbekümmerter sein als Prince, wenn er mit uns in Ravels "Daphnis und Chloe" nach Lesbos segelte oder wenn er uns mit Ravels "Bolero" zu Tode tupfte. Der Oper näherte er sich nicht, allein schon ihr Wesen schien sich dem Transzendentalen zu widersetzen. Nur dann, wenn sie bereits der Musik eines nächsten Jahrtausends anzugehören schien, wie Per Nørgaards "Gilgamesh", wäre Celibidache bereit gewesen, sich zu ihr zu bekennen. Das geschah jedoch nicht, aber die Berliner Philharmoniker besuchte er im hohen Alter, als alle, die sich für Karajan und gegen ihn entschieden hatten, tot waren. Der alte Mazedone war damals auch selbst fort, der ewig junge Rumäne ließ die Zeit in Bruckners 7. Symphonie stillstehen und kehrte zu seiner Mühle in Neuville zurück.

Ich werde mich immer mit der gleichen erwartungsvollen Stimmung so an Celibidache erinnern, wie ihn der Schriftsteller Henrik Bjelke eines Abends vor dem Rundfunkhaus in Kopenhagen erlebte; auf dem Programm stand Bruckners 8. Symphonie, und alles war ausverkauft. Da sah Bjelke, der keine Eintrittskarte hatte, wie Celibidache höchst naturwidrig kurz vor 20 Uhr einen Spaziergang durch den Konzertsaal machte. Den Mann nicht zu erkennen und sein Glück nicht lebhaft zu äußern, war unmöglich. Ohne sein Tempo zu verlangsamen, betrachtete Celibidache den Grüßenden, zog eine Eintrittskarte aus der Brusttasche und reichte sie ihm. Bjelke und ich wurden seitdem nie müde, darüber zu diskutieren, wie lange Celibidache denn eigentlich dort draußen herumspazierte. Dann, wenn man ihm in einem Mitmenschen begegnen darf, wird man ein beseligendes Gefühl empfinden. "Musik kann nichts schildern. Musik kann etwas anderes. Musik kann dir zeigen, wie einzigartig du selbst bist! - und gibt es Schöneres?" Mit diesen Gedanken konnte Celibidache verständlich machen, wie das Jetzt in Verdis Requiem (das er in Dänemark zuletzt 1963 mit der Königlichen Kapelle aufführte - das letzte Konzert der Zusammenarbeit) die Ewigkeit ist. Wenn der Schluß nicht im Anfang enthalten ist, können wir nicht wissen, wann es vorbei ist. Er wollte nicht die Vergänglichkeit überlisten, wie einer seiner alten Freunde sagt. Kierkegaard kennt Celibidache als den Glaubensritter in "Furcht und Zittern": "Er freut sich an allem, beteiligt sich an allem, und jedesmal, wenn man ihn an etwas Bestimmtem

teilnehmen sieht, geschieht das mit einer Ausdauer, die den Erdenmenschen kennzeichnet, dessen Seele fest daran hängt. Er geht seiner Arbeit nach. Wenn man ihn sieht, so könnte man glauben, er sei ein Schreiber, der seine Seele an die italienische Buchführung verloren hat, so genau ist er. ... Gegen Abend geht er heim, sein Gang ist unverdrossen wie der eines Postboten. Unterwegs denkt er daran, daß seine Frau ihm gewiß eine schmackhafte warme Mahlzeit zubereitet hat, wenn er heimkommt, z.B. einen gebratenen Lammkopf mit Gemüse. Wenn er einen Gleichgesinnten träfe, könnte er sich mit ihm die ganze Zeit, bis sie zur Østerport kämen, über diese Mahlzeit mit einer Leidenschaft unterhalten, wie sie zu einem Gastwirt passen würde." Celibidache erreichte Goethes Lebensalter. Unser Jahrhundert erhielt jedenfalls eine Norm.

TRIBUNA LIBRE JOSE MANUEL RIANCHO SANCHEZ

Celibidache en la Plaza Porticada

LA muerte de Sergiu Celibidache, el irrepetible maestro rumano que hoy llora el mundo de la música, aviva el recuerdo imborrable de sus conciertos, primeros y únicos, con la Orquesta Nacional en el Festival santanderino, en el escenario de nuestra añorada Plaza Porticada.

En los días 25, 27 y 28 de agosto de 1965 la batuta de Celibidache llevó a la Orquesta española a un triunfo inolvidable, refrendado por el público que abarrotaba la Plaza. El clima de fervor recordaba muchas veladas estelares, en las que siempre será emblemática la noche del 9 de agosto de 1953, con Ataúlfo Argenta, la Orquesta Nacional y el Orfeón Donostiarra, al término del ciclo de las sinfonías de Beethoven. El dilatado y rico ciclo sinfónico de las tres grandes orquestas —la Nacional, la Sinfónica de RTVE, y la de París— alcanzó su cumbre en aquellas tres noches del estío santanderino, con Celibidache al frente de nuestra Orquesta Nacional y el pianista Nikita Magaloff, como solista, en el concierto de Wagner.

Celibidache incluyó en sus tres conciertos, un repertorio de obras muy representativo de las corrientes musicales. En la primera velada la 7ª sinfonía, de Beethoven; Tristan e Isolde, de Wagner, y El pájaro de fuego, de Stravinski. En la segunda noche, la Alborada del gracioso, de Ravel; Variaciones sobre un tema de Haydn, y Romeo y Julieta, de Prokofiev. Y en su despedida del Festival, Los maestros cantores y el concierto nº 4 de Wagner, y la 4.ª sinfonía, de Brahms.

Acompañaron en la quincena musical a Celibidache, a sus cincuenta y tres años y en plena madurez, otros directores insignes: Igor Markevich, Rafael Frühbeck, André Vandernot y Paul Kuentz. Y son imborrables, también, los recitales, en aquel ciclo, de Elizabeth Swarzkopf, Alexis Weissenberg y Alirio Díaz, en iguales noches mágicas de la música. Clausurado este festival, el admirado crítico Federico Sopeña escribía en el diario madrileño ABC: «Ya en Madrid escribo esta crónica y preparo el resumen de un Festival como éste, tan largo y pródigo; ya en Madrid, pero no sin nostalgia de esa quincena sinfónica, la más bella de la historia musical española en estos años».

Inicié en Santander una afectuosa relación personal con Celibidache, enriquecida más tarde en Madrid, que visitaba frecuentemente con ocasión de sus conciertos con la Orquesta de la RTVE, estrechamente vinculada a mis responsabilidades de trabajo cotidiano. Esta relación abriría otros encuentros familiares con el maestro y Joanna, su afable y expansiva esposa rumana. Así pude descubrir su ilimitada humanidad.

En los perfiles y rasgos humanos de Celibidache destacaba una personalidad singular, sugestiva, rica en contrastes. En el podio simbolizaba la perfección, la exigencia, que subrayaba aseverando: «Yo no soy inflexible, lo son los compositores programados». Para el ciclo de sus tres conciertos, que iniciaría el 25 de agosto, comenzó sus ensayos en Madrid el día 15. Rechazaba el divismo.

«Hay que valorar el pentagrama, sin pretender mejorar el talento de quien lo escribió», comentaba.

Nunca ocultaba su hostilidad a los discos como difusores de la música. Afirmaba que los discos no reproducen todas las dimensiones del sonido. «¿Nos conformaríamos con un retrato de la mujer o la preferimos de carne y hueso?», protestaba.

De los autores españoles destacaba a Falla, Albéniz y Cabezón. El flamenco era para Celibidache un arte lleno de alma y pasión.

Cautivaba con su calurosa simpatía, no exenta muchas veces de ironía. Era muy observador y en su fuerte personalidad no faltaba un sutil instinto crítico.

Se identificó pronto con los problemas y futuro de la Orquesta de RTVE. A su magisterio y tenacidad debemos orientaciones impagables, que se materializaron en los profesores de la Orquesta y su esperanzador futuro.

No conocía nuestra región cántabra. Le sorprendieron los fuertes y bellos contrastes del paisaje, del mar y la montaña, y la riqueza monumental que él simbolizaba en Santillana del Mar. Visitamos sus calles, palacios y casonas y me formuló agudas observaciones y preguntas sobre la heráldica de sus escudos.

En mi evocación emocionada de esta figura gigante de la música se reaviva en mi memoria el recuerdo de aquella edición de 1965. Fue precisamente la última del Festival que, desde sus primeros pasos y durante cuatro lustros, tuve la ventura de promocionar y dirigir.

CELIBIDACHE AUF DEM PLATZ PORTICADA

Der Tod von Sergiu Celibidache, der unwiederholbare rumänische Maestro, um den die ganze Musikwelt heute weint, läßt die unauslöschliche Erinnerung an sein erstes und einziges Konzert mit dem National Orchester beim Santander-Festival auf dem Platz Porticada für mich wiederaufleben.

Für das Publikum, das den Platz überfüllte, brachten die Tage 25., 27. und 28. August 1965 unter der Stabführung von Celibidache, gleichwohl dem Orchester, einen unvergeßlichen Erfolg und Bestätigung.

Viele erinnern sich an die Atmosphäre von Inbrunst bei den Abendveranstaltungen unter dem Sternenhimmel und so wird auch der Abend am 9. August 1953 sinnbildlich, der letzte Abend des Zyklusses der Beethovensymphonien mit Ataulfo Argenta, dem National Orchester und dem Chor Orfeón Donostiarra.

Der großartige symphonische Zyklus von drei großen Orchestern - das National Orchester, die RTVE Symphoniker und das Pariser Orchester - erreichte seinen Höhepunkt an jenem Abend beim Santander Sommer mit Celibidache als Dirigent unseres National Orchesters und mit Nikita Magaloff als Solisten und mit Werken von Wagner.

Celibidache hatte seine drei Konzerte konzeptionell folgerichtig aufgebaut. Am ersten Abend die „7. Sinfonie“ von Beethoven, „Tristan und Isolde“ von Wagner und der „Feuervogel“ von Strawinsky.

Am zweiten Abend das witzige „Alborada del gracioso“ von Ravel, „Variationen über ein Thema von Haydn“ von Brahms und „Romeo und Julia“ von Prokofjew. Und an seinem letzten Abend die „Meistersinger“ Overtüre von Wagner, das 4. Beethoven-Klavierkonzert und die „4. Sinfonie“ von Brahms.

Neben Celibidache mit seiner vollen Reife von 53 Jahren traten in diesen vierzehn Musiktage andere berühmte Dirigenten auf: Igor Markevich, Rafael Frühbeck, André Vandernot und Paul Kuentz. Unauslöschlich sind auch die Solokonzerte von Elisabeth Schwarzkopf, Alexis Weissenberg und Alirio Diaz bei den drei zauberhaften Musikabenden.

Der berühmte Kritiker Federico Sopena von der Madrider Zeitung ABC schrieb abschließend zu diesem Festival: „Schon in Madrid schreibe ich diese Chronik und bereite eine Zusammenfassung eines Festivals wie diesem vor, so lang und so verschwenderisch, aber mit Nostalgie von diesen vierzehn Tagen symphonischer Musik, den schönsten in der musikalischen Geschichte Spaniens dieser Jahre.“

Für mich begann in Santander eine herzliche, persönliche Beziehung zu Celibidache, später vertiefte sich diese in Madrid, wo ich oft seine Konzerte mit dem RTVE Orchester besuchte.

Diesem Orchester war ich durch meine tägliche Arbeit sehr eng verbunden.

Die Beziehung zu Maestro eröffnete mir auch familiäre Treffen mit seiner Frau Ioana (eine freundliche und temperamentvolle Frau).

In ihm konnte ich eine uneingeschränkte Menschlichkeit entdecken. In seinen Profilen, seinen menschlichen Zügen und seiner suggestiven Persönlichkeit traten auch Gegensätze für mich

hervor. Auf dem Podium zeigte er die Vollendung und fordernd versicherte er: „Ich bin nicht beugsam, sondern die programmierenden Komponisten“. Für seine drei Konzerte ab dem 25. August begann er in Madrid seine Proben am 15. August! Weniger Proben wies er zurück. „Es ist notwendig, das ‘Pentagram’ zu schätzen, ohne zu fordern, das Talent dessen, das geschrieben hat, zu verbessern“, sagte er.

Er verbarg nicht seine Feindseligkeit gegenüber den Schallplatten für die Verbreitung der Musik. Er bestätigte, daß die Schallplatten nicht alle Abmessungen des Klanges reproduzieren.

„Würden wir uns abfinden mit einem Bild einer Frau oder eine Frau aus Fleisch und Knochen vorziehen?“ protestierte er .

Er liebte Flamenco und für ihn war dies eine große Kunst von Herz und Leidenschaft. Er schätzte die spanischen Komponisten da Falla, Albeniz und Cabezón sehr. Er entzückte einen mit seiner herzlichen Sympathie, manchmal jedoch nicht frei von Ironie. Er war ein sehr guter Beobachter und seine starke Persönlichkeit ließ den feinen Instinkt nicht vermissen. Er identifizierte sich schnell mit den Problemen und der Zukunft des RTVE Orchesters. Er kannte die Region Katalanien nicht. Er zeigte sich überrascht von den wunderbaren Gegensätzen der Landschaft, Seen und Bergen und dem monumentalen Reichtum, das er in dem Ort Santillana del Mar versinnbildlichte. Wir besuchten Straßen, Paläste und Häuser, wobei er bedingt durch seine scharfe Beobachtungsgabe viele Fragen über Wappenkunde, Kriegsschilder etc. stellte.

In meiner ergreifenden Beschwörung dieser großen Persönlichkeit der Musik erinnerte ich mich wieder an eine Ausgabe von 1965.

Dieses Festival war genau das letzte, und ich hatte das Glück, daß ich dieses seit seinen ersten Schritten und dies 20 Jahre lang fördern und leiten durfte.

Unha novela

XAVIER CARRO

NESTES días da canícula practico con denodado esforzo o buceo na miña biblioteca, onde sempre rescato algunha peza do fondo como *Os leopardos da lúa*, unha novela de Ramiro Fonte que me deparou unha agradable lectura. Desde hai tempo que me fai pasadas a biblioteca. Rebélaseme. Non sei se é que non a teño asegurada. Antes coñecía o lugar exacto de cada libro, pero iso era antes... Agora empezo a non atopalos. Agáchanse. Os libros chegan a familiarizarse cos seus donos e rematan xogando ó escondite con el. Todos temos a experiencia de buscar un libro nun momento dado e aparecer días despois tan pimpante diante do nariz. Os libros saben que sobreviven ós seus donos, por eso tecen labirintos mortais dentro da biblioteca como espacio abisal e único onde o tempo queda anulado e reducido á palabra. Os libros son o fondo submarino das nosas vidas.

A novela de Ramiro Fonte é unha novela de intriga coa súa historia de amor. Unha obra cunha ben estruturada trama e ben levado pulso. Diferentes materiais conforman a súa narración, desde elementos biográficos que serven de cerne á ficción, a paródicos e humorísticos. O personaxe gana en densidade a medida que se enfrenta ás accións nas que se ve metido, aprende a desenvolverse no mundo lonxe da protección paterna. Hai unha aprendizaxe nese periplo aventureiro que fai Daniel Linde, desnotado a través do ruar compostelano. A acción transcorre no Santiago das revoltas estudiantís, un Santiago poboadado de personaxes fantasmagóricos, fuxidos, tragados pola noite e a chuvia para sempre. Ramiro Fonte, poeta de fermosos versos, escribiu unha novela melancólica, non exenta de humor, daqueles anos de fervores utópicos. *Os leopardos da lúa* evoca un tempo ido que xa é nostalgia. Un rescate que valeu a pena nesta canícula.

■ RAMÓN ■



■ TEMPO DE LECER ■

O desdén polo humano

DOMINGO GARCÍA-SABELL

TANTO se usa e se abusa das prerrogativas de masa que está a enxendrase na conciencia europea unha especie de menosprezo, quizais sería mellor denominalo como sentimento de repulsa que, pouco a pouco, de vagarino, vai minando a efectividade de certos supostos ata agora mesmo considerados como inamovibles. Os dereitos da persoa, a mesma liberdade íntima, preséntanse como reos de culpas cada día máis inaturables. Estamos cruzando, sen dúbida, sen notar os seus deleterios efectos, a raia da desaprobación do pobo para desembocar no terreo do discreto e mesmo do seu refugo indiscriminado.

Os excesos sempre son, á longa, cousas de mal resultado. A humanidade non é «masa damnata», por moito

que, ás veces, se nos mostre coas mours cores da intransigencia, do sectarismo e da cegueira mental.

Non é posible, nin sequera imaxinable, a total pechadura do home ás fermosas suscitacións do mundo, ós gasallos ofrecidos unha e outra volta pola realidade do entorno. E non esquezo que neses regalos deben quedar incluídas as posibilidades, as fermosas posibilidades, dos amigos verdadeiros.

No eido da intercomunicación individual sempre pode aparecer, sempre pode xurdir a man que aperta a nosa, e con eso, só con eso, xa nos transfunde azos abondo. Xa nos aclara cordalmente, cómpre dicir, pola vía do corazón, o entrecruce dos fios nos que a existencia consiste. Eses fios, semellantes a invisibles

teas de araña que apreixonan e paralizan as dinamicidades de cada quen.

Serios e severos tratadistas teñen afirmado que a vida consiste, ou debe consistir, en «dicirlle si» («Ja-Sagen») á conciencia de que pertencemos a algo meirande que nós mesmos. Somos partículas dun gran todo —o cosmos, sobre o que tanto habería que falar—. E ese cosmos, pola súa banda, é tamén unha mínima fracción, un pequeneiro cacho doutras realidade que se nos escapan. E aínda máis alá temos o «Outro», o «Distinto», o «Inexpresable» en palabras axeitadas. O «Inconcebible». Notemos que se ese noso sentimento de pertenza se nos vai das mans, atopámonos con elas baleiras. E baleiro, tristemente baleiro, desnortador e inútil o noso corazón.

Músicas

RICARDO MARTÍNEZ

A CABA de pasar una semana verdaderamente trágica para a música, sobre todo a chamada música clásica, pues durante su transcurso han muerto dos de los hombres que más han entregado de sí por hacernos llegar el mensaje, tan alto y tan espiritual, de los grandes compositores: de Mozart a Beethoven y de Schubert a Ravel.

Tanto Rafael Kubelik como Sergiu Celibidache, que esos eran sus nombres, han querido entregarnos su vocación para que pudiésemos percibir el discurrir del río, el susurro del vuelo, el pensamiento más apasionado del amor o la negra tragedia de una guerra como si fuese un mensaje directamente dictado a nuestro corazón en forma de sonido, ya que tal había sido el mensaje elaborado por los compositores como verdaderos guías espirituales de nuestra civilización y que Kubelik y Celibidache, en su condición de directores, han querido hacernos llegar al modo de una cuidada educación.

Resulta curioso, sin embargo, que el recuerdo y homenaje hacia esos maestros me haya llegado a través de un gesto casi trivial, despreciado por algunos, y también musical.

Se trata de la evocación de ese sonido rítmico hasta la anárgura, expeditivo, insistente, ácido y un tanto perverso producido por un grupo de gitanos que, en algunas mañanas de domingo, pasean su órgano electrónico por las calles y plazas de los pueblos. Ahora bien, una de las educaciones a que nos aboca la música es hacia la comprensión.

De ahí que, ante el desprecio de los pretendidamente puristas hacia la música callejera, hube de recordar el comentario del genial Paganini luego de depositar unas monedas en el sombrero de un pésimo violinista callejero: «No lo merece, pero lo necesita». Y es que todo debería ser música, incluso el gesto.

Dole, un Reagan trasnochado

ALBERTO GARCÍA MARRDER

ROBERT Dole, el candidato republicano a la presidencia de Estados Unidos, luchará por la Casa Blanca con una estrategia parecida a la que utilizó Ronald Reagan en 1980. Pero Dole no es Reagan y el país ha cambiado en los 16 años transcurridos. Dole no es un político carismático como Reagan y sus peticiones de volver a los valores tradicionales de Estados Unidos (Dios, honor, patria y familia) pueden resultar música trasnochada.

Dole, tras la convención republicana en San Diego, ha reducido espectacularmente la diferencia que le llevaba Clinton en los sondeos de opinión. Eso es normal y no hay que sorprenderse. Las convenciones siempre dan

un empujón a cualquier candidato rival de un presidente que se presenta a la reelección. Lo que sí es interesante en esta campaña electoral norteamericana es observar las futuras estrellas del partido republicano. Las que puedan surgir para el año 2000, si como pronostican los sondeos gana Clinton las elecciones de noviembre, y una vez desapareciera la vieja guardia republicana. Entonces veremos a un Jack Kemp, actual candidato republicano a la vicepresidencia, fuera de la sombra de Dole, robustecido. Y no olvidemos al general Colin Powell. Éste podría ser la gran esperanza republicana si el partido está preparado a elegir a un candidato de raza negra.

Salsa de mujer

JOSÉ LUIS ALVITE

LES juro que no es una pose. Adoro el caos. Me encantan las fronteras cambiantes de los países arrasados por la guerra. Disfruto las cunetas atascadas por el potaje de compresas y aceite de coche. He amado casi hasta la locura a esas mujeres abarrotadas de células incandescentes en quienes el sudor de la espalda tiene un extraño y maravilloso olor a salsa de puerros. Conoci hace algunos años a una mujer muy necesitada. Vivía en una chabola con una niña de tres años. Como no había donde estar nos metimos en cama. El otro mueble importante era una pastilla de jabón. Ella me dijo que adoraba los viajes. Y que si tuviese un poco de dinero correría a comprarse un billete para un sitio que estuviese a más de seis horas de aquel catre que nos atrapaba como un cepo. Y yo le dije que podía intentar ahorrar poco a poco, echando a una hucha el dinero que fuese lle-

gando por error a sus manos. Y ella me dijo: «Soy tan pobre que tendría que ahorrar incluso para comprarme la hucha». En otra ocasión tuve el coche en la autopista. Aquella mujer olía tan mal que cuando me venció el cansancio sucumbí al sueño con la sensación de haberme dormido al volante de una lonja del pescado. Fue como haber tenido relaciones sexuales con un sargo. Y durante las horas siguientes viví con la desconfianza de que al llegar a casa alguien encontrase un par de espinas en la solapa de mi americana. No las olvidaré jamás. Tenían comida entre los dientes y me entraba adidez cada vez que las besaba. Probablemente estropeé con ellas el estómago. Pero me enseñaron algo que jamás olvidaré: esas mujeres en quienes el sudor empieza a parecer estiércol me salvaron muchas noches de dormir con los gatos debajo de los camiones recién aparcados.

Faro de Vigo vom 25. August 1996

Ricardo Martínez

Für die Musik geht eine wirklich tragische Woche zu Ende, vor allem für die sogenannte klassische Musik. Innerhalb von acht Tagen sind zwei Menschen verstorben, die ein Höchstmaß von sich eingebracht haben, um uns die so hohe, so geistige Botschaft der großen Komponisten zu vermitteln, und zwar in einer Bandbreite von Mozart bis Beethoven und von Schubert bis Ravel.

Rafael Kubelik sowie Sergiu Celibidache, so waren ihre Namen, wollten uns ihre Berufung zur Verfügung stellen, damit wir den Lauf des Flusses, das Flattern des Segels, das überaus leidenschaftliche Denken der Liebe oder die schwarze Tragödie eines Krieges so wahrnehmen können, als ob es eine Botschaft sei, die unserem Herzen direkt in Form von Klang diktiert wird. So hätten ja schon die Komponisten, die wahrhaften, geistigen Führer unserer Zivilisation, die Botschaft ausgearbeitet und so wollten Kubelik und Celibidache sie uns in ihrer Verantwortung als Dirigenten, in Form einer gediegenen Bildung übermitteln.

Es ist jedoch merkwürdig, daß die Erinnerung und die Würdigung dieser beiden Maestri durch eine fast triviale, von einigen jedenfalls verachtete, und doch musikalische Geste zu mir gedrungen ist.

Ich will auf den bis zum Überdruß rhythmischen Klang hinaus, der so schmissig, aufdringlich, scharf und etwas pervers tönt, den Gruppen von Zigeunern hervorbringen, die sonntagsmorgens ihre elektronische Orgel durch die Straßen und über die Plätze der Dörfer schieben. Nun denn, eine der Lehren, die uns die Musik vermittelt, geht in Richtung Verständnis.

In diesem Zusammenhang muß ich mich - bei dem abschätzigen Urteil einiger pretentiöser Puristen über Straßenmusik - an die Bemerkung des genialen Paganini erinnern, nachdem er einige Münzen in den Hut eines furchtbar schlechten Straßenmusiker geworfen hatte: „Er verdient es nicht, aber er benötigt es.“ Und genau darum geht es, daß alles Musik sein sollte, auch die Geste.

En vivo o enlatado

París ha sido el último escenario de Sergiu Celibidache, uno de los grandes genios de la música del siglo XX. Hasta el final de su vida, el maestro mantuvo posiciones artísticas absolutamente firmes e inquebrantables. Es proverbial su defensa a ultranza del acontecimiento irrepetible de la música viva y su rechazo a fosilizarla en un estudio de grabación. Consecuente con sus principios, renunció a todo interés personal: popularidad, cheques en blanco... Sin embargo, Celibidache, con verdadera grandeza de espíritu, supo ceder a sus propios criterios y, velando por los intereses de los músicos de la Orquesta de Munich, su orquesta, aceptó tomas sonoras, sobre todo de su amado Bruckner, en el último tramo de su existencia.

A pesar de ello, el director rumano nunca cedió en su rechazo a la música enlatada. Durante años los registros mecánicos y magnéticos, lo mismo que el invento de la cinematografía, no sobrepasaron los límites de la experimentación. Hasta que el 21 de junio de 1948 la firma Columbia de Nueva York revolucionó la industria discográfica mediante un invento del ingeniero húngaro Peter Goldmark. Se trataba de un disco de larga duración, fabricado con resina de vinilo, que en poco tiempo condenó al olvido al de 78 revoluciones.

Competencia

Se desató una verdadera carrera entre compañías grabadoras e intérpretes, en una competición por llegar antes y más lejos. El primer reclamo estuvo formado por obras y fragmentos de clara incidencia popular. Acto seguido las casas y los intérpretes optaron por algo más difícil y costoso: integrales de sonatas, sinfonías y conciertos, óperas completas... Fueron naciendo versiones de referencia. Surgió la polémica entre los seguidores de Wilhelm Furtwängler y Arturo Toscanini.

Un siglo antes, eran muy pocos los privilegiados que podían escuchar un concierto en directo. Toscanini, a través de las ondas de la NBC (National Broadcasting Company) y con la orquesta de

Ha desaparecido Sergiu Celibidache, pero sus ideas han impregnado muchas mentes musicales. Contrario a la grabación de conciertos, el maestro mantuvo con algunos de sus contemporáneos un encontrado debate que aún permanece abierto



Karajan, en la foto de abajo, además de intérprete excepcional, fue un empresario con clara visión del negocio. Aquello lo distanció de por vida de Celibidache.



esta compañía, popularizó y difundió ampliamente la gran música por toda la geografía estadounidense. Bruno Walter, Otto Klemperer, Herbert von Karajan, Leonard Bernstein, Carlo Maria Giulini, entre otros, dejaron para la historia sus versiones sinfónicas de Brahms, de Beethoven... Lo mismo ocurrió con los solistas instrumentales.

Ahora se escucha a Mahler mientras nos afeitamos, estudiamos un curso de informática o esperamos en un aeropuerto. ¿Pero esto es bueno o es malo? ¿Pierde dignidad la música al popularizarse hasta estos extremos? ¿Existe música cuando no hay comunicación directa entre intérprete y oyente?

La propagación de la cultura musical es, sin duda, pre-ocupación importante de firmas y de intérpretes: el gran público tendría difícil acceso al repertorio que hoy conoce si no fuera por los modernos medios de difusión. Pero esta inquietud pedagógica convive con otras no tan desinteresadas. Por decirlo sin tapujos, Herbert von Karajan, por ejemplo, además de intérprete

excepcional, fue un empresario con clara visión del negocio. Su postura le distanció de por vida de Celibidache, en las antípodas musicales.

Y si algo han conseguido las grabaciones ha sido encumbrar a los directores e intérpretes. Se conoce muchísimo más el *Nessun dorma* de Pavarotti que el de Puccini. Bach interesa o no interesa, según lo dirija Karl Richter o Nicolaus Harnoncourt. Se habla del Mozart de Daniel Barenboim, del Mahler de Rafael Kubelik. Se compara la Quinta de Karajan con la de Solé, y nadie se acuerda de Beethoven.

Hacer méritos

Las reflexiones de Jacques Chailley, profesor de Musicología en la Sorbona, resultan especialmente interesantes en estos momentos. «Gracias a la 'música en conserva' otros hoy infinitamente más música que antaño y, a poco que lo deseemos, de una calidad muy superior. Pero ¿la escuchamos bien? Las mejores conservas no reemplazan la salsa cocida largamente a fuego lento. La pérdida del cálido contacto humano que se lleva a cabo en el concierto no ha sido un precio exorbitante, pagado por ese extraordinario enriquecimiento?». El teórico francés pone el acento en el valor de la música como recompensa después de un esfuerzo para merecerla. «El habitual de los conciertos, cuando debía reservarse una localidad, vestirse, salir de casa para escuchar al artista predilecto, pagaba con creces un plato deseado y después merecido. Nada de esto queda en el aparato que se enciende mediante un botón. Es verdad que el concierto ha sobrevivido a las peligrosas competencias. Pero ésta —que es un bien inapreciable a título de complemento y de estimulante para el deseo de audición directa— puede convertirse, si tiende a suplantarlo, en una asfixia peligrosa. A pesar de todo, el estudiante que ahorra su presupuesto mensual para adquirir un concierto de Bach nos hace recobrar la confianza; nos recuerda que, aun en la época de la música en conserva, el placer de la música puede todavía merecerse».

SABIN SALABERRI

El Correo, 29. August 1996

Lebendig oder konserviert

Sergiu Celibidache lebt nicht mehr, aber seine Ideen haben viele musikalische Gemüter beeinflusst. Er war ein Gegner der Konzertaufnahmen, der Maestro hat mit einigen seiner Zeitgenossen eine Diskussion begonnen, die noch permanent offen ist.

Paris war die letzte Bühne von Sergiu Celibidache, eines der großen Musikgenies des zwanzigsten Jahrhunderts. Bis zum Ende seines Lebens vertrat der Maestro seine künstlerische Positionen mit absoluter Sicherheit und Klarheit.

Sprichwörtlich „auf Leben und Tod“ verteidigte die lebendige Musik als einmaliges Ereignis und seine starke ablehnende Haltung zu jeder Art von Studioaufnahmen. Konsequenz zu seinen Prinzipien, sein Verzicht auf jedwedes persönliches Interesse: Popularität, Blankoschecks.....

Gleichwohl, Celibidache - eine wirkliche Geistesgröße - wußte von seinen eigenen Kriterien abzugehen und kümmerte sich um die Belange der Münchner Philharmoniker, seines Orchesters und akzeptierte in der letzten Periode seines Lebens erstmals Filmaufnahmen von seinem geliebten Bruckner.

Trotzdem wich der rumänische Dirigent jedoch nicht von seiner ablehnenden Haltung gegenüber der Konserve ab. Während der letzten Jahre haben sich zwar die Aufnahmemöglichkeiten, zum Beispiel bei der Filmindustrie, entwickelt, jedoch nicht sehr weit über das Experimentieren hinaus.

Bis zum 21. Juni 1948 revolutionierte die Firma Columbia in New York die Aufnahmeindustrie durch eine Erfindung des ungarischen Ingenieurs Peter Goldmark.

Es war eine Schallplatte mit langer Spieldauer, produziert aus Harz (Vinyl), sie ließ in kurzer Zeit die 78-er Schallplatte vergessen.

Wettstreit

Es begann ein großer Wettlauf von Produktionsfirmen und Künstlern, ein Wettbewerb, wer jetzt der Erste für die spätere Zeit sein würde.

Zuerst kam die Reklame für komplette Werke oder Einzelstücke von populären Werken. Danach entschieden sich die Firmen und Künstler für etwas schwieriges und sehr teureres: vollständige Sonaten, Symphonien, Konzerte und komplette Opern. Es gab verschiedene Ausgaben und Versionen.

Es entspann sich ein Streit zwischen Wilhelm Furtwängler und Arturo Toscanini.

Ein Jahrhundert vorher gab es nur ganz wenig Privilegierte, die ein Konzert live besuchen konnten. Toscanini wurde bekannt durch seine Beziehung zu NBC (National Broadcasting Company) und mit dem

Orchester der Company verbreitete sich die Bekanntheit dieses großen Musikers über ganz Nordamerika. Bruno Walter, Otto Klemperer, Herbert

von Karajan, Leonard Bernstein und Carlo Maria Giulini, unter anderem, hinterließen für die Geschichte ihre Versionen der Symphonien von Brahms, Beethoven Das Gleiche geschah mit den Instrumentalisten.

Jetzt hört man Mahler während des Rasierens, während man in einen Computerkurs studiert oder wenn man auf dem Flughafen wartet.

Aber ist dies gut oder schlecht? Verliert die Musik an Wert, bei einem solch extremen Bekanntheitsgrad?

Existiert die Musik noch, wenn es keine direkte Kommunikation mehr zwischen Interpret und Hörer gibt?

Wichtig ist, ohne Zweifel, die Sorgfalt der Firmen und Interpreten bei der Propagierung von Musikkultur: schwierig wäre der Zugang des großen Publikums zum Repertoire, das es kennt, wenn nicht die modernen Medien gewesen wären.

Aber diese etwas pädagogische „Unruhe“ lebt zusammen mit anderen nicht ganz so Interessantem.

Um es offen zu sagen, war Herbert von Karajan, zum Beispiel, auch ein außergewöhnlicher Interpret, ein Impresario mit einem klaren Blick für das Geschäft. Seine Haltung entfernte sich von der Celibidaches für immer, zwei Antipoden der Musik.

Und wenn die Aufnahmen etwas geschafft haben, dann war es das, die Bekanntheit der Dirigenten und Solisten zu vergrößern.

Man kennt viel mehr „Nessun dorma“ von Pavarotti als von Puccini. Bach interessiert einen oder auch nicht, gleich ob Karl Richter oder Nicolaus Harnoncourt dirigiert. Man spricht über Mozart von Daniel Barenboim, von Mahler des Rafael Kubelik. Man vergleicht die „Fünfte“ von Karajan mit der von Solti und niemand erinnert sich an Beethoven.

Verdienste

Die Reflexion von Jaques Chailley, Professor der Musikwissenschaft an der Sorbonne sind in diesem Zusammenhang sehr interessant:

„Danke für die ‘Musik aus der Konserve’, wir hören heute letztlich mehr als in früheren Zeiten Musik und, obwohl wir es nicht wünschen, von einer sehr hohen Qualität. Aber, hören wir die Musik wirklich gut? ‘Die besten Konserven ersetzen nicht eine langsam gekochte Sauce’ - Der Verlust der menschlichen Qualität des Kontaktes, den man während eines Konzertes haben kann, ist dies nicht ein exorbitanter Preis gewesen, den man gezahlt hat für außergewöhnliche innere Gefühle?“

Der französische Theoretiker akzentuiert den Mut für die Musik als eine Belohnung nach einer großen Anstrengung.

„Wenn sich die normalen Konzertbesucher eine teure Konzertkarte kaufen, kleiden sie sich, verlassen ihre Wohnung, um einen von ihnen

gewünschten Musiker zu hören und danach haben sie innerlich 'verdient'.

Keine dieser technischen Wiedergaben kann dies ersetzen. Und wahr ist, daß das Konzert diese gefährliche Konkurrenz überlebt hat. Wahrhaftig gibt es keinen Vergleich mit einem lebendigen Konzert - man kann es nur austauschen, wenn es größer ist als eine gefährliche 'Atemnot'.

Wenn Studenten, um ein Konzert von Bach zu hören, einen Monat lang sparen, haben wir wieder Vertrauen; das erinnert uns in einer Zeit mit konservierter Musik daran, daß es den Wunsch nach lebendiger Konzertmusik gibt.“

il Giornale della Musica



ANNO XII N. 119 SETTEMBRE 1996

MESE DI INFORMAZIONE E CULTURA MUSICALE

L. 7.000

È MORTO SERGIU CELIBIDACHE

Il suono interiore

Dalle dodici di venerdì 16 agosto 1996 Sergiu Celibidache riposa sottoterra in un piccolo cimitero di campagna della provincia francese, a Neuville-sur-Essonne. Il 7 settembre la stagione dei Münchner Philharmoniker si aprirà, per la prima volta dopo diciannove anni, senza di lui. La nera falciatrice ha assolto al suo compito nel modo migliore, con discrezione e in silenzio, nella quiete imbronciata di un'estate incerta. E come spesso accade per la morte di una persona cara ormai malata e sofferente, proviamo tristezza, ma anche sollievo. Doveva accadere, ed è accaduto. Da almeno dieci anni non perdevamo un concerto di Celibidache a Monaco, dove aveva creato a sua immagine e somiglianza un'orchestra umorale e sensibile, profonda e insieme tagliente, che pareva non avere l'uguale, per tecnica e sapere, quando la presenza del suo Generalmusikdirektor la

spingeva non solo a eseguire, ma a capire, a dare un senso alla musica. Tra direttore, orchestra e pubblico si creava un corto circuito che azzerava ogni sistema di riferimento e rendeva ancor più vigile l'attenzione, nel momento stesso in cui introduceva in uno stato assai simile all'ipnosi, sovente prossimo all'estasi. Dopo averci completamente disarmati, stabilendo fin dal principio l'ampiezza del respiro generale, la dinamica dell'articolazione e degli accenti, Celibidache ci conduceva dolcemente dove voleva lui, dando però l'impressione che fossimo noi a volerlo, anzi a doverlo seguire. La proverbiale dilatazione dei tempi, cui corrispondeva una pari estensione degli spazi interni alla musica, non solo nel senso di una calibratura esattissima tra parti principali e secondarie, aveva lo scopo precipuo di consentire che alla percezione del fenomeno musicale nella sua immediatezza si collegasse la riflessione, alla tensione la distensione, in una rete di relazioni che solo alla fine mostrava la perfetta organicità del tutto. Dare tempo e spazio alla musica era il suo motto.

Sergio Sablich

Verità, fedeltà di Celibidache

DALLA PRIMA

Fummo noi ascoltatori, probabilmente ingannati dall'apparenza di questa grandezza ispirata e incapaci di trasmetterla una volta spentasi l'eco dell'emozione, ad ammantare la figura di Celibidache di un'aura sacerdotale, a ripetere con sussiego che nelle sue interpretazioni dei massimi autori si celebravano i sacri riti della memoria. Di tali sciocchezze era il primo a ridere, sarcasticamente. E se talora teneva bordone, con quell'ironia leggera che lo distingueva, o reagiva con violenza, come in tante interviste al vetriolo buttate là per scandalizzare gli ingenui o abbattere i miti, lo faceva unicamente per smascherare la vanità del pettegolezzo, l'inutilità delle parole sovrapposte all'arte, la vergogna del mercato e della sua spettacolarizzazione. Certo, detestava queste cose. Ma era anche disposto ad ammetterle se altri, nel suo mondo, non le avessero considerate valori, anziché banalità. Ecco perché Celibidache assumeva atteggiamenti provocatori e odiava le frenesie dell'apparire contemporaneo: sapeva di essere un sopravvissuto ma non si rassegnava a credere che verità, austerità e fedeltà, principi nei quali era cresciuto in naturale continuità con la tradizione, fossero benida svendere al compromesso dei tempi nuovi. Ne divenne perciò custode, non

solo idealmente; facendo della loro, della sua inattualità un motivo di orgoglio e una sfida verso la perfezione: tradotta in esemplari testimonianze di profondità e di bellezza sonora, capaci di commuovere con intatto stupore, di trafiggere l'intelligenza con precisione assoluta.

Nessuno può dire quale sarebbe stata la carriera di Celibidache se i Berliner, alla morte di Furtwängler, suo idolo e mentore, avessero scelto come successore lui e non invece Karajan. Quella scelta pesò sulla sua vita come un macigno e lo riconsegnò al destino di viandante che già la sua stessa indole e le sue origini zingaresche avevano prefigurato. Un viandante che dopo molte peregrinazioni e amori artistici tanto appassionati quanto fugaci trovò a Monaco, con la stabilità, un equilibrio maturo. Non però la pace. Quella non la trovò mai, Celibidache. O forse soltanto lontano dalla musica, che pure era la sua ragione di vita, nella solitudine e nella purezza del suono interiore, di cui volle donare a noi un segnale e un riflesso. Ed è lì che la morte l'ha colto.

L'abbiamo molto ammirato, ma soprattutto amato, anche quando non riuscivamo a seguirlo fino in fondo. Sorridente o severo, ci indicava una meta, lassù in alto. La nostra gratitudine l'accompagni per sempre.

Sergio Sablich

SEPTEMBER 1996

SERGIU CELIBIDACHE IST GESTORBEN

Der innere Ton

Seit Freitag, dem 16. August 1996, zwölf Uhr, ruht Sergiu Celibidache unter der Erde des kleinen Landfriedhofs von Neuville-sur-Essonne in der französischen Provinz. Am 7. September wird die Saison der Münchner Philharmoniker zum ersten Mal seit neunzehn Jahren ohne ihn eröffnet werden. Der Sensenmann hat seine Aufgabe auf die beste Art erledigt, diskret und in Stille, in der wolkenverhangenen Ruhe eines ungewissen Sommers. Und wie es beim Tod eines lieben, aber kranken und leidenden Menschen oft der Fall ist, verspüren wir Trauer, aber auch Erleichterung. Es mußte geschehen, es ist geschehen. Seit mindestens zehn Jahren ließen wir kein Konzert von Celibidache in München aus, wo er nach seinem Ebenbild ein stimmungsvolles und sensibles, tiefgründiges und zugleich scharfsinniges Orchester geschaffen hatte, das weder in der Technik noch im Wissen Seinesgleichen zu haben schien, wenn die Präsenz seines Generalmusikdirektors darauf drängte, die Musik nicht nur zu spielen, sondern sie zu verstehen, ihr einen Sinn zu geben. Zwischen Dirigent, Orchester und Publikum wurde ein Kurzschluß geschaffen, der jedes Bezugssystem zunichtemachte und die Aufmerksamkeit gerade dann noch steigerte, wenn er einen der Hypnose sehr ähnlichen, oft der Extase nahen Zustand erzeugte. Nachdem er uns völlig entwaffnet hatte, indem er von Anfang an den Umfang des allgemeinen Atems und die Dynamik der Artikulierungen und der Akzente festlegte, führte uns Celibidache sanft, wohin er wollte, ließ uns aber glauben, wir selbst wollten dies, statt ihm zu folgen. Die sprichwörtliche Erweiterung der Zeiten, der nicht nur im Sinne eines äußerst genauen Kalibrierens zwischen Haupt- und Nebenpartien eine ebensolche Ausdehnung der inneren Räume der Musik entsprach, diente im wesentlichen dem Ziel, die Möglichkeit zu schaffen, der Wahrnehmung der Unmittelbarkeit des musikalischen Phänomens die Reflexion, der Spannung die Entspannung beizuordnen, in einem Netz von Beziehungen, das erst am Ende die perfekte Geschlossenheit des Gesamten aufzeigte. Sein Motto war es, der Musik Zeit und Raum zu geben.

Wahrheit, Treue von Celibidache

Wohl vom Schein dieser inspirierten Größe getäuscht und unfähig, sie nach dem Ausklingen des Echos der Emotionen weiterzugeben, umgaben wir Hörerinnen und Hörer die Person Celibidache mit einer priesterlichen Aura, wiederholten gravitatisch, in seinen Interpretationen der größten Komponisten würden die heiligen Riten der Erinnerung zelebriert. Er war der erste, der sarkastisch über solchen Unsinn lachte. Und wenn er manchmal mit der leichten Ironie, die ihn kennzeichnete, die Baßstimme hielt oder heftig reagierte, wie dies

in vielen, mit Schwefelsäure geführten Interviews, die nur gegeben wurden, um die Naiven zu skandalisieren oder Mythen einzureißen, der Fall war, dann tat er dies nur, um die Eitelkeit des Tratsches, die Sinnlosigkeit der der Kunst übergestülpten Worte und die Schande des Marktes und seiner spektakulären Aufbauschung zu demaskieren. Mit Sicherheit verabscheute er diese Dinge. Er war jedoch bereit, sie hinzunehmen, wenn andere in seiner Welt sie nicht als Werte, sondern als Banalitäten ansahen. Deshalb nahm Celibidache provozierende Haltungen ein und haßte den Wahn des zeitgenössischen Scheins: er war sich bewußt, ein Überbleibsel zu sein, gab aber nicht auf zu glauben, daß Wahrheit, Strenge und Treue, Prinzipien, mit denen er in natürlicher Kontinuität mit der Tradition aufwuchs, keine Werte sind, die im Kompromiß mit der neuen Zeit ausverkauft werden sollten. Er wurde deshalb nicht nur deren ideeller Wächter; aus ihrer, aus seiner Inaktualität machte er ein Motiv des Stolzes und eine Herausforderung an die Vollkommenheit: übersetzt in exemplarische Zeugnisse klanglicher Tiefe und Schönheit, die in der Lage sind, zum uneingeschränkten Staunen zu bewegen und die Intelligenz mit absoluter Präzision zu betören.

Niemand kann sagen, wie die Karriere Celibidaches ausgesehen hätte, wenn die Berliner Philharmoniker nach dem Tode Furtwänglers, seinem Idol und Mentor, ihn und nicht von Karajan zu dessen Nachfolger ernannt hätten. Diese Entscheidung lastete wie ein Felsblock auf seinem Leben und gaben ihn seinem Schicksal eines unsteten Wanderers zurück, welches seine Wesensart und seine Roma-Abstammung bereits vorgezeichnet hatten. Eines Wanderers, der nach vielen ebenso leidenschaftlichen wie flüchtigen künstlerischen Irrfahrten und Liebschaften in München mit der Stabilität ein reifes Gleichgewicht fand. Den Frieden fand er jedoch nicht. Den fand er, Celibidache, nie. Oder vielleicht nur fern der Musik, die doch die Religion seines Lebens war, in der Einsamkeit und der Reinheit des inneren Klangs, von dem er uns ein Zeichen und eine Widerspiegelung schenken wollte. Und hier holte der Tod ihn ein.

Wir haben ihn sehr bewundert und vor allem geliebt, auch dann, wenn es uns nicht gelang, ihm bis ins Tiefste zu folgen. Lächelnd oder streng wies er uns ein Ziel, dort oben in der Höhe. Unsere Dankbarkeit wird ihn immer begleiten.

Sergio Sablich

HOMMAGE

Sergiu CELIBIDACHE

La transcendance de la musique

Né le 28 juin 1912 à Roman, en Roumanie, Celibidache reçoit l'essentiel de sa formation musicale à Berlin, où il suit à partir de 1936 les cours de la « Hochschule für Musik » et soutient une thèse de musicologie sur Josquin des Prés. À la fin de la guerre, alors que Furtwängler est provisoirement interdit d'activité du fait de son « procès de dénazification », il est élu le 1^{er} décembre 1945 premier dirigeant du célèbre orchestre, alors qu'à trente-trois ans il n'a pas encore d'expérience internationale. Il s'affirme rapidement par sa fougue juvénile, sa culture cosmopolite, sa prodigieuse mémoire, son fanatisme de la rigueur, son engagement absolu au service du pathos transcendantal de la musique et devient un sujet d'admiration, mais aussi de jalousie, aussi bien chez ses confrères que chez les musiciens du rang.

En 1947, lorsque Furtwängler, définitivement blanchi de l'accusation de nazisme, reprend les rênes de la prestigieuse formation, Celibidache devient son assistant. C'est de cette époque que datent les rares disques qu'il accepte d'enregistrer. Les nuages s'accumulent cependant assez vite entre les musiciens à peine remis de l'effondrement du Reich et Celibidache, parfois surnommé le « Paganini de la baguette » ou le « sorcier des sons ». Sa vitalité créatrice, sa volonté de faire prévaloir une discipline d'acier, celle-là même de l'intransigeance esthétique et professionnelle, son ouverture à l'universalité du monde sonore s'accroissent mal de l'ombre portée de la statue du Grand Commandeur revenu prendre possession de son bien légitime le 25 mai 1947 lors d'un triomphal concert, le premier dirigé à Berlin depuis la guerre. Il s'en suivra une rupture inévitable...

L'« exil »

Pour Celibidache s'ouvrent alors les véritables « années de pèlerinage » à travers le monde. Il se rend en Israël, dirige beaucoup en Italie, à la tête notamment des orchestres de la RAI d'une qualité très incertaine, mais qu'il réussit à faire sonner au meilleur d'eux-mêmes. Il est confronté là — comme théoricien de la musique et comme enseignant — au paradoxe de tous les bâtisseurs de cathédrales qui cherchent à toucher le ciel avec les faibles moyens des fournitures humaines, sans jamais toutefois y renoncer. Et Celibidache — c'est peut-être là sa véritable grandeur humaine — n'a jamais dédaigné faire répéter des ensembles médiocres, précisément parce que, comme il le soulignait souvent, « la musique n'est pas le son », la musique est la transcendance spirituelle du son. De grands orchestres ne produisent souvent que du joli son, du « Coca-Cola Sound » dira même méchamment le maestro en visitant le nouveau Berlin de Karajan, tandis que de mauvais orchestres peuvent faire de la vraie musique, au-delà de leur sonorité ingrate. Paradoxe parfaitement assumé par Celibidache, pour qui il n'y avait « pas de moyen plus court que le son pour arriver à la transcendance » et qui soutenait que le rôle du chef était de « créer les conditions pour que les auditeurs puissent transcender le son » et donc accéder au règne transcendantal de la musique.

Après avoir été nommé en 1964 directeur de l'Orchestre Symphonique de la Radio Suédoise, il devient en 1971 chef invité permanent de l'Orchestre de la Radio de Stuttgart, avec lequel il donne notamment des interprétations stupéfiantes des *Symphonies* de Bruckner, puis, en 1973, premier chef invité de l'Orchestre National de l'ORTF qu'il quitte en 1975 à la



Auronné d'un prestige mythique, Sergiu Celibidache, l'un des musiciens les plus originaux et les plus exigeants de ce siècle, vient de nous quitter à l'âge de quatre-vingt-quatre ans. Malgré son refus d'asseoir sa réputation sur l'enregistrement discographique, il rejoint au Panthéon de la direction d'orchestre les monstres sacrés de ce siècle.

suite de conflits avec les musiciens, peu enclins, comme souvent en France, à accepter la profondeur novatrice de ses conceptions et ses exigences hautes de perfection que certains oseront qualifier de caprices tyranniques. On se souviendra longtemps de ces moments de récréation inoubliables, avec leurs atmosphères d'apesanteur sensuelle (Ravel), de charme hypnotique (Valse de Strauss), de jubilation intérieure, toute tendue vers la perfection de l'idée sonore et le rayonnement spirituel.

L'aboutissement

En 1981, après une carrière en dents de scie à la tête d'orchestres de radio dont le niveau n'était somme toute pas à la hauteur de son génie, Celibidache devient enfin le directeur musical général d'une grande formation, à la tradition allemande bien affirmée, l'Orchestre Philharmonique de Munich, dont il fait le « corps sonore » (*ein Klangkörper* disent les Allemands) emblématique d'une vision philosophique et même métaphysique de la musique. De cette période datent quelques tournées internationales mémorables, en particulier les concerts bruckneriens de Paris en 1991. Ceux qui assisteront à ces cérémonies sacrées furent fascinés par la ferveur mystique de ce chef capable de susciter des émotions bouleversantes rien que par la puissance phénoménale de ses dynamiques, de provoquer des fusions communales instantanées, grâce à l'articulation polyphonique proprement inouïe des lignes et des plans (Coda du Finale de la 8^e de Bruckner), la densité absolue de l'harmonie poussée aux limites (des cuivres aux assises de granit et au souffle titanique), la splendeur byzantine de ses phrases aux longues arches courbées par une volonté inflexible. Sa gestique d'une assurance impériale, sa stature majestueuse, la force irradiante de son visage de démiurge, l'élégance lisztienne de sa belle cheve-

lure blanche imposaient des atmosphères envoûtantes dans Bruckner, qu'il interprétait, avec de divines longueurs, dans une sorte d'extase intérieure indicible. À l'inverse d'un autre artiste mythique, Glenn Gould, Sergiu Celibidache refusa par principe esthétique les contraintes ou les manipulations du studio pour célébrer le mystère temporel vivant de la musique, comme art du devenir, de l'éphémère et de l'instantané. La musique ne pouvait pas être fixée selon lui, même par une prise de son superlatrice, car de la même manière qu'une photo fixe le mouvement et donc le tue, l'enregistrement fige la musique et altère son essence de mouvement temporel singulier, « d'objet temporel » par excellence, qui temporalise le temps selon la conception phénoménologique du philosophe Husserl, que Celibidache avait parfaitement assimilé. Seul le concert était donc à même de réaliser l'essence de la musique en tant que rapport, à chaque fois unique, entre un lieu symbolique (une salle de concert), un espace sonore concret (avec ses particularités acoustiques, son public plus ou moins réceptif) et une temporalité vécue (aussi dans bien dans le contexte historique du temps social qu'en fonction surtout de la temporalité intrinsèque de l'œuvre avec ses tempos, ses pulsations jamais identiques). Le tempo, notait-il, ne pouvait donc jamais être objectif, mesuré par le métronome : « Le tempo pris comme objet, à la manière des idiots qui écrivent sur leur partition « la croche à 72 » n'existe pas. Le tempo est la condition pour que la multiplicité des phénomènes qui se présentent à ma conscience puisse être réduite par cette force unique, afin d'en faire un tout très complexe ». Celibidache suivait là également les intuitions fulgurantes de Furtwängler sur la vitesse du tempo : « Wie es klingt ! », le tempo n'étant pas une donnée métrique, mais une valeur esthétique qui doit permettre de « faire sonner » la musique.

C'est en vertu de cette musicalité subjective du tempo que Celibidache s'est permis (on le lui a d'ailleurs reproché), d'« élargir » Bruckner. De fait, ses tempos n'étaient ni trop lents, ni trop statiques, mais simplement habités par cette quête de l'essence pure de la musique, cette idéalité transcendante, insaisissable et pourtant réelle, comme Absolu : « La musique n'est pas de nature statique : elle n'existe pas comme un état d'être défini. Elle est toujours un devenir, sans jamais accéder à une forme d'existence. Où se trouve la Septième Symphonie de Bruckner ? Dans une partition ? Celle-ci n'est qu'une trace, une sténographie qui permet en la suivant de faire vivre la musique ».

C'est à faire jaillir cette musique vivante, invisible, impalpable en tant qu'horizon ontologique sans cesse repoussé, que Celibidache aura consacré sa quête du Graal. Peu de chefs peuvent se prévaloir de cette exigence-là : la recherche de l'Absolu.

Jean-Marie Brohm

POUR NE PAS L'OUBLIER...

La discographie « live » de Celibidache est littéralement sinistrée, tous les grands documents (*En Saga, Le Baiser de la fée* chez Artists, les *Symphonies* n° 4, 5, 8 et 9 et la *Messe* n° 3 de Bruckner chez Exclusive) étant supprimés pour des raisons législatives. Restent surtout la *Schérazade* chroniquée dans ce numéro et une 7^e de Bruckner avec la SDR (Arkadia, 1971, 352 763, 109 F). Polygram nous doit les quelques seuls disques « officiels » (ex. : 5^e de Tchaïkovski, 7^e de Chostakovitch). En vidéo seuls trois titres avec la Philharmonie de Munich sont rescapés :

BRUCKNER : Symphonie n° 6. Sony SHV 48348 (VHS uniquement). 126 F.

DYORAK : Symphonie n° 9 (+ excellent documentaire, allemand, sous-titré anglais). Teldec 4509 96438-3 (VHS). 217 F. En Laserdisc : 4509 96438-6. 299 F.

PROKOFIEV : Symphonie n° 1 (répétition et concert) Teldec 9031 73667-3 (VHS uniquement). 136 F.

RÉPERTOIRE DES DISQUES COMPACTS, septembre 1996

Jean-Marie Brohm

Hommage

Sergiu Celibidache

Die Transzendenz der Musik

Am 28. Juni 1912 im rumänischen Roman geboren, erhält Celibidache den größten Teil seiner musikalischen Ausbildung in Berlin, wo er ab 1936 am Unterricht der Hochschule der Künste teilnimmt und in Musikwissenschaft über Josquin des Prés promoviert. Nach Kriegsende, als Furtwängler im Rahmen seines Entnazifizierungsprozesses ein vorläufiges Tätigkeitsverbot erhält, wird er am 1. Dezember 1945 zum Chefdirigent des berühmten Orchesters ernannt, obwohl er gerade erst 33-jährig noch keine internationale Erfahrung hat. Er behauptet sich jedoch rasch durch seinen jugendlichen Schwung, seine Weltbürgerkultur, sein wundersames Gedächtnis, seine fanatische Strenge, sein absolutes Engagement im Dienste des transzendentalen Pathos der Musik und wird Gegenstand der Bewunderung, aber auch des Neids, bei seinen Kollegen wie auch bei den Musikern ersten Rangs.

Als Furtwängler 1947 endgültig von allen nationalsozialistischen Anklagen freigesprochen ist und wieder die Leitung des angesehenen Ensembles übernimmt, wird Celibidache sein Assistent. Aus dieser Zeit stammen auch die wenigen Platten, die er akzeptiert hat aufzunehmen. Über den Musikern, die sich doch gerade erst von dem Zusammenbruch des Reiches erholt haben, und Celibidache, der manchmal auch „der Paganini des Taktstocks“ oder „der Hexenkünstler der Töne“ genannt wird, ziehn sich allerdings bald schon schwarze Wolken zusammen. Seine schöpferische Vitalität, sein Willen, eine eiserne Disziplin für sich geltend zu machen, seine ästhetische und berufliche Unbeugsamkeit, seine Offenheit der universalen Klangwelt gegenüber, das alles verträgt sich schlecht mit dem Schatten des Großen Kommandanten, der am 25. Mai 1947 sein legitimes Gut mit einem triumphalen Konzert, dem ersten, das er in Berlin nach dem Krieg dirigiert, wieder in Besitz nimmt.

Das „Exil“

Für Celibidache beginnen zu diesem Zeitpunkt regelrechte „Wanderjahre“ durch die Welt. Er geht nach Israel, dirigiert viel in Italien, vor allem an der Spitze der Orchester des RAI, die obwohl von eher zweifelhafter Qualität er doch zu Höchstleistungen bringt. Dort steht er - als Musiktheoretiker und als Lehrender - dem Paradox gegenüber, das für alle Kathedralenbauer gilt, die den Himmel mit den schwachen Mitteln des menschlichen Fleißes berühren wollen, ohne aber jemals aufzugeben. Und Celibidache - das ist vielleicht seine wirkliche menschliche Größe, - hat es niemals als unter seiner Würde empfunden, mit mittelmäßigen Ensembles zu proben, gerade deshalb weil, wie er oft betont hat, „die Musik nicht der Klang ist“, sondern die geistliche Transzendenz des Klanges. Die großen Orchester produzieren meist nur einen schönen Klang, einen „Coca-Cola-Sound“, wie der Maestro böse über das neue Berlin von Karajan sagt, während schlechte Orchester

wirkliche Musik machen können, über ihren ungefälligen Klang hinaus. Ein Paradox, dem sich Celibidache voll und ganz gestellt hat. Für ihn gabe es „kein kürzeres Mittel als den Klang, um an die Transzenden heranzugelangen“ und er betonte, daß es die Rolle des Dirigenten sei „die Bedingungen dafür zu schaffen, daß die Zuhörer den Klang transzendieren können“ und so Zutritt in das transzendente Reich der Musik bekommen.

1964 wird er Chef des Schwedischen Rundfunksymphonieorchesters, 1971 ständiger Gastdirigent des Stuttgarter Rundfunks, mit dem er vor allem verblüffende Interpretationen von Bruckners Symphonien gibt, und 1973 ist er erster Gastdirigent des Orchestre National de l'ORTF. Dieses verläßt er 1975 nach einem Konflikt mit den Musikern, die, wie so oft in Frankreich, wenig Neigung zeigten, die neuheitliche Tiefe seiner Konzeptionen und die hohen Forderungen von Perfektion hinzunehmen, die einige sogar als tyrannische Kapricen zu bezeichnen wagten. Man wird sich lange an diese unvergeßlichen Augenblicke höchster Erquickung erinnern, mit ihren Atmosphären von sensueller Schwerelosigkeit (Ravel), hypnotischem Charme (Strauß-Walzer), innerer Frohlockung, ganz auf die Perfektion der klanglichen Idee aus und auf die spirituelle Ausstrahlung.

Der Erfolg

Nach einer bewegten Karriere an der Spitze von Rundfunkorchestern, die im großen und ganzen nicht auf dem Niveau seines Genies waren, wird Celibidache 1981 schließlich Generalmusikdirektor der Münchner Philharmoniker, eines großen Ensembles, mit gut ausgeprägter deutscher Tradition, aus denen er einen Klangkörper macht, der sinnbildlich wird für seine philosophischen und auch metaphysischen Ansichten von Musik. In dieser Zeit gab es einige denkwürdige internationale Tourneen, besonders die Brucknerkonzerte in Paris von 1991. Die, die bei diesen heiligen Zeremonien zugegen waren, faszinierte das mystische Feuer des Dirigenten, der allein durch die phänomenale Kraft seiner Dynamik umwerfende Emotionen hervorrufen konnte, der es vermochte dank der polyphonen Artikulation, so gut wie nie gehörter Linien und Ebenen momentane, innige Verschmelzungen herzustellen (Coda des Finales der 8 Bruckner), der die absolute Dichte der Harmonien bis ans äußerste trieb, der den hymnischen Glanz seiner Phrasierungen mit langen Bögen einzig durch seinen unbeugsamen Willen formte. Seine Gesten waren von einer kaiserlichen Sicherheit, seine Statur majestätisch, die Ausstrahlungskraft seines Gesicht war die eines Weltenschaffers, durch die lisztsche Eleganz seiner schönen weißen Haarpracht hinterließ er verzauberte Atmosphären bei Bruckner, den er mit göttlichen Längen, in einer Art inneren, undefinierbaren Extase interpretierte. Im Gegensatz zu Glenn Gould, einem anderen mystischen Künstler, lehnte Sergiu Celibidache aus ästhetischen Prinzipien die Zwänge und Manipulationen eines Tonstudios ab, um das zeitlich lebendige Mysterium der Musik zu zelebrieren als eine Kunst, die im Werden begriffen ist, die vergänglich und nur augenblicklich ist. Die Musik konnte seiner Meinung nach nicht fixiert werden, selbst durch eine Spitzenaufnahme nicht, weil genauso wie das Photo eine Bewegung festhält und sie dabei tötet, die Aufnahme den Klang erstarren läßt und sein Wesen verändert, das nämlich einer einzigartigen, zeitlichen Bewegung, „eines zeitlichen Objekts“ par excellence, das die Zeit temporalisiert nach Husserls phänomenologischen Auffassung, die Celibidache vollkommen für sich angenommen hatte. Nur das Konzert war also imstande, das Wesen der Musik realisieren als den jedesmal einzigartigen Bezug zwischen einem symbolischen Ort (Konzertsaal), einem konkreten Klangraum (mit seinen akustischen Besonderheiten, seinem mehr oder weniger aufnahmefähigen Publikum), und einer gelebten Zeitlichkeit (sowohl im historischen Kontext der sozialen Zeit als auch in Bezug auf die innere Zeitlichkeit des Werkes, seine Tempi, seine nie identischen Puls-

schläge). Das Tempo, vermerkte er, kann nie objektiviert werden, durch ein Metronom gemessen. „Das Tempo als Objekt, nach Art der Idioten, die über die Noten eine Metronomangabe schreiben „Achtel gleich 72) gibt es einfach nicht. Das Tempo ist die Bedingung dafür, daß die Vielheit der Phänomene, die sich meinem Bewußsein präsentieren durch diese eine Kraft reduziert werden kann, damit daraus ein komplexes Ganzes entsteht.“ Celibidache folgte da wiederum Furtwänglers blitzartigen Eingebungen über das Tempo: „Wie es klingt!“, das Tempo nicht als metrische Angabe gemeint, sondern als ästhetischen Wert, der ermöglichen soll, daß die Musik „klingt“.

Auf Grund dieser subjektiven Musikalität des Tempos hat sich Celibidache erlaubt (man hat es ihm übrigens vorgeworfen) Bruckner „auszudehnen“. Tatsächlich waren seine Tempi weder zu langsam, noch zu statisch, sondern einfach beherrscht von der Suche nach dem reinen Wesen der Musik, dieser transzendentalen Idealität, nicht faßbar und doch reell, wie absolut. „Die Musik ist von Natur aus nicht statisch: sie ist kein wohldefinierter Zustand. Sie ist immer im Werden, ohne je eine Form von Existenz zu erreichen. Wo befindet sich die 7. Symphonie von Bruckner? In den Noten? Diese sind nur Zeichen, eine Kurzschrift, die, wenn man ihr folgt, erlaubt, die Musik zum Leben zu bringen.“

Diese Musik erklingen zu lassen, lebendig, unsichtbar, nicht greifbar, als ontologischer Horizont immer wieder verschoben, diesem Anliegen hat Celibidache all seine Bestrebungen gewidmet. Nur wenige Dirigenten können sich mit diesem Anspruch schmücken: Die Suche des Absoluten.

PARIS

11 SEP. 1996
LE MONDE

RADIO-TÉLÉVISION

Sergiu Celibidache, dictateur d'orchestre

Le portrait que consacre « Musica », le magazine hebdomadaire d'Arte, au chef roumain décédé il y a un mois montre comment sa tyrannique exigence constituait l'essence de son art

SERGIU CELIBIDACHE est mort à l'âge de quatre-vingt-quatre ans, le 14 août, à Paris, où il résidait quand il ne dirigeait pas son Orchestre philharmonique de Munich (*Le Monde* du 17 août). Le chef roumain était adulé, craint et respecté par les interprètes et les compositeurs, y compris par ceux dont il pourfendait la façon de faire de la musique.

Il avait déclaré un jour : « Karajan, c'est du Coca-Cola. » Se souvenant que l'Autrichien lui avait ravi le poste de patron de la Philharmonie de Berlin à la mort de Wilhelm Furtwängler, en 1954, certains pensèrent que le Roumain se vengeait d'avoir été évincé.

Auraient-ils écouté attentivement les deux chefs qu'ils auraient compris. Karajan cultivait le beau son pour le beau son, cherchait à étendre son pouvoir à la totalité de la vie musicale. Celibidache s'efforçait, dans la recherche de la maîtrise de tous les paramètres sonores, de faire naître la musique. « L'œuvre n'existe pas, elle naît chaque fois qu'on la donne », dit-il dans le portrait réalisé par Jan Schmidt-Garré en 1991 qu'Arte rediffuse en hommage. C'est la raison pour laquelle il refusait d'enregistrer des disques, ajoutant que le concert est une expérience qui ne peut être vécue que dans l'éphémère de sa durée.

« Sur le podium, il était un dictateur ; dans la vie, c'était un type formidable », dit un vieux musicien israélien d'origine allemande. C'est que Celibidache, comme Pierre Boulez, abandonnait dans

sa loge le statut de chef. Dans la vie, il n'était qu'un citoyen parmi d'autres. D'un abord très aisé, il allait à la rencontre des jeunes musiciens, qu'il conviait à des cours. Pour les suivre, il n'était pas nécessaire d'être recommandé ni d'être passé par la moindre école de musique. Admis sans diplôme, les « élèves » de Celibidache ne s'en voyaient pas non plus distribuer par le maître à l'issue de stages qui n'avaient en réalité ni début ni fin.

Chef d'orchestre, Sergiu Celibidache ne donnait pas des cours de direction d'orchestre ; il enseignait la musique aux chefs, mais aussi aux pianistes, aux violonistes, aux

chanteurs... Lors des répétitions, il les pliait tous aux mêmes exigences que celles qu'il imposait à l'orchestre.

AU-DELÀ DU SON

Pour avoir l'honneur de faire de la musique avec lui, les plus grandes stars acceptaient d'avaler les pires couleuvres. Elles savaient qu'à la fin il y aurait la musique. Et qu'est-ce que la musique ? Pour Celibidache, c'est ce qui peut surgir au-delà du son – car le son n'est pas la musique –, « et cela arrive deux, trois fois tous les cent concerts ».

Celibidache considérait que l'in-

terprétation est un processus créateur à l'envers : « Les compositeurs transcrivent leur œuvre sur une partition qui est une sorte de sténographie ; les interprètes doivent faire le chemin inverse, recomposer la musique à partir de cette sténographie. »

Il disait aussi : « Les répétitions ne sont pas la musique, c'est une succession de non. Combien y a-t-il de non ? Des billions. Il n'y a qu'un oui. » Ses répétitions pouvaient être éprouvantes. Imaginons ce qui passe par la tête du violon solo d'un quatuor à cordes qui s'entend dire : « Christian, je peux te tuer », ou de ces musiciens roumains confrontés à cette sentence : « Vous êtes responsables de votre médiocrité artistique »... Celibidache parlait du savoir – « c'est le rapport au passé » –, de la réalisation d'une œuvre – « la réalité n'est pas interprétable » –, de la tradition – « ceux qui croient à la tradition sont des impuissants ».

Que les téléspectateurs portés à penser qu'un chef qui s'interroge sur le fait de savoir si l'on pourra faire de la musique après lui est forcément mégalomane magnétoscope ce film. Il faut voir et revoir ce portrait pour tenter de comprendre l'absence de vanité qui permet de tenir des propos aussi définitifs.

Alain Lompech

★ « Musica » : *Sergiu Celibidache, portrait d'un chef d'orchestre*, Arte, mercredi 11 septembre à 21 h 45.



Le Monde vom 11. September 1996

Alain Lompech

Sergiu Celibidache, der Orchesterdiktator

„Musica“, das wöchentliche Magazin von Arte, widmet dem vor einem Monat verstorbenen rumänischen Dirigenten ein Portrait, das zeigt, in welchem Maße sein tyrannischer Anspruch das Wesen seiner Kunst ausmachte

Sergiu Celibidache ist am 14. August im Alter von 84 Jahren in Paris verstorben; dort wohnte er, wenn er nicht seine Münchner Philharmoniker dirigierte (siehe *Le Monde* vom 17. August). Der rumänische Dirigent wurde verehrt, gefürchtet und geachtet sowohl bei den Künstlern als auch bei den Komponisten, selbst bei denen, deren Art Musik zu machen, er heftig kritisierte.

Er hatte einmal gesagt: „Karajan, das ist Coca-Cola.“ Da fiel einigen natürlich gleich ein, daß der Österreicher ihm nach dem Tod Wilhelm Furtwänglers 1954 den Chefposten bei den Berliner Philharmonikern weggeschnappt hatte, und so glaubten sie, daß der Rumäne sich dafür rächen wollte, daß er damals ausgestochen wurde.

Hätten sie die beiden Dirigenten aufmerksam angehört, so hätten sie den Ausspruch verstanden. Karajan pflegte den schönen Klang um des schönen Klangs willen, und suchte seine Macht auf das gesamte musikalische Leben auszudehnen. Celibidache bemühte sich, alle Klangparameter zu beherrschen und so die Musik entstehen zu lassen. „Das Werk existiert nicht, es entsteht jedes mal, wenn man es spielt“, sagt er in dem Portrait, das Jan Schmitt-Garré 1991 von ihm erstellt und das Arte zu seinem Gedenken noch einmal ausstrahlt. Das ist der Grund, warum er sich geweigert hat, Platten aufzunehmen und er sagte dazu noch, daß das Konzert eine Erfahrung ist, die nur in der Kürze seiner Dauer erlebt werden kann.

„Auf der Bühne war er ein Diktator; im Leben ein toller Typ.“, sagt ein israelischer Musiker deutscher Abstammung. In der Loge lies Celibidache, wie auch Pierre Boulez, seine Rolle als Chef fallen. Im normalen Leben war er ein Bürger wie jeder andere. Leicht zugänglich suchte er den Kontakt zu jungen Musikern, die er zu seinem Unterricht einlud. Um daran teilzunehmen, brauchte man nicht empfohlen zu werden und nicht einmal eine noch so unbedeutende Musikschule besucht haben. Die Schüler wurden ohne Diplom aufgenommen und Celibidache gab ihnen auch keins am Ende des Kurses, der in Wirklichkeit weder Anfang noch Ende hatte.

Obwohl er Dirigent war, gab Sergiu Celibidache keine Kurse in Orchesterleitung: Er unterrichtete Dirigenten, aber auch Pianisten, Geiger, Sänger und zwar in Musik. In den Proben unterwarf er alle denselben Anforderungen, die er auch dem Orchester auferlegte.

Über den Klang hinaus

Für die Ehre, mit ihm musizieren zu dürfen, waren die größten Stars bereit, den schlimmsten Ärger hinunterzuschlucken. Sie wußten, daß am Ende des Weges die Musik stehen würde. Und was ist die Musik? Für Celibidache ist sie das, was über den Klang hinaus entstehen kann - denn der Klang allein ist nicht die Musik - „und das kommt bei hundert Konzerten zwei drei mal vor.“

Celibidache sah die Interpretation als einen umgekehrten Schöpfungsvorgang an: „Die Komponisten transkribieren ihre Werke in Noten, die eine Art Stenographie sind; Die Interpreten müssen dann den umgekehrten Weg gehen, sie müssen ausgehend von dieser Kurzschrift die Musik wiederschaffen.“

Er sagte auch: „Die Proben sind keine Musik, sie sind nur eine Folge von Neins. Wieviele Neins gibt es? Eine Millionen. Es gibt nur ein Ja.“ Seine Proben konnten einen wirklich auf die Probe stellen. Stellen Sie sich vor, was einem ersten Geiger eines Streichquartetts durch den Kopf geht, wenn er zu hören kriegt „Christian, ich könnte dich umbringen“ oder diesen rumänischen Musikern, wenn sie mit dem Satz konfrontiert werden: „Sie sind für ihre künstlerische Mittelmäßigkeit selbst verantwortlich“... Celibidache sprach vom Wissen - „das ist der Bezug zum Vergangenen“ -, von der Realisierung eines Werkes - „die Wirklichkeit ist nicht interpretierbar“ - von der Tradition - „die, die an die Tradition glauben, sind schwach“.

Die Fernsehzuschauer, die vielleicht denken, daß ein Dirigent, der sich fragt, ob man nach ihm noch Musik machen könne, zwangsläufig größenwahnsinnig sei, die sollten den Film auf Video aufzeichnen. Man muß dieses Portrait immer wieder sehen, um einen Versuch zu unternehmen, diese Uneitelkeit zu verstehen, die es überhaupt erst erlaubt, solche derart definitiven Sätze auszusprechen.

Le Concertographe

Journal indépendant de critique musicale – mensuel – septembre 1996 – n° 18 – 10,0



Éditorial

Sergiu Celibidache s'est éteint le 14 août dernier près de Paris. Ce chef hors du commun, qui savait donner à chaque œuvre une dimension spirituelle, n'a jamais voulu enregistrer de disques. Même si son refus de l'enregistrement en soi peut sembler excessif — de nombreux disques pirates nous permettront heureusement de l'entendre encore —, son rejet de l'envahissante industrie phonographique est un avertissement salutaire : à l'ère de la médiatisation et de sa mise en scène marchande, rien ne remplace la vérité d'un spectacle vivant, du moment unique de cette rencontre entre un public et des musiciens, d'un concert. C'est lui qui doit faire loi dans la musique

et non les campagnes publicitaires des éditeurs avides de placer leurs irréels et désincarnés enregistrements studios. Ce message est plus que jamais d'actualité et *Le Concertographe* s'en veut l'expression et le porte-parole auprès de tous les mélomanes. Pour un dernier au revoir, l'Auditorium du Louvre rendra hommage, les 23 et 24 novembre prochains, à celui dont le destin restera éternellement lié à la musique.

ISSN 1269-3049

Leitartikel

Am vergangenen 14. August ist Sergiu Celibidache in der Nähe von Paris verstorben. Dieser außergewöhnliche Dirigent, der jedem Werk eine geistige Dimension zu geben verstand, wollte nie Platten aufnehmen. Auch wenn seine Weigerung an sich übertrieben scheinen mag - zahlreiche Raubplatten erlauben uns glücklicherweise, ihn noch zu hören -, seine abweisende Haltung der überhandnehmenden Plattenindustrie gegenüber ist eine durchaus heilsame Warnung: im Zeitalter der Mediatisierung und ihrer kommerziellen Vermarktung kann kaum etwas das ersetzen, was eine Live-Aufführung, dieser einzigartige Augenblick, in dem sich Publikum und Musiker treffen, ein Konzert eben, an Wahrhaftigkeit übermittelt. Dies sollte in der Musik die Normen setzen und nicht die Werbekampagnen der Plattenfirmen, die nur darauf sind, ihre unwirklichen, leblosen Studioeinspielungen auf den Markt zu bringen. Diese Botschaft ist aktueller als je zuvor und *Le Concertographe* hat sie sich zum Anliegen gemacht und will ihr als Fürsprecher dienen. Als ein letztes Auf Wiedersehen wird das Auditorium du Louvre am kommenden 23. und 24. November dem seine Ehre erweisen, der auf ewig mit der Musik in Verbindung gebracht werden wird.



Hasta su deceso, Celibidache fue titular de la Filarmonía de Munich

EN LA MUERTE DEL GENIO

El pasado 14 de agosto, a los 84 años de edad, falleció en su domicilio parisiño Sergiu Celibidache, para algunos, el más grande director de orquesta del siglo XX. Tras su muerte, queda la siempre inútil tarea de intentar explicar con palabras las razones por las cuales se le consideraba un genio.

C. W.

Celibidache nunca se cansaba de repetir que cada nueva aproximación a una partitura, sin importar el número de veces que esta se hubiera interpretado con anterioridad, constituía una experiencia distinta, diferente, única. Y lo cierto es que con él —y con dos o tres más los elegidos— este enunciado se convertía en axioma. Una de las virtudes que hizo del maestro rumano, posiblemente, el más grande director de orquesta del siglo XX, era su extraordinario poder de comunicación, en virtud del cual, el oyente descubría con cada una de sus interpretaciones de cualquier obra detalles que con anterioridad nunca le habían sido revelados.

De la partitura más trillada, la más veces degustada, y por tanto, conocida, el genio de Celibidache sabía extraer siempre tesoros que, hasta entonces, habían permanecido ocultos, como empujados, a las inteligencias de otros intérpretes, más pendientes del efecto que los sonidos pueden provocar en sus auditores, que del propio discurso musical.

Pero lo más asombroso de estos hallazgos es que el maestro sólo se servía, para realizarlos, de su conocimiento de la partitura. El, en ese sentido, ni quitaba ni añadía nada a lo que el compositor había dispuesto en sus pentagramas, simplemente, desentrañaba su significado y lo exponía con una absoluta clarividencia, fruto del estudio más profundo, del análisis riguroso, de la íntima meditación pero, sobre todo, de su amor por la verdad, para que el resto de los mortales pudiéramos experimentar esa extraña vivencia —por lo raro que ocurre y por las indescribibles sensaciones que puede llegar a suscitar en el oyente— de transportarnos hacia una suerte de estado superior del alma humana, donde, a veces, es posible establecer una comunicación directa con el creador de la obra. Con Celibidache esto era posible porque, con él, se escuchaba todo.



•• NOVEDADES •• César Wonenburger



OTRA TRISTE DESPEDIDA
Mozart. Sinfonías 35 y 36. Rafael Kubelík.
Royal Classics ADD.

Como las desgracias nunca suelen venir solas, pocos días antes del fallecimiento de Celibidache la parca también hizo su aparición para llevarse a otro grande —y toquemos madera, que de los pocos que nos quedan alguno anda medio pasachito—. Rafael Kubelík. El director checo, hijo del virtuoso violinista Jan Kubelík, era un músico inteligente, profundo y polifacético, que lo mismo nos legó en disco, para la posteridad, un impresionante y bellísimo ciclo de las cuatro sinfonías de Schumann que el mejor, o por lo menos, más redondo *Rigoletto*. Su Mozart, a la antigua usanza, grandioso, puede apreciarse en estas versiones con la Filarmonía vienesa.



PARA CONOCER AL MAESTRO
Dvorak. Sinfonía del Nuevo Mundo. Filarmonía de Munich. Documental. Sergiu Celibidache. Todéc VHS.

El maestro rumano no era amigo de las grabaciones. Aún así, en sus últimos años accedió a realizar algunas, contadas, que ahora adquirirán valor (sentimental, testimo-

nial...) de joyas. Aquí, un Dvorak indescriptible, hay que escucharlo, e incluso verlo, junto a un documento impagable, donde el genio había de su música, se re-encuentra con sus amigos, ensaya, bromea.



UN VERDI EN ESTADO PURO
Verdi. La Traviata. Scotto, Raimondi, Bastianini. Orquesta y Coros de La Scala. Antonino Votto. DG ADD.

Traviata, que no entra dentro de la nómina de las óperas, pero llena de cualidades, la batuta sabia y «verdiana» de Votto, el canto bello y desgarrador de la Scotto, Bastianini, todavía un maestro, en su despedida, y la ardorosa entrega, junto a la voz lírica, de Raimondi —hoy estaría entre los grandes. Emocionante, sí, de las que se pegan a la piel.



ALGO MÁS QUE ESPAÑA
Obras de E. Chabrier. Filarmonía de Viena. J. E. Gardiner. DG DDD.

Chabrier es más que España, es lo que viene a querernos decir John Eliot Gardiner con este disco. Pues muy bien, a descubrir, que encima el británico se vale de la dasturante Filarmonía vienesa para convencernos.

C.W.

Der Tod des Genies

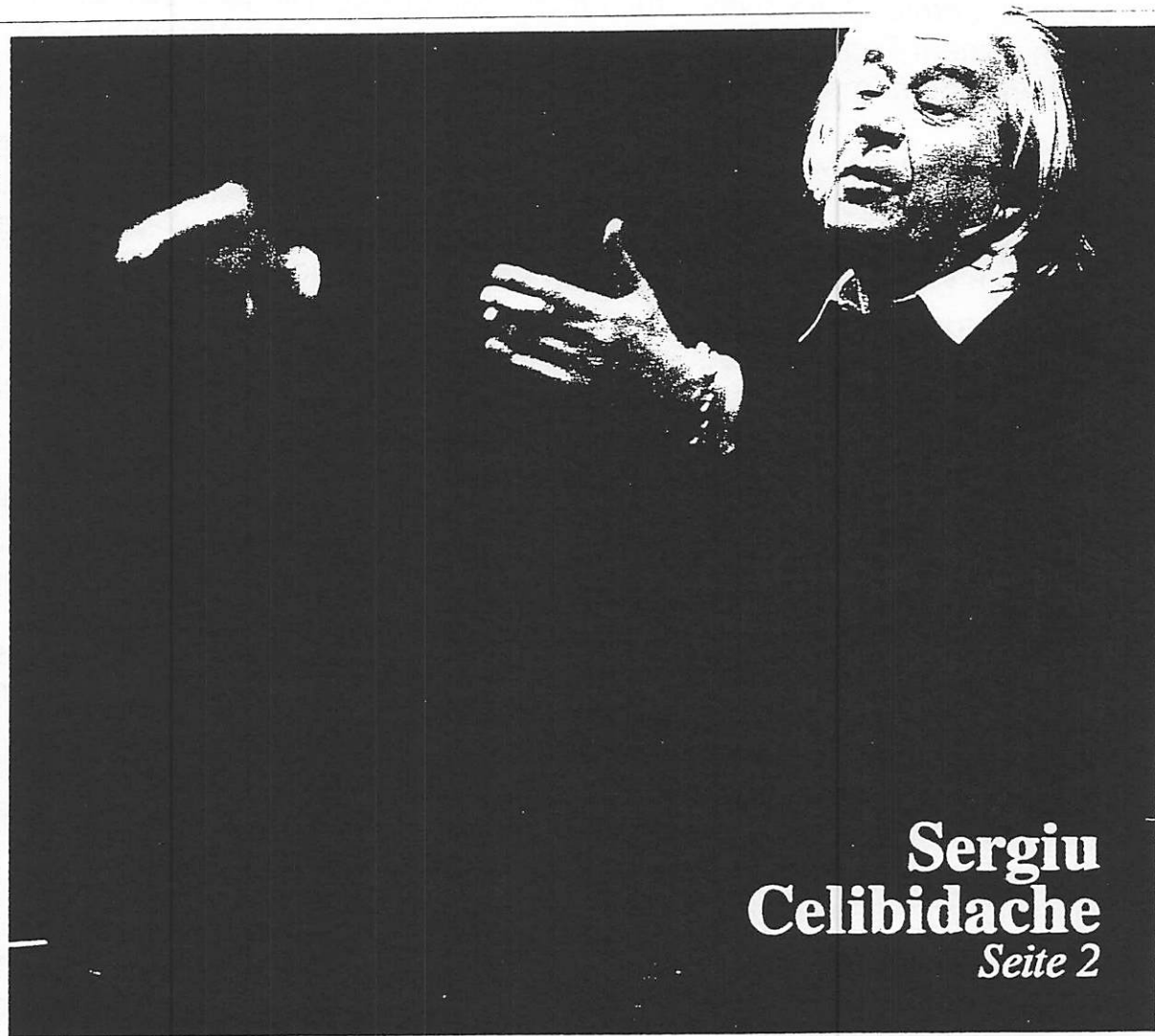
Am vergangenen 14. August verstarb im Alter von 84 Jahren in seinem Pariser Domizil Sergiu Celibidache, für einige der größte Dirigent des 20. Jahrhunderts. Nach seinem Tod bleibt die immer unnütze Aufgabe, mit Worten zu erklären zu versuchen, warum man ihn als Genie ansah.

Celibidache wurde nie müde zu wiederholen, daß jede neue Annäherung an eine Partitur, egal wie oft man sie schon gespielt hat, ein anderes, unterschiedliches, einzigartiges Erlebnis darstellt. Und es ist sicher, daß diese Aussage bei ihm - und noch bei zwei oder drei weiteren - zu einem Axiom wurde. Eine der Tugenden, die den rumänischen Maestro zu dem wahrscheinlich größten Dirigenten des 20. Jahrhunderts gemacht hat, war seine außerordentliche Kommunikationskraft, durch die der Zuhörer bei jeder seiner Interpretationen, egal von welchem Werk, Details entdeckt hat, die ihm vorher nie bewußt geworden waren.

Aus dem abgedroschendsten Stück, das man schon soundsooft gehört hat und kennt, wußte das Genie Celibidache immer noch Schätze hervorzuholen, die anderen Interpreteten bis dahin verborgen, wie verhüllt geblieben waren, vermutlich weil sie mehr auf die Effekte geachtet haben, die die Klänge bei den Zuhörern erzielen können, als auf den eigentlichen musikalischen Diskurs.

Aber das erstaunlichste dieser Entdeckungen ist, daß der Maestro sie nur aus seiner Kenntnis der Partitur entnommen hat. In diesem Sinn lies er nichts weg noch fügte er etwas zu dem hinzu, was der Komponist in seinem Pentagramm dargelegt hatte, er ergründete nur die Bedeutung und legte sie mit absoluter Klarheit dar. Durch sein äußerst tiefgründiges Studium, seine streng minutiöse Analyse, seine eomgehende Meditation, und vor allem seine Wahrheitsliebe, können wir übrigen Sterblichen dieses Seltsame erleben - so selten wie das vorkommt und so unbeschreiblich wie die Empfindungen sind, die bei dem Hörer hervorgerufen werden - und unsere sterbliche Seele in eine Art höheren Zustand bringen lassen, in dem es manchmal möglich ist, in direkten Kontakt mit dem Schöpfer des Werkes zu treten. Bei Celibidache war das möglich, da man bei ihm alles hörte.

213
genen Gebrauch nach § 42 (3) UMG. Anfragen zum Inhalt und zu den Nutzungsrechten bitte an den
Tel. +3842 45 991. Belege mit mehr als 5 Seiten enthalten nur die Seite mit Ihrem Stichwort.
Ihren Beitrag beschaffen wir gerne gegen Kosten der Auflagen. Nicht verfügbar.
Wiederholungsdrucke sind nicht möglich. Ausschnitte



**Sergiu
Celibidache**
Seite 2

Zum eigenen Gebrauch nach §42(3) UrhG. Anfragen zum Inhalt und zu den Nutzungsrechten bitte an den Verlag Tel.: 278 68 36. Belege mit mehr als 5 Seiten enthalten nur die Seite mit Ihrem Stichwort. Den vollen Beitrag beschaffen wir gerne gegen Kostenersatz. Auflage: 1600

Wegen hoher Bearbeitungskosten zählt dieser Beleg als 1 Ausschnitte

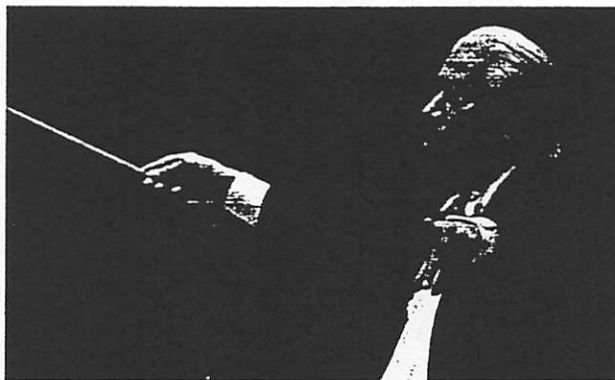
1809

Maestro CELIBIDACHE ist tot

„Das Wesentliche der Musik also ist die Musik selbst, ist nicht einmal in den Tönen. Sie ist nirgends. Außerzeitlich. Sie wird in der Transzendenz.“ (Sergiu Celibidache)

München verliert seinen Generalmusikdirektor der Philharmoniker, seinen Ehrenbürger. 84-jährig starb er in seiner Wahlheimat Neuville-sur Essonne bei Paris, wo er auch beigesetzt wurde.

Seine Vita ist den meisten sicher bekannt (1912 in Rumänien geboren, Studium in Bukarest, dann Paris, 1936 in Berlin, 1945 erstes Dirigat bei den Berliner Philharmonikern, Chefdirigent, bis Furtwängler wiederkam, Eklat, da die „Berliner“ Karajan wählten; internationale Dirigentenkarriere, 1961 Rundfunkorchester in Stockholm, 1972 Stuttgart, ab 1979 dann München). Sein einziges, großes Vorbild war Furtwängler. Und wie dieser beherrschte auch Celibidache die Kunst des langen



Provokanter Könnler: „Celi“ (Foto: Werner Neumeister)

Orchesteratems, das Auskosten jeder noch so kleinen Phrase. Sicherlich waren vor allem deshalb seine Bruckner-Interpretationen in den letzten Jahren das Herausragende am weltweiten Konzerthorizont. Keiner konnte wie er die Spannung in jedem Satz, über die ganze Symphonie hinweg, halten, es war eine Ekstase ohne Ende.

Der szenischen Operaufführung verweigerte er sich; die hohen Ansprüche, die er schon an Konzertaufführungen stellte, konnte er in der Oper nicht verwirklichen. Verweigert hat er sich auch Platteneinspielungen, da für ihn nur das LIVE-Erlebnis die wahre Kunst bedeutete. (Er gestattete den Philharmonikern, in den letzten Jahren eine Reihe von Mitschnitten zu produzieren, die in den nächsten Jahren sicher veröffentlicht werden.)

Celibidache war Anhänger des Zen-Bhuddismus, der Lehre Satha Sai Baba. Hier holte er sich die Kraft für seine Dirigate. Er war mit der Malerin Ioana verheiratet und hatte einen Sohn Serge, geb. 1968.

Sein letzter Wunsch ging nicht mehr in Erfüllung: an Bruckners Wirkungsstätte St. Florian am 29. September noch einmal ein Werk des Meisters zu dirigieren.

Es wird den Verantwortlichen nicht leichtfallen, einen neuen Philharmoniker-Chef von so ausgeprägter und prägender Eigenart zu finden.

Monika Beyerle-Schäfer

Zum eigenen Gebrauch nach §42(3) UrhG. Anfragen zum Inhalt und zu den Nutzungsrechten bitte an den Verlag. Tel.: 03842/45 991. Belege mit mehr als 5 Seiten enthalten nur die Seite mit Ihrem Stichwort. Ihren eigenen Beitrag beschaffen wir gerne gegen Kostenersatz. Auflage: nicht verfügbar. Wegen hoher Bearbeitungskosten zählt dieser Beleg als 2 Ausschnitte.

1209

Philosoph und Nonkonformist

Zum Tod von Sergiu Celibidache

Sergiu Celibidache ist tot. Auch wenn man mit seinem Tod zuletzt rechnen mußte, so kam sein Ableben am 15. August in Paris durchaus überraschend. Noch Mitte Jänner und dann, ein letztes Mal, vier Monate später, war er am Pult jenes Klangkörpers mitzuerleben, an dessen Spitze er 1979 trat und der unter seiner Führung in die Weltspitze aufstieg - den Münchner Philharmonikern. Die Programme beider Konzerte glichen sich - denn jeweils musizierte Celibidache mit seinen „Münchnern“ ein Mozart-Klavierkonzert und eine Beethoven-Symphonie.

In „diesem Jahrhundert gab es niemanden, der einen heftigeren Kampf gefochten hätte, um die Kunst der Interpretation zu verteidigen und somit das höchste Niveau zu erhalten und zu fördern“ würdigte Celibidaches großer Münchner Kollege, der Chefdirigent des Symphonieorchesters des Bayerischen Rundfunks, Lorin Maazel, den Verstorbenen, der in der Tat zu den streitbarsten Vertretern seiner Zunft zählte. Selbst Carlos Kleiber griff - freilich unter dem Pseudonym „Arturo“ (für Toscanini) - zur Feder, als ihm die Angriffe „Celis“ auf die prominente Kollegenschaft zuviel wurden. Denn mit bissigen Urteilen wußte er stets aufzuwarten - sei es, daß er den Weiterfolg Karajans mit Coca Cola gleichsetzte, Karl Böhm als „Kartoffelsack“ bezeichnete, Riccardo Muti musikalischer Unsensibilität zieh, Riccardo Chailly als unfähig abqualifizierte, Claudio Abbado als „völlig unbegabten Mensch“ charakterisierte, Eugene Ormandy das zweifelhafte Prädikat eines „mittelmäßigen Kapellmeisters“ verlieh oder Theodor W. Adorno taxfrei zum „größten Schwätzer der Weltgeschichte“ ernannte.

Aber selbst, wie man weiß, vor so engen Freunden wie dem schwierigen Pianisten Arturo Benedetti Michelangeli hielt sich Sergiu Celibidache mit seinem heißenden Sarkasmus nicht zurück, bis daran schließlich die jahrzehntelange Freundschaft zerbrach.

Das freilich aber ist nur eine der Seiten dieses vielschichtigen Sergiu Celibidache gewesen - und gewiß nicht die wichtigste, an denen er zu messen wäre. Aber eines zeigt sich daran doch - daß er allemal ein Besessener war. Vor allem davon, seine Ein- und Ansichten ungeschminkt weiterzugeben, im

privaten Leben wie - und das vornehmlich - in der Musik. Die Wahrheit war es hier wie dort, um die es dem 1912 im rumänischen Roman Geborenen immer ging. Eben das drückt sich auch in der Fächerkombination aus, die Celibidache studierte - Mathematik und Philosophie, dann erst Musik. Erst einmal versuchte er sich als Pianist in einer Tanzkapelle, ehe er nach Paris zog, um Musik zu studieren. Promoviert hat er übrigens über eine quasi mathematisch-musikalische Thematik: die Kompositionstechnik des großen Vokalpolyphonikers Josquin De-

kommen ist es dann anders. Am 29. November 1954 dirigierte er sein 414. Berliner „Philharmonisches“, tags darauf stirbt Furtwängler, einen halben Monat später wird Herbert von Karajan zum lebenslangen Chefdirigenten des Orchesters ernannt. Bis zum Frühjahr 1991 sollte es dann dauern, ehe „Celi“ - hier freilich höchstpersönlich vom damaligen deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker dazu eingeladen - wieder, ein letztes Mal, die „Berliner“ dirigieren sollte.

Die Jahre ab 1954 sind rasch referiert - Celibidache wird zum gesuchten Reisedirigenten, übernimmt in der Folge die künstlerische Leitung der Königlichen Kapelle Kopenhagen und des Stockholmer Rundfunk-Sinfonieorchesters, dann des Stuttgarter RSO, ehe er sich ab Ende der siebziger Jahre bis zu seinem Lebensende in München, als Generalmusikdirektor der Stadt und Chef der städtischen Philharmoniker, musikalisch niederläßt.

Rasch handelt er hier beste Bedingungen für sich und seine Musiker aus, macht immer wieder durch Unbequemlichkeit von sich reden, bricht - weil ihm Fragen plötzlich wichtig erscheinen - Grundsatzstreitigkeiten vom Zaun, trennt sich Mitte der achtziger Jahre beinahe von „seinem“ Klangkörper und bleibt ihm dann doch bis zum Tod treu.

Zwar reichte „Celis“ Repertoire vom Barock bis in die unmittelbare Gegenwart - trotzdem aber fühlte er sich ganz besonders bei den großen Franzosen Debussy und Ravel, bei Tschairowsky, aber auch beim Symphoniker Haydn, bei Beethoven und, vor allem, bei Bruckner zu Hause, den er - wie alles übrige auch - mit betont ausführlichen Tempi, einem höchsten Spannungsgrad und einer spektakulären Atemweite darzustellen wußte, wie kaum ein Zweiter. Klang und Durchsichtigkeit war es, was Celibidache - hier gleichermaßen altmodischer Ästhet wie scharfsinniger Analytiker - in den Vordergrund seiner Deutungen rückte, denen nicht selten sakrale Aura zuwuchs. So eindringlich wußte er Atmosphäre zu schaffen, so zwingend seine Sichten dem Publikum mitzuteilen - selbst dann, wenn es mit so manchen seiner extremen Tempi seine liebe Not hatte.

Konzentration aber forderten Celibidaches Auftritte auch aus einem anderen



(Fotos, auch Titelbild, Neumeister)

sprez. Sie ist übrigens - auch das ein Teil des Mythos „Celi“ - ebenso verloren gegangen wie seine philosophische Dissertation über asiatische Denkweisen. Geschrieben hat Celibidache beide Arbeiten in Berlin, wohin er Mitte der dreißiger Jahre übersiedelt war.

Zehn Jahre danach schlug seine große Stunde - knapp nachdem er einen Dirigentenwettbewerb souverän für sich entschieden hatte und nach dem überraschenden Tod des ersten Dirigenten des Berliner Philharmonischen Orchesters nach dem Zweiten Weltkrieg, Leo Borchard, berief man ihn 1945 an die Spitze dieses Weltklasse-Klangkörpers - als Platzhalter, bis das Furtwänglersche Entnazifizierungsverfahren entschieden war und der frühere „Chef“ wieder an die Spitze seiner „Berliner“ zurückkehren konnte. So jedenfalls war es geplant. Ge-

Zum eigenen Gebrauch nach §42(3) UrhG. Anfragen zum Inhalt und zu den Nutzungsrechten bitte an den Verlag Tel.: 03842/45 991. Belege mit mehr als 5 Seiten enthalten nur die Seite mit Ihrem Stichwort. Den vollen Beitrag beschaffen wir gerne gegen Kostenersatz. Auflage: nicht verfügbar
Wegen hoher Bearbeitungskosten zählt dieser Beleg als 2 Ausschnitte

1209

LEOBEN. 12. September 1996 -

Nr. 90/1996

Jugend musiziert

Seite 3

Grund - verweigerte er sich doch mit einer Konsequenz sondergleichen der medialen Vermarktung. Gewiß, im Laufe der Jahre gab er immer wieder auch Interviews und stand sogar für authentische Bücher zur Verfügung, wie Klaus Umbachs biographische Reportage „Celibidache - der andere Maestro“ hinlänglich beweist. Die Platte und CD, die blieben ihm zeitlebens ein Greuel - die Inspiration des Augenblicks, und nur die interessierte diesen unkonventionellen, gegen jede nicht hinterfragte Angepaßtheit aufmüpfigen großen Musiker, der schweren

Herzens dann doch einen halben Kompromiß hier zuließ: In Form der Bildplatte für einige ganz wenige Produktionen, womit die Nachwelt wenigstens einige autorisierte Beispiele des hintergründigen Bruckner-, unkonventionellen Brahms- und sich mit feinsten Klangtönungen präsentierenden Ravel-Interpreten besitzt. Denn die Platten, die heute auf dem Markt sind, sind samt und sonders Raubpressungen und entsprechen derart gewiß nur bedingt den Ansprüchen, die Celibidache an seine Deutungen setzte, mit denen er sich - und wohl nur deshalb war

und schien er oft so unbequem - ausschließlich einem verpflichtet sah: der Wahrheit in der Musik zu dienen. Freilich einer Wahrheit, wie er sie sah. Und eben die sah er einzig in der Einmaligkeit des künstlerischen Augenblicks, der ihm durch keine noch so perfekte Tonkonserve reproduzierbar schien. Nicht zuletzt auch deshalb war Celibidache ein anderer wie alle jene heutigen Maestros, die meinen, dem populären Trend der Vermarktung nicht widerstehen zu können.

Walter Dobner

Das Versprechen als Dank an den Toten

Gedenkkonzert für Sergiu Celibidache in der Philharmonie

Es hätte, zu Beginn seiner 18. Münchner Saison, ein Gedenkkonzert für den Pianistenfreund Arturo Benedetti Michelangeli sein sollen, mit dem Sergiu Celibidache ans Dirigentenpult zurückkehren wollte. Doch nun versammelte man sich in der Philharmonie, um mit den Münchner Philharmonikern und Zubin Mehta des großen Dirigenten zu gedenken: Celibidache. Münchens Generalmusikdirektor seit 1979. Am 14. August war der 81-jährige gestorben – auf den Tag genau 15 Jahre nach Karl Böhm, jenem Dirigenten, dem Celi einst die Philharmoniker-Tür gewiesen hatte.

Celibidache-Sohn Serge war für die Familie aus Paris angereist: Alt-OB Georg Kronawitt-

ter, der Celi weggejagt und wiedergeholt hatte, saß in der ersten Reihe. OB Christian Ude sprach die gedenkenden Worte in diesem als Trauerfeier gemeinten Sonderkonzert der Philharmoniker, das mit Bruckners Neunter zugleich den Weg wies, den das städtische Orchester nun gehen muß.

Ude erinnerte an die intime Bindung Celibidaches zu Bruckners Musik, streifte die oft weniger harmonischen Akkorde mit der Stadt München und pries das Lebenswerk des zur Kultfigur gewachsenen Musikers: „Celibidache versprach, das Orchester, das anerkannt, durchaus solide aber nicht herausragend war, zu einem Weltorchester zu machen. Er hatte den Mut, das zu versprechen, und die Kraft, es auch zu halten. Die

Stadt und das Orchester werden alles daran setzen, um den internationalen Rang auch in Zukunft zu bewahren. Das ist die würdigste Art, dem Maestro Dank abzustatten.“

Ein großes Versprechen. Möge der OB auch dann mannhaft dazu stehen, wenn der Kämmerer am Gehaltsetat eines künftigen Chefdirigenten der Philharmoniker knapsen will. Celibidache setzte bekanntlich nicht nur musikalisch seine internationalen Maßstäbe.

Nach einer Schweigeminute für Celi erwies Zubin Mehta, der am Abend zuvor noch in Bombay war, dem toten Freund die letzte Ehre: Bruckners neunte Sinfonie, vom Komponisten „dem lieben Gott“ gewidmet. Ob Celi mit der Arbeit seiner Erben zufrieden gewesen wäre? Vielleicht kommt seinen Musikern ja nun die göttliche Einsicht, was sie als Chef brauchen: Einen Bruckner- und Mahler-Dirigenten unter 70, um in einer Welt ohne Celibidache Spitze zu sein.

Marianne Reißinger



„Dem lieben Gott“ gewidmet – mit Bruckners neunter Sinfonie erwies die Münchner Philharmoniker Celibidache die letzte Ehre. Foto: Neumeister



Griff zum Taschentuch

Gedächtniskonzert der Münchner Philharmoniker für Celibidache

Natürlich geht das – mit einer einzigen Probe – nicht ganz ohne Wackler ab. Aber die Münchner Philharmoniker haben Bruckners Neunte unter Zubin Mehta mit so viel Inbrunst, Anteilnahme und Kraftaufwand gespielt, als wäre ihr Maestro Sergiu Celibidache noch mitten unter ihnen. Vielleicht war er das ja auch auf irgendeine geheimnisvolle Weise.

Das Scherzo donierte wie das Jüngste Gericht. Hat das je so gespenstisch, so furchterregend geklungen? Es war, ganz im Sinne von Celi, eine einmalige, eine unwiederbringliche, unkonservierbar große Aufführung.

Dem Gedächtniskonzert im ausverkauften Gasteig (auch Programme waren nicht mehr zu haben)



Zubin Mehta

Foto: Wilfried Hösl

gingen eine kurze Gedenkrede des Oberbürgermeisters und eine Schweigeminute voraus. Manche Zuhörer im Saal und einige Philharmoniker auf dem Podium griffen zum Taschentuch, um ihre Tränen zu trocknen. Christian Ude hatte also doch recht, als er zu den vielen Talenten des Verstorbenen auch die Fähigkeit zählte, sich die Liebe der Münchner zu erwerben.

HANS RIEHL



Sergiu Celibidache

Foto: Frank Augstein

Was wird aus Celibidaches Konzert-Erbe?

Was wird aus den Konserven der Celi-Konzerte? In den Archiven der Münchner Philharmoniker lagern Schätze – und keiner weiß, ob sie gehoben werden dürfen.

Sergiu Celibidaches Münchner Konzerte sind nach Angaben des Kulturreferats alle mitgeschnitten worden. Zur Zeit wird geprüft, wieviel Aufnahmen des am 14. August gestorbenen langjährigen Chefdirigenten mit den Münchner Philharmonikern überhaupt vorhanden sind. Celibidache hatte Konzertaufnahmen im Studio aus künstleri-

schen Gründen immer abgelehnt. Außer Raubmitschnitten gibt es deswegen nur wenige offizielle Dokumente seines künstlerischen Schaffens. In den ersten Jahren seit der Eröffnung der Münchner Philharmonie 1985 hatte Celibidache pro Saison etwa 40 bis 50 Konzerte dirigiert, später dann aus Krankheitsgründen erheblich weniger. Alle Konzerte sollen mitgeschnitten worden sein.

Nach einer angemessenen Trauerphase soll mit den Erben Celibidaches darüber gesprochen wer-

den, ob und wie diese Zeitdokumente veröffentlicht werden können. „Wir wissen im Augenblick noch nicht einmal, ob Celibidache über eine mögliche Verwertung der Aufnahmen testamentarisch verfügt hat“ – so das Kulturreferat. Darüber hinaus müssen auch die rechtlichen Voraussetzungen noch geklärt werden, angefangen von den Erben über das Orchester bis zu den Solisten. Anfragen von Plattenfirmen, eine entsprechende Edition aufzulegen, gibt es bisher noch nicht.

Abschied mit Bruckner

Das Celibidache-Gedenkkonzert der Münchner Philharmoniker unter Zubin Mehta

Ein bewegendes Bild: Kein Beifall nach dem verkündeten Abgesang, Bruckners Abschied von der Musik im Adagio seiner unvollendeten neunten Symphonie, sondern das lange Schweigen eines Gedenkens. Zubin Mehta läßt den Schlußakkord der Hörner, Tuben und Posaunen ausschwingen, verläßt dann sinnierend das Podium. Stehend bleiben die Zuhörer in der Münchner Philharmonie zurück und warten gebannt, bis der letzte Musiker den Saal verlassen hat. Zurück bleiben auch die Gedanken an Sergiu Celibidache, bleibt das Erleben dieser Symphonie und ihrer sich aussingenden letzten Adagio-Takte, schmerzvoller und dann ganz zarter Klänge, die nach dem finalen – gewaltigen, dissonanten – Sich-Aufbauen und Zusammenbrechen der symphonischen Bewegung das einzigartige Werk beenden: leise, friedlich, ohne ein großes Triumphfinale, das Bruckner nicht mehr zu Ende schrieb.

Vor drei Wochen ist Celibidache gestorben, die Musikepoche von fast zwei Jahrzehnten, in denen er hier als Generalmusikdirektor wirkte, dürfte noch eine geraume Zeit gegenwärtig bleiben, noch lange nachklingen. Das Orchester jedenfalls spielte Bruckner unter der Leitung Zubin Mehtas, der wie kaum jemand sonst dem Orchester nahesteht, nach nur einer einzigen Probe mit ihm (dem rasch eingeflogenen) so traumwandlerisch sicher, klanglich ausbalanciert, als habe der alte Maestro noch seine Hand im Spiel gehabt. Hat er! Celis „Lektionen“, sein Orchesterunterricht im musikalischen Aufeinanderhören, im Cantabile-Spiel, im langen Atmen, in der Stimmenartikulation – das alles sitzt wohl tief, ist in die Technik, ins Bewußtsein der Münchner Philharmoniker eingegangen.

So klang das, was zu Beginn der Oberbürgermeister der Stadt sagte, welche Trägerin des Orchesters ist, wie ein Versprechen. In seinen ruhigen, anrührenden Worten des Gedenkens für die Persönlichkeit „voller Kraft und voller Widersprüche“, den Ehrenbürger Münchens,

fand Christian Ude durchaus das richtige Maß. Und: Würdigung zukommen lassen. Dankbarkeit abstaten könne die Stadt München Sergiu Celibidache am besten dadurch, daß sie mit daran arbeite, sowohl die musikalische Qualität wie auch den internationalen Rang, den das Orchester unter Celibidaches Führung gewonnen habe, zu bewahren. Magisch schien irgendetwas den Blick der mehr als zweitausend Menschen auf sich zu ziehen, als sie sich zur Schweigeminute erhoben – das leere Dirigentenpodium. . .

Bruckner und die riesengroßen symphonischen Kräfteverhältnisse, Bruckner und die Logik musikalischen Denkens, Bruckner und die langsamen Tempi, was heißt: Bruckner und die klingend strukturierte Zeit, Erschaffung von Dauer im Augenblick, im Vergehen – Bruckner und Celibidache, das war vom Beginn an bis zum Ende von Celis Münchner Tätigkeit vielleicht das zentrale Thema: Er hatte ihn erst relativ spät entdeckt, fühlte sich von seinen Partituren wohl so „getroffen“ wie von keinen anderen. Die achte Symphonie damals in der Lukaskirche (1979) wirkte in München wie ein Fanal, denkwürdige Momente bleiben gewiß viele Bruckner-Aufführungen unter seiner Leitung, doch die vierte, siebente, achte Symphonie und die f-Moll-Messe in der Stiftskirche im oberösterreichischen St. Florian hatten doch eine besondere Ausstrahlung. Musiziert unmittelbar über dem Sarkophag dieses merkwürdigen Komponisten, der die „extremen Dinge“ des Lebens und der Kunst in Musik, in die Entfaltung musikalisch extremer Spannungszustände übersetzte.

Doch die Krönung der Brucknerschen Symphonie, die Neunte, in St. Florian zu dirigieren, blieb Celibidache versagt. Er hätte, wir haben es erlebt, den Raum der barocken Stiftskirche durch musikalische Langsam- und Ausführlichkeit klingend so gefüllt, daß die architektonischen Bauprinzipien und Formteile der Musik bei aller Nachhall-Monumentalität faßlich geblieben wären. Statt seiner steuerte

jetzt in der Münchner Philharmonie Zubin Mehta durch die drei Sätze: fließende auch kompakter, mit kraftvoll-entschiedener Gestik. Mehta trieb die Brucknerschen Erregungsschübe mit schnellerem Herzschlag voran. Und dennoch schien es manchmal so, als ließe er die Philharmoniker für sich selbst musizieren, so, wie sie Bruckner mit Celibidache verstanden und spielen gelernt hatten. Mehta konnte „halten und lassen“. Er hat den Musikern bei der Probe wohl zu verstehen gegeben, wie kostbar das Erbe ist, das Celibidache ihnen hinterlassen hat – er appelliert geradezu, so hört man, an das Orchester: das Kapital an Musikalität und Klangfülle, Klangtiefe, das in ihm steckt, nicht zu verspielen, sondern herzhafte zu verteidigen.

Nun, die Gegenwart des Orchesters ist durchaus gut abgesichert, die Zukunft jedoch offen. Bleibt Celibidaches Philosophie? „Indem er es ablehnte, Musik zu konservieren, wußte er dem Augenblicke und der Endlichkeit unseres Lebens Würde zu geben“ – großartig gesagt, des Bundespräsidenten Telegrammworte an Celibidaches Witwe sind sehr wohl zu bedenken. Doch den Lebenden gehört das Recht; jetzt wurde bekannt, daß Celibidaches Münchner Konzerte mitgeschnitten worden sind. Mit seinem Einverständnis. Zur Zeit werde geprüft, wieviele und welche Aufnahmen vorhanden seien, heißt es aus dem Kulturreferat der Stadt. Wie werden sich die Erben entscheiden, gibt es eine testamentarische Verfügung über eine Verwertung?

Der Komponist Hans Zender hat in seinem Nachruf in der *Zeit* allein aufgrund der Bruckner-Videos Celibidaches dessen musikalische Leistung am Puls analysiert und sich von dessen erfülltem Brucknerbild höchst beeindruckt gezeigt. Eine fortwirkende Kraft kann die lebendige Erinnerung an Sergiu Celibidache tatsächlich auch für diejenigen bleiben, die sich der Tonaufzeichnung gern bedienen, und sogar für die, welche ihn nicht erlebt haben. WOLFGANG SCHREIBER

Reiche Ernte

Münchner Gedenkkonzert für Celi

Im Foyer drängten sich die Kartensucher wie sonst nur wenn er selbst am Pult stand: Sergiu Celibidache. Das erste Saisonkonzert der Münchner Philharmoniker am Montagabend im Gasteig wurde zum Gedenkkonzert für den am 14. August verstorbenen Chefdirigenten. Oberbürgermeister Christian Ude würdigte Celibidaches Münchner Arbeit, an deren Beginn vor 18 Jahren er versprochen hatte, aus den Philharmonikern ein Orchester von Weltgeltung zu machen. Er hatte den Mut dieses Versprechen abzugeben und die Kraft es zu verwirklichen. Durch Celibidaches Wirken seien die Philharmoniker ein glänzender Botschafter Münchens und ein kultureller Repräsentant der Bundesregierung in aller Welt geworden. Ude erinnerte auch an das geplante Gastspiel im österreichischen St. Florian, der Wirkungsstätte Brückners. Sein Werk bildete das Zentrum in Celibidaches Leben. Und so war es auch eine Brückner-Sinfonie, mit der die Münchner seiner gedachten.

Zubin Mehta dirigierte Brückners letzte, unvollendete, „dem lieben Gott“ gewidmete 9. Sinfonie. Reich war die Ernte, die er dabei „einfahren“ durfte, denn die Philharmoniker schöpfen bei

Brückner aus dem Vollen, aus dem, was Celi in nahezu zwei Jahrzehnten mit ihnen erarbeitet, erkämpft, erschaffen hat. Aus ihrer hohen Klangkultur, gepaart mit spieltechnischer Souveränität, einem wachen Aufeinanderhören und einem organischen Prozeß des Werdens der Musik. Auch wenn bei Mehta dieses Wachsen im überdimensionalen Kopfsatz nicht immer zwingend schien, er die Brüche betonte, imponierten der gewaltige, blechgesättigte Aufwärtssprung des ersten Themas ebenso wie die innige Streichermelodie des zweiten.

Mit einer geradezu brutalen Wildheit jagte Mehta die Philharmoniker in die aggressiven Pizzicati des Scherzo, ließ sie durch das Trio irrlichtern, bevor sie zurückkehrten in die ungebändigte Direktheit.

Im Adagio schließlich erinnerte der Streicherglanz an das Aufgehen der Sonne, mündete Spannung in Entspannung, „siegte“ letztlich das Verklingen, das ebenso „misterioso“ ist wie der Beginn der Sinfonie.

Der stumme Dank des Publikums galt nicht nur dem wunderbaren Orchester und Zubin Mehta, sondern auch dem Wegbereiter Celibidache.

Gabriele Luster

NACHRUF

Eine Münchner Musikepoche ist zu Ende gegangen!

Sergiu Celibidache ist tot. Damit ist eine Musikepoche in München zu Ende gegangen: Seit 1979 war „der große Celi“ Chefdirigent der Münchner Philharmoniker, die er gekonnt Schritt für Schritt und mit großem Elan auf Welt-Niveau führte.

■ Sergiu Celibidache galt als einer der genialsten Dirigenten dieses Jahrhunderts. Als Zauberer des Taktstocks wurde er international gefeiert: Musiker empfanden die Zusammenarbeit mit dem rumänischen Dirigenten als Krönung ihrer Laufbahn, und das Publikum, ob in Deutschland, den USA oder Japan, verehrte ihn als eine charismatische Persönlichkeit, wie sie die Musikwelt bis heute nur selten hervorgebracht hat. Im September hätten die Münchner Philharmoniker unter Celibidaches Leitung eigentlich noch ein Gastspiel im oberösterreichischen Sankt Florian geben und danach in München die neue Saison eröffnen sollen. So bleibt „Celis“ musikalischer Auftritt am 2. Juni in der Philharmonie sein letzter -

und diejenigen, die dem Konzert mit Werken von Schubert, Mozart und Beethoven beigewohnt haben, werden es im nachhinein als historisches Ereignis würdigen. Am 14. August starb Celibidache im Alter von 84 Jahren in seinem Haus in Paris nach seinem vierten Herzinfarkt. Celibidache, im rumänischen Roman am 28. Juni 1912 geboren, kam mit knapp 24 Jahren nach Deutschland. Zunächst studierte Celibidache als junger Pianist in Berlin Musik, wo er - den großen Wilhelm Furtwängler als Mentor an seiner Seite - auch die düstere Zeit des Nationalsozialismus überstand. Nach Furtwänglers unehrenvolle Entlassung wegen seiner angeblichen nationalsozialistischen Gesinnung übernahm Celi-

bidache 1945 das Dirigentenpult bei den Berliner Philharmonikern, bevor diese sich dann schließlich doch nicht für ihn, sondern für Karajan als Furtwängler-Nachfolger entschieden. In Berlin begann er seine Laufbahn als Dirigent - in München vollendete er sie.

Nach einigen Jahren in Mexiko, Italien, Dänemark und Schweden, wo er vor allem junge Musiker unterrichtete, folgte er 1975 zunächst einem Ruf der Stuttgarter Radiosinfoniker, bevor er 1979 endgültig nach München zu den Philharmonikern wechselte. In den siebzehn Jahren, in denen Sergiu Celibidache Generalmusikdirektor der bayerischen Landeshauptstadt war, gelang es dem großen Maestro tatsächlich,

„sein“ Orchester zu Weltruhm zu führen. Dabei herrschte längst nicht immer pure Harmonie zwischen ihm und seinen Musikern: Erst Ende 1984 schien es so, als würde Celibidache nach ernsthaften Differenzen mit dem Orchesterdirektor den Münchnern und den Philharmonikern endgültig den Rücken kehren wollen - um dann Anfang 1985 ein triumphales Comeback zu feiern. Daß für Celibidache Zeit seines Lebens Musik im und vom Augenblick lebte und nur „live“ wirklich lebendig war, ist der Grund, weshalb seine Anhänger nun - nach seinem Tod - vorerst kaum mehr Gelegenheit haben werden, sich seine Musik per Tonträger noch einmal zu vergegenwärtigen. Denn Celibidache lehnte Schallplattenaufnah-

men konsequent ab. Allenfalls die Rundfunkbänder, die seine zahlreichen musikalischen Auftritte dokumentieren, stehen der Plattenindustrie nun zur Verfügung, jetzt wo Celibidache deren Veröffentlichung nicht mehr untersagen kann, werden sie mit Sicherheit bald für jedermann zugänglich sein. Ob „Celi“ das gewollt hätte oder nicht.

Bleibt zu hoffen, daß wenigstens die Stadt München das Andenken dieses großen Musikers angemessen hochhalten und dafür sorgen wird, daß das erreichte Niveau „seiner“ Philharmoniker dank eines würdigen „Celi“-Nachfolgers auch in Zukunft gehalten werden kann!

Nicole Schaeenzler

Sergiu Celibidache gestorben

Der Kampf gegen die mediale Vernutzung der Musik wurde zu seiner künstlerischen Hauptaufgabe. In Zeiten, in denen alle Welt von Massenverwertung über die Schallplatte sprach und spricht, wo sein Antipode Herbert von Karajan den Versuch unternahm, eine neue auratische Wirkung im reproduzierenden Medium auszubauen, blieb Celibidache seiner Überzeugung von der Einmaligkeit des klanglichen Ereignisses treu. (Daß die Berliner Philharmoniker nach dem Tod Furtwänglers im Jahr 1954 Karajan ihm vorzogen, hat er übrigens nie ganz verwinden können.) Beeinflußt von philosophischen Grundlagen des Zen, galt ihm der Klang als lebendes Wesen mit Geburt und Tod, als individuelle, unwiederholbare Erscheinung. So schaffte sich die Musik in ihrem Entstehungsprozeß an jedem Ort, zu jeder Zeit neu, im Miterleben, ja Mitgestalten dieses Schöpfungsaktes sah Celibidache das Wesen musikalischer



Schlußakkord des Stücks muß das ganze Erklängen, alle Entwicklung eingefangen und aufgehoben sein, Prozeß und Ziel fallen zusammen. Hierüber definiert sich für Celibidache künstlerisches Gelingen. Und er gab zu, daß das Eintreten solch stimmigen Erlebens immer wieder neu erkämpft

Kommunikation. Hieraus erwuchs ein ganz eigenständiger Begriff der musikalischen Zeit. „Im Grunde hat Musik gar keine Dauer“, äußerte Celibidache immer wieder und widersetzte sich damit den Fetischisierungen der Stoppuhr und des Metronoms. Im

werden müsse - und nur in Ausnahmefällen werde dieser Kampf gewonnen. Diese Zeitphilosophie bestimmte den Akt der Interpretation, den Celibidache nie im Sinne von Deutung sondern einzig im Entstehen-Lassen des Werks aus sich heraus sah. Einzige Aufgabe des Dirigenten sei es, dieses eigene Wachsen des Werks vor störenden Eingriffen zu schützen. Mit den Münchner Philharmonikern, die unter Celibidache 1979 gewaltig an Format gewannen, setzte er in geduldiger Erziehungsarbeit diesen Begriff von musikalischer Interpretation um. Kammermusikalisch sollten die Musiker aufeinander hören, das Spiel untereinander abstimmen. Die immer wieder von der Kritik beanstandeten langsamen Tempi Celibidaches haben ihre Wurzeln in diesem Verständnis von Interpretation. Mit Celibidache ging einer der letzten Verfechter der „reinen Sache Musik“ von uns. Er starb am 14. August 1996 im Alter von 84 Jahren in Paris.

REINHARD SCHULZ



THEATER GEMEINDE MÜNCHEN

MONATSPROGRAMM OKTOBER 1996



Sergiu Celibidache † 14. August 1996

Enthusiastische Bewunderung und distanzierte Problematisierung, um nicht zu sagen Ablehnung, schlugen Sergiu Celibidache und seinem musikalischen Schaffen lebenslang entgegen. Er war ein außergewöhnlicher Mensch, Dirigent, Orchestererzieher und Lehrer des Dirigentennachwuchses. Wenn sich an ihm auch die Geister schieden, so waren sie sich doch einig darüber, daß er einer der ganz großen Dirigenten dieses Jahrhunderts war, von einer unbestechlichen, ernsten Kunstauffassung. Er haßte Oberflächlichkeit und selbstgefällige Pultstars, die heute hier, morgen da ihre Programme abspulpen. Für ihn war Musik die Erscheinung des Göttlichen in unserem Weltsystem.

Wir verdanken ihm unvergeßliche Musikerlebnisse.

Celibidache hinterläßt ein hervorragendes Orchester. Einen adäquaten Nachfolger zu finden, ist sicher nicht leicht. Nötig ist ein Chef, der sich ganz auf dieses Orchester konzentriert und die Tradition des eigenen Stils fortsetzen will und kann, damit die Münchner Philharmoniker kein Allerweltsorchester werden.

Dr. Winfried Zehetmeier, Vorsitzender der Theatergemeinde

Gedenkkonzert für Maestro Sergiu Celibidache

REDE DES OBERBÜRGERMEISTERS CHRISTIAN UDE ANLÄSSLICH DES GEDENKKONZERTES FÜR MAESTRO SERGIU CELIBIDACHE AM 9. SEPTEMBER 1996

In diesen Tagen hätte eine ganz normale, reguläre Konzertsaison der Münchner Philharmoniker hier beginnen sollen. Es wäre die 18. Saison unter der künstlerischen Leitung und Verantwortung von Generalmusikdirektor Sergiu Celibidache gewesen,

Als er hier mit den Münchner Philharmonikern angefangen hat, da versprach er, dieses Orchester, das damals durchaus anerkannt und solide war aber nicht international herausragte, zu einem Klangkörper mit Weltgeltung zu machen.

Viele fragten sich, wie man ein solches Versprechen überhaupt abgeben kann, dessen Erfüllung doch von so vielen Faktoren abhängt. Aber Celibidache hatte den Mut, dieses kühne Versprechen abzugeben und er hatte – erstaunlicher noch – die Kraft, das auch tatsächlich zu halten – und das in einem erstaunlich kurzen Zeitraum. Schon wenige Jahre nach dem Beginn seines Wirkens als Generalmusikdirektor erreichten die Münchner Philharmoniker einen unbestrittenen Zenit ihrer künstlerischen Leistung. Sie entwickelten sich zu einem glänzenden Botschafter der Musikstadt München und zu einem kulturellen Repräsentanten der Bundesrepublik Deutschland, auf den Bundesregierung und Bundespräsident immer häufiger zurückgriffen, wenn es galt, historisch bedeutsame Einschnitte und Anlässe musikalisch zu umrahmen oder zu würdigen.

Diese Entwicklung der Münchner Philharmoniker haben wir, das wissen sie selbst und betonen sie selbst ganz wesentlich, Maestro Sergiu Celibidache zu verdanken.

Er war eine Persönlichkeit voller Kraft, auch voller Widersprüche. Beim Münchner Publikum fand er immer mehr Anerkennung, Bewunderung und Verehrung und sogar das Wort ist hier nicht übertrieben – Liebe. Eine weltweit wachsende Gemeinde verehrte ihn als einen Philosophen der

aber am 14. August 1996 ist er 84-jährig in der Nähe von Paris gestorben. Damit ist es ihm versagt geblieben, viele Pläne noch zu verwirklichen, die er sich bereits zusammen mit seinen Münchner Philharmonikern gemacht hatte. Versagt geblieben ist es ihm vor allem, ein Gastspiel zu geben im österreichischen St. Florian aus Anlaß des 100. Todestages von Anton Bruckner.

Bruckners Musik zur Aufführung zu bringen, in dieser Stiftskirche, die eine Wirkungsstätte Bruckners war und in der er auch seine letzte Ruhe gefunden hatte, das hat Sergiu Celibidache einmal als ein Privileg seines Lebens

Musik, als Magier, als Zauberer der Töne, als einen der letzten musikalischen Moralisten und vor allem als einen Pädagogen der aus einem Orchester mehr herauszuholen vermochte, als das Orchester selbst für möglich hielt.

Nach seinem Tode sind weltweit Würdigungen erschienen in denen auch Kritiker – die es selbstverständlich gab, die sich auch an seinem Anspruch reiben konnten und Reibungsflächen bot er weiß Gott auch – voller Respekt vor ihm verneigten.

Die Stadt München als Träger der Münchner Philharmoniker und das Orchester selbst werden alles daran setzen, um den Qualitätsbegriff für den er gestritten und gekämpft hat, um den internationalen Rang, den das Orchester mittlerweile einnimmt, auch in Zukunft zu bewahren.

Ich denke, daß dies die würdigste und vor allem auch ihm angemessenste

bezeichnet. Und in der Tat stand das Werk Bruckners immer im Mittelpunkt seines künstlerischen Interesses und seiner künstlerischen Arbeit. Dieses Privileg noch einmal zu erleben war ihm nicht vergönnt.

Sein Verhältnis zu München war differenzierter und komplizierter. Er hat es sich in dieser Stadt nie leicht gemacht und sie hatte es auch nicht immer leicht mit ihm. Er war, daß sollten wir bei aller Münchner Nabelschau bedenken, schon ein international respektierter und geachteter Dirigent, der auf ein beachtliches Lebenswerk zurückblicken konnte, als sein Münchner Engagement begann.

Form ist, um Maestro Sergiu Celibidache zu würdigen und ihm Dank abzustatten.

Ich darf Sie ausdrücklich auch im Namen von Zubin Mehta, dem ich ganz herzlich danken möchte für seine spontane Bereitschaft, das heutige Gedenkkonzert zu leiten, obwohl er gestern noch in Bombay war, eindringlich bitten, am gesamten heutigen Konzertabend von Beifallsbekundungen Abstand zu nehmen, um den Charakter des Konzertes als Gedenkkonzert zu wahren.

Die Musikstadt München, die Sergiu Celibidache mit allen hier zu Gebote stehenden Ehrungen gewürdigt hat, zuletzt in diesem Konzertsaal 1992 mit der Ehrenbürgerschaft, ist ärmer geworden, ebenso die Musikwelt insgesamt, um eine der ganz großen Künstler und Dirigentenpersönlichkeiten dieses Jahrhunderts.



Telegramm des Herrn Bundespräsidenten Roman Herzog zum Tode von Sergiu Celibidache an die Witwe Joana Celibidache

Sehr geehrte Frau Celibidache,

zum Tode Ihres Mannes spreche ich Ihnen mein tiefempfundenes Mitgefühl aus.

Sergiu Celibidache, der begnadete Musiker und große Dirigent, hat unendlich vielen Menschen unvergleichliche Musikerlebnisse geschenkt. Seine Interpretationen der großen Werke der Musikgeschichte waren beispielhaft. Sie zeugten von seiner Leidenschaft für die Musik, aber auch von seiner erzieherischen Kraft in der Arbeit mit Orchestern. Die Münchner Philharmoniker führte er so zu Weltruhm, die große Liebe des Publikums dankte es ihm.

Indem er es ablehnte, Musik zu konservieren, wußte er dem Augenblick und der Endlichkeit unseres Lebens Würde zu geben. Die musikalische Welt trauert um einen Genius, der unvergessen bleiben wird.

gez. Roman Herzog
Präsident der
Bundesrepublik Deutschland

Bundeskanzler Dr. Helmut Kohl sandte Frau Joana Rom-Celibidache, Paris, folgendes Kondolenztelegramm:

Sehr verehrte gnädige Frau,

zum Tode Ihres Mannes spreche ich Ihnen meine tiefempfundene Anteilnahme aus.

Sergiu Celibidache gehörte zu den herausragenden Dirigenten unserer Zeit. Er war eine Künstlerpersönlichkeit, die Orchester und Publikum gleichermaßen mitzureißen verstand, und ein begnadeter Musikpädagoge. In seinem musikalischen Schaffen verband sich ein außergewöhnliches Verständnis für das Klangbild einer Komposition mit dem unbedingten Willen, ihren musikalischen Gehalt umfassend zu erschließen. Die Münchner Philharmoniker hat er als ihr langjähriger künstlerischer Leiter zu hohem internationalen Ansehen geführt. Exemplarische, gefeierte Aufführungen mit „seinem“ Orchester in aller Welt bleiben unvergeßliche Zeugnisse seiner immensen Begabung und Meisterschaft.

Deutschland verliert mit Sergiu Celibidache einen seiner bedeutendsten musikalischen Botschafter. Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

Mit stillem Gruß
Ihr
Helmut Kohl

Presseerklärung des Bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber zum Tod von Sergiu Celibidache

Die musikalische Welt hat einen ihrer ganz großen Dirigenten verloren. In die Trauer mischt sich die Dankbarkeit für das, was *Sergiu Celibidache* durch sein Schaffen allen Musikfreunden gegeben hat. Sein Name steht für eine unverwechselbare Art des Musizierens. In ihm verbanden sich interpretatorische Kraft und Kreativität mit äußerster Akribie und der charismatischen Ausstrahlung eines großen, mitreißenden Musikers.

Die Landeshauptstadt München, der Freistaat Bayern und die ganze Welt verlieren mit *Sergiu Celibidache* einen begnadeten Künstler. Wir sind stolz und dankbar, daß er seit siebzehn Jahren Bayern zum *Mittelpunkt* seines Schaffens gemacht hatte. Ich trauere mit allen Freunden der Musik um diese begnadete Persönlichkeit.

Edmund Stoiber
Bayerischer Ministerpräsident

Der Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München, Christian Ude, zum Gedenken an Maestro Sergiu Celibidache

Verehrtes Konzertpublikum,

mit *Sergiu Celibidache* verliert München einen international geachteten Ehrenbürger, verliert die *Musikstadt München* eine herausragende und prägende Persönlichkeit, die mit ihrer unvergleichlichen Musikalität und Leidenschaft zur Perfektion sowie mit beispielhaftem pädagogischen Eros die *Münchner Philharmoniker* zu weltweitem Ruhm geführt hat. 17 Jahre lang stand der Maestro an der Spitze des städtischen Orchesters. Er hat sich in dieser Zeit nicht nur die Bewunderung, sondern die Liebe und Verehrung des Musikpublikums immer wieder aufs neue erobert. Seine Interpretationen vor allem der großen Symphonien der deutschen Klassik, der Romantik und der Spätromantik setzten Maßstäbe. Die Musikfreunde fieberten seinen unvergeßlichen Auftritten im Gasteig entgegen, seine großen Konzerte werden der Musikwelt im Gedächtnis bleiben. Die *Münchner Philharmoniker* haben ihm ihren vielbewunderten *Aufstieg der letzten Jahre* zu verdanken, die *Musikstadt München* hatte in ihm einen optimalen Repräsentanten und Botschafter.

Obwohl wir um seine gesundheitlichen Gefährdungen wußten, hat uns die Nachricht von seinem Tod überraschend getroffen. Seine Pläne, die er mit seinen *Philharmonikern* noch verwirklichen wollte, werden nun nicht mehr in Erfüllung gehen. Die *Musikstadt München* und die Musikwelt insgesamt sind um eine Künstlerpersönlichkeit ärmer geworden, wie es sie in einem Jahrhundert nur selten gibt.

Christian Ude
Oberbürgermeister der Landeshauptstadt München

Der Kulturreferent der Landeshauptstadt München, Siegfried Hummel, zum Gedenken an Sergiu Celibidache

Die Musikwelt trauert, denn mit Sergiu Celibidache haben wir einen begnadeten Musiker und einen der größten Dirigenten dieses Jahrhunderts verloren. Musik war für ihn mehr als nur Dirigieren. Sie war für ihn Philosophie und Schöpfung in einem. Philosophie in seinem außerordentlichen Zwang zur künstlerischen Perfektion. Schöpfung, indem keine Aufführung der anderen glich, sondern jedes Konzert im wahrsten Sinn des Wortes einmalig und somit konsequenterweise für ihn auch nicht konservierbar war. Sergiu Celibidache war ein wertvoller Solitär in der Musiklandschaft, der die Töne in zeitlosen Sphären erklingen ließ und uns das Hören neu lehrte. Mit seinen Konzerten inspirierte er uns, die höhere Weisheit der Musik zu erleben, die Orchester und Publikum gleichermaßen in magischen Bann zog. Mit unermüdlichem Einsatz, Energie und Disziplin setzte Sergiu Celibidache seine ganze Kraft für das Orchester ein. Mit ihm als Generalmusikdirektor erlangten die Münchner Philharmoniker Weltruhm, zusammen mit ihnen schrieb er Musikgeschichte. Wir sind dem musikalischen Botschafter der Stadt München, dem großen Künstler und Dirigenten, aber auch dem außergewöhnlichen Menschen Sergiu Celibidache zu großer Dankbarkeit verpflichtet und werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Siegfried Hummel
Kulturreferent
der Landeshauptstadt München

Der Intendant der Münchner Philharmoniker, Norbert Thomas, zum Gedenken an Maestro Sergiu Celibidache

Verehrtes Konzertpublikum,

mit einem Gedenkkonzert für seinen Freund Arturo Benedetti Michelangeli wollte Maestro Celibidache seine 18. Konzertsaison in München eröffnen.

Nun ist daraus ein Konzert zu seinem Gedenken geworden. Trotz des Wissens um seinen gesundheitlichen Zustand, traf uns die Nachricht über seinen Tod plötzlich und überraschend. Am 14. August 1996 endete die „Ära Celibidache“; doch für uns, die wir beinahe tagtäglich mit ihm zu tun hatten, wird sie andauern. Mir persönlich war es eine große Ehre, mit einem so genialen Musiker acht Jahre lang arbeiten zu dürfen. So bleibt an dieser Stelle für den Moment nur der Dank für sein konsequentes Arbeiten mit dem Orchester und der Respekt vor seinem Lebenswerk. Von ihm, der sein Leben lang jedwede Art der Konservierung verpönte, möchte ich mich mit den Worten Albert Schweitzers verabschieden: „Das schönste Denkmal, das ein Mensch bekommen kann, steht im Herzen der Mitmenschen.“

Norbert Thomas
Geschäftsführender Intendant
der Münchner Philharmoniker

Der Vorstand der Münchner Philharmoniker zum Gedenken an Maestro Sergiu Celibidache

In tiefer Trauer und mit tiefer Dankbarkeit nehmen wir, die Münchner Philharmoniker, Abschied von Sergiu Celibidache.

In 17 gemeinsamen Jahren lernten wir seine von Ehrfurcht und Liebe getragene, unbeirrbar Arbeit an der Musik kennen und schätzen.

Mit nie versiegender Kraft und Intensität schuf er einen unverwechselbaren Orchesterklang, dessen Einmaligkeit sich besonders in Aufführungen von Werken Anton Bruckners manifestierte.

Als großer Lehrmeister, für viele auch als väterlicher Freund, führte er die Münchner Philharmoniker zu Weltruhm und zum Höhepunkt ihrer 100jährigen Geschichte. Sein Tod, ein großer Verlust für uns sowie die Musikstadt München, bedeutet das Ende einer Ära in der deutschen Musikwelt, wie auch für jeden von uns persönlich.

Wir wollen alles tun, um sein Vermächtnis weiterzuführen, wir wollen seine Ehrfurcht vor der Wahrheit der Musik in unseren Herzen bewahren.

Für die Münchner Philharmoniker
Der Orchestervorstand

Die Gesellschaft der Freunde und Förderer der Münchner Philharmoniker zum Gedenken an Maestro Sergiu Celibidache

Die Gesellschaft der Freunde und Förderer der Münchner Philharmoniker e.V. gibt es, weil es Sergiu Celibidache gab. Es war sein Wunsch, eine solche Gesellschaft zu gründen. Als er die Leitung des Orchesters übernahm, ging es ihm von Anfang an darum, sein Orchester mit seinem Publikum eng zu verbinden. Deshalb hat er dem Publikum auch den Zugang zu allen seinen Orchesterproben ermöglicht. Eine großartige Geste, die dazu beitrug, die Herzen seiner Zuhörer zu gewinnen.

So wurden auch die Mitglieder der Gesellschaft der Freunde und Förderer zu treuen Freunden und Bewunderern des großen Meisters. Seine Kunst und sein Engagement für das Orchester und für sein Publikum übertrugen sich auch auf die Entwicklung der Gesellschaft. Sie konnte eine erfreuliche Zahl von Mitgliedern gewinnen und eindrucksvolle Spenden zur Unterstützung des Orchesters mobilisieren. Sergiu Celibidache selbst hat durch kostenlose Auftritte anlässlich der philharmonischen Bälle und durch jährliche Sonderkonzerte zu Gunsten der Gesellschaft deren Finanzkraft gestärkt, die wieder seinem Orchester zugute kam.

Die Mitglieder der Gesellschaft reihen sich in die große Schar ein, die um den großen Meister trauern. Sie verdanken ihm großartige, unvergeßliche Stunden, die sie dankbar in ihrem Herzen bewahren werden. Sergiu Celibidache wird in der Erinnerung der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Münchner Philharmoniker weiterleben. Sie weiß sich auch zukünftig seinem Auftrag verpflichtet, sein Orchester mit dem Publikum zusammenzuführen im Erleben großer Kunst, aber auch in der Förderung und Unterstützung eines Klangkörpers, den Sergiu Celibidache zur Weltgeltung geformt und geführt hat.

Horst Teltschik
Vorsitzender der Gesellschaft der
Freunde und Förderer der
Münchner Philharmoniker e.V.